

Amerika

Rudolf Cronau

Amerika.

Die Geschichte seiner Entdeckung.

Zweiter Band.

Amerika.

Die Geschichte seiner Entdeckung von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Eine Festschrift

zur 400 jährigen Jubelfeier der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus.

Verfaßt und illustriert

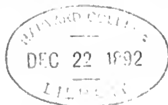
von

Rudolf Cronau.

Zweiter Band.

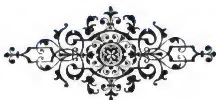
Mit 270 Textillustrationen, 25 Vollbildern und 12 Karten und Plänen.

Leipzig,
Verlag von Abel & Müller.
1892.



Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.



Die weiteren Entdeckungen der Spanier in Nordamerika.





Aus den Ruinen von Chichen Itza.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Die Eroberung von Yucatan.

Das aufregende Drama der Niederwerfung des mächtigen Aztekenreiches war vorüber. Für mehrere Jahre hatten die hierselbst sich abspielenden Scenen, die überaus glänzenden Aussichten das allgemeine Interesse auf Mexiko konzentriert und alle anderen Unternehmungen in den Hintergrund gedrängt. Cozumel und Yucatan, die Länder, von denen aus die Eroberung von Mexiko recht eigentlich begonnen wurde, lagen unbeachtet und schienen gänzlich vergessen zu sein. Erst im Jahre 1526 erinnerte man sich wieder ihrer Existenz und zwar war es Francisko de Montejo, ein Edler aus Sevilla, welcher den Plan faßte, die vernachlässigten Länder genauer zu untersuchen und zu erobern. Montejo war keineswegs ein Neuling im blutigen Waffenhandwerk, denn er hatte sowohl die Expedition des Grijalva als auch den Eroberungszug des Cortes mitgemacht und sich als einer der vorzüglichsten Hauptleute bewährt. Von Cortes hochangesehen, war er zweimal als dessen Bevollmächtigter nach Spanien geschickt worden. In Anerkennung dieser vielfachen Verdienste erhielt er durch ein am 8. Dezember des Jahres 1526 ausgefertigtes Dokument die Erlaubnis, „die Inseln" Yucatan und Cozumel zu erobern und zu kolonisieren.

Nicht ohne Interesse ist es, die Bestimmungen dieses Dokumentes zu vernehmen. Als erste wurde festgesetzt, daß Montejo innerhalb eines Jahres, vom Datum der Urkunde

gerechnet nach Yucatan abzusegeln und die Eroberung zu beginnen habe. Zweitens und drittens wurde bestimmt, daß er Gouverneur, Generalkapitän und Adelantado auf Lebenszeit sein und daß der letztere Titel nach seinem Tode auf seine Erben und Nachkommen übergehen solle. Viertens wurden Montejo zehn Quadratmeilen Landes, sowie vier Prozent von allen Einkünften, die aus den eroberten Gebieten gezogen werden möchten, bewilligt. Allen denjenigen, welche sich seiner Expedition anschlössen, wurden nicht nur Anteile an Land zugestanden, sondern auch das Recht, rebellische Indianer zu Sklaven zu machen. Von den Erträgnissen der Minen sollten in den ersten drei Jahren nur der zehnte, im vierten Jahre nur der neunte Teil zu entrichten sein und diese Zehnten zu Kirchenbauten und sonstigen zum Gottesdienst nötigen Dingen verwendet werden.

Eine ebenso eigentümliche wie vielsagende Bestimmung ist die letzte des Dokumentes, welche verordnet, daß keine Rechtsgelehrten oder Advokaten, weder aus dem Königreiche Spanien noch aus einer anderen Gegend, in die zu erobernden Länder gehen sollten, und zwar „wegen der Streitigkeiten und der Zwiste, welche ihnen folgen würden.“

Francisko de Montejo, ein Mann von mittlerer Statur, mit freundlichen Zügen und munterer Gemütsstimmung, mit einer großen Neigung zur Freigebigkeit, verwendete fast sein gesammtes Vermögen auf die Ausrüstung der Expedition, hoffte er doch in Zuversicht durch dieselbe ähnliche Reichtümer zu gewinnen, wie sie dem Eroberer von Mexiko zu teil geworden waren. Zu Anfang des Jahres 1527 konnte die aus vier Schiffen bestehende Flotte, welche gegen 400 Soldaten an Bord hatte, unter Segel gehen. Nach einer glücklichen Fahrt kam die nur wenige Fuß über den Spiegel des Oceans sich erhebende, langgestreckte, hügellose und mit Grün bedeckte Küste von Yucatan zu Gesicht. Man landete zunächst an der Insel Cozumel, wo der Adelantado große Schwierigkeiten fand, sich mit den Eingeborenen zu verständigen, weil ihm ein Dolmetscher fehlte. Nach kurzem Aufenthalte fuhr man nach der damals noch für eine Insel gehaltenen Halbinsel Yucatan hinüber, um daselbst unter Beobachtung der bei neuen Eroberungen üblichen Feierlichkeiten im Namen der spanischen Krone förmlich Besitz von dem Lande zu ergreifen. Gonzales Nieto pflanzte das königliche Banner auf und rief mit lauter Stimme: „España! España! viva España!“

Niemand erschien, welcher gegen die Besitzergreifung Widerspruch erhoben hätte und nichts ließ auf die ungeheueren Drangsale schließen, welche den Spaniern gerade in diesem Lande beschieden sein sollten.

Schon während die Abenteurer ihre Pferde, Waffen und Vorräte ans Land schafften, wurden mehrere infolge der außerordentlichen Hitze krank und diese Beschwerden häuften sich, als die Spanier unter Führung eines Indianers von Cozumel die Küste entlang zogen. Wohl traf man auf einzelne kleine Städte, doch überall erwies sich das Land unerträglich heiß und wasserarm. Ließen die Bewohner den Durchzug der Fremdlinge anfänglich ruhig geschehen, so zeigte es sich jedoch bald, daß sie keineswegs gesonnen seien, sich willig zu unterwerfen. Schon in Coni, einem westlich vom Kap Catoche gelegenen Orte, versuchte es ein Indianer, den Adelantado mit einem Hirsch-

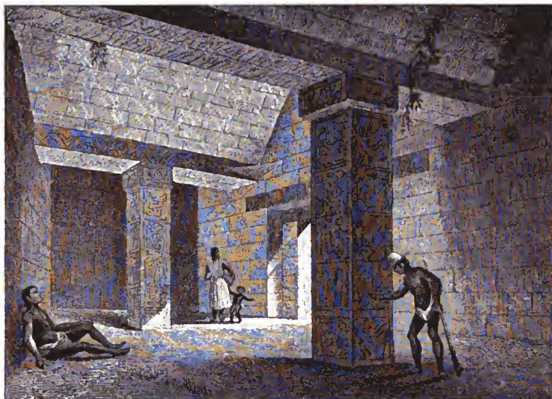
fänger, den er einem Negersklaven entrissen, zu töten, hatte aber diesen Mordversuch mit seinem eigenen Leben zu bezahlen.

Nachdem Montejo die Küste noch eine Strecke weiter verfolgt hatte, beschloß er, einen Vorstoß in das Innere des Landes zu unternehmen und wandte sich der Provinz Choaca zu. Ermattet von den Beschwerden der Wanderung durch das steinige, von dichten Wäldern überwachsene, wasserarme Land, kam man bis zu der Stadt Ake, sah sich hier aber plötzlich großen Massen von Indianern gegenüber, die aus der ganzen Umgegend zusammen geströmt waren und in den Wäldern verborgen lagen. Der Anblick dieser nur mit Lendentüchern bekleideten Wilden wirkte auf die Krieger Montejos wahrhaft grauenerregend, und glaubten manche es mit leibhaftigen Teufeln zu thun zu haben. In der That boten diese yucatekischen Streiter ein entsetzliches Bild, die Körper waren über und über mit Erdfarben bemalt, umfangreiche Federbüschel nickten von den furchtbar aussehenden Häuptern hernieder und große Steinringe hingen an Nasen und Ohren. Unter gellendem Kriegsgeschrei und dem weithinschallenden Lärme großer Muscheltrompeten stürmten die Wilden in weiten Sätzen den Spaniern entgegen, ihre mächtigen Speere und Holzschwerter gegen die aus den Panzern von Riesenschildkröten gebildeten Schilde schlagend. Ein furchtbarer Kampf entbrannte, welcher den ganzen Tag hindurch währte und beiden Teilen große Verluste brachte. Die Nacht machte zwar dem Blutvergießen ein Ende, die Indianer aber blieben auf dem Schlachtfelde, um mit Tagesanbruch den Streit sofort aufs neue zu beginnen. Erst gegen Mittag gelang es den Europäern, die erbitterten Gegner, welche mehr als zwölfhundert der ihrigen verloren, zum weichen zu bringen.

Von Ake aus zogen die Spanier gen Chichen Itza. Leider geht aus den dürftigen Nachrichten, welche über die Eroberung von Yucatan erhalten sind, nicht mit Bestimmtheit hervor, ob jene durch ihre herrlichen Paläste und Tempel berühmte Ruinenstadt damals noch bewohnt war. Mancherlei Anzeichen sprechen aber dafür, daß dies der Fall gewesen und daß Chichen Itza zur Zeit der spanischen Invasion noch jene bizarre Pracht entfaltete, welche seine Ruinen vermuten lassen. Wir glauben dies nicht nur daraus schließen zu dürfen, daß Montejo in einem an den König von Spanien gerichteten Briefe vom 13. April 1529 besonders hervorhebt, daß die Gegend, in welcher er sich befinde, mit großen und wunderbaren Städten (cuidades muy frescas)*) bedeckt sei und eine ansehnliche Bevölkerung besitze, sondern wir dürfen dies auch aus der langen Dauer seines Aufenthaltes in Chichen Itza annehmen. Verblieb er doch hierselbst fast zwei volle Jahre, bemüht eine Colonie zu gründen und die eigentliche Unterwerfung der Halbinsel von diesem Punkte aus zu beginnen. Désiré Charnay glaubt auch mancherlei Anzeichen gefunden zu haben, daß die heute noch ziemlich erhaltenen Gemächer dereinst von Montejos Soldaten bewohnt gewesen seien und daß letztere es waren, welche in religiösem Fanatismus zahlreiche altindianische Malereien mit Kalk übertünchten, um die Darstellungen einer heidnischen Mythologie nicht beständig vor Augen zu haben.**)

*) Charnay erwähnt diesen von Dan. Brinton veröffentlichten Brief in seinen „Ancient Cities of the New World“ p. 327.

**) Charnay, The ancient Cities of the New World p. 334. 357.



Innenraum einer Tempelruine zu Chichen Itza.
Nach Stephens.

Bereits zwei Jahre verweilte Montejo in Chichen Itza, als er, vielleicht durch den friedlichen Verlauf dieser Periode sorglos gemacht, sich zu der Unklugheit bewegen ließ, seine Macht zu teilen und den Hauptmann Alonso Davila mit sechzehn Reitern und fünfzig Fußsoldaten nach der südlich von Chichen Itza gelegenen Provinz Ba Khalal zu entsenden, wo angeblich Gold gefunden werde.

Eine solche Zersplitterung der spanischen Macht schienen die Yucateken nur abgewartet zu haben, denn bald nach dem Abzuge Davilas begannen sie die Lieferung von Lebensmitteln einzustellen und sich in großen Massen um Chichen Itza zu versammeln. Alle Bemühungen der Spanier, eine Verbindung mit Davila zu erlangen, um denselben zurückzurufen, mißglückten, denn alsbald erfolgten zahlreiche Angriffe auf die Spanier, so daß dieselben sich gezwungen sahen, ein festes Lager zu beziehen. Höchst wahrscheinlich verschanzten sie sich in jenem auf einem 25 Meter hohen, 65 Meter breiten und 67 Meter langen künstlichen Hügel gelegenen Tempelbau, welchen wir auf Seite 59 des I. Bandes abbildeten und der noch heute den Namen „El Castillo" führt. Ringsum von ungeheueren feindlichen Massen umschlossen, kamen die Spanier zu der Überzeugung, daß ihnen nur die Wahl bleibe, entweder Hungers oder durch die Hand der Indianer zu sterben. Sie wählten das letztere und stiegen in die Ebene hinab, wo sogleich der blutigste Kampf entbrannte, der je auf yucatekischem Boden geschlagen wurde. Die Spanier fochten um ihr Leben, die Indianer um den Besitz ihrer Freiheit. Wurden Tausende der Letzteren getödtet, so kamen

aber auch gegen hundert und fünfzig der Eroberer um und fast alle übrigen waren verwundet oder so ermattet, daß sie nur mit Mühe in ihre Befestigungen zurückgelangten.

Außer Stande, sich länger zu behaupten, zogen sie von einer dunklen Nacht Vorteil, wo die Indianer, die man durch wiederholte Ausfälle ermüdet hatte, nicht auf der Hut waren. Als alles still war, banden die Spanier einen Hund an den Strick eines Glockenklöppels und setzten etwas Futter vor ihm hin, aber so, daß der Hund dasselbe nicht erreichen konnte. Gleich darauf verließen die Spanier so geräuschlos als nur möglich ihr Lager. Der Hund, welcher sie fortgehen sah, zog an dem Glockenseile, um mit ihnen zu gehen, und später, um zu dem Futter zu gelangen. Die Indianer, welche glaubten, die Spanier läuteten zum Gebet, verhielten sich ruhig, mußten aber am nächsten Morgen bemerken, daß das Lager derselben verlassen war. Wohl brachen sie zur Verfolgung der Flüchtlinge auf, doch gelangten letztere nach mancherlei Kämpfen glücklich an die westliche Küste, wo sie bei Kimbech, dem späteren Campeche sich aufs neue festzusetzen suchten.

Der nach Ba Khalal entsandte Hauptmann Davila war in seinen Unternehmungen keineswegs glücklicher. Wohl erreichte er den Ort seiner Bestimmung, als er aber an den dort herrschenden Kaziken eine Botschaft schickte, um wegen Lebensmitteln anzufragen, wurde ihm von dem Kaziken die hochmütige Antwort, daß er Geflügel an Speeren und Mais an Pfeilen senden werde. Die Bemühungen, Gold zu entdecken, schlugen fehl und so kehrte Davila unter furchtbaren Mühseligkeiten nach der Küste zurück, um sich in Campeche, zwei Jahre nach der unglücklichen Trennung, mit dem Adelantado wieder zu vereinen.

Ein zweiter Versuch, in das Innere des Landes vorzudringen, schlug abermals fehl, ja Montejo sah sich, als er Davila wiederum auf eine Sonderexpedition geschickt hatte, zum zweitenmale einer harten Belagerung ausgesetzt, während welcher er eines Tages nahezu in die Hände der Wilden gefallen wäre.

Die Situation des Adelantado wurde immer mißlicher, als die Botschaft der Entdeckung von Peru auch bis an diese Küsten drang, wodurch zahlreiche Soldaten veranlaßt wurden, zu desertieren. Montejo sah ein, daß die Eroberung des Landes mit den ihm verbliebenen geringen Streitkräften niemals bewerkstelligt werden könne und entschloß sich, nach Neu-Spanien zu gehen, um Verstärkung herbeizuziehen. Mit Unterstützung der dortigen Statthalterschaft gelang es ihm auch, eine Anzahl frischer Truppen anzuwerben, anstatt jedoch seine gesamte Streitmacht auf einen Punkt zu konzentrieren, schickte er nur einen Teil der Leute nach Kimbech und unternahm es, mit dem anderen einen Aufstand der zu seinem Verwaltungsgebiete gehörigen Indianer von Tabasco zu unterdrücken. Die Niederwerfung der Tabascaner war schwieriger, als Montejo erwartet hatte und zog sich sehr in die Länge, anderseits waren die Truppen in Campeche außer Stande, irgend welche Vorteile zu erringen. Von allen Seiten eingeschlossen, von Fiebern heimgesucht und großen Entbehrungen ausgesetzt, war die spanische Besatzung in Kimbech schließlich so weit herabgekommen, daß nur noch fünf Soldaten übrig waren, um die anderen zu versorgen und zu bewachen. Den Platz länger zu behaupten war unmöglich, und so

wurde beschlossen, denselben zu verlassen. Gonzales Nieto, derselbe, welcher das königliche Banner zuerst an der Küste von Yucatan aufgepflanzt hatte, war der Letzte, der es verließ, und so befand sich im Jahre 1535 kein einziger Spanier mehr in Yucatan.

Erst zwei Jahre später, als dem Adelantado die Bezwingung von Tabasco gelungen war, konnte an die Wiederaufnahme der Eroberung von Yucatan gedacht werden und übertrug Montejo den Befehl hierzu seinem Sohne Don Francisko, welcher im Jahre 1537 zum zweiten Male und zwar in Champoton das Banner der spanischen Krone in Yucatan entrollte. Gewaltige indianische Heere, die bald nach diesem Ereignisse zusammenströmten, hinderten aber die Eroberer, irgend welche nennenswerten Vorteile zu erringen. Bei jedem Versuche, in das Innere der Halbinsel vorzudringen, wurden sie so schlecht empfangen, daß sie stets nach ihrem Lager zu Champoton zurückkehren mußten. Erkennend, daß in Yucatan keine Lorbeeren und Reichtümer zu ernten seien, bemühten sich zahlreiche Soldaten, auf irgend eine Weise fortzukommen, einige flüchteten zu Lande, andere auf Kanoes, wie sich die Gelegenheit eben bot. So schrumpfte die kleine Armee allmählich bis auf neunzehn Mann zusammen und auch diese zogen ernstlich in Erwägung, das ganze Unternehmen, von dem nichts zu erwarten sei, aufzugeben. Don Francisko de Montejo aber, welcher wohl wußte, daß mit einem nochmaligen Rückzuge alle Möglichkeit dahin sei, Yucatan zu gewinnen, bewog die wenigen Getreuen zum Ausharren und begab sich persönlich zu seinem Vater, um demselben die Nachricht von der bedrängten Lage zu überbringen.

An seinem Glücke verzweifelnd und im Vertrauen auf die Tapferkeit seines Sohnes beschloß der Adelantado, die Leitung der Eroberungsversuche gänzlich in die Hände seines Sohnes zu legen und demselben alle Vollmachten zu übertragen, mit welchen er vom Könige betraut worden war. Er raffte seinen ganzen Einfluß und den Rest seiner Habe zusammen, rüstete seinen Sohn nochmals aus und so kehrte dieser gegen Ende des Jahres 1539 nach Champoton zurück, mit allem versehen, um die Eroberung von Yucatan auf eigene Rechnung von neuem verfolgen zu können.

Von diesem Zeitpunkte an war thatsächlich eine entschiedene Wendung zu Gunsten der Spanier zu bemerken. Es gelang, den Weg von Champoton nach Kimbech zu eröffnen und wurde an letzterem Orte im Jahre 1540 eine Stadt unter dem Namen San Francisko de Campeche gegründet. Von hier aus unternahm Montejo einen Vorstoß in die nordöstlich gelegene Provinz Quepech, woselbst eine große Stadt Namens Tihoo gelegen war.

Mußte auch der Weg dorthin fast Schritt für Schritt unter unsäglichen Mühen und blutigen Kämpfen erstritten werden, so gelang es aber endlich doch, sich der Stadt zu bemächtigen. Spanische Berichte sagen, daß Tihoo damals bereits in Ruinen lag und daß die Pyramiden, auf denen die noch wohl erhaltenen Tempel standen, mit dichtem Buschwerk und starken Bäumen bedeckt gewesen seien.*) Die an dem Platze noch seßhaften Indianer lebten in Hütten aus Palmenzweigen und Maisstroh.

*) **Landa**, Relacion de las Cosas de Yucatan. sec. 42, p. 338. Vergl. auch **Charnay**, The Ancient Cities of the New World. p. 271.

Während die Spanier beschlossen, hierselbst eine neue Stadt zu gründen, zog sich über ihren Häuptern ein schweres Unwetter zusammen. Alle streitbaren Kräfte des nordöstlichen Yucatan sammelten sich, um vereint mit einem entscheidenden Schlage die Eindringlinge aus dem Lande zu vertreiben. Es war im Monat Juni des Jahres 1540, am Abende des Festes des heiligen Barnabas, als ein ungeheueres Heer, welches den



Das Haus des Adelantado Francisko de Montejo zu Merida.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

zweifellos stark übertreibenden handschriftlichen Nachrichten zufolge zwischen 40 000 bis 70 000 Streiter gezählt haben soll, auf die kaum 200 Mann starke Schar der Spanier angezogen kam. Gleich mit Anbruch des folgenden Morgens entbrannte eine grausige Schlacht, die den größten Teil des Tages dauerte, schließlich aber doch mit einer entscheidenden Niederlage der Yucateken endete. Haufen von Leichnamen hinderten die Spanier, ihren Sieg zu verfolgen.

Eine nochmalige Vereinigung der Indianer zu einem gemeinsamen Ansturm auf die Eindringlinge kam nicht wieder zu stande, im Gegenteil unterwarfen sich einige angesehene Kaziken freiwillig der spanischen Herrschaft, andere ließen sich durch Geschenke oder Drohungen zur Einhaltung des Friedens bewegen und so konnte Montejo am 6. Januar des Jahres 1542 mit allen gesetzlichen Förmlichkeiten die „sehr loyale und edle Stadt“ Merida gründen, die an der Stelle und aus dem Material der Ruinenstadt Tihoo erbaut wurde.

In dieser noch heute blühenden Stadt erhebt sich an der Südseite der Plaza das Gebäude, welches der Eroberer von Yucatan für sich errichten ließ. Die Fassade dieses Hauses ist mit Säulen, Arabesken und anderen Skulpturen reich versehen, die, von indianischen Steinmetzen nach einem spanischen Entwurfe ausgeführt, einen überaus grotesken, halb barbarischen Eindruck machen. Besonders auffällig erscheinen die geharnischten Gestalten spanischer Krieger, welche mit ihren Füßen auf die abgehackten Köpfe von Indianern treten.

Ein Stein trägt die Inschrift:

Esta obra mando haserla el
Adelantado D. Francisco de Montejo
Año De. MDXLIX.

„Dieses Haus wurde erbaut von dem
Adelantado Don Francisko de Montejo
im Jahre unseres Herrn 1549.“

War es Montejo gelungen, sich in Yucatan festzusetzen, so erblühten ihm aber aus diesen Erfolgen keinerlei Vorteile und will es fast scheinen, als habe das Mißgeschick, welches seinem Vater angehangen, auch ihn verfolgt. Mancherlei Umstände bewogen ihn, seine Anrechte an die Statthalterschaft aufzugeben und nach Neu-Spanien zu gehen, woselbst er im Jahre 1564 gänzlich verarmt starb, eine Schuldenlast von 25—30 000 Pesos hinterlassend. —

Nachdem die spanische Bevölkerung von Merida durch Zuzug aus dem europäischen Heimatlande, sowie aus anderen Kolonien Westindiens und Mexikos erstarkt war, konnte an die weitere Bezwingung der Halbinsel gedacht werden. Zunächst wurden die Provinzen Coni und Choaca unterworfen, in denen die ersten Versuche zu einer Niederlassung gemacht worden waren, dann wurden die Einwohner der Provinz Zotuta bekriegt, welche aber, als sie die Erfolglosigkeit ihres Widerstandes erkannten, in die Gebirge flüchteten. In dem verlassenen Lande wurde im Jahre 1543 die Stadt Valladolid gegründet, welcher sich im folgenden Jahre, nach Eroberung der Provinz Ba Khalal, die Gründung der Stadt Salamanca anschloß.

Lange Zeit hindurch blieb die Herrschaft der Spanier auf diese die nördliche Hälfte der Halbinsel einnehmenden Gebiete beschränkt, hatten sie doch sattsam zu thun, die vielfachen blutigen Erhebungen niederzukämpfen, in denen die Liebe zur Unabhängigkeit wie auch der Haß der Yucateken gegen die Fremdlinge zum Ausdruck kamen.

Diese vielfachen Erhebungen waren es, welche hauptsächlich die Spanier verhinderten, in die südlichen Teile von Yucatan vorzudringen, wo der kriegerische Mayastamm der Itzaes seinen Heimsitz hatte. Die erste Bekanntschaft mit den Europäern hatte dieser, die Umgebung des Petén Sees bewohnende Stamm freilich bereits im Jahre 1524 gemacht, als Cortes auf seinem berühmten Zuge gen Honduras an diesen See gelangte und die hierselbst gelegene Stadt Taiza oder Tayasal besuchte.

Zum zweiten Male kamen Europäer im Jahre 1618 nach Tayasal, als zwei verwegene Franciskanermönche auf den Einfall gerieten, die unabhängigen Itzaes zu bekehren. Wie es mit der Religion derselben beschaffen gewesen sein mag, geht aus der Thatsache hervor, daß die Mönche in den auf den Inseln des Peténsees gelegenen Tempeln zu ihrem Staunen das ziemlich gut in Stein ausgehauene Bild eines Pferdes vorfanden. Nachforschungen ergaben, daß dieses Bildwerk aus Cortes Zeiten stamme. Als derselbe nämlich in Tayasal verweilte, ließ er ein während der Übersteigung des Feuersteingebirges verwundetes Roß hierselbst zurück und vertraute die Pflege desselben den Eingeborenen an. Diese, den kranken Gast für ein göttliches Wesen haltend, wähnten, daß gewöhnliches Heu eine zu grobe Kost für dasselbe wäre und setzten dem armen Tiere Blumen und gebratene Hühner vor. Als bei jener seltsamen Nahrung das Pferd vor Hunger starb, rief dies Ereignis die größte Bestürzung unter dem Volke hervor und, um die Rache der Götter abzuwehren, kamen sie zu dem Entschlusse, das Roß in Stein auszuhauen und ihm göttliche Ehre zu erweisen. So wurde es unter dem Namen Tziminchak verehrt und als eine neue Gottheit angesehen, welche über Blitz, Donner und Sturm zu gebieten hätte. Bedenkt man, daß die Itzaes vor Cortes Ankunft nie Feuerwaffen gesehen hatten, so erscheint es begreiflich, wie sie dem Wundertiere die Herrschaft über Blitz und Donner zugeschrieben.*)

Als in ihrem frommen Glaubenseifer die Mönche das Bild des vermeintlichen Gottes zerstörten, wurden die Gemüter der Bewohner von Tayasal so in Erregung versetzt, daß die Ordensbrüder nur durch schnelle Flucht ihr Leben zu retten vermochten. Mehrere andere im Jahre 1623 und 24 unternommene Versuche, den Stamm zu christianisieren, endeten mit dem Tode aller an diesen Versuchen Beteiligten. Gegen Mitte und Ende des 17. Jahrhunderts wurden mehrere kriegerische Expeditionen gegen die Itzaes unternommen, doch erlitten die Spanier schmähliche Niederlagen und erst im Jahre 1697 gelang es Martin de Ursua nach großen Mühseligkeiten, Tayasal zu erobern. Ein Teil der Besiegten kehrte später in die Stadt zurück, die Mehrzahl hingegen flüchtete in die Gebirge, woselbst die Nachkommen noch heute als völlig unabhängige Yucateken leben.

Nicht geringen Anteil an der allmählichen Beruhigung des Landes hatte die spanische Geistlichkeit, welche es verstand, im Laufe der Zeit einen großen Einfluß auf die Eingeborenen zu gewinnen und vor allem darnach strebte, mit fanatischer Strenge den heidnischen Götzendienst auszurotten. Wie in Neu-Spanien zahllose für die Geschichte und Mythologie der mexikanischen Völker höchst wertvolle Bilderschriften und Dokumente

*) Morelet, Travels in Central America. Bernal Diaz del Castillo, Historia Verdadera de la Conquista de la Nueva España. Fancourt, History of Yucatan. p. 202.

der Vernichtung anheimfielen, so fanden auch fast sämtliche Aufzeichnungen der Mayavölker durch den Fanatismus der Mönche ihren Untergang. In diesen Bestrebungen that sich ganz besonders der Bischof Landa von Merida hervor, welcher allein tausende von Skulpturwerken und auf Agavepapier gemalte Manuskripte zerstören ließ. Mit gleichem Eifer verfuhren alle anderen Priester und da die Spanier nur dürftige und vielfach unzuverlässige Nachrichten über das alte Yucatan und seine Bewohner hinterlassen haben, so rührt es daher, daß wir über die Zustände, in denen die Mayavölker sich zur Zeit der Eroberung befanden, häufig auf Mutmaßungen angewiesen sind. So viel steht fest, daß die Mayas vor ihrer Unterdrückung auf einer weit höheren Kulturstufe als derjenigen standen, welche gegenwärtig von der indianischen Bevölkerung Yucatans eingenommen wird. Das glänzendste Zeugnis hierfür legen in erster Linie die Ruinen jener Prachtbauten ab, welche dereinst von den Mayas aufgeführt wurden.

Die Halbinsel Yucatan, welche in mehrere von Kaziken beherrschte Reiche zerfiel, besaß in den Residenzen dieser mit absoluter Gewalt regierenden Monarchen ebenso viele Centren mit zahlreichen Palästen und Tempeln. In diesen gegenwärtig sämtlich in Ruinen liegenden Bauten entwickelten die Yucateken eine Prachtentfaltung, welche uns heute noch volle Bewunderung abringt.

Haben wir bereits in dem ersten Bande unseres Werkes, und zwar auf Seite 60—67 mehrere dieser Ruinenstädte eingehender geschildert, so verbleibt uns, über die Anlage und Bauart der Maya-Städte und Dörfer einiges nachzutragen. Die ziemlich anschauliche Beschreibung eines yucatekischen Dorfes ist uns von einem die Expedition Grijalvas begleitenden Kaplan überliefert worden. Derselbe schildert ein auf Cozumel gelegenes Dorf mit folgenden Worten: „Die Straßen waren an den Seiten erhöht, schrägten sich nach der Mitte zu ab und waren gänzlich mit großen konkaven Steinen gepflastert. Zu beiden Seiten der Straßen erhoben sich die Häuser, welche bis zur halben Höhe aus Stein gebaut und mit Stroh gedeckt waren. Nach diesen Gebäuden zu urteilen, scheinen die hier wohnenden Indianer sehr sinnreich zu sein und wenn wir nicht eine Anzahl von neueren Bauten gesehen hätten, so würden wir fast vermutet haben können, daß die Gebäude die Werke von Spaniern seien."

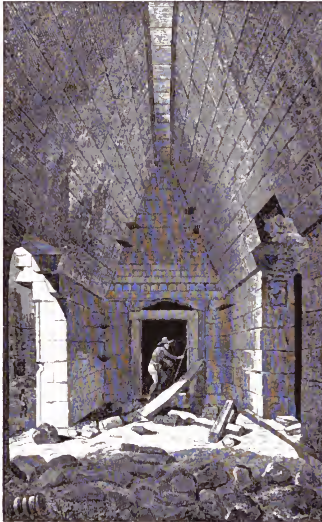
„Wir sahen einen großen weißen Turm, der sehr hoch schien und auf einem sehr festen, hundert und achtzig Fuß im Umfang messenden Unterbau stand. Achtzehn Stufen führten zu dem Turme empor. Wir sahen auch noch fünf andere, sehr schön aus Stein gebaute und von kleinen Türmen überragte Häuser, welche alle auf geräumigen und massiven Terrassen standen." *)

Diese Beschreibung stimmt mit den Ergebnissen der neueren Forschungen vollkommen überein und läßt die Anlage der Mayadörfer klar erkennen.

Die Häuser des Volkes flankierten die Straßen, wohingegen die Paläste der Kaziken und Vornehmen auf großen Terrassen standen, die, wie z. B. bei der berühmten Casa del Gobernador zu Uxmal, in zwei bis drei Etagen emporstiegen. Auf diesen

*) **Stephens**, Incidents of travel in Yucatan. Cap. 37.

Terrassen erhoben sich die eigentlichen Gebäude, deren aus regelmäßig behauenen Steinen bestehende Mauern im allgemeinen bis zur Hälfte ihrer Höhe glatt und schmucklos waren, dann aber vom Gesimse ab bis zum Karnies überaus reiche Fassaden zeigten, die in Felder geteilt und mit Skulpturen, rautenförmig gegitterten Mustern, Hieroglyphen und mytologischen Figuren aller Art geschmückt waren. Die Höhe dieser Gebäude betrug im allgemeinen sechs bis acht Meter, die Länge hingegen betrug zuweilen über das Zehnfache. Die Gemächer waren zumeist lang und schmal und erhielten ihr Licht nur durch die Thüröffnungen. Fenster kannte man noch nicht. Die Decken waren in der Regel in Form von spitzwinkeligen Gewölben gebaut, derart, daß die Steine, welche die Seitenmauern bildeten, einander überragten, bis die Mauern oben beinahe zusammenstießen. Der noch übrige schmale Zwischenraum wurde mit einer Lage von flachen Steinen überdeckt. Da das Prinzip der Bogenbaukunst den indianischen Baumeistern noch nicht bekannt war, so erklärt sich auch aus diesem Umstande die außerordentliche Schmalheit der Zimmer, welche gewöhnlich nur $2^1/_2$ bis 4 Meter breit sind. Räume von 6 Meter Breite sind seltene Erscheinungen. Die Wände dieser Gemächer waren mit einem herrlichen weißen Stuck bekleidet, dessen Auftragung mit der größten Sorgfalt geschah und der späterhin mit Freskomalereien aller Art geschmückt wurde. Die Fußböden hatten gleichfalls einen cementartigen Belag. Die Seiten der etwa $2^1/_3$ Meter hohen Thüröffnungen lassen durch eingemauerte Ringe und Löcher erkennen, daß einst hölzerne Thüren eingehängt waren.



Gemach in einem Palaste zu Uxmal.
Nach Stephens.

Die Tempel und Heiligtümer erhoben sich, wie in Mexiko, gleichfalls auf den Plattformen kolossaler Pyramiden, deren manche über 30 Meter hoch und weithin sichtbar sind. Sie waren zumeist aus Geröll aufgeführt und durch cementartige Massen zusammengehalten. Sehr steile Treppen, deren Geländer mitunter durch zwei gigantische steinerne Schlangen gebildet wurden, führten zu der Plattform und dem Tempel empor.

In einzelnen größeren Städten, wie z. B. in Chichen Itza, scheinen auch Anlagen gewesen zu sein, wo Jünglinge und Männer körperliche Übungen, Ballspiele, Wettkämpfe, Rennen und dergleichen abhielten. Der französische Forscher Charnay glaubt in genanntem Orte ein solches „Gymnasium" entdeckt zu haben und meint, daß zahlreiche, zum Teil noch wohlerhaltene Skulpturen an einzelnen daselbst vorhandenen Gebäuden als Embleme der Mannestugenden anzusehen seien, wie z. B. die Schlange die Klugheit, der Adler den Scharfblick, der Tiger die Stärke, der Fuchs die Schlauheit repräsentiere. Eines dieser Basreliefs von dem Gymnasium zu Chichen Itza, das sogenannte „Basrelief mit den Panthern" haben wir in der Anfangsvignette dieses Kapitels zur Abbildung gebracht.

Von besonderer Wichtigkeit für die in einem heißen und an natürlichen Quellen armen Lande lebenden Mayas war die Frage der Wasserversorgung, ist Yucatan doch eigentlich nichts weiter als ein gewaltiges Korallenriff ohne nennenswerte Erhebungen und ohne Flüsse und Seen. Man war zumeist also auf den Verbrauch von Regenwasser angewiesen und fing dasselbe in Wasserlöchern und in großen, flaschenförmig in das harte Korallengestein eingemeißelten, mit Cement ausgekleideten Cisternen auf. In den heißen Sommermonaten reichte aber auch dieser Bestand nicht aus und man war gezwungen, das erquickende Naß aus unterirdischen Höhlen zu holen, an denen Yucatan sehr reich ist. Die berühmteste dieser „Cenoten" ist die noch heute benutzte bei Bolonchen, welche volle 150 Meter tief unter der Oberfläche der Erde gelegen ist und nur nach einer sehr beschwerlichen Passage über steile halsbrecherische Leitern und durch enge Gänge erreicht werden kann. Tagtäglich müssen die Bewohner von Bolonchen ihren Bedarf an Wasser aus diesem yucatekischen Styx emporholen.


Aufstieg zu einem Tempel in Chichen Itza.
Nach Stephens.

Auch im Straßenbau waren die Mayas wahre Meister. Die Mehrzahl der Hauptstädte stand durch große 7—8 Meter breite Kunststraßen, die aus festen Steinblöcken erbaut und mit einer dicken Cementschicht belegt waren, in Verbindung. Einige dieser Kunststraßen führten bis nach Guatemala und anderen mittelamerikanischen Ländern.

Die Yucateken waren aber nicht nur geschickte Baumeister und Bildhauer, sondern sie hatten mit der Erfindung einer eigenartigen Schrift auch einen weiteren bedeutungsvollen Schritt auf dem Wege zu einer höheren Kultur gemacht. Die Kenntnis dieser

vielfach noch durch beigefügte Bilder unterstützten Schrift scheint allerdings Alleinbesitz der **Priester** gewesen zu sein, welche in dieser Weise die geschichtlichen Überlieferungen, die Bestimmungen über die rituellen Handlungen, die Kalenderrechnungen u. s. w. aufzeichneten, um dieselben späteren Geschlechtern zu bewahren. Daß Dichtungen und Beobachtungen wissenschaftlicher Art, wie z. B. der Astronomie, der Heil-, Tier- und Pflanzenkunde gleichfalls auf diese Weise konserviert wurden, ist anzunehmen. Zum Schreiben bediente man sich verschiedener Farben, die wahrscheinlich mit Pinseln auf ein aus dem Baste des Guttapercha-Baumes (castiloa elastica) oder aus den Fasern der Magueypflanze bereitetes Papier aufgetragen wurden, welches mit einem feinen, weißen, gypsartigen, sehr dauerhaften Überzuge grundiert war. Der Ausdehnung der Aufzeichnungen war die Länge der zwischen 20—30 Centimeter breiten Papierstreifen angemessen, welche mitunter mehrere Meter lang waren und in Form unserer modernen Städtealbums buchförmig zusammengefaltet wurden. Ein solches Buch wurde Analté, Analtehé oder Anahté genannt. Die Facsimile-Nachbildung eines Blattes des in der Königlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen Maya-Manuskriptes haben wir bereits auf Seite 69 des I. Bandes zur Abbildung gebracht.

Außer den Schriftzeichen bedienten sich die Yucateken auch bestimmter Zeichen beim Zählen und Rechnen. Die Zahl 1 wurde durch einen Punkt, zwei durch zwei, vier durch vier Punkte angedeutet, fünf durch einen wagrechten Strich, zehn durch zwei, fünfzehn durch drei Striche bezeichnet. Die dazwischenliegenden Zahlen wurden durch Beifügung der entsprechenden Punkte gewonnen. Die Zahlen 20, 30, 40, 50 u. s. f. hatten wieder ihre eigenen Charaktere.

3 5 9 10 11 15 19

Zahlen der Mayas.

Die Zeitrechnung der alten Yucateken war der aztekischen ähnlich und zerfiel das 365 Tage zählende Jahr, welches mit dem 16. Juli unserer Zeitrechnung begann, in achtzehn Monate zu je zwanzig Tagen. Die fünf verbleibenden Tage wurden als unglückbringende betrachtet und zum Schluß des Jahres angehängt. Sowohl die einzelnen Monate als auch die einzelnen Tage hatten ihre eigenen Namen und wurden durch Charaktere bezeichnet, welch letztere wir umstehend zur Abbildung bringen (S. 16).

Gleich den Azteken hatten die Mayas in ihrer Zeitrechnung auch noch einen Cyklus von 52 Jahren, Katun genannt, außerdem aber noch einen großen Cyklus von 312 Jahren, Ajau Katunes.

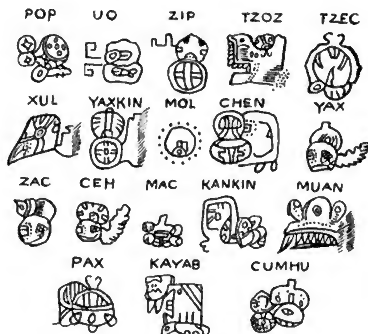
Wie das System der Zeiteinteilung der Yucateken dem aztekischen ähnlich war, so sind auch in dem Götterkultus beider Völker mancherlei Beziehungen zu finden, welche auf eine Verwandtschaft und Angehörigkeit der Mayas zu den mexikanischen Nahuatl-Völkern schließen lassen. So gab es mancherlei Heroengötter, deren einer, Kukulkan, der Gründer des Reiches Mayapan, bis auf den Namen mit dem aztekischen Windgotte Quetzalcoatl identisch ist und als Schöpfer der Menschen und lehrender Prophet verehrt wurde. Ein anderer Heroengott war Zamná oder Itzamna, der die Beinamen „die Wunderhand,“ „der Starke,“ „der langhändige Häuptling“ führte und als der befruchtende Thau des

Himmels erklärt wurde. Er war der Gründer von Itzamal und Chichen Itza und residierte vornehmlich in ersterer Stadt, allwo er Orakel spendete und durch eine Be-



Die zwanzig Tageszeichen.

rührung seiner Hand Kranke heilte. Ihm wird auch die Erfindung der Schriftzeichen zugeschrieben.*)



Die achtzehn Monatsbilder.

*) Fancourt, History of Yucatan. 123.

Als höchste Gottheit wurde Hunab Ku angesehen. Derselbe konnte durch kein Bildwerk oder Gemälde dargestellt werden und wurde als der körperlose, allgegenwärtige Weltschöpfer verehrt.

Sein Weib war In acal Voh, auch Ix Kaulcox genannt, die Mutter Itzamnas. Ihr verdankte man die Einführung der Kunst, aus der Baumwolle Kleider zu weben. Eine andere Göttin war Ixchebelyax, die Erfinderin der Malerei; Xocbitum und Ahkin Xooc waren die Götter des Gesanges und der Musik, Pizlimtec der Gott der Poesie. Die Göttin Chac galt als die Beherrscherin von Blitz und Donner, zugleich auch als diejenige, welche den Feldbau lehrte. Außerdem gab es noch einen Gott und eine Göttin des Krieges, sowie zahlreiche andere Götter geringeren Grades. Im allgemeinen war der Gottesdienst der Yucateken weitaus weniger blutig, als derjenige der Azteken; wohl kannte man Menschenopfer, doch nahmen dieselben niemals jenen Umfang an, der den Ritus der Mexikaner zu einem so grauenhaften machte.

Die Opfer, zu denen man nicht nur Sklaven und im Kriege gefangene Feinde, sondern auch von benachbarten Völkern eingetauschte Kinder sowie Hunde verwendete, wurden von den Priestern dargebracht, welche im Gegensatze zu den schwarzgekleideten mexikanischen Priestern mit langen weißen Mänteln bekleidet waren, im Übrigen aber dasselbe schaudererregende Äußere zur Schau trugen.

Im Verein mit den höchst wahrscheinlich aus ihrer Kaste hervorgegangenen Herrschern übten die Priester einen harten Druck auf das gewöhnliche Volk und wußten dasselbe durch allerlei Zauberkünste und Machinationen tief im Banne der Furcht und des Aberglaubens zu erhalten. Aus mancherlei Anzeichen geht mit Bestimmtheit hervor, daß die yucatekischen Priester Meister in der Bauchrednerkunst waren und sich auch auf Tischrücken und Hypnotisieren verstanden. Eine ihrer vornehmlichsten Orakelstätten war ein weithin berühmter und vielbesuchter Tempel auf der Insel Cozumel, wo verschiedenen Berichten zufolge eine große Bildsäule aus gebranntem Thon sich befand.*) Durch eine an der Rückseite der Bildsäule angebrachte geheime Thür konnte man in den hohlen Innenraum der Figur treten und beantworteten von hier aus die Priester in orakelhafter Weise diejenigen Fragen, welche von den betrogenen Gläubigen gestellt wurden. Daß diese Orakelweisheit nur durch vorhergegangene große Opfer erkauft werden konnte, ist selbstverständlich.

Die spanischen Mönche, welche von den Conquistadoren mit ins Land gebracht wurden, fanden zu ihrem großen Erstaunen, daß bei den Mayas einzelne religiöse Gebräuche geübt wurden, welche stark an diejenigen der christlichen Lehre erinnerten. So wird nicht nur behauptet, daß in Yucatan das Kreuz vorgefunden und daß demselben von den Heiden fast die gleiche Verehrung entgegengebracht wurde, als wie sie diesem Symbole von den Christen erwiesen wird, sondern man machte auch die Entdeckung, daß die Eingeborenen eine Taufe kannten. Von der letzteren hat Bischof Landa eine ausführlichere Beschreibung gegeben, welcher wir entnehmen, daß diese Ceremonie an den Kindern

*) Fancourt, History of Yucatan 128.

zwischen dem dritten und zwölften Lebensjahre vollzogen wurde und daß es niemandem gestattet war, zu heiraten, bevor er die Taufe empfangen hatte. Dieselbe wurde durch den Oberpriester vollzogen, welcher zu dieser Feierlichkeit einen Mantel aus roten Federn anlegte und außerdem als Schmuck bunte Bänder aus Baumwolle trug, welche bis zur Erde reichten. Sein Kopf war mit einer federbesetzten Mitra geschmückt und in der Hand hielt er einen kunstvoll aus Holz geschnitzten Weihwasserwedel.

Nachdem die Täuflinge eine Art Beichte abgelegt hatten, mußten sie sich niedersetzen, um den Segen und die Taufe zu empfangen, wobei nicht nur der Kopf, sondern auch das Gesicht, die Hände und Füße mit dem durch gewisse Blumen parfümierten heiligen Wasser besprengt wurden. Wahrscheinlich ist, daß die nachstehende, einem alten Maya-Manuskripte entnommene Illustration einen derartigen Taufakt, bei welchem übrigens auch die Paten nicht fehlten, vorstellt.

Im allgemeinen waren die Mayas tief im Banne des Aberglaubens verstrickt, in dem sie von ihren schlauen Priestern erhalten wurden. Die christlichen Mönche, welche nach der Eroberung von Yucatan an die Stelle dieser heidnischen Priester traten, thaten wenig oder nichts, die Bevölkerung aus diesem Sumpfe emporzuheben, wie auch von Seiten der spanischen Gewalthaber, welche die Indianer als Leibeigene unter sich verteilten, nichts geschah, um das Volk auf der von ihm errungenen hohen Kulturstufe zu erhalten. Im Gegenteil war es ihre Politik, alle Institutionen der Eingeborenen, welche kaum als Menschen betrachtet wurden, umzustoßen und alle Sitten und Gebräuche, die das Andenken an ihre Väter und ihren Zustand in alten Zeiten wach erhalten könnten, gänzlich zu vernichten.

Unter diesem Drucke gingen die Errungenschaften der Mayas, ihre Fertigkeit in mancherlei Künsten, die Kenntnis der Schrift und vieles andere schnellem Verfalle entgegen, und, gedehmütigt und niedergedrückt wie die Mayas unserer Tage sind, gemahnt nur wenig daran, daß wir in ihnen die Nachkommen jenes stolzen und kriegerischen Volkes zu erblicken haben, welches sein Blut mit Freuden vergoß, um sein Erbteil und seine Freiheit vor dem habgierigen Griffe der fremden Eindringlinge zu bewahren.

*) **Diego de Landa**, Relacion de las Cosas de Yucatan p. 144. **Powell**, Contributions to North American Ethnology Vol. V. p. 229.



Taufe in Yucatan.
Nach einem Maya-Manuskripte.



Flußscenerie in Florida.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die Unternehmungen der Spanier gegen Florida und die Entdeckung des Mississippi.

Waren die Bemühungen der Spanier, Yucatan zu unterwerfen, nur von geringem Glücke begünstigt, so sollten diejenigen, welche gegen die den mexikanischen Meerbusen gen Nordosten abschließende Halbinsel Florida gerichtet wurden, im allgemeinen noch weitaus unglücklicher verlaufen. Fast alle, welche durch ihre Eroberungslust sich verleiten ließen, die Gestade dieses Landes zu betreten, wurden von den kriegerischen Eingeborenen übel empfangen und durften sich glücklich schätzen, wenn es ihnen gelang, mit dem nackten Leben

davon zu kommen. Einer der Wenigen, welche vom Geschicke um etwas mehr begünstigt wurden, war der Steuermann Diego Miruelo, der im Jahre 1516 sich von Cuba aus auf eine Handelsreise begab, in die nördlichen Theile des mexikanischen Meerbusens geriet und endlich in eine große Bai einlief, welche lange Zeit hindurch seinen Namen trug und wahrscheinlich mit der heutigen Bai von Pensacola identisch ist. Hier trat er mit den ihm freundlich entgegenkommenden Eingeborenen in Verkehr und tauschte seine Vorräte an Glasperlen und anderen Spielereien so vorteilhaft gegen goldene und silberne Schmuckgegenstände ein, daß er sehr befriedigt nach Cuba zurückkehrte. Versuche, die Küste weiter zu erforschen, wurden von Miruelo nicht gemacht.

Im nächsten Jahre ward Hernandez de Cordova auf seiner Rückfahrt von Yucatan nach Cuba (vergl. Band I, S. 379) an die Küste von Florida verschlagen, mußte aber mit seinen Leuten beim Versuche einer Landung die volle Kriegsfurie der Eingeborenen erfahren und kam nur nach einem Verluste von mehreren Leuten davon.

Um die weitere Erschließung der Küste erwarb sich Francisko de Garay, der Gouverneur der Insel Jamaika, große Verdienste, indem er im Jahre 1519 eine unter Alonso Alvarez de Pineda stehende Expedition aussandte, deren wichtigste Aufgabe es war, die nördlichen Teile des mexikanischen Meerbusens nach einer Meeresstraße zu untersuchen, welche zu den ostasiatischen Gewürzinseln führe.

Pineda wandte sich zunächst der Küste von Florida zu, verlor aber in mehrfachen Zusammenstößen mit den Eingeborenen so viele Leute, daß er es nicht wagte, den Versuch zur Anlage einer Kolonie zu machen. Er beschränkte sich darauf, in acht- bis neunmonatlicher Fahrt die Küste zu untersuchen, doch wollte es ihm nicht gelingen, die gesuchte Meeresstraße, diesen Traum aller damaligen Entdecker und Geographen, ausfindig zu machen. Statt dessen aber traf man auf die Mündung eines gewaltigen Flusses, dem man den Namen Rio del Espiritu Santo „der Fluß des heiligen Geistes“ beilegte. Diesen Fluß, welcher unzweifelhaft mit dem heutigen Mississippi identisch ist, fuhr Pineda eine Strecke aufwärts, bis er an ein großes indianisches Dorf gelangte, wo er vierzig Tage verblieb, um Handel zu treiben und die Schiffe auszubessern.

Die Flußufer waren so dicht bevölkert, daß Pineda nicht weniger als vierzig indianische Niederlassungen auf einer nur sechs Leguas betragenden Strecke bemerkte.

Nachdem die Schiffe ausgebessert waren, verfolgte man die Küste bis zur Mündung des in den Verwaltungsbereich des Cortes gehörenden Flusses Panuco.

Die abenteuerlich gefärbten Berichte dieser Expedition, welche mit Giganten und Zwergen zusammengetroffen sein wollte, in einigen Flüssen auch Gold entdeckt zu haben glaubte, reizten zu neuen Unternehmungen und ward Pineda im Jahre 1520 von Garay abermals an den Panuco gesendet, wo er von den Eingeborenen des Landes angegriffen und mit der Mehrzahl seiner Leute getötet und verzehrt wurde. —

In dem Jahre 1521 schickte der Licentiat Lucas Vasquez de Ayllon von Santo Domingo ein unter dem Kommando von Francisko Gordillo stehendes Schiff aus, mit dem Befehle, die Bahama Gruppe zu passieren und in den nördlichen Gewässern

Karte von Florida während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.
Entworfen von Rudolf Cronau.

nach Land auszuschauen, in welchem eine Kolonie angelegt werden könne. Während der Fahrt durch die Bahamas traf man auf eine von dem Licentiaten Juan Ortis de Matienzo ausgerüstete Caravelle unter dem Befehle des Pedro de Quexos, der die Inselgruppe durchstreifte, um Sklavenjagden auf die Bewohner derselben zu unternehmen. Da seine Bemühungen bisher erfolglos geblieben waren, so schloß er sich seinem Landsmanne an und kamen die Schiffe nach einer weiteren acht- bis neuntägigen Fahrt an die Küste von Florida, woselbst sie in die Mündung eines Flusses einliefen, den man Rio de San Juan Bautista, den „Fluß Johannes des Täufers" nannte. Derselbe trägt diesen Namen noch heute und ist unter der anglisierten Bezeichnung St. John's River auf den Karten zu finden. Am 30. Juni des Jahres 1521 ergriffen Gordillo und Quexos im Namen ihrer Auftraggeber Besitz von dem Lande, indem sie zum Zeichen dieser Besitzergreifung Kreuze in die Stämme der umstehenden Bäume schnitten.

Die Eingeborenen kamen den Spaniern freundlich entgegen und ließen sich auch von den Sklavenjägern bewegen, die beiden Caravellen zu besuchen, hatten aber ihre Arglosigkeit schwer zu büßen, indem plötzlich die Anker gehoben wurden und die Schiffe unter Segel gingen. An 70 Eingeborene fielen so den verräterischen Spaniern in die Hände. —

Ayllon kam infolge der von Gordillo überbrachten Berichte zu dem Entschluß, von Kaiser Karl V. die Erlaubnis zur Eroberung des entdeckten Landes zu erbitten, und rüstete er, als dieselbe gewährt wurde, im Jahre 1525 zwei Caravellen unter Pedro de Quexos aus, welcher die Ostküste von Florida auf eine Länge von 250 Leguas erforschte

und an verschiedenen Stellen Steinkreuze mit dem Namen des Kaisers Karl V. und dem Damm der Besitzergreifung errichten ließ.

Die Versuche zur Anlage einer großen Kolonie wurden im folgenden Jahre von Ayllon persönlich unternommen, indem er von dem auf Española gelegenen Hafen Porto de la Plata aus sechshundert Personen beiderlei Geschlechts, darunter mehrere Priester und Ärzte, auf drei großen Schiffen nach Florida überführte.

Die Mündung des Johannesflusses wurde verfehlt, dagegen geriet man an einen anderen nördlicher gelegenen Fluß, welchen man Rio Jordan taufte. Mit der Einfahrt in denselben begann aber das Mißgeschick der Expedition, indem das größte der drei Schiffe mit vielen Vorräten zu Grunde ging. Zu diesem Unglück gesellte sich der Umstand, daß die mitgebrachten indianischen Dolmetscher die Flucht ergriffen und die Spanier ratlos am Strande ließen, dessen geringe Fruchtbarkeit keineswegs den Erwartungen der Kolonisten entsprach.

Da Ayllon den Befehl hatte, neben der Eroberung von Florida auch nach einer Meeresstraße auszuspähen, die den atlantischen Ozean mit dem indischen verbinde, so gab man die Kolonisationsversuche am Jordanflusse auf und suchte, in nördlicher Richtung die Küste weiter verfolgend, nach einer Landschaft, welche günstigere Resultate verheiße. Wohl erwies sich der Boden der in dem Lande Guandapa angelegten Kolonie San Miguel fruchtbarer, doch wurden die Ansiedler daselbst von bösartigen Fiebern befallen. Viele starben, darunter auch Ayllon selbst, der am 18. Oktober 1526 verschied. Vielfache Streitigkeiten unter den Kolonisten selbst sowie mehrere Treffen mit den Indianern gaben der bis auf 150 Personen zusammengeschrumpften Expedition den Rest und kehrten die Überlebenden nach Westindien zurück.

Dieser Fehlschlag schreckte Panfilio de Narvaez, denselben, welcher von Cortes so schmählich besiegt wurde, nicht ab, Florida ebenfalls zum Ziele seiner Unternehmungen zu machen.

Namenszug des Panfilio de Narvaez.

Hatten Ponce de Leon und Ayllon ihr Glück an der Ostküste von Florida versucht, so beschloß Narvaez hingegen, die Westküste und das Gebiet bis zum Rio del Espiritu Santo zu

unterwerfen. Infolge seiner guten Verbindungen am Hofe gelang es ihm leicht, die hierzu erforderliche Erlaubnis zu erwirken, die ihm zugleich den Titel eines Adelantado und Gouverneurs von Florida, Rio de Palmas und Espiritu Santo eintrug. Zahlreiche, von unermeßlichen Schätzen träumende Abenteurer strömten zu seinen Fahnen und so konnte Narvaez mit fünf Schiffen den Hafen von San Lucar de Barrameda verlassen. Das Unglück, welches alle anderen gegen Florida gerichteten Unternehmungen betroffen, verfolgte aber auch diese Expedition, die nur nach schweren Unfällen und Verlust eines Schiffes die Bai de la Cruz (wahrscheinlich die heutige Apalache-Bai) erreichte. Hier landete Narvaez am 15. April des Jahres 1528 mit dreihundert seiner Leute, um mit denselben den Marsch entlang der Küste und in das Binnenland anzutreten. Die Flotte hingegen, an Bord welcher 100 Mann als Besatzung verblieben, erhielt den Befehl, der Küste zu folgen, damit die Landarmee sich später wieder auf den Fahrzeugen einschiffen könne. Nur wenig ist über die Schicksale der Landarmee wie auch über ihre Route bekannt, nur soviel ist gewiß, daß allen Teilnehmern unsägliche Mühseligkeiten beschieden waren und daß die Hoffnungen auf Gold und Reichtümer sich nicht erfüllten. Der Rückzug nach der Küste wurde angetreten und dieselbe am 31. Juli erreicht. Von der Flotte aber war keine Spur zu entdecken, dieselbe hatte in der Voraussetzung, Narvaez werde weiter westlich die Küste wieder berühren, sich den Ländern zugewendet, welche an den Rio del Espiritu Santo stießen. Hier harrten die Schiffe lange Zeit vergebens der Ankunft der Landarmee und traten endlich in der Annahme, dieselbe habe ihren Untergang gefunden, die Rückfahrt nach Cuba an.

Mittlerweile wurden die bis auf 250 Mann zusammengeschmolzenen Truppen des Narvaez von Not und Krankheit bedrängt und kamen endlich zu dem Entschlusse, Boote zu erbauen, um in denselben längs der Küste gen Westen zu schiffen, bis man die spanischen Kolonien am Panuco erreiche, denen man sich weitaus näher glaubte, als man in Wirklichkeit war. Da es an Werkzeugen fehlte, wurden die Sporen und die Steigbügel der Reiter sowie die metallenen Bestandteile der Pferdegeschirre zu Sägen, Äxten und Nägeln verarbeitet, aus den Mähnen und Schwänzen der Rosse wurden Seile gedreht und die Hemden zu Segeln zusammengenäht.

Am 20. September waren fünf rohe, je fünfzig Mann fassende Barken fertig, in denen man die gefährliche Fahrt zu wagen gedachte. Einen vollen Monat schiffte man unter furchtbaren Entbehrungen die Küste entlang, gezwungen, jeden Schluck Wassers und alle Nahrungsmittel von den Eingeborenen zu erkämpfen, die sich fast durchweg als kriegerisch und grausam erwiesen. Am 31. Oktober kam man an die Mündung eines gewaltigen Flusses, wahrscheinlich des Rio del Espiritu Santo, welcher so bedeutende Wassermassen dem Meere zuführte, daß die salzigen Fluten desselben auf weite Strecken von dem Süßwasser verdrängt wurden. Die Strömung, welche durch diesen mächtigen Fluß erzeugt wurde, war zu stark, als daß dieselbe von den unlenksamen Fahrzeugen der Spanier hätte bewältigt werden können, mehrere derselben schlugen um und ihre Insassen ertranken, das Boot, in welchem Narvaez sich befand, wurde ins Meer hinausgetrieben und verschwand daselbst für immer. Nur wenige Spanier erreichten das Land,

um dort aber durch die Hand der Eingeborenen einen noch grauenhafteren Tod zu erleiden oder in jahrelange Knechtschaft zu geraten. Ganz besonders merkwürdig gestaltete sich das Schicksal des Alvar Nuñez Cabeza de Vaca, dessen abenteuerliche Irrfahrten uns im nächsten Kapitel beschäftigen werden. —

Hatten bereits Juan Ponce de Leon, Pineda, Ayllon und Narvaez ihr Leben der Eroberung von Florida zum Opfer gebracht, so sollte noch ein fünfter Heerführer hier sein Ziel finden, Hernando de Soto aus Barcarroto in Estremadura.

Derselbe hatte bereits eine glänzende Laufbahn hinter sich und nicht nur verschiedene Feldzüge in Nicaragua, Goldcastilien und anderen Ländern mitgemacht, sondern auch während der Eroberung von Peru eine bedeutende Rolle gespielt. Streitigkeiten, welche zwischen Pizarro und Almagro ausgebrochen waren, hatten ihn bewogen, das Land der Inkas zu verlassen und nach Spanien zurückzukehren.

Wenn auch de Soto in Peru große Schätze gesammelt hatte, so litt es den thatendurstigen Krieger aber nicht, ruhig zu sitzen, und kaum trat er mit seinem Plane, einen Eroberungszug nach Florida zu unternehmen, hervor, als sich zahlreiche Abenteurer um ihn scharten, die, von dem Rufe seiner glänzenden Waffenthaten verlockt, fest daran glaubten, daß ein jeder, welcher diesem erfahrenen und tapferen Ritter folge, sein Glück machen werde. So sah sich de Soto bald an der Spitze eines Heeres von nahezu tausend Mann, das er im April des Jahres 1538 nach Cuba führte, wo die Ausrüstung vervollständigt werden sollte. Vorsichtiger in seinen Unternehmungen als Narvaez, schickte de Soto zunächst den Piloten Juan de Añasco in einer Caravelle nach Florida, damit er die Küste des Landes untersuchen und einen Hafen ausfindig machen möge, wo die Landung der Armee am besten bewerkstelligt werde.

Mit günstigen Nachrichten kehrte Añasca zurück und so segelte de Soto, sein Weib in Cuba zurücklassend, im Mai des Jahres 1539 von Havanna ab. Seine Armee bestand aus tausend Mann und zweihundert und fünfzig Pferden, und allgemein behauptete man, nie vorher in Amerika eine so große und prächtige Ausrüstung gesehen zu haben.

Die Überfahrt nach Florida ging glücklich von statten, und landete man am 30. Mai in einer schönen, sehr geräumigen Bai, die man Bahia del Espiritu Santo nannte, und welche älteren Karten zufolge mit der heutigen Tampa Bai an der Westküste der Halbinsel identisch ist.

Ein glücklicher Umstand war es, daß es gelang, einen jungen Spanier, Namens Ortiz, welcher der Expedition des Narvaez angehört und zehn volle Jahre in der Gefangenschaft der Floridaner geschmachtet hatte, zu befreien und damit einen vorzüglichen Dolmetscher zu gewinnen.

Die Provinz, in welcher man sich befand, führte den gleichen Namen, wie ein hier selbst wohnender Kazike Chirihigua, der ein erbitterter Feind der Weißen war. Seinen Haß gegen dieselben lernt man freilich verstehen, wenn wir die Thatsache aufführen, daß die Soldaten des Narvaez diesem Häuptlinge die Nase abgeschnitten und seine Mutter von Hunden hatten zerreißen lassen. Weder Versprechungen noch Drohungen vermochten



Hernando de Soto.
Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts in Herreras „Historia general de los hechos de los Castellanos“.

den Häuptling zu bewegen, sein in den Urwäldern gelegenes Versteck zu verlassen und Beziehungen mit den Spaniern anzuknüpfen. Dagegen gelang es durch Ortiz' Hülfe, die Freundschaft des Kaziken Mukoso zu gewinnen, bei welchem Ortiz sich mehrere Jahre aufgehalten hatte.

Nach längerer Rast in Chirihigua sandte de Soto die größeren Schiffe, die ihn und seine Armee hierhergebracht hatten, nach Cuba zurück und ließ in der Bai nur einige Fahrzeuge verweilen, deren Bewachung er 40 Reitern und 80 Fußsoldaten anvertraute. Er selbst drang an der Spitze der Armee in nördlicher Richtung in das Innere des Landes ein und kam zunächst in die nach ihren Kaziken benannten Gebiete Mukoso, Urribarrakuxi, Akuera und Okkaly. Vielfach hatte man ausgedehnte und sehr gefährliche Sümpfe zu umgehen, die von Alligatoren und giftigen Schlangen wimmelten. An manchen Stellen mußten diese Sümpfe überbrückt werden und kam es dabei zu heftigen Kämpfen mit den Indianern, welche ohne Unterlaß den Vormarsch der Truppen zu hemmen suchten, und denen in den schwer zugänglichen Urwäldern und Morästen kaum beizukommen war.

Die ganze zu durchschneidende Westküste der Halbinsel bildete nämlich einen einzigen ungeheueren Fichtenwald, in dem zahllose kleine Seen, Teiche und Sümpfe zerstreut lagen. Manchmal stießen die Spanier auf sehr gefährliche Stellen, die allem Anscheine nach fest und sicher waren, in Wirklichkeit aber auf große Strecken hin schwankten und erzitterten, sobald man nur den Fuß darauf setzte. Häufig brachen Menschen und Pferde in solchen Gegenden ein und würden ohne Hülfe in dem unter der trügerischen Decke ruhenden Schlamme elendiglich versunken sein.

Erst als man in das Land Okkaly und damit in das etwas höher gelegene, den Überschwemmungen nicht so sehr ausgesetzte Binnenland gelangte, traf man auf größere Savannen, die mit Eichen, Magnolien, Nußbäumen und Sassafras bestanden und an zahlreichen Stellen mit indianischem Mais bestellt waren, desgleichen auch eine stärkere Bevölkerung aufzuweisen hatten. So zählte z. B. die in der Nähe eines tiefen, von hohen Uferbänken eingeschlossenen Flusses gelegene Stadt Okkaly ungefähr sechshundert Hütten, die aus Holz errichtet und mit den breiten Blättern der Palmettopalme gedeckt waren. Da die Eingeborenen bei dem Nahen der Spanier geflohen waren, so versorgten diese sich mit den in den Hütten vorgefundenen Feldfrüchten, Nüssen und getrockneten Weintrauben.

Nach Überschreitung des Flusses drang de Soto in das Land des Häuptlings Ochile ein und überrumpelte ein aus fünfzig Hütten bestehendes Dorf desselben, in dessen Mitte das einen 40 Meter langen und 13 Meter breiten Versammlungsraum enthaltende Haus des Häuptlings gelegen war. Es gelang de Soto, sich sowohl dieses Häuptlings als auch dessen Bruders Vitachuko zu bemächtigen. Der letztere beherrschte das an Ochile angrenzende Land, in welchem de Soto nahezu das Opfer eines wohlgeplanten feindlichen Anschlages der Indianer geworden wäre. Unter dem Vorwande, de Soto eine großartige Ehrenbezeugung zu erweisen und ihn zugleich mit der Kriegstüchtigkeit der Floridaner bekannt zu machen, hatte Vitachuko mehrere tausend Krieger zusammen berufen, welche während ihrer Übungen auf ein gegebenes Zeichen die Spanier überfallen und allesamt niedermachen sollten. Zum Glücke für die Letzteren wurde der Anschlag verraten und trafen diese alle Anstalten, demselben zu begegnen. Der Tag, an welchem der Handstreich ausgeführt werden sollte, nahte heran und nahmen sowohl die Spanier als auch die Indianer ihre Aufstellung in einer großen Ebene, die auf der einen Seite an einen Wald, auf der anderen an zwei große Teiche stieß.

Vitachuko hatte seine Leute in Form eines ungeheueren Halbmondes aufgestellt und gewährte der Anblick der nackten, mit bunten Malereien bedeckten Krieger ein überaus malerisches Bild.

Nachdem ihnen gegenüber die Spanier wohlgerüstet aufmarschiert waren, begab sich Vitachuko zu dem Feldherrn, um denselben zur Heerschau abzuholen, doch ließ jener den Häuptling sofort ergreifen und den Angriff auf die überraschten Indianer beginnen. Setzten diese nun auch heftigen Widerstand entgegen, so vermochten sie aber nicht, vor der überlegenen Kriegskunst und den Feuerwaffen der Europäer, vor den auf sie einstürmenden zweihundert Reitern Stand zu halten und lösten sich nach kurzer Zeit in Flucht auf.



Sumpflandschaft in Florida.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Gegen neunhundert der Indianer stürzten sich in einen der beiden Teiche, der sofort von den Spaniern umstellt wurde. An Übergabe dachten aber die Eingeschlossenen nicht, sondern sandten nach wie vor ihre Pfeile gegen die Spanier. Da der Teich zu tief war und die Floridaner den Boden mit ihren Füßen nicht erreichen konnten, so schwammen immer drei bis vier in einer geschlossenen Reihe neben einander, auf ihren Schultern andere Krieger tragend, welche mit ihren Pfeilen fortwährend die Spanier bedrohten.



Häuptlinge und Krieger aus Florida.
Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts.

Den Rest des Tages und die ganze Nacht hindurch verblieben die Tapferen schwimmend in dem Teiche, erst beim Einbruch der Morgenkälte ergaben sich die meisten; die letzten hingegen, welche an vierundzwanzig Stunden in dem Teiche verbrachten, mußten mit Gewalt herausgezogen werden. Alle hatten durch die Menge des verschluckten Wassers so aufgetriebene Leiber und waren so erschöpft von Anstrengung, daß sie mehr tot als lebendig aussahen und stundenlang auf dem Ufersande ausgestreckt lagen, bevor sie sich einigermaßen wieder erholt hatten.

Die Besiegten wurden als Sklaven unter die Spanier verteilt, doch mußte man einige Tage später erkennen, daß mit der Niederlage der Floridaner deren Haß gegen die

Fremdlinge keineswegs zu Ruhe gekommen sei. Durch geheime Botschaften gelang es ihnen nämlich, eine Verständigung unter einander herbeizuführen, nach welcher sie sich eines Tages auf ein von Vitachuko gegebenes Zeichen insgesamt erheben und ihre Bedrücker vernichten wollten. Als die geeignetste Zeit zur Ausführung des Planes wurde die Mittagstunde angesehen, wo die Spanier mit dem Essen beschäftigt seien.

Als der verabredete Zeitpunkt herbeigekommen war, begann der im Zelte des de Soto verwahrte Häuptling Vitachuko sich zu renken und zu drehen, die Arme auszustrecken und sich so zu schütteln, daß die Glieder krachten, eine Sitte, die von den Floridanern stets beobachtet wurde, wenn sie ihre Stärke zu einer gewaltigen Kraftanstrengung zusammenraffen wollten. Erstaunt sahen die Spanier dem Gebahren des Häuptlings zu, welcher plötzlich, einen furchtbar gellenden Schrei ausstoßend, mit einem wilden Satze auf de Soto zusprang, demselben mit der geballten Faust einen Schlag ins Gesicht versetzte und ihn nun zu erwürgen trachtete. Ehe er sein Vorhaben aber gänzlich erreicht hatte, wurde er von einigen Offizieren niedergestochen.

Der Kriegsschrei des Häuptlings, das Signal zum Aufstande, hatte eine ungeheuere Verwirrung zur Folge, indem alle im Lager befindlichen Floridaner mit Feuerbränden, Holzstücken, Steinen oder sonstigen Waffen über die Spanier herfielen und dieselben umzubringen suchten. Mehrere derselben wurden thatsächlich getötet und würden die Floridaner ihre Absicht vielleicht vollständig erreicht haben, wären sie nicht mit eisernen Ketten gefesselt und dadurch in ihren Bewegungen behindert gewesen. Den vereinten Anstrengungen der Weißen gelang es nach längeren Kämpfen, Herren des Aufstandes zu werden und ihre Gegner zu bemeistern. Über neunhundert Tote blieben auf dem Platze.

De Soto lag infolge des erhaltenen gewaltigen Schlages längere Zeit bewußtlos. Das Blut floß ihm aus Mund und Nase, einige Zähne waren vollständig ausgeschlagen und der Mund ihm so zerquetscht, daß er zwanzig Tage lang nur dünnflüssige Nahrung zu sich nehmen konnte.

Die Spanier verweilten noch eine Zeit lang in Vitachuko, um die empfangenen Wunden verheilen zu lassen und überschritten dann einen großen Fluß, wahrscheinlich den heutigen Suwanee River, welcher die Grenze zwischen Vitachuko und Ossachile bildete. Aus den Beschreibungen, welche über de Sotos Zug erhalten sind, ergiebt sich, daß die Bewohner dieser südlichen Landschaften Nachkommen oder Verwandte jener im I. Bande unseres Werkes (Seite 30—46) geschilderten Mound-Builders waren, hatten sie doch wie jene den Brauch, ihre Hütten auf umfangreichen, künstlich aufgeworfenen Hügeln zu errichten.

Zweifellos waren es die vielfachen Überschwemmungen und die hierdurch bedingte stete Feuchtigkeit des Bodens, welche ursprünglich die Bewohner zur Annahme dieses eigentümlichen Brauches veranlaßten. Die künstlichen Hügel waren meist sechs bis zehn Meter hoch und trugen auf ihrer abgeplatteten Oberfläche zehn bis zwanzig aus Holz, Rohr und Palmzweigen gefertigte Hütten, welche dem Kaziken, seiner Familie und seinem Gefolge zum Aufenthalte dienten. Am Fuße des Hügels war ein quadratförmiger

Platz abgesteckt, dessen Größe mit dem Umfange der Stadt im Verhältnis stand. Um diesen zur Abhaltung von öffentlichen Versammlungen und Festen dienenden Platz standen die Häuser der Vornehmeren, welche wiederum von den Hütten des gewöhnlichen Volkes umgeben waren. Den Zugang zu der Wohnung des Häuptlings bildete eine fünf bis acht Meter breite und zu beiden Seiten von starken Pallisaden eingefaßte Straße, die am Fuße des Hügels in eine aus Balken gezimmerte Treppe endete, deren Stufen ziemlich weit auseinander lagen. Da die Terrasse nur an dieser einen Stelle zugängig war, an allen anderen Seiten aber steil abfiel, so konnte der Hügel, auf welchen in



Ein indianisches Dorf in Florida.
Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts.

Kriegszeiten sich auch die anderen Dorfbewohner zurückzogen, mit geringer Mühe verteidigt werden.

In höher gelegenen Landschaften hingegen, wo keine Überschwemmungen zu befürchten waren, standen sämtliche Hütten auf ebenem Boden und zeichnete sich die in der Mitte der Ortschaft gelegene Wohnung des Kaziken nur durch ihre Größe vor den Hütten des gewöhnlichen Volkes aus.

In der Regel war die Stadt ringsum mit hohen Pallisaden eingefaßt und war der Zugang sehr eng und manchmal schneckenförmig gewunden, damit beim Eindringen von Feinden dieser Zugang leichter verteidigt werden könne. Die Bewachung des Zuganges lag stets einigen bewährten Kriegern ob, welche in einer kleinen, mit runden

Ausschnitten versehene Hütte am Eingange ihren Beobachtungsposten hatten und den Berichten der alten Chronisten zufolge die Annäherung von Feinden schon aus dem Geruch derselben zu erkennen vermochten.

Um das Dorf verstreut lagen die Felder, die von den Floridanern fleißig bestellt wurden. Zur Auflockerung des Bodens benutzte man Hacken, deren Enden aus breiten Fischknochen gebildet waren. Die Erträgnisse der Ernte, welche nicht sogleich verzehrt werden konnten, wurden in kleinen, aus Steinen und Erde gebauten Vorratshäusern aufbewahrt und erst in den Fällen der Not angegriffen. An denselben Orten hob man große Quantitäten von geräuchertem Fleisch für den Winter auf.

Die Floridaner waren nicht nur gute Ackerbauer, sondern auch vorzügliche Jäger und Krieger. Gingen sie Hirsche zu jagen, so pflegten sie das Fell eines solchen derart über den Leib zu ziehen, daß das Haupt desselben mit dem Geweihe gerade den Kopf bedeckte und der Jäger bequem aus den Augenlöchern das Terrain übersehen konnte. So aufgeputzt vermochte er bis in die Nähe des Wildes zu schleichen, welches nun mit leichter Mühe erlegt wurde. Große Unerschrockenheit legten die Floridaner auch bei der Jagd auf die Alligatoren zu Tage, welche eine förmliche Landplage bildeten, da die gefräßigen Tiere nicht selten Nachts bis an die Ortschaften zu kommen pflegten, um Unachtsame wegzufangen. Ein Chronist des 16. Jahrhunderts*) beschreibt eine derartige Alligatorenjagd mit folgenden Worten: „Ihrer zehn oder zwölff nehmen einen langen Baum und gehen dem ungeheweren grossen Thier, welches herzu schleicht, einen auß jhnen zu verschlingen, entgegen und stoßen jhm durch große Behändigkeit den schmalsten Theil des Baums auffs allertieffest in seinen Rachen, welcher Baum von wegen der Ungleichheit und rauhen Rinden nit wieder herauß kan gezogen werden. Werffen derwegen den Crocodil auf den Rücken vnd schiessen jhm Pfeile in seinen Bauch, der weich ist, biß sie jhn vmbracht. Vnd haben die Indianer so große Gefahr von den Crocodilen, daß sie Tag und Nacht nicht weniger Wacht halten müssen als wider ihre ärgsten Feinde."

Zur Jagd und zum Kriege bediente man sich hauptsächlich ziemlich langer Bogen und Pfeile. Die Bogensehne wurde aus einem Riemen gefertigt, der zwei Finger breit aus einer Hirschhaut geschnitten, in Wasser geweicht, gedreht und nun an den Ast eines Baumes befestigt und mit einem ansehnlichen Gewichte beschwert wurde, bis der Strang völlig trocken war und einer starken Darmsaite glich. Damit beim Schießen durch den Anprall der Sehne der Arm nicht verletzt werde, trug man eine starke, aus Leder und Federn gefertigte Armschiene, welche den linken Unterarm von der Handwurzel bis fast zur Armbeuge bedeckte. (Vergl. Abbildung S. 372 Band I.)

Daß die Indianer ihre Waffen mit einer außerordentlichen Kraft und Geschicklichkeit zu handhaben verstanden, hatten die Spanier öfters zu beobachten Gelegenheit. Mehrfach ereignete es sich, daß Pferde mit den Pfeilen der Floridaner durch und durch geschossen wurden, auch boten die mit dicken Lederkollern unterlegten Panzerhemden kaum einen Schutz. Eines Tages unterwarfen die Spanier ein derartiges Panzerhemd, welches

*) Gottfried, Historia antipodum, oder Newe Welt. S. 163.

hundert und fünfzig Dukaten gekostet hatte, einer Probe, um zu erfahren, wie weit man sich auf ein solches verlassen könne. Zu diesem Zwecke zogen sie die Rüstung über einen Korb und befahlen einem mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Floridaner, darauf zu schießen. Der Wilde ballte seine Fäuste, schüttelte und streckte sich, um seine Kräfte zu sammeln und schnellte den Pfeil mit einer solchen Gewalt ab, daß derselbe nicht nur die Rüstung und den Korb durchbohrte, sondern dann noch Kraft genug besaß, einen Menschen zu töten. Nunmehr zogen die Spanier ein zweites Panzerhemd über das erste und durchschoß der Indianer wiederum beide Rüstungen so, daß die Spitze des Pfeiles auf der einen Seite, das Ende des Schaftes auf der anderen Seite herausragte. Seit dieser Probe vertrauten die Spanier nicht mehr auf ihre Panzerhemden und nannten sie nur noch brabandter Leinewand. An Stelle derselben verfertigten sie aus dickem, mehrfach übereinander gelegten Filze vier Finger starke Decken, um damit Brust und Flanken der Pferde zu schützen.

Als die Spanier Ossachile verließen, war das Land Apalache ihr Ziel, wohin man aber nur nach Durchquerung eines Morastes kommen konnte, der eine halbe Meile breit, dagegen aber von unabsehbarer Länge war. Beide Ufer waren mit Wäldern bedeckt, welche durch ihr Gestrüpp und die massenhaft wuchernden Ranken fast undurchdringlich waren. Nur an einer schmalen Stelle gab es einen Durchgang, der erst nach heißem Kampfe mit den Indianern erstritten werden konnte. Unter beständigen Scharmützeln gelangte man in die von großen Maisfeldern umgebene Stadt Apalache, wo de Soto in dem auf einem hohen Erdhügel gelegenen Hause des Kaziken sein Winterquartier bezog.

Lebensmittel wie Mais, Kürbisse, Hülsenfrüchte u. s. w. waren genugsam vorhanden und verwendete de Soto alle Sorgfalt darauf, das Land auszukundschaften. So entsandte er eine Schar seiner Leute an die Meeresküste, an welcher dieselben in der Apalache Bai die Stelle auffanden, wo Narvaez die fünf Boote hatte erbauen lassen, in denen er Florida mit dem Reste seines Heeres verließ.

Ferner schickte de Soto dreißig Reiter nach Chirihigua, um den dort verbliebenen Mannschaften den Befehl zu bringen, zu Schiffe nach Apalache zu kommen und von Chirihigua aus alle Buchten und Häfen des Landes sorgfältigst aufzunehmen.

Nachdem diese Arbeit vollendet, ließ de Soto auch die Küste der im Westen an Apalache stoßenden Gebiete aufnehmen, wobei ein schöner, von den Eingeborenen Achusi genannter Hafen entdeckt wurde. Einen Bericht der bisher gemachten Entdeckungen und Eroberungen schickte de Soto nach Havanna, wo die günstigen Nachrichten große Freude verursachten.

Im März des Jahres 1540 rückte de Soto gen Norden, durchzog die blühenden Länder Altapaka, Achalaque und Cofaqui und kam nach Passierung einer entsetzlichen Wildnis in das an den heutigen Savannafluß anstoßende Reich Cofaciqui, wo die Herrscherwürde in den Händen einer jungen und schönen Indianerin lag.

Als de Soto mit seinen Leuten an dem Strome anlangte, auf dessen linkem Ufer der Wohnsitz dieser indianischen Königin gelegen war, kam dieselbe mit acht der vornehmsten Frauen in einem reichgeschmückten Boote dem Heerführer entgegen, um ihm nicht nur



Floridanische Indianer nach Gold suchend.
Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts.

ihre Freundschaft anzutragen, sondern ihm auch ihr Land und ihre Wohnung zur Verfügung zu stellen. Zugleich überreichte sie de Soto eine dreifache Schnur von kostbaren Perlen. De Soto, der einen prächtigen Ring mit Rubinen vom Finger zog, um denselben als Gegengabe zu verehren, war von der Schönheit der Indianerin so eingenommen, daß er vergaß, nach ihrem Namen zu fragen. Mehrere Wochen verweilte de Soto bei seiner liebenswürdigen Gastgeberin, in deren Lande man große Mengen von Perlen entdeckte. Massenhaft fand man dieselben in den Häusern, in denen die Toten aufbewahrt wurden. Diese Leichname waren einbalsamiert und lagen in hölzernen Kästen, und neben denselben standen kleine aus Rohr geflochtene Körbe, die mit Perlen aller Art angefüllt waren. Einen interessanten Anblick gewährte der Tempel, in welchem die Überreste der Kaziken verwahrt wurden. Dieser an hundert Schritte lange und vierzig Schritte breite Bau war innen wie außen mit Muscheln bekleidet. Den Wänden des Innenraumes entlang liefen Bänke, auf welchen die Totenkisten standen, über deren jeder der aus Rohr geflochtene Kriegsschild des darin ruhenden Toten mit dem Namenszeichen desselben befestigt war. Barg dieser Ahnensaal einen unerhörten Reichtum an Perlen und bunten Federn, so enthielt ein gegenüber gelegenes Vorratshaus Massen von allerhand schön geschnitzten Waffen, außerdem herrliche, gut zubereitete Felle von Hirschen, Mardern, Wildkatzen und dergleichen mehr. —

De Soto rastete längere Zeit bei der schönen Herrscherin von Cofaciqui und entsandte von hier aus auch eine Forschungsexpedition in die an Metallen reichen Gebiete von Chalaqua und Xualla in den nördlichen Teilen des heutigen Staates Georgia. Vornehmlich wurde daselbst Kupfer gefunden, auch fand man in dem Sande der Flüsse Gold, welches von den Eingeborenen gewonnen wurde, indem sie in den Flüssen Gräben anlegten, in denen der vom Wasser mitgeführte Sand sowie die schwereren Goldkörnchen sich absetzten und mit geringer Mühe ausgewaschen werden konnten.

Von der Begier getrieben, reichere Goldgebiete zu entdecken, durchzog de Soto nunmehr die fruchtbaren Landschaften Guachoule, Ichiaha, Cossa, Akoste und Talisse und kam darnach in den Bereich des mächtigen Häuptlings Taskalusa, welcher die Fremdlinge mit großem Pompe empfing. Taskalusa, ein Mann von wahrhaft gigantischer Gestalt, der alle seine Unterthanen um zwei Köpfe überragte, erwartete die Spanier in einem kleinen Dorfe, von hundert der vornehmsten Krieger umgeben. Er saß auf einem reich geschnitzten Stuhle und neben ihm stand ein Floridaner, welcher eine aus Hirschleder gefertigte, das Totem des Häuptlings, drei blaue Streifen zeigende Standarte hielt. Tascalusa war die echte Type eines nordamerikanischen Indianers, ein stolzer Ernst lag auf seinen eisernen Zügen und keine Miene ließ erraten, daß er irgend welche Neugierde über die Ankunft der seltsamen Fremdlinge zeige. Einige spanische Offiziere, welche de Soto voraussandte, um seine Ankunft zu melden, würdigte er nicht eines Blickes, ja er that, als ob er sie gar nicht bemerke. Erst als der Heerführer selber nahte, erhob sich der Häuptling und ging de Soto entgegen, um ihn zu begrüßen. Da Tascalusa darauf bestand, die Spanier selbst zu seiner Hauptstadt zu führen, wurde er auf ein Pferd gesetzt, doch reichten die Füße des riesigen Mannes fast bis auf den Boden.

Nach längerem Marsche kam man nach Movila oder Mauila, einem Orte, der aus achtzig sehr fest gebauten Häusern bestand, von denen einige so groß waren, daß man je sechshundert bis tausend Menschen in ihnen unterbringen konnte. Die Stadt lag auf einer Ebene am Ufer des Alabama Flusses und war mit einem hohen Walle umgeben, auf dem sich überdies noch sehr starke Pallisaden erhoben. Alle fünfzig Schritte standen mit Schießscharten versehene Thürme, in deren jedem acht Mann Platz hatten. Zwei Thore bildeten den Zugang zu dieser Befestigung, in deren Mitte ein großer freier Platz gelegen war.

Verschiedene Anzeichen ließen bei den Spaniern den Argwohn wach werden, daß hier ein verräterischer Überfall geplant sei; die Nachforschungen ergaben, daß sich an zehntausend gut bewaffnete Floridaner in der Festung befanden und außerdem nur junge Weiber, welche an den Kriegen häufig thätigen Anteil nahmen.

In der That ließ der Ausbruch des Kampfes nicht lange auf sich warten. Während desselben zog de Soto sich mit seinen Leuten aus der Festung zurück, nicht aber ohne vorher einige Häuser in Brand gesteckt zu haben. Von der Ebene aus ließ er nun den Sturm auf die Festung beginnen, doch schwankte das erbitterte Gefecht stundenlang hin und her und gestaltete sich zu einem der blutigsten, die je auf dem Boden der heutigen Union zwischen Weißen und Roten stattgefunden haben. Selbst die indianischen Weiber

beteiligten sich lebhaft am Kampfe und verteidigten die hohen Pallisaden mit anerkennenswertem Mute. Inzwischen aber griff das Feuer in der Stadt immer weiter um sich, endlich auch gelang es den Spaniern, durch die Thore einzudringen und nun begannen die Floridaner allmählich, ihr Heil in der Flucht zu versuchen. Nach neunstündigem Kampfe durften die Spanier sich als Sieger betrachten, doch hatten sie den Tod von 82 Mann und 47 Pferden zu beklagen. Der Verlust der Indianer wird verschiedentlich bemessen, einige Chronisten beziffern denselben auf 2500, andere sogar auf 10 000 Tote.*) In weitem Umkreise der Festung fand man allenthalben die Leichen der Flüchtlinge, die ihren Wunden erlegen waren. Ob Tascalusa während der Kämpfe sein Ende fand und, wie einige meinen, beim Zusammensturze eines Hauses verbrannte, konnte nicht ermittelt werden, genug, er blieb für alle Zeit verschollen.

Infolge der bedeutenden Verluste hatte sich große Mutlosigkeit der Soldaten bemächtigt. Dazu kam die Erkenntnis, daß das Land weder Gold noch Silber besitze und keine entsprechende Entschädigung für die ungeheueren Mühen und Gefahren zu bieten vermöge, welche eine Bezwingung der tapferen Floridaner im Gefolge haben mußten. Viele der Soldaten wünschten darum heimzukehren und wollten nach dem dreißig Meilen entfernt gelegenen Hafen Achusi marschieren, wohin de Soto seine Schiffe beschieden hatte. De Soto war aber keineswegs gewillt, seinen Feldzugsplan schon jetzt aufzugeben, beschloß vielmehr, sich in einigen Eilmärschen von der Küste zu entfernen, bevor die Bewegung unter den Truppen weiter um sich gegriffen habe, brach am 14. November auf und fiel nach Passierung der Landschaft Pafallaya in das Gebiet der kriegerischen Chikassas ein. Dieselben suchten den Spaniern den Übergang über einen großen Fluß, jenseits welches die Hauptstadt der Chikassas gelegen war, zu wehren, de Soto wußte jedoch die Passage zu erzwingen und nahm im Dezember die Stadt ein, in welcher er zu überwintern beschloß. Bereits im Januar des folgenden Jahres wagten die Indianer einen nächtlichen Überfall und setzten mit Fackeln und brennenden Pfeilen ihre Stadt in Brand. Während des nächtlichen Kampfes gingen vierzig Soldaten und fünfzig Pferde zu Grunde, von welch letzteren zwanzig verbrannten. Der Verlust an Gepäck und Lebensmitteln war gleichfalls bedeutend.

Da der Ort vollständig zerstört war, so wurde an einem eine Meile entfernt gelegenen sicheren Platze ein neues Lager bezogen. An diesem Chicacilla genannten Orte behauptete sich de Soto gegen die vielfachen kriegerischen Anfälle der Feinde bis Ende März, durchzog dann unter beständigen Gefechten das Gebiet Alibama und gelangte im Mai des Jahres 1541 im Lande Chiska an das Ufer eines gewaltigen Stromes, der so breit war, daß man die Gestalt eines auf dem jenseitigen Ufer stehenden Menschen nicht mehr zu erkennen vermochte. Das Bett dieses Flusses war außerordentlich tief, die Strömung schnell, das Wasser schlammig und mit entwurzelten Bäumen gefüllt.

Es war der Mississippi oberhalb der Mündung des St. Franzisflusses. Der gewaltige Strom, von den Wilden Chukagua**) genannt, erfüllte de Soto mit tiefster Bewunderung.

*) Garcilasso de la Vega „Der tapfere Spanier während des Feldzuges in Florida.“ Deutsch von Karl Stein. Nordhausen 1810. Band II. S. 49.

**) Es möge hier Gelegenheit zu der Bemerkung genommen werden, daß der heute Mississippi

De Soto marschierte einige Meilen den Strom aufwärts und schickte sich dann an, denselben zu überschreiten, zu welchem Zwecke er vier große Boote erbauen ließ. Trotz der feindlichen Gegenwehr gelang die Überfahrt und drang er nunmehr in die westlich vom Mississippi gelegenen Länder Casquin und Capaha ein. In Gemeinschaft mit den Bewohnern von Casquin unternahm de Soto einen blutigen Vernichtungskrieg gegen die Capahas, deren befestigte Stadt erobert und zerstört wurde. Man verfolgte zwar die Flüchtlinge, welche sich auf einer im Mississippi gelegenen Insel verschanzt hatten, und fuhr mit den Casquins vereint in achtzig Kanoes den Strom hinab, vermochte jedoch gegen die überaus tapferen Feinde, welche ihr letztes Bollwerk mit dem Mute der Verzweiflung verteidigten, nichts auszurichten.

Während dieses Feldzuges wurde die Sitte beobachtet, daß die Indianer ihren im Kampfe getöteten Gegnern die Kopfhaut sammt den Haaren vom Schädel zogen und diese über dem Feuer getrockneten Trophäen an langen Spießen vor den Thüren ihrer Hütten aufpflanzten. Gefangenen Sklaven wurden die Flechsen an den Beinen durchschnitten, um ihr Entrinnen zu verhindern.

Unbestimmte Nachrichten über das Vorkommen eines glänzenden, hochgelben Metalls in den vierzig Meilen von Capaha entfernten Gebirgen veranlaßten de Soto, einige Spanier dorthin zu entsenden, um nach Gold zu spähen, doch erwieß sich das von denselben mitgebrachte Metall nur als eine Art sehr hellen Kupfers.

Von Capaha aus wanderte das Heer durch Quiguate, Coligua oder Colima und Tula, Länder, deren Lage nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann. Die Bewohner des letzteren Landes erschienen von abschreckender Häßlichkeit, war es doch bei ihnen Sitte, den Köpfen eine hohe, spitzige Form zu geben und überdies die Gesichter zu verunstalten, indem sie, vornehmlich um die Lippen, die Haut mit spitzen Kieselsteinen zerrissen und schwarze Farbe in die Wunden hineinrieben.

In dem auf einer Landzunge gelegenen Dorfe der Tulas fand man das Fleisch und die gegerbten Häute von Büffeln, den amerikanischen Bisons, welche von den Spaniern für Kühe gehalten wurden. Die wolligen Felle wurden als Bettdecken benutzt; die großen unförmigen und von zottigen Haaren umgebenen Köpfe sah man bisweilen als Jagdtrophäen über den Thüren der Hütten befestigt.

Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen, die weit gen Westen geführt haben sollen,

---

genannte Fluß im Laufe der Jahrhunderte seinen Namen vielfach wechselte. Der erste spanische Entdecker des Flusses, Pineda, gab ihm den Namen Rio Grande del Espiritu Santo; andere Spanier tauften ihn Rio Grande, Rio de la Palisada und Rio de la Culata. Die Franzosen hießen ihn Riviere de St. Louis; La Salle nannte ihn zu Ehren des großen Ministers Ludwig des Vierzehnten Riviere de Colbert. Indianische Namen sind: Chukagua „das große Wasser“; Mico „der König der Flüsse“; Namon-Sipon „der Fischfluß“; Olimo-Mitto „der große Wasserweg“; Meact-Massipi „der Vater der Ströme“; Mescha-Sibi „der große Fluß“. Von der Quelle bis zur Mündung des Ohio war er den Indianern unter dem Namen Behetonat bekannt.

Der Name Mississippi fand erst Mitte des 17. Jahrhunderts mehr und mehr Anwendung, wurde aber sehr verschieden geschrieben. So schrieb Merinou im Jahre 1666 „Messippi“, Tablon im Jahre 1671 „Mississippi“, Marquette im Jahre 1673 „Mississippy“, Hennepin im Jahre 1680 „Meschouipi“, Coxe im Jahre 1698 „Micissip“ und Charlevoir „Mechaseba“.

bezogen die Spanier in dem Lande Utianque abermals Winterquartiere, verweilten in denselben bis zum Anfang April 1542 und wandten sich dann, ihren Weg durch Naquetex, Guakan und Anilko nehmend, wieder dem Mississippi zu. Alle waren der namenlosen Strapatzen, die man zu ertragen gehabt hatte, herzlich müde; überdies erkannte de Soto, einen schweren Fehler begangen zu haben, daß er seine Leute mehrere Jahre hindurch hin und her geführt habe, ohne zur Anlage einer festen Stadt gekommen zu sein, von welcher aus die Kolonisierung des Landes mit Erfolg hätte in Angriff genommen werden können. Das kleine Heer war durch Krankheiten und die unablässigen Kämpfe bereits fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen und diese beschloß de Soto den Mississippi hinab bis zur Mündung desselben zu führen, um in deren Nähe eine Stadt anzulegen.

Gegen Ende April traf man auf einen großen Ort Namens Guachoya. Derselbe lag auf zwei Hügeln, da wo heute der Red River in den Mississippi mündet. Die Bewohner flüchteten mit ihrer Habe auf leichten Kanoes über den Mississippi. Die Spanier setzten sich in Guachoya fest und unternahmen in Gemeinschaft mit den Bewohnern des Landes, die man freundlich zu stimmen wußte, einen Feldzug gegen Anilko, wobei man den Chukagua hinabfuhr und die Ortschaft Anilko verbrannte. Die indianischen Verbündeten de Sotos ließen ihrer Grausamkeit gegen die Feinde vollen Lauf und übten dieselbe sogar an Säuglingen aus, welche sie bei den Beinen nahmen, in die Höhe schleuderten und mit den Pfeilen durchschossen, ehe sie wieder herab auf die Erde fielen.

Nach seiner Rückkehr nach Guachoya begann de Soto einen zur Anlage einer großen Stadt geeigneten Platz zu suchen, wurde während dieser Arbeiten aber von einem heftigen Fieber befallen, welches ihn in wenigen Tagen hinwegraffte. Kurz vor seinem Ende nahm er Abschied von seinen Soldaten und Hauptleuten und legte den Oberbefehl in die Hände des Luis Moskoso.

De Soto starb am 21. Mai des Jahres 1542 in seinem 42. Lebensjahre.

Da man befürchtete, die Kunde seines Todes könne die benachbarten Stämme zu einer allgemeinen Erhebung veranlassen und während derselben möchten die Reste des Heerführers von den Wilden ausgegraben und beschimpft werden, wie man dies in ähnlichen Fällen schon beobachtet hatte, so begrub man den Leichnam während der Nachtzeit. Als jedoch die Stätte trotzdem von den Wilden entdeckt wurde, gruben die Spanier die Leiche wieder aus, verfertigten aus dem Rumpfe einer großen Eiche einen primitiven Sarg und versenkten die Überreste de Sotos in den Mississippi.

Der Tod des Führers machte allen weiteren Unternehmungen der Spanier ein Ende. Ihr ganzes Denken ging nur noch dahin, wie man das Land am sichersten und schnellsten verlassen könne. Da man Mexiko in nicht allzugroßer Ferne glaubte, so wurde beschlossen, dorthin zu marschieren und rückten die Spanier, am 5. Juli von Guachoya aufbrechend, in starken Tagesmärschen über hundert Leguas weit gen Westen vor, gerieten aber nach dem Eintritt in den heutigen Staat Texas in trostlose Wüsteneien, wo die wenigen Eingeborenen, auf welche man stieß, ein echtes Nomadenleben führten und in vereinzelt stehenden leicht transportablen Fellhütten hausten, in denen man wiederum das Fleisch und die Felle von Büffeln fand. Da man einen

lebenden Bison nicht zu Gesicht bekam, so blieben die Spanier in dem Glauben, daß die Eingeborenen eine gewisse Gattung von Kühen züchteten, weshalb man das durchzogene Gebiet „das Land der Kuhhirten“ nannte. Da das weitere Vordringen in die unwirtlichen Einöden als ein höchst gefährliches Wagnis erachtet werden mußte, so sandte man einige Reiterabteilungen aus, damit dieselben über den Zustand der weiter westlich gelegenen Strecken Kundschaft einziehen möchten. Auf verschiedenen Wegen drangen diese Reiter wahrscheinlich bis zur Westgrenze des Staates Texas vor, konnten aber nach ihrer Rückkunft nur berichten, daß das Land, je weiter man gekommen sei, ein desto elenderes Aussehen zur Schau getragen habe.

Diese Nachricht raubte den Spaniern alle Hoffnung an eine Möglichkeit, auf dem Landwege nach Mexiko gelangen zu können und so beschloß man die Rückkehr nach dem Chukagua. Der hereinbrechende Winter machte diesen Rückzug zu einem äußerst gefährlichen. Die Flüsse waren infolge starker Regengüsse und Schneefälle hoch angeschwollen und nur mit Mühe zu passieren, dazu kam die stete Sorge um die immer spärlicher werdenden Nahrungsmittel sowie die Gefahr vor den Indianern, welche beständig auf der Lauer lagen und die vorbeiziehenden Spanier mit Pfeilen überschütteten. Kein Tag verging ohne Kämpfe; kein Mann, kein Roß war ohne Wunden und fast alle waren infolge der ungeheueren Mühseligkeiten krank. Gar mancher legte sich hin zum Sterben, doch war ihm keine gebührende Ruhestätte in diesem fremden Lande beschieden, da es seinen Kameraden an Kräften mangelte, ein Grab zu schaufeln. Furchtbar reduziert langten die bis auf 370 Mann zusammengeschmolzenen Überlebenden in den letzten Tagen des November wieder am Mississippi an, wo der breite Spiegel des Flusses mit so hellem Jubel begrüßt wurde, als sei nunmehr alles Elend überstanden.

Mit Waffengewalt bemächtigte man sich zunächst der von tiefen Wassergräben umgebenen Ortschaft Aminoja, wo große Vorräte an Mais, Nüssen, getrockneten Pflaumen und anderen Früchten in die Hände der Spanier fielen. Nachdem die Ortschaft gut befestigt worden, fällte man Holz, um dasselbe zur Erbauung von sieben Brigantinen zu verwenden, auf denen man den Mississippi hinab zu fahren und nach Mexiko zu kommen gedachte. Da der Bau dieser Schiffe mehrere Monate in Anspruch nahm, so hatte man die ganze Strenge eines ungewöhnlich kalten Winters zu bestehen, der noch sechzig Spanier hinwegraffte. Kaum war der Winter vorüber, als die Frühjahrsfluten des Mississippi eintraten und die Abfahrt der Spanier verhinderten. Der Fluß begann am 10. März des Jahres 1543 auszutreten und verursachte in kurzer Zeit eine derartige Überschwemmung, daß das ganze, viele Meilen breite untere Mississippithal einem ungeheueren Meere glich, aus welchem nur die Spitzen der Bäume und einige höher gelegene Punkte hervorragten. Auch der Zufluchtsort der Spanier wurde überschwemmt und mußte man in den Straßen von Aminoja auf Kähnen von einem Hause zum andern fahren, welche der Überschwemmungen halber auf hohen Pfählen standen und somit vor dem Eindringen des Wassers geschützt waren. Die Überschwemmung erreichte ihren höchsten Stand am 20. April, worauf der Fluß zu fallen begann, was aber so langsam geschah, daß noch am 20. Mai die Straßen kaum gangbar waren.

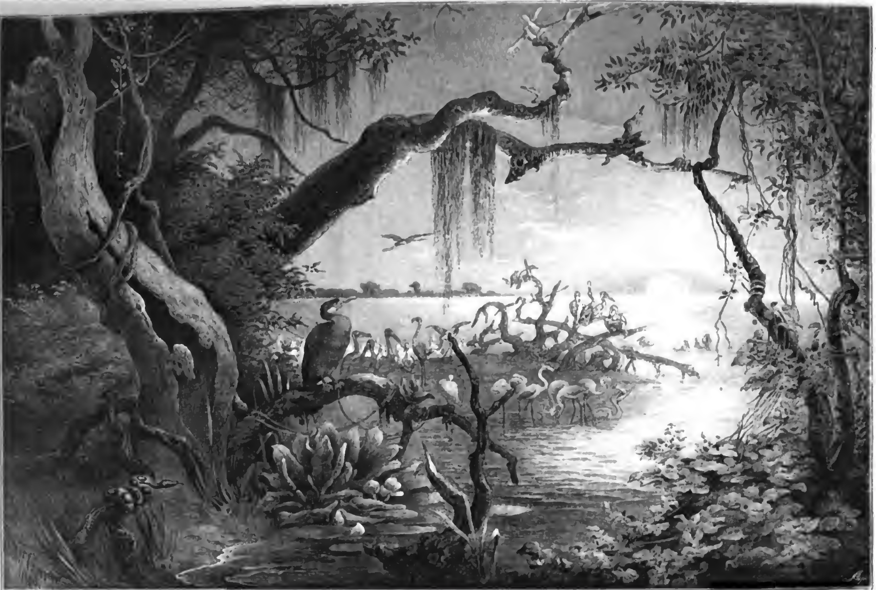


Im Delta des Mississippi.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Als endlich der Fluß in sein gewöhnliches Bett zurückgekehrt war, wurde die Abfahrt beschleunigt, zumal sich die Gewißheit eines schon lange verbreiteten Gerüchtes ergab, daß die benachbarten Stämme vereint einen allgemeinen Angriff auf die Spanier beabsichtigten. Da verrathen worden war, dieser Angriff solle zu Wasser ausgeführt werden, während die Spanier stromabwärts ruderten, so trafen die Letzteren alle Vorkehrungen, um sich gegen die Pfeilschüsse der Wilden zu schützen. An den Bordseiten der Brigantinen wurden starke Bretter aufgestellt und diese außerdem mit Häuten überspannt. Ende Juni waren alle Vorbereitungen zur Abfahrt beendet und je fünfzig Mann auf einer Brigantine eingeschifft. Zur Beförderung der wenigen noch verbliebenen Pferde dienten Barken, welche ins Schlepptau genommen wurden.

Den ersten Tag und die darauf folgende Nacht blieben die Spanier von Feinden unbelästigt und konnten sich an dem Anblicke des von unermeßlichen Urwäldern umgürteten Riesenstromes erfreuen, der seine blitzenden Fluten in majestätischer Ruhe gen Süden wälzte. So weit die Schiffer kamen, überall bot sich ihnen das Bild einer ungeheueren, von keines Menschen Hand bezwungenen Wildnis, in der eine mannigfaltige Tierwelt ungestört ihr Wesen trieb. Schwärme von buntfarbigen Enten, Tauchern, Pelikanen und brennendroten Flamingos plätscherten in den seichteren Buchten; auf den hinabtreibenden Baumstämmen saßen nach Beute spähend glänzende Königsfischer, schwarze Krähen und Kormorane; in den Wäldern tönte das Lärmen und Kreischen zahlloser Papageien und Kakadus, während in den tiefblauen Lüften weißköpfige Adler kreisten. Dann und wann erblickte man stolze Hirsche, die bis an den Leib in den Fluten standen, um ihren Durst zu löschen, zuweilen auch buntgefleckte Panther und Tigerkatzen, die geschmeidig durch das Dickicht schlichen.

Schon begannen die Spanier zu hoffen, daß sie ihren blutdürstigen Feinden zuvorgekommen, da plötzlich sahen sie am folgenden Morgen eine unabsehbare indianische Flotte vor sich, welche die Ankunft der Spanier abgewartet hatte, um ihnen den Durchzug zu



Tierleben am unteren Mississippi.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

wehren. Mehr als tausend große Piroguen, wie man sie bisher noch nicht gesehen, wiegten sich auf den spiegelnden Fluten, alle mit kräftigen, streitbaren Männern besetzt, die unter wildem Geschrei ihre Waffen schwangen. Einige Fahrzeuge waren so groß, daß sie 25 Ruderer auf jeder Seite hatten und außerdem noch 30 Krieger faßten. Die auf dem Boden der Piroguen knieenden Indianer führten klafterlange Ruder. Infolge der Gleichmäßigkeit, womit dieselben eingesetzt wurden, durchschnitten die aus gewaltigen Baumstämmen gefertigten Fahrzeuge das Wasser mit einer Geschwindigkeit, daß ihnen schwerlich ein in vollem Laufe befindliches Roß zuvorgekommen wäre. Während ihrer Arbeit sangen die Wilden verschiedene Lieder, je nach deren Weisen langsamer oder schneller rudernd. Der Anblick dieser indianischen Flotte war ein überaus malerischer, da nicht nur die Wilden farbenprächtige Federn auf den Köpfen trugen, sondern auch ihre Waffen, die Ruder und die Piroguen mit den buntesten Farben und dem abenteuerlichsten Kriegsschmucke geputzt hatten.

Durch ihre Schlachtlieder einander zum Kampfe anfeuernd fuhren die Krieger heran und überschütteten die Spanier mit Pfeilen und Lanzen. Zugleich stießen sie ein so entsetzliches Kriegsgeheul aus, daß die entfernten Wälder widerhallten. Nach diesem Angriffe, der nur mit Mühe abgeschlagen wurde, teilten die Indianer ihre Flotte in drei Abteilungen, von welchen die erste den spanischen Schiffen vorausruderte, in geringer Entfernung vor denselben her kreuzte und die Europäer von vorn belästigte, während die beiden anderen Abteilungen zur selben Zeit die Flanken und die Rückseiten der Brigantinen anfielen. In diesen Manövern wechselten die Piroguen beständig ab, bald war diese, bald jene Abteilung die erste, so daß den Spaniern immer frische Kräfte entgegen standen und sie keine Zeit zur Erholung fanden. Zehn volle Tage lang dauerte dieser entsetzliche Wasserkampf, in welchem die Spanier unablässig verfolgt wurden und siebenzig Mann sowie sämtliche Pferde einbüßten.

Erst als sie sich der Mississippimündung näherten, ließen die Wilden von der Verfolgung ab und kehrten triumphierend in ihre Länder zurück, von denen sie sich so weit entfernt hatten. Daß man dem Meere nahe sein müsse, schloß man nicht nur aus der ungeheueren Breite des Stromes, der stellenweise nicht zu übersehen war, sondern auch aus dem Umstande, daß die Ufer des Flusses nicht mehr von Wäldern, sondern von hohem Rohre eingefaßt waren. Aber noch drei Tage lang fuhren die Fahrzeuge dahin, ohne daß die Scenerie sich wesentlich verändert hätte, erst am vierten Tage verrieth der höhere Wellengang, daß man sich auf dem Meere befinde. Zur Linken der Flußmündung sah man eine ungeheuere Masse von entwurzelten Bäumen, wie sie von dem Strome bei Überschwemmungen fortgerissen und stromab getragen werden, wohingegen die Meereswellen diese entrindeten und entlaubten Baumskelette wieder zurückzutreiben und an irgend einem Punkte in gewaltigen Haufen aufzutürmen pflegen. Für die Nacht legte man bei einer wüsten Schlamminsel an, um von den fürchterlichen Mühen der letzten, neunzehn Tage und Nächte andauernden Reise auszuruhen und sich für die noch bevorstehenden Strapatzen zu stärken.

In Ermangelung eines Kompasses und einer Karte beschlossen die Spanier nun, der

Küste entlang bis nach Neu-Spanien zu rudern; sie führten dies abenteuerliche Unternehmen auch in dreiundfünfzig Tagen voller Gefahren und Entbehrungen aus, erreichten die Ansiedelungen am Panuco und begaben sich von da nach Mexiko, wo der Vicekönig Mendoza die abgezehrten und halbnackten, nur noch mit Thierfellen bekleideten Menschen aufnahm. Kaum dreihundert Mann waren von der stolzen Armee verblieben, welche mit de Soto zur Eroberung von Florida ausgezogen war, die Gebeine der Übrigen bleichten in den Wäldern und Prairien der weiten Länder, die man drei Jahre lang bei der Suche nach Gold und Reichtümern durchzogen hatte. —

Die abschreckenden Berichte, welche über das an tiefen Sümpfen und dunklen Wäldern so reiche Florida sowie über seine kriegerischen Bewohner sich verbreiteten, bewirkten, daß, nachdem auch die Missionsexpeditionen einiger Franciskaner sowie eine im Jahre 1561 von Angel de Villafañe unternommene Fahrt unglücklich verlaufen waren, die zwischen dem unteren Mississippi und dem atlantischen Ocean gelegenen Länder, welche man mit dem Gesammtnamen Florida bezeichnete, nicht wieder zum Ziele spanischer Eroberungs- oder Kolonisationsgelüste gemacht wurden. Ja, es erschien am 23. September 1561 ein königlicher Befehl, der ausdrücklich alle Unternehmungen gegen Florida verbot, damit nicht noch weitere Menschenleben und Reichtümer der Eroberung dieses Landes zum Opfer werden möchten.

Der Namenszug de Sotos.



Zuñi, ein Dorf der Pueblo Indianer.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Der Feldzug Coronados gegen Cibola und Quivira.

Schon bald nach dem Falle der stolzen Stadt Tenochtitlan richteten die Spanier ihre Blicke begehrlich nach denjenigen Gebieten, welche im Norden an die Länder der Azteken anstießen. Es war im Jahre 1530, als Nuñez de Guzman, der damalige Statthalter von Neuspanien, von einem indianischen Sklaven, einem Eingeborenen des fern im Norden gelegenen Landes Tegos (Texas?) die erste dunkle Kunde von dem Vorhandensein eines großen Reiches Namens Cibola erhielt, welches an sein Heimatland anstoße und sieben große Städte umschließe, die sich an Ausdehnung und Reichtümern mit der Stadt Mexiko vergleichen ließen. Die Reise dorthin nehme vierzig Tage in Anspruch und führe der Weg durch große zwischen dem Golfe von Mexiko und der Südsee gelegene Wüsten. In den sieben Städten gebe es ganze Straßen, welche ausschließlich von Gold- und Silberarbeitern bewohnt würden.

Guzman, von diesen Nachrichten mächtig erregt, organisierte sofort eine aus 400 Spaniern und 20 000 indianischen Hülfsvölkern bestehende Armee, um in das „Land der sieben Städte" vorzudringen, doch vermochte er infolge der ungeheueren Schwierigkeiten, die sich seinem Zuge entgegen stellten, nur bis in die Landschaften Culiacan und Sinaloa zu gelangen, mit deren Kolonisierung er sich begnügte. —

Eine Reihe von Jahren verging, der Tejos Indianer, welcher Guzman als Führer gedient hatte, starb und würden die sagenhaften Berichte von den sieben Städten von Cibola der Vergessenheit anheim gefallen sein, wenn nicht die Erinnerung daran durch ein merkwürdiges Ereignis wachgerufen worden wäre.

Es war im Jahre 1536, als in Culiacan vier zerlumpte und schrecklich herabgekommene Männer anlangten, deren Erzählungen allerorten das größeste Staunen hervorriefen. Diese Männer waren **Alvar Nuñez Cabeza de Vaca**, **Andreas Dorantes**, **Alonso del Castillo Maldonado** und ein maurischer Sklave Namens **Estebanico**, welche im Jahre 1528 mit Panfilio de Narvaez nach Florida gesegelt waren, den ganzen Zug desselben mitgemacht hatten und sich unter den Wenigen befanden, welche bei der Zerstreuung der Boote an der Mündung des Mississippi ihr Leben retteten.

Cabeza de Vaca, der in den Chroniken als der schönste und stattlichste unter allen Conquistadoren beschrieben wird und dessen Tapferkeit und Ruhe in der Gefahr, dessen Standhaftigkeit und Ausdauer unter den größten Beschwerden ihm den stolzen Titel „Erlauchter Kämpfer“ eingetragen hatten, durchzog, ein Odysseus seiner Zeit, mit seinen drei Gefährten die ganzen Gebiete von der Mündung des Mississippi bis zum Golfe von Californien. Kein Roman kommt der Beschreibung dieser mit den unsäglichsten Entbehrungen und Gefahren verbundenen Irrfahrten gleich, berichtet Cabeza de Vaca doch in seiner von ihm selbst verfaßten „Relacion“*) von wilden Barbaren, von denen er und seine Gefährten jahrelang gefangen gehalten und tagtäglich auf das grausamste gegeißelt wurden; wie sie von Mosquitos gepeinigt wurden, deren Stiche die „Schwären des heiligen Lazarus“ am Körper hervorbrachten; wie sie, endlich der Gefangenschaft der Barbaren entronnen, in die westlich vom Mississippi gelegenen Wüsten gelangten und, daselbst fast verschmachtend, Hundefleisch mit Gier verzehrten und sich elendiglich von den Früchten der Cacteen und von Wurzeln nähren mußten. Später kamen die Abenteurer zu einem Volke mit festen stattlichen Behausungen, welche aus Erde und Stein erbaut und an einem Flusse zwischen zwei Bergketten angelegt waren.**) Von diesem Volke wurden sie in gastlichster Weise aufgenommen. Die Wilden fielen in Anbetung vor ihnen nieder, begrüßten sie als „Kinder der Sonne“, brachten die Kranken zu ihnen, daß sie dieselben durch Händeauflegen heilen möchten und flehten die herniedergestiegenen

Namenszug des Alvar Nuñez Cabeza de Vaca.

*) La relacion que dio Aluar Nuñez Cabeça de Vaca de los acaescido en las Indias en la armada donde yua por gouernador Pãphilo de Narbaez. Zamora 1542.

**) Cronau, Im wilden Westen S. 296 und 320.

„Götter“ an, den Wolken zu befehlen, befruchtenden Regen auf die verdorrten Fluren niederfallen zu lassen.

Sie bereiteten den Fremdlingen solenne Festmahle, bestehend aus Wildpret, Kürbissen und Maisbrot, vermochten aber den Spaniern kein Gold zu bieten.

Weiter westwärts zogen dieselben nun durch eine dicht besiedelte Gegend mit festen Städten und ausgedehnten Mais- und Bohnenfeldern. Überall fanden sie Gesittung, Ordnung und Gedeihen, und überall wurden sie gastfreundlich aufgenommen. Die Indianer beschenkten sie mit Türkisen, mit den Fellen wunderbarer Kühe (Büffel), die mit einem zolldicken wollartigen Haar bedeckt waren, mit für heilig gehaltenen Pfeilspitzen aus Smaragden, die von den Indianern für bunte Vogelfedern eingetauscht worden waren und von hohen Bergen im Norden herrühren sollten, wo sich volkreiche Städte mit sehr großen und festgebauten Häusern befänden.

Sodann zogen die kühnen Abenteurer durch Arizona den Gilafluß hinab bis zur Mündung desselben und kamen endlich, zu Tode erschöpft, nach Mexiko, wo der Vicekönig Mendoza sie mit hohen Ehren aufnahm.

Die Berichte, welche Cabeza de Vaca verbreitete, wurden auf die fabelhafteste Weise aufgebauscht und bald war der Name des Landes Cibola in aller Munde. Man faselte von dortselbst befindlichen Städten, die von hohen Wällen und unbezwinglichen Forts umgeben wären und zahlreiche herrliche Paläste besäßen, deren Säulen und Thore aus Türkisen zusammengesetzt seien. Das Licht der Fenster falle nicht durch Glasscheiben, sondern durch kostbare Edelsteine. Die Fürsten des Landes würden von bildschönen Sklavinnen bedient, welche mit goldenen Schüsseln und goldenen Bechern bei den lucullischen Festmahlen aufzuwarten hätten. Ringsum befänden sich Berge von Opal, welche bis in die weiteste Ferne schimmerten, dazwischen seien Thäler gelegen mit Feldern von Edelgestein und mit krystallenen Flüssen, deren Grund aus lauter Silbersand bestehe.

Diese Fabelberichte, welche, wie wir später sehen werden, einen gewissen Kern von Wahrheit in sich bargen, bestimmten den Vicekönig Mendoza, den Gouverneur der die Länder Culiacan, Petatlan und Sinaloa umfassenden Provinz Neugalizien, Francisko Vasquez de Coronado, zu beauftragen, Nachforschungen anzustellen, ob die märchenhaften Berichte über die sieben Städte von Cibola auf Wahrheit beruhten. Diesem Auftrage gemäß sandte Coronado den Franciskanermönch Marcos de Nica aus mit der Weisung, bis gen Cibola vorzudringen und sich mit eigenen Augen über den Zustand der Dinge zu unterrichten. Der Bruder Honoratus, mehrere Indianer sowie der mit Cabeza de Vaca gekommene Maure Estebanico begleiteten den Mönch, welcher durch längere in Peru unternommene Reisen zur Ausführung einer solchen Kundschafterexpedition besonders geeignet schien. Wegen Krankheit blieb der Bruder Honoratus bereits in Petatlan zurück, die anderen hingegen kamen bis zum Gilaflusse, wo Estebanico voraus geschickt wurde, damit er die Bewohner von Cibola auf den bevorstehenden Besuch vorbereite. Einige Indianer aber, welche den Mauren begleitet hatten, kamen wenige Wochen später wundenbedeckt mit der Nachricht zurück, Estebanico sei von den Bewohnern der Stadt mit Mißtrauen aufgenommen und erschlagen worden.

Trotz dieser unglücklichen Botschaft will Marcos de Nica bis in die Nähe von Cibola vorgedrungen sein und behauptete, von einem Hügel aus die in der Ebene gelegene Stadt gesehen zu haben, welche ihm größer und ansehnlicher als Mexiko erschienen wäre. Da er aber nicht gewagt, die Stadt zu betreten, so habe er sich darauf beschränkt, an dem Orte, bis an welchen er gekommen, einen Steinhaufen aufzutürmen und darüber ein Kreuz zu errichten. Zugleich hätte er im Namen des Vicekönigs Besitz von dem Lande ergriffen und dasselbe „das neue Königreich des heiligen Franciskus“ benannt.

Nach Neugalizien zurückgekehrt, gab Marcos de Nica eine so glühende Beschreibung des Gesehenen, daß Mendoza nicht länger zögerte, eine Expedition zur Eroberung von Cibola auszurüsten. Verlockt durch die wundersamen Berichte kamen in wenigen Tagen dreihundert Spanier und achthundert Indianer zusammen, die begierig waren, den Zug mitzumachen. Coronado, der Gouverneur von Neugalizien, von wo die Expedition ihren Ausgang nehmen sollte, entschloß sich, dieselbe in eigener Person zu begleiten und wurde ihm der Oberbefehl übertragen.

Namenszug des Francisko Vasquez de Coronado.

Im Frühling des Jahres 1540 brach Coronado mit seinem Heere von Compostella auf und marschierte über Chiamatla, Culiacan, Petatlan und Sinaloa. Zwei Schiffe unter Hernando d'Alarcon segelten zur selben Zeit von dem Hafenplatze La Navidad der Küste entlang, um Vorräte nach Xalisco zu bringen und für alle Fälle der Expedition zur Verfügung zu stehen.

In Chiamatla stießen die beiden Hauptleute Melchior Diaz und Juan Saldibar zu Coronado, welcher dieselben während des vergangenen Winters ausgesendet hatte, um Recognoscierungen über die geeignetste Marschlinie anzustellen.

Die Berichte, welche diese Beiden über den Charakter der von ihnen durchzogenen Landschaften gaben, standen in einem krassen Gegensatze zu den farbensprühenden Schilderungen des Franciskaners Marcos de Nica und wirkten so ernüchternd auf das Heer, daß zahlreiche Spanier, welche schon während des Zuges von Compostella nach Chiamatla der Beschwerden genug gekostet hatten, die Rückreise antreten wollten und nur durch große Versprechungen zum Ausharren bewogen werden konnten.

In der That gestaltete sich der weitere Vormarsch zu einem äußerst mühsamen, und laute Verwünschungen brachen über den Klosterbruder herein, als man endlich einen am Gilaflusse gelegenen Punkt erreichte, Chichilticalli, wo der Aussage des Priesters zufolge eine stattliche Ansiedelung mit aus Stein erbauten Häusern gelegen sein sollte,

an deren Stelle man aber nichts als die stark zerfallenen und dachlosen Ruinen einiger aus rötlicher Erde aufgeführten großen Häuser fand. Zweifelsohne sind dieselben mit jenen Casas grandes identisch, die unweit der heutigen Reservation der Maricopa- und Pimaindianer in Arizona gelegen und vielfach beschrieben worden sind.*)

Nachdem man den Rio de las Balsas genannten Gilafluß eine Strecke verfolgt hatte, schlug man eine nordöstliche Richtung ein, um nunmehr geraden Weges die zwischen dem Gila und dem Reiche Cibola gelegenen Wüsten zu durchschneiden und die Ketten der Pinal- und Mogozloh Gebirge zu überschreiten. Die Mühseligkeiten dieses mehrere Wochen andauernden Wüstenmarsches waren schreckenerregend. Eine sengende Hitze herrschte ringsum, Wasser war nur spärlich vorhanden. Den Pferden mangelte es an Futter und mußten dieselben gar manchmal mit wenigen Halmen verdorrten Grases vorlieb nehmen. Tagaus, tagein ging es über glühend heißen Sand und düstere seltsam zerhackte Klippen, die sich in langen Zügen coulissenartig hintereinander emporschoben. Die einzige Flora in diesen Einöden bildeten mannigfaltig gestaltete Cacteen, von denen die wunderbaren baumartigen Riesencacteen besonders das Staunen der Spanier erregten. Ragten doch diese absonderlichen Gewächse fünfzehn, zwanzig Meter hoch empor, mit ihren vielen, dem Hauptstamme parallel laufenden Seitenarmen gewaltigen Kandelabern gleichend.**)

*) Eine der besten Schilderungen ist in John Russell Bartletts, Narrative of Explorations and Incidents in Texas, New Mexiko, California etc. Vol. II. p. 270—284 zu finden.

**) Vergl. Cronau, Im wilden Westen S. 297.



Riesencacteen in der Gilawüste.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Nach fünfzehntägigem Marsche kam man auf eine weite Ebene und an das Ufer eines Stromes, dessen Fluten von der Menge der mitgeführten erdigen Bestandteile eine schmutzigrote Färbung zeigten. Man nannte diesen Fluß Rio Vermejo und ist derselbe mit dem heutigen kleinen Colorado identisch. Bald nach Überschreitung desselben wurde ein fruchtbareres Land betreten, da und dort dehnten sich an den Ufern eines schmalen, dem Rio Vermejo zueilenden Flüßchens Anpflanzungen aus, die durch niedrige Mauern aus an der Sonne gebrannten Lehmziegeln eingefaßt waren, und endlich tauchte das heißersehnte Reiseziel, die Stadt Cibola, am Horizonte empor.

Wenn die spanischen Abenteurer bereits beim Anblick der Ruinen von Chichilticalli eine herbe Enttäuschung erlebt hatten, so harrte ihrer in Cibola eine neue, denn an Stelle der erträumten Wunderstadt mit ihren fabelhafte Reichtümer bergenden Palästen bot sich den Europäern nur ein großes indianisches Dorf, dessen seltsam zusammengeschachtelten Häuser aus Lehmziegeln erbaut waren und das kaum 2—3000 Einwohner zählen mochte. Auch stimmte die Lage der Stadt mit der von Marcos de Nica angegebenen nicht überein, denn anstatt in einem Thale gelegen, war das Cibola jener Zeit auf dem Plateau einer an 250 Meter hohen Felskuppe erbaut, welche den letzten Ausläufer der Gebirge bildet und wie eine gewaltige Bastion über das Thal des heutigen Zuñiflüßchens emporragt.*)

Den Klosterbruder mitsammt seinen lügenhaften und übertriebenen Berichten verwünschend, machten die Soldaten sich bereit, die Krieger von Cibola anzugreifen, welche sich in der Stärke von 200 Mann am Fuße der imposanten Felsenmasse aufgestellt hatten, um den Zugang zu der Stadt zu verteidigen.

Die mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffneten Krieger aber vermochten nicht dem gewaltigen Anprall der Spanier Stand zu halten und zogen sich auf die Höhe zurück, von wo sie die nachrückenden Feinde mit einem Hagel von Steinen und Felsblöcken überschütteten. Da der sehr steile und schmale Pfad nur langsam erstiegen werden konnte und mehrfache Krümmungen besaß, so trugen viele Spanier, darunter Coronado selbst schwere Wunden davon; endlich gelang es aber doch, die Höhe zu erreichen und in die Stadt einzudringen. Die Bewohner flüchteten auf die flachen Dächer ihrer Häuser, zogen die dorthin führenden Leitern empor und setzten den Eindringlingen noch längere Zeit hartnäckigen Widerstand entgegen, mußten aber auch diese letzten Bollwerke räumen, worauf sich die Spanier in dem große Vorräthe an Lebensmitteln bergenden Orte festsetzten und von hier aus das ganze umliegende Land unterjochten.

Sahen die Spanier ihre überschwenglichen Erwartungen in Cibola keineswegs erfüllt, so erregte die eigentümlich gebaute Stadt aber dennoch ihr volles Staunen, bildete dieselbe doch ein einziges großes Gemeinwesen, eine gewaltige Terrasse, deren zusammenhängende Häuser an- und übereinander geklebt waren.

*) Später verlegten die Zuñi Indianer ihren Wohnsitz in das Thal und erhebt sich die Stadt Zuñi noch heute zu Füßen der Felsenbastion auf einer geringen, die Thalsohle überragenden Höhe. (Vergl. die Abbildung S. 41.)

Die Häuser des untersten Stockwerkes dieses Terrassenbaues besaßen nur kleine Fensteröffnungen aber keine Thüren, und konnte der Zugang zu den Innenräumen dieser Häuser nur durch eine auf dem flachen Dache befindliche Fallthüre genommen werden, durch welche man auf einer Leiter in das Innere hinab kletterte. Der Aufgang auf das Dach von der Straße aus geschah vermittelst einer Leiter, die mit geringer Mühe emporgezogen werden konnte.

Diese einigermaßen schwierige Zugangsart zu den Häusern der untersten Terrasse ist heute noch allen Pueblobauten eigen und lediglich angenommen worden, um die Eroberung des Ortes durch feindliche Nachbarn zu erschweren.

Hatten die Häuser zu ebener Erde also keine Thüren, so besaßen dagegen die Wohnungen der darüber gelegenenen Terrassen Thüröffnungen und standen die einzelnen Terrassen miteinander wiederum durch Leitern in Verbindung, so daß man vom Dache der ersten Terrasse auf die Plattformen der zweiten, dritten oder vierten zu gelangen vermochte.

Die ziemlich schmalen Thüröffnungen vermittelten den Zugang in die großen und überaus sauber gehaltenen Räumlichkeiten, die ihr Licht durch kleine Fensteröffnungen erhielten, welche an stürmischen Tagen durch eingesetzte Scheiben von Selenit, krystallisiertem Gyps oder Marienglas geschlossen wurden. In den Ecken der Zimmer befanden sich seltsam geformte Feuerplätze, von wo aus der aufsteigende Rauch durch noch eigenartigere aus Lehm und bodenlosen Töpfen konstruierte Schornsteine entwich. In den Abendstunden erleuchtete man die Zimmer durch Holzbrände oder durch eine mit Mineralöl getränkte und darauf angezündete Cactusart.

Die Monotonie der Häuser, welche aus an der Sonne getrockneten Lehmziegeln erbaut waren, erhielt durch die aus Cedernholz verfertigten Leitern, durch die weit hinausragenden Regentraufen sowie die großen Termitenhaufen ähnelnden Backöfen eine angenehme Unterbrechung; zur Belebung des Bildes trugen vornehmlich die Indianer selbst bei, schöne, in buntfarbige Gewänder gekleidete Gestalten, welche sehr behende die Leitern auf und nieder stiegen und in den engen Straßen oder auf den Plattformen der Dächer ihren mannigfachen Beschäftigungen nachgingen.

Die Männer liebten es, wenn nicht Jagd oder Krieg sie in Anspruch nahmen, nach echter Indianerart in irgend einem Winkel sich zu versammeln und von dem Ruhme der Vorfahren zu plaudern, hingegen beschäftigten die überaus thätigen Frauen sich mit dem Weben der Zeuge und Bekleidungsstoffe, mit der Herstellung der Töpferwaren oder mit dem Backen des Brotes. Erstere Kunst führte man auf eigentümlich primitiven Handwebstühlen aus, die aus zwei Pfählen bestanden, von denen der obere an irgend einem aus der Wand hervorragenden Balken befestigt war, während der untere auf dem Boden ruhte. Ohne Vorlagen wurden aus Baumwolle oder dem feinen Haar der wilden Bergziegen und Bergschafe farbenprächtige Decken gewebt, deren besonderer Vorzug es war, vollkommen wasserdicht zu sein. Wie eine jede Familie ihren Bedarf an Kleidungsstücken selbst fertigte, so verstand auch jede Familie, die notwendigen Krüge, Töpfe und Schüsseln zu bereiten, und hatten in der Formgestaltung und

Verzierung derselben manche Frauen und Männer es zu großer Künstlerschaft gebracht. Zahlreiche dieser aus einem feinen Thon gefertigten Gefäße erinnern an die Produkte altgriechischer oder etruskischer Töpferkunst, neben diesen vollendeteren Arbeiten wurden mit besonderer Vorliebe Nachahmungen menschlicher und tierischer Gestalten erzeugt, als breitbeinig stehende oder hockende Kerle, welche, augenscheinlich laut auflachend, den einen



Bemalte Thongefäße der Pueblo Indianer.

wurstartigen Arm vorstrecken oder die Hand pathetisch aufs Herz legen. Die Tierfiguren stellten Eulen, Hirsche, Bären, Büffel, Frösche u. dergl. dar und erregten durch ihre kindliche Auffassung mitunter helles Gelächter.

Die Bewohner von Cibola wie auch aller anderen Pueblodörfer waren tüchtige Ackerbauer und verstanden es bereits, durch künstliche Bewässerung die Felder fruchtbringend zu machen. Außer Mais wurden wohlschmeckende Bohnen, riesige Kürbisse, Baumwolle, Tabak und roter Pfeffer gezogen. Der Mais wurde nicht nur in grünem Zustande gegessen, sondern auch zu einem feinen Mehl zermalmt und zu einem sehr wohlschmeckenden Brote verbacken. Dies letztere geschah, indem das Mehl mit Wasser zu einem dünnflüssigen Teig vermischt und mit der Hand schnell über einen flachen,



Groteske Thonwaren der Pueblo Indianer.

glühend heißen Stein gestrichen ward. Da der Teig nur ganz dünn aufgetragen wurde, so buk derselbe fast augenblicklich und bildete eine graue leicht abzuhebende Masse in der Stärke eines Papierbogens. Einer dieser Bogen kam auf den anderen zu liegen, bis die verschiedenen Schichten eine beträchtliche Höhe erreicht hatten. Um Abwechslung in die gleichförmige Masse zu bringen, wurde der Mais beim Enthülsen je nach der verschiedenen Farbe der Körner sorgfältigst sortiert und so mehrere Sorten verschieden gefärbten Mehles gewonnen, dementsprechend die einzelnen Schichten des Brotes bald grau, bald gelblich, bald grün, bräunlich oder rötlich erschienen.



Karte zu den Eroberungszügen Coronados gegen Cibola und Quivira.
Entworfen von Rudolf Cronau.
(Die kleinen Pyramiden bezeichnen die Lage altindianischer Ruinenstädte.)

Die Pueblo Indianer (so nannten die Spanier die Eingeborenen) waren Sonnenanbeter und jeden Morgen kurz vor Aufgang des strahlenden Tagesgestirns bestiegen die Priester die flachen Dächer der höchstgelegenen Häuser, um unter Gebeten sehnsüchtig nach Osten zu blicken. Einen Hauptgegenstand der Verehrung bildete ferner das Wasser, hing doch von seinem Vorhandensein in diesen zumeist steinigen und trockenen Ländern die Existenz aller ab. Es gab zahlreiche Gebete und Gesänge, durch welche an die Götter die Bitte gerichtet wurde, vom fernen Ocean Wolken herbeizuführen und das Land mit Regen zu segnen.

Die Priester hatten ihre Zusammenkünfte in kreisförmigen, bis 20 Meter im Durchmesser haltenden halbunterirdischen Gemächern, sogenannten „Estufas", wie wir sie in den Ruinen jener auf Seite 47—58 des I. Bandes geschilderten Klippen-, Höhlen- und Kasernenbauten kennen lernten.

Ein Zusammenhang jener „Cliff Dwellers" mit den von den Spaniern angetroffenen Pueblo Indianern ist unverkennbar und dürfte wohl jeder Zweifel ausgeschlossen sein, daß wir die letzteren als die Nachkommen jener Stämme zu betrachten haben, die ihre aus Stein und Erde errichteten Behausungen gleich Adlerhorsten auf die Gipfel und in die Spalten schwer ersteiglicher Felswände zu kleben pflegten. Die auf Seite 47—58 des I. Bandes gegebenen Notizen mögen also zur Vervollständigung unserer vorliegenden Skizze dienen. —

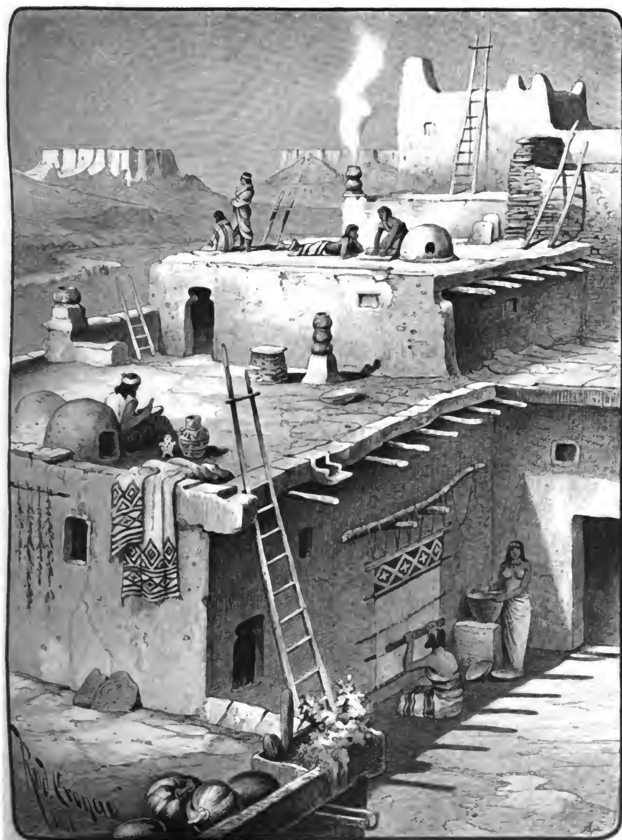
Während seines Verweilens in Cibola erhielt Coronado die Kunde, daß nordwestlich von Cibola ein zweites Reich mit sieben Städten gelegen sei. Der Name dieses Landes lautete Tusayan. Dorthin schickte er Don Pedro de Tobar mit siebenzehn Reitern und einigen Fußsoldaten. Dieselben drangen bis in das Gebiet der noch heute an derselben Stelle ansässigen Moqui Indianer vor, welche, eines Stammes mit den Bewohnern von Cibola, gleich jenen ihre Wohnstätten auf hohen, schwer zugänglichen Felsen errichteten.

Die sieben Städte dieser Moqui Indianer bestehen noch heute und führen die Namen Oraibe, Schungapavi, Mischongenavi, Schipaviluvi, Wolpi, Schichoamavi und Tewa.

Eine der interessantesten ist das auf einem hohen Felsen gelegene Wolpi. Der beschwerliche Steig, welcher zu dieser Stadt hinaufführt, endigt am Fuße einer senkrecht abfallenden Klippenwand und hat derjenige, welcher Wolpi besuchen will, nunmehr eine halsbrecherische Passage innerhalb eines engen Felsspaltes zurückzulegen, in dessen Wänden kleine halbmondförmige Höhlungen zum Einsetzen der Füße und Hände das Emporklimmen ermöglichen.

Daß solch schwierige Zugänge die Verteidigung der auf der Felshöhe gelegenen Wohnstätten ungemein erleichtern, ist ersichtlich und hat es den Anschein, daß auch die mit Pedro de Tobar gekommenen Spanier vergeblich versuchten, sich in den Besitz eines dieser Orte zu setzen.*)

*) Major J. W. Powell, der berühmte Erforscher des Cañongebietes des Rio Colorado, fand bei den heutigen Bewohnern von Oraibe traditionelle Überlieferungen, welche auf den ersten Besuch der Spanier in Tusayan hindeuten. Er schreibt darüber in dem Artikel „The ancient province of Tusayan" (Scribners Monthly Vol. XI. p. 193) folgendes: „An einer Klippe bei Oraibe fand ich eine bemerkenswerte Bilderschrift in den Stein gemeißelt. Dieselbe zeigt links drei Spanier, deren einer ein Schwert in der Hand trägt, während die beiden anderen Lanzen führen. Zur Rechten und darüber sind drei Eingeborene dargestellt, welche offenbar Felsstücke auf die Fremdlinge schleudern. Neben dieser Skulptur befindet sich eine andere, welche einen auf dem Boden liegenden Spanier darstellt, dessen Kopf von einem Eingeborenen mit Wasser besprengt wird. Talti, ein Bewohner des Ortes erklärte mir, daß diese Bilderschrift vor langer, langer Zeit von den Vorfahren der jetzigen Bewohner von Oraibe angefertigt worden sei und daß dieselbe die Erinnerung an einen Angriff der Spanier auf Oraibe festhalten solle. Nach Abschlagung dieses Angriffes sei der durch einen Steinwurf am Kopfe verwundete Führer der Spanier von den Seinen zurückgelassen worden, seiner hervorragenden Tapferkeit halber aber von den Bewohnern der



In einem Dorf der Pueblo-Indianer.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.



Wolpi, ein Dorf der Moqui Indianer in der alten Provinz Tusayan.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

In Tusayan hörten die Spanier von einem großen und wunderbaren Flusse erzählen, welcher weiter westlich das Land begrenze und befahl Coronado nach der Rückkehr des Pedro de Tobar dem Garcia Lopez de Cardenas, mit zwölf Mann den Lauf dieses Flusses zu erforschen. Allem Anscheine nach nahm diese Expedition ihren Weg durch Tusayan und ward von den dortigen Bewohnern mit Führern versehen, welche die Spanier nach einer mühseligen, zwanzig Tage dauernden Wanderung durch trostlose Wüsten bis an den Rand eines fürchterlichen Abgrundes geleiteten, vor dessen Anblick die Spanier entsetzt zurückprallten.

Als sei die Erde bis auf ihren Mittelpunkt jählings auseinander gerissen, so klaffte vor den Augen der Abenteurer ein Schlund, dessen Tiefe weit über tausend Meter betragen mochte und ein Bild gewährte, das wohl eines der überwältigendsten der Erde genannt werden kann. Es waren die Steilschluchten des Colorado, unzugängliche Felsengassen, die im Laufe vieler Jahrtausende von den nagenden Fluten des Flusses tief in die harten Sandstein-, Porphyr-, Granit- und Marmormassen eingegraben sind und im Zusammenhange mit den zahllosen Schluchten der an Katarakten reichen Nebenflüsse ein unermeßliches Labyrinth von tiefen, ineinander mündenden Klüften bilden. In dem dunklen Schatten der gewaltigsten dieser Klüfte gewahrten die Spanier tief unten einen blassen, schmutzig roten Streifen, ohne Schimmer und Schein, ohne wahrnehmbare Bewegung, und doch erklärten die Indianer, daß dieser unscheinbare Streifen in Wirklichkeit ein mächtiger breiter Strom sei, der in rasender Eile über hohe Felsen schäume und grausige Kaskaden und Stromschnellen bilde.

Stadt Traibe verpflegt worden, bis es ihm möglich gewesen, zu seinen Landsleuten zurückzukehren. Die auf mündliche Traditionen basierende Beschreibung dieser Scenen war sehr lebendig, besonders wenn Talti den wilden Ansturm der ihren Kriegsruf „Santiago! Santiago! Santiago!“ ausstoßenden Spanier schilderte.“

Mehrere Tage lang wanderten die Spanier am Rande dieser „Cañones grandes“ (wörtlich „große Röhren“) dahin, vergeblich sich bemühend, einen Punkt zu entdecken, von dem aus es möglich sei, bis an den Fluß hinabzusteigen.

Aber all diese Bemühungen blieben vergebens. Cardenas und seine Begleiter mußten sich damit begnügen, einen Blick in die grausigen Abgründe geworfen zu haben; sie zu erforschen oder gar zu überschreiten war ihnen nicht beschieden.

Wohl versuchten zwei der beherztesten Leute an einer geeignet scheinenden Stelle den Abstieg, doch vermochten die zwischen dem zerklüfteten Gestein hinabkletternden Waghälse nur ein Drittel der hohen Wände zu bewältigen und mußten dann unverrichteter Sache zurückkehren.

Spät nachmittags langten sie bei ihren harrenden Kameraden wieder an, versichernd, daß von dem erreichten Punkte aus der Fluß in der That beträchtlich breiter aussehe und daß einige Felsen, die von oben kaum so groß wie ein Mensch erschienen wären, in Wirklichkeit höher als die Thürme der Kathedrale von Sevilla seien.

Nachdem die Spanier die Unmöglichkeit, bis an den Strom hinabzuklettern, erkannt hatten, kehrten sie nach Cibola zurück, dem Feldherrn Wunderdinge von den drei bis vier Leguas hohen Uferbänken des Tizon erzählend. —

Cardenas war nicht der Einzige, welcher an den Tizon, den heutigen Colorado des Westens gelangte. Fast um dieselbe Zeit nämlich entdeckte Hernando d' Alarcon, derselbe, welcher zur Unterstützung der Expedition Coronados mit zwei Schiffen von La Navidad aus die Westküste von Mexiko in nördlicher Richtung entlang segelte, die Mündung des in das Meer des Cortez, den Californischen Meerbusen sich ergießenden Rio Tizon. Er ließ seine Schiffe zurück, fuhr am 26. August des Jahres 1540 mit zwei Schaluppen den Fluß aufwärts und scheint nach fünfzehntägiger harter Arbeit, während welcher die Boote an Seilen stromaufwärts gezogen werden mußten, bis in die Nähe des heutigen Fortes Yuma an der Mündung des Gila gekommen zu sein. Da es ihm hier an Proviant gebrach, so kehrte er nach den Schiffen zurück, um Vorräte zu holen, worauf er am 14. September abermals versuchte, auf dem Flusse, den er Rio de buena guia „den guten Führer“ nannte, gen Norden vorzudringen. Alarcon kam scheinbar bis zum 33° n. Br., errichtete am Endpunkt der Fahrt ein Kreuz und legte am Fuße eines in der Nähe stehenden großen Baumes eine Copie des Logbuches sowie eine Beschreibung seiner Reise nieder, in der Hoffnung, daß dieselben von der Armee Coronados aufgefunden werden möchten.

In die Rinde des Baumes schnitt er die Worte ein: „Alarcon kam bis hierher; unter dem Baume liegen Schriften.“ Nach mancherlei vergeblichen Anstrengungen, mit der Hauptarmee Coronados eine Verbindung zu erlangen, kehrte Alarcon nach Neuspanien zurück.

Die Dokumente wurden in der That bereits im nächsten Jahre von Melchior Diaz entdeckt, welcher von Coronado abgesandt war, um nach dem Verbleib der Schiffe des Alarcon zu forschen. Diaz verfolgte den Lauf des Tizon eine Strecke



Blick in das Große C

Nach der Natur gez



...n des Tizon (Colorado).

...t von Rudolf Cronau.

weiter nordwärts bis nahe an das Kañongebiet desselben und kreuzte auf Flößen den hier durch weite Wüsteneien ziehenden Fluß. Dann zog er an dem rechten Tizonufer stromab und schickte sich zur Erforschung der Halbinsel Californien an, wo er aber durch einen Unfall sein Leben verlor. Mit seinem Tode nahm die Zweigexpedition ein Ende und kehrten die anderen Teilnehmer nach Sonora zurück.

Während die Expeditionen des Pedro de Tobar, des Garcia Lopez de Cardenas und des Melchior Diaz gen Nordwesten und Westen gerichtet waren, verweilte Coronado in Cibola, woselbst eines Tages mehrere fremde Indianer eintrafen, die aus einem siebenzig Leguas gen Osten gelegenen Dorfe Cicuye stammten. Ihr Führer war ein Häuptling, der seines unter den Indianern ziemlich seltenen Bartschmuckes halber von den Spaniern den Namen Bigotes „der Bärtige" erhielt, und der seiner Tapferkeit halber in weitem Umkreise großen Ruhm genoß. Von dem Eintreffen der Spanier in Cibola hatte auch er Kunde erlangt und war er mit einigen seiner Krieger aufgebrochen, um die seltsamen Fremdlinge kennen zu lernen und ihre Freundschaft zu gewinnen.



Type eines Pueblo Indianers aus Neu Mexiko.

Als Geschenke brachte Bigotes Felle, Waffen und Türkisen, wogegen er die üblichen Ketten aus Glasperlen sowie einige kupferne Schellen erhielt.

Bigotes lud die Spanier zu einem Besuche in Cicuye ein und zögerte Coronado nicht, dem Kapitän Hernando d' Alvarado den Befehl zu erteilen, mit zwanzig Mann den Häuptling zu begleiten, um über die Verhältnisse der dortigen Länder Kundschaft einzuziehen.

Nach fünftägigem Marsche erblickten diese Spanier eine indianische Stadt, welche wie Cibola in schwindelnder Höhe auf dem Gipfel eines zerklüfteten Sandsteinfelsen horstete. Der Zugang erwies sich ungemein schwierig, zumal er immer schmaler wurde, je höher er an den jäh abfallenden Klippen empor führte. Nahe dem Gipfel endigte er vor einer steilen Wand, die nur unter Benutzung der eingemeißelten Höhlungen für die Hände und Füße erklommen werden konnte. Die Indianer nannten dieses Felsennest Acuco und ist dasselbe mit dem heutigen Acoma identisch. Fügen wir hinzu, daß die Bewohner große Quantitäten von Steinblöcken hoch droben aufgetürmt hatten, welche nur hinabgestürzt zu werden brauchten, um jeden nahenden Feind zu zerschmettern, daß ferner das Plateau groß genug war, eine ansehnliche Quantität von Getreide hervorzubringen, in zahlreichen Zisternen auch genügende Wasservorräte vorhanden waren, so

mögen wir der Versicherung der Spanier Glauben schenken, wenn sie diese indianische Feste als völlig uneinnehmbar erklärten.

Es gelang Alvarado, mit den Bewohnern von Acuco ein Abkommen zu treffen, wonach sie sich herbeiließen, ein Geschenk von Brod, gegerbten Hirschhäuten, Nüssen, Mais und Mehl zu entrichten, mit welcher Gabe der Abzug der Spanier erkauft wurde. Die Letzteren zogen nunmehr weiter gen Osten und kamen nach drei Tagen in die Provinz Tiguex.*) Dieselbe besaß zwölf Städte, die an den Ufern eines großen Flusses lagen, den die Spanier Rio de Tiguex nannten, der aber heute Rio Grande del Norte, in seinem unteren Laufe auch Rio Bravo del Norte heißt.

Die Bewohner von Tiguex beeilten sich, den Spaniern, welche in Begleitung des gefürchteten Häuptlings Bigotes daherkamen, mit allen Zeichen der Freundschaft entgegenzutreten, hatte sich doch der Ruf der unwiderstehlichen Kriegstüchtigkeit der Fremdlinge auch bis hierher verbreitet und erzählte man sich, daß dieselben auf wilden menschenfressenden Geschöpfen dahinritten.

In Tiguex wurde Alvarado von der Fruchtbarkeit dieser Provinz so überrascht, daß er beschloß, einen Botschafter an Coronado zu senden und diesem den Vorschlag zu unterbreiten, sein Winterquartier hier aufzuschlagen.

Nachdem Alvarado in Tiguex kurze Rast gehalten, setzte er in Begleitung des Häuptlings Bigotes die Reise nach dessen fünf Tagemärsche weiter östlich gelegenen Wohnsitze Cicuye fort, woselbst der zurückkehrende Häuptling sowie seine Gäste mit all dem wilden Pompe empfangen wurden, den nur eine halbbarbarische Nation aufzuwenden vermag. Cicuye, dessen Ruinen von mehreren amerikanischen Forschern mit denjenigen von Pecos identisch gehalten werden,**) war sehr stark befestigt und von einem Steinwall umgeben. Die Häuser stiegen in vier Terrassen empor und umschlossen einen inmitten des Ortes gelegenen großen viereckigen Hof, auf welchem die öffentlichen Feste und Versammlungen stattfanden. Der Ort war so stark bevölkert, daß er gegen fünfhundert Krieger aufzubringen vermochte.

In Cicuye fanden die Spanier einen indianischen Sklaven, einen Eingeborenen von Florida, der, wahrscheinlich während eines Krieges von den Mississippistämmen gefangen genommen, im Laufe der Zeiten vielfach seinen Besitzer gewechselt hatte und schließlich

*) Der amerikanische General J. J. Simpson (Coronados March in search of the seven cities of Cibola. Report of Smithsonian Inst. for 1869) glaubt die Provinz Tiguex unterhalb der Mündung des Rio Puerco in den Rio Grande verlegen zu müssen, meinend, daß nur dann die Beschreibung des Chronisten Castañeda zutreffe, welcher sagt, die Provinz Tiguex nehme ein zwei Leguas breites Thal ein, welches im Westen von sehr hohen, mit Schnee bedeckten Gebirgen begrenzt sei. General Simpson ist irriger Weise der Ansicht, daß in diesen schneebedeckten Gebirgen nur die Socorro Mountains gemeint sein könnten, wohingegen aber zu bemerken ist, daß auch die bei Albuquerque gelegenen Sandia Mountains einen großen Teil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind.

Hier finden sich neben zahlreichen Ruinen uralter Pueblos die noch heute bewohnten Indianerdörfer Isleta, Bernalillo u. a., wohingegen in der Umgebung der Socorro Mountains Überreste von Pueblobauten fehlen.

**) Simpson, Coronados March p. 29. Bandelier, Visit to the Aboriginal Ruins in the Valley of Pecos. p. 113.

bis in diese seinem Heimatlande fern entlegenen westlichen Regionen verschlagen worden war. Da dieser Sklave den Spaniern höchst merkwürdige Berichte über die Länder gab, welche er während seiner langen Leidenszeit berührte, so glaubte Alvarado sich des Mannes versichern zu sollen, um ihn entsprechenden Falles als Führer verwenden zu können. Er nahm ihn daher mit nach Tiguex, wo Coronado mit seiner Armee inzwischen eingetroffen war.

Hier erzählte der Floridaner dem spanischen Heerführer, daß sein Heimatland einen gewaltigen Fluß besitze, welcher zwei Leguas breit sei und Fische berge, die an Größe hinter einem Rosse nicht zurückstünden.

Ist unter diesem Flusse zweifellos der Mississippi gemeint, in dessen Fluten thatsächlich derartig große Fische existieren (so z. B. der Catfisch u. a.), so geht auch aus unserem vorhergehenden Kapitel hervor, daß die Aussagen des Sklaven zum Teil auf Wahrheit beruhten, wenn er behauptete, daß die an dem Flusse wohnenden Völker so große Schiffe besäßen, daß zwanzig Ruderer an jeder Seite eines solchen Fahrzeuges Platz hätten.

Zweifelhafter hingegen erscheinen die Angaben, daß der Beherrscher des in der Nähe dieses Stromes gelegenen Landes Quivira seine Siesta unter einem Baume zu halten pflege, dessen Zweige über und über mit goldenen Glöckchen behängt seien. damit dieselben, wenn der Herrscher schlummere, leise erklängen. Auch die Angaben, daß die Bewohner von Quivira nur Geräte und Geschirre aus Gold und Silber benützten, daß ferner die Piroguen der Eingeborenen an ihren Schnäbeln große goldene Adler trügen, scheinen Erfindungen der Phantasie des Sklaven gewesen zu sein. Derselbe behauptete ferner, von dem Herrscher von Quivira einige goldene Schmuckgegenstände zum Geschenke erhalten zu haben, welche ihm aber bei seiner Gefangennahme von den Bewohnern von Cicuye weggenommen worden seien.

Coronado, der großen Wert darauf legte, diese Schmuckgegenstände zu sehen, bevor er einen Eroberungszug nach dem Goldlande Quivira unternehme, beorderte nochmals Alvarado nach Cicuye, um die Schmuckstücke abfordern zu lassen. Den Beteuerungen der Indianer, daß man derartige Schmucksachen bei dem Floridaner nicht gefunden und daß dieser ein schamloser Lügner sei, keinen Glauben beimessend, ließ Alvarado den Häuptling Bigotes in Ketten legen und schleppte ihn nach Tiguex in eine monatelange Gefangenschaft.

Diese Gewaltthat trieb die Indianer zum Aufstande, der aber von Seiten der Spanier mit roher Faust niedergeschlagen wurde. Während jener Kämpfe eroberten die Spanier die Stadt Tiguex nach fünfzigtägiger Belagerung, daran schloß sich die Einnahme der Stadt Chia sowie die Besetzung der Provinz Quirex oder Querez.

Coronado schenkte den Versicherungen des Floridaners immer noch Glauben und beschloß, das vielverheißende Land Quivira aufzusuchen, um die Goldschätze desselben sich anzueignen. Nachdem der Winter in Tiguex verbracht worden war, brach Coronado mit einem Theile seines Heeres am 23. April des Jahres 1541 auf, zog über Cicuye gen Osten, überschritt einen breiten Fluß, den man Rio de Cicuye nannte (der heutige

Pecos River) und drang nun in nordöstlicher Richtung in die endlosen Prairien vor, welche das ganze Gebiet zwischen den Felsengebirgen und dem Mississippi einnehmen.

In diesen baumlosen, nur mit Gras bewachsenen Steppen stieß man auf einzelne



Fellhütten der Prairie Indianer.
Nach einem Stiche in Prinz Maxim. zu Wieds „Reisen in das Innere von Nordamerika".

nomadisierende Indianer, Querechos, welche in Fellhütten wohnten und, fast ausschließlich von den Erträgnissen der Jagd lebend, dem überaus zahlreichen Wilde nachzogen.

Die Hütten dieser Prairie Indianer bestanden aus einem Gerüste langer Stangen, die kreisförmig aufgestellt und oben nahe den Spitzen zusammengebunden wurden. Um dieses Gerüst schlugen die Indianer eine wetterfeste Bedeckung aus gegerbten Büffelhäuten, welche den Innenraum der Hütte vollständig abschloß und nur da, wo die Zeltstangen zusammengebunden waren, eine Öffnung ließ, durch welche der Rauch der im Innern der Hütten brennenden Feuer entweichen konnte. Sollten die Wohnsitze gewechselt werden, so zog man die Bedeckungen weg, löste die Stangen und belud mit den einzelnen Bestandteilen der Hütte die zahlreichen Hunde, welche die einzigen Haustiere der Indianer waren.

Im Lande der Querechos erblickten die Spanier zum ersten Male jene wunderbaren Thiere, deren Felle schon das volle Interresse der Krieger de Sotos erweckt

hatten, die Büffel, die amerikanischen Bisonten. In unabsehbaren Massen grasten diese gewaltigen Wiederkäuer auf den endlosen Steppen, mitunter Heerden von vielen tausend Stück bildend. Nicht ohne Interesse ist es, die Beschreibung eines alten spanischen Chronisten, Gomara zu lesen, welcher diese Tiere mit folgenden Worten schildert: „Die Büffel haben die Größe und Farbe der spanischen Bullen, nur sind ihre Hörner weitaus kürzer. Zwischen ihren Vorderblättern haben sie einen großen Buckel, auch ist die vordere Hälfte des Tieres weitaus mehr mit Haaren bedeckt als die hintere. Das Haar ist sehr wollig. Das über dem Rückgrat wachsende Haar gleicht demjenigen der Mähne eines Pferdes, ähnliches Haar hängt in dichten Massen von den Knieen bis auf die Erde herab. Kopf, Hals und Brust sind gleichfalls mit so langen Haaren bedeckt, daß es den Anschein hat, als seien die Tiere mit gewaltigen Bärten ausgestattet. Die Männchen haben einen ziemlich langen in eine dicke Quaste endigenden Schwanz, so daß das Tier in einiger Hinsicht an den Löwen, in anderer an das Kameel erinnert. Wenn in Wut versetzt, so überholt der Büffel ein Pferd in seinem Laufe, stößt dasselbe mit seinen Hörnern nieder und tötet es. Kurz, die Ungeheuer haben ein furchtbares und abstoßendes Aussehen und scheuen die Pferde schreckerfüllt vor ihnen zurück. Die Wilden jener Landstriche bestreiten all ihre Lebensbedürfnisse aus diesen Tieren, welche ihnen Nahrung, Kleidung und Schuhwerk liefern; das Fleisch wird gegessen, aus den Häuten werden Zeltwände, Betten, Schuhe, Schilde und Stricke, aus den Knochen, Hörnern und Hufen allerhand Waffen und Geräthe, aus den Haaren und Därmen die Sehnen für die Bogen sowie Faden zum Nähen bereitet, während der getrocknete Koth ein sehr gutes Feuerungsmaterial ist.“ Die Spanier nahmen mehrfach an den Jagden der furchtlosen aber friedlichen Querechos teil und sahen mit Staunen, daß diese Eingeborenen ihre primitiven Bogen und Pfeile mit solcher Kraft zu gebrauchen verstanden, daß einzelne Büffel von den Pfeilen förmlich durchbohrt wurden. Daß die Büffeljagd nicht gefahrlos sei, lernten die Spanier erkennen, als sie während einer solchen Jagd mehrere Pferde einbüßten. Dieser Verlust entstand zum Teil dadurch, daß die Pferde in der Hitze der Verfolgung mit den Füßen in die Löcher der zahllosen Prairiehunde gerieten, welche den Nagern angehörigen Geschöpfe gleichfalls ausdrücklich von den Spaniern erwähnt werden.

Wochenlang waren die Spanier bereits in der von dem floridanischen Sclaven bezeichneten Richtung vorgedrungen, ohne daß man das Fabelland Quivira erreicht hätte. Coronado entschloß sich nun, mehrere kleinere Abteilungen seiner Leute nach verschiedenen Richtungen auf Kundschaft auszusenden, von denen diejenige unter Rodrigo Maldonado eines Tages bei einer Bande umherstreifender Querechos einen alten erblindeten Indianer traf, der durch Zeichen zu verstehen gab, daß er bereits vor längerer Zeit vier Spanier gesehen habe, welche Andeutung sich ohne Zweifel auf Cabeza de Vaca und die Genossen desselben beziehen dürfte. Andere Abteilungen kamen in das Land der Teyas Indianer, welche mit den Querechos auf Kriegsfuß standen und ihre Körper mit allerhand Farben zu bemalen pflegten. Von diesen Teyas glaubte man zu erfahren, Quivira sei noch volle vierzig Tagereisen in nördlicher Richtung entfernt und da

Coronado seine Armee in diesen weiten Steppen nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen mochte, so entschloß er sich, dieselbe nach Tiguex zurückzusenden, selbst aber mit einer kleinen Schaar auserwählter Männer in der bezeichneten Richtung vorzudringen.

Während die Hauptarmee unter Führung einiger Texas Indianer ihren Rückmarsch antrat, setzte Coronado seine Entdeckungsreise fort und kam nach dreißig Tagen an einen großen Fluß, welchen er Rio de San Pedro y San Pablo nannte und der mit dem heutigen Arkansas identisch sein dürfte. Dieser Strom wurde überschritten und eine Zeit lang verfolgt, worauf dann für eine Dauer von zwei Wochen wieder eine nordöstliche Richtung eingeschlagen wurde. Statt des ersehnten Goldlandes Quivira mit seinen erdichteten Schätzen traf man aber allenthalben nur auf armselige, mit Maisstroh gedeckte Hütten, deren Bewohner weder Gold noch Silber aufzuweisen hatten und höchstens einige wertlose Schmucksachen von Kupfer besaßen. Zeigten sich die Länder sonst auch als schön und fruchtbar, so ward Coronado aber über die Enttäuschung so mit Ingrimm erfüllt, daß er den Floridaner, den man in Ketten mitgeschleppt hatte, erdrosseln ließ.

Bis wohin Coronado auf diesem kühnen Vorstoße gekommen, ist unbestimmt, doch liegt die große Wahrscheinlichkeit vor, daß er bis in das Herz des heutigen Staates Kansas, wenn nicht gar bis nach Nebraska vorgedrungen ist. In seinen Briefen an Kaiser Karl V. behauptete er, den 40° n. Br. erreicht zu haben und betrage die Entfernung dieses Punktes von Mexiko aus gerechnet 950 Leguas. Ein großer Fluß, von dem Coronado erzählen hörte und welcher Teucarea genannt wurde, mag möglicherweise der Missouri gewesen sein.*)

Nach fünfundzwanzigtägigem Verweilen in diesen fernen Ländern, über welche Coronado seine Kenntnisse so viel als möglich auszudehnen trachtete, schlug er gegen Ende des Monates Juli den Rückweg nach Tiguex ein, woselbst er nach einem harten, vierzigtägigen Marsche eintraf.

Von Tiguex aus hatte inzwischen der von Coronado mit dem Oberbefehle betraute Arellano einen Streifzug den Rio Grande aufwärts in die nördlich gelegenen Provinzen Jemez oder Hemes, Yuque-Yunque unternommen und war bis an die feste Stadt Braba, das heutige Taos gekommen.

Nachdem man in Tiguex zum zweiten Male überwintert, traf man zu Anfang des Jahres 1542 alle Vorbereitungen zu einem großen Zuge, dessen Zweck in dem nochmaligen Versuche, Quivira aufzufinden, bestehen sollte, als Coronado von einem Unfalle betroffen wurde, der diesem Vorhaben ein Ziel setzte. Während eines Turnierrennens gegen Pedro Maldonado stürzte Coronado vom Pferde und ward durch einen Hufschlag so schwer am Kopfe verletzt, daß er wochenlang mit dem Tode kämpfte.

Ein zusammenberufener Kriegsrat traf nach langen Verhandlungen den Beschluß, die eroberten Länder, deren Reichtümer bei weitem nicht den gehegten Erwartungen entsprochen hätten, endgültig aufzugeben, da ein Gewinn durch eine längere Behauptung

*) Prince, History of New Mexiko p. 141. Simpson, Coronados March p. 15. Winsor, Narrative and Critical History of America. II. p. 494.

dieser Gebiete nicht zu erwarten sei. Die Hauptleute vereinbarten ferner, baldmöglichst nach Mexiko zurückzukehren und ward dieser Rückmarsch bereits im April angetreten. Nach langen und beschwerlichen Märschen wurde die Hauptstadt Mexiko erreicht und damit hatte eine der kostspieligsten und umfangreichsten Expeditionen, die je auf amerikanischem Boden in Scene gesetzt wurden, ihr Ende gefunden, ohne irgend welchen Gewinn gebracht zu haben.

Erst gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts wurden die Unternehmungen gegen die nördlichen Länder aufs neue begonnen. In den Jahren 1568 bis 1581 waren es Francisko Cano, Juan de Orozco, Francisko Sanchez Chamuscado und der Mönch Augustin Ruiz, welche das heutige Neu Mexiko besuchten. Ihnen folgte im Jahre 1582 Antonio de Espejo, welcher mit einem kleinen Heere die am unteren Gila wohnenden Yuma Indianer, sowie Cibola, Acuco und Tiguex besuchte, ohne sich aber in diesen Gebieten behaupten zu können. Die erste dauernde Niederlassung der Spanier kam erst im Jahre 1597 durch Juan de Oñate nahe der Mündung des Chama Flüßchens in den Rio Grande zu stande, doch wurde dieselbe im Jahre 1605 nach einem indianischen Dorfe verlegt, aus welchem im Laufe der Zeit die Hauptstadt von Neu Mexiko, die Villa Real de Santa Fé „die Stadt des heiligen Glaubens" emporblühte. In den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens ward der Ort freilich vielfach von schrecklichen Kriegsstürmen umtobt und in schnellem Wechsel schalteten und walteten hinter einander indianische Kaziken, spanische Eroberer, texanische Eindringlinge, mexikanische und amerikanische Gouverneure. Wie überall, wohin die golddurstigen Spanier den Fuß setzten, so legten die fremden Eindringlinge auch hier den Eingeborenen ein eisernes Joch auf, suchten ihnen durch grausame Foltern Geständnisse über die Verstecke erträumter unermeßlicher Schätze zu erpressen und trieben sie mit Peitschenhieben vor das errichtete Kreuz oder in die durch Frohnarbeit erbaute Adobekirche, wo die blutbesudelten Hände der Eroberer der gnädigen Madonna Dankopfer brachten. Erst seitdem Neu Mexiko durch den Vertrag von Guadalupe im Jahre 1848 an die Vereinigten Staaten fiel, ist Ruhe eingetreten und Neu Mexiko der Kultur und Civilisation wiedergegeben worden.*)

* * *

Von den weiteren Expeditionen der Spanier in Nordamerika sind noch diejenigen des Vicekönigs Antonio de Mendoza in die Gebiete der Chichimeken (1541), des Francisko und Diego de Ibarra nach Copala (1554 und 1563), des Guido de Lavazares sowie des Tristan de Arellano nach Panuco und zum Rio del Espiritu Santo (1558 und 59) zu erwähnen, doch sind von allen diesen Unternehmungen keine oder nur sehr dürftige Berichte auf uns gekommen.

Namenszug des Antonio de Mendoza.

Dagegen sind die Aufzeichnungen, welche Juan Rodriguez Cabrillo während einer im Jahre 1542 unternommenen Seefahrt machte, im Original erhalten. Nach

*) Cronau, Im wilden Westen. S. 329.

diesem Tagebuche verließ Cabrillo am 27. Juni 1542 mit zwei Schiffen den an der Westküste von Neu Spanien gelegenen Hafen Navidad, fuhr die Küste entlang, bis er in Sicht der Halbinsel Californien kam, zu welcher er hinüberkreuzte, um sodann die Westküste derselben zu verfolgen.

Er entdeckte die herrlichen Buchten von San Miguel (heute San Pedro Bai) und Bahia de Fumes (Santa Monica) südlich und westlich von der heutigen Stadt Los Angeles, ferner die Inseln Desierta (heute Santa Catalina), San Salvador (Santa Cruz), San Lukas (Santa Rosa) und La Posesion (San Miguel), an welch letzterer Insel Cabrillo aber durch einen unglücklichen Sturz am 3. Januar 1543 seinen Tod fand. Den Anordnungen Cabrillos gemäß setzte Bartolome Ferrelo, der erste Steuermann, die Entdeckungsreise in nördlicher Richtung fort und will dieser bis zum 43° n. Br. gekommen sein. Die sturmgepeitschte Küste fiel allenthalben wie eine steile Mauer gegen das Meer ab, und über ihr erblickte man fern im Osten die mit Schnee bedeckten Gipfel eines gewaltigen hochragenden Gebirges, welches man Sierra Nevada taufte.

Heftige Stürme verboten die Annäherung an die trotzige Küste, und so blieb der herrliche Hafen von San Francisko mit seiner weltberühmten „Goldenen Gasse“ unentdeckt.

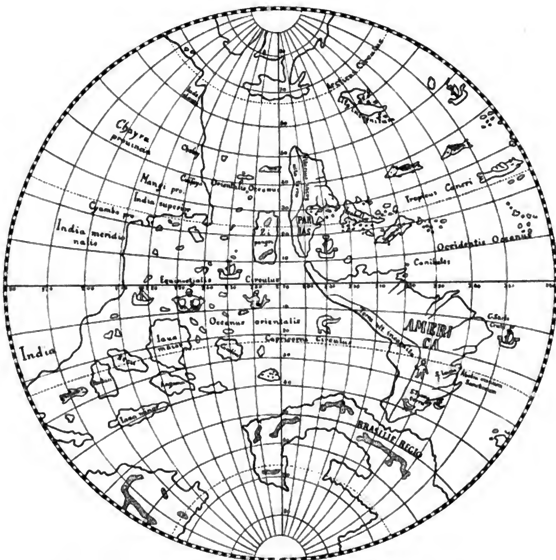
Am 14. April des Jahres 1543 kehrten die Schiffe nach Navidad zurück, ohne daß der Hauptzweck dieser Expedition zur Erfüllung gekommen wäre, der darin bestand, eine ähnliche Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen- und Großen Ocean zu finden, wie sie mittlerweile von Hernando Magalhães an der Südspitze von Südamerika entdeckt worden war.



Groteske Figur der Pueblo Indianer.

Hernando Magalhães und die Entdeckung der südlichen Durchfahrt.





Die westliche Erdhälfte auf Johann Schöners Globus aus dem Jahre 1515.
Nach einer Wiedergabe in „Wiesers Magalhães Straße und Austral Continent auf den Globen des Johannes Schöner.“

Hernando Magalhães und die Entdeckung der südlichen Durchfahrt.

Zwei Ereignisse von größter Bedeutung waren es, welche im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts die weitere Ausdehnung der spanischen Besitzungen in Nordamerika zum Stillstande kommen ließen, dagegen aber die Unternehmungslust der Spanier um so stärker der südlichen Hälfte des neuen Erdteiles zuwendeten.

Diese beiden Ereignisse waren die Auffindung einer südlichen Meeresstraße nach Indien durch Hernando Magalhães und die Entdeckung und Eroberung von Peru durch Francisko Pizarro. Beschäftigen wir uns mit der Auffindung der südlichen Durchfahrt in erster Linie, so haben wir vorher zu bemerken, daß schon bald nach dem Tode des Christoph Columbus unter den Kosmographen des 16. Jahrhunderts mehr

und mehr die Überzeugung Platz griff, daß die von ihm und seinen Nachfolgern entdeckten Inseln und Länder mit Asien und Indien in keinem Zusammenhange stehen, sondern einem neuen, bisher unbekannt gewesenen Weltteile angehören müßten.

Über die Gestaltung dieses neuen Weltteiles hatte man aber noch sehr unklare und verschwommene Begriffe. Die Mehrzahl der entdeckten Länder hielt man für Inseln von größerem oder geringerem Umfange, man sprach von einer „Insel des heiligen Kreuzes“ (Brasilien) von einer „Insel Bimini“ (Florida), von einer „Insel Yucatan“, von einer „Insel Cortercalis“ (Labrador), von einer Insel Bacalar (Neu Fundland?) und anderen mehr, welche man der Ostküste von Asien sowie der Insel Zipangu (Japan) als sehr nahe gelegen dachte. Diese Anschauung der damaligen Kosmographen kommt auf der im Jahre 1515 gezeichneten Erdkugel des Nürnberger Professors Johannes Schöner klar zum Ausdruck. Wir geben den uns besonders interessierenden Teil dieses Globus in der unserem Kapitel vorangestellten Nachbildung wieder, zumal unter den ähnlichen Arbeiten des Sylvanus, Leonardo da Vinci, Frisius, Coppo, Münster u. A. die Darstellung Schöners die charakteristischste ist. Wir sehen, daß der Urheber der Karte sich die Neue Welt als eine Zusammenhäufung mehrerer verschieden großer Inseln dachte und wie er keine Ahnung davon besaß, daß diese vermeintlichen Inseln in Wirklichkeit nichts anderes als Teile eines einzigen, zusammenhängenden Kontinentes seien, welcher wie eine gewaltige Barriere vom Nordpole bis fast zum Südpole reicht.

Daß es zwischen den vermeintlichen Inseln Durchfahrten nach Indien und Zipangu geben müsse, stand bei allen Zeitgenossen Schöners fest und so sehen wir auch auf seiner Karte drei Straßen dargestellt, welche nach den westlich von Amerika gelegenen Gewürzinseln und nach Zipangu führen.

Den Glauben an die Existenz der von Columbus und seinen Nachfolgern so heiß gesuchten Straße in Mittelamerika noch nicht aufgebend, zeichnet Schöner eine solche in der Gegend der Landenge von Darien. Eine zweite Durchfahrt, welche mehrere Jahrhunderte hindurch ebenfalls vergeblich gesucht wurde, vermerkte Schöner zwischen Florida und der in den Jahren 1500—1502 von den Gebrüdern Cortereal entdeckten „Terra Cortercalis“ (Labrador), die dritte Straße endlich an der Südspitze der „Terra nova“ (Südamerika).

Von ganz besonders hohem Interesse ist die Darstellung dieser dritten Meeresstraße, sehen wir uns doch vor die rätselhaft erscheinende Thatsache gestellt, daß Schöner bereits im Jahre 1515, also mehrere Jahre vor der eigentlichen Entdeckung der Magalhãesstraße, dieselbe in einer den wirklichen Verhältnissen annähernd entsprechenden Weise auf seinem Globus verzeichnet hat.

Daß der in zwei einander fast gleichen Exemplaren (in Frankfurt a. M. und auf der Militär-Bibliothek zu Weimar) vorhandene Globus vor der Fahrt des Magalhães und vor dem Jahre 1520 angefertigt worden, ist mit positiver Sicherheit bewiesen*), nur

*) Wieser, Magalhães Straße und Austral Kontinent auf den Globen des Johannes Schöner. S. 19—28.

gehen die Meinungen darüber auseinander, wodurch Schöner in den Stand gesetzt wurde, die südliche Meeresstraße in dieser den wirklichen Thatsachen annähernd entsprechenden Weise zu verzeichnen.

Einige Forscher neigen der Ansicht zu, Schöner habe es verstanden, die Ergebnisse der bis zum Jahre 1515 stattgefundenen Expeditionen glücklich zu weiteren Schlüssen zu kombinieren. Hätten die von Cabral, Vespucci und Coelho unternommenen Fahrten an der Küste von Brasilien (vergl. Band I. S. 346, 353—55) ergeben, daß die Ostküste dieser vermeintlichen Insel „Santa Cruz" nach Süden immer weiter in südwestlicher Richtung zurückweiche, so sei durch die Nachrichten Balboas, des Entdeckers des großen Ozeans, konstatiert worden, daß die Westküste desselben Landes auf eine weite Entfernung hin südlich verlaufe. Schöner habe aus diesen beiden Thatsachen geschlossen, daß die beiden Küsten irgendwo im Süden zusammentreffen müßten, wodurch eine Umschiffung des nach Süden hin zugespitzten Landes ermöglicht werde.

Wieser hingegen kam auf Grund seiner Untersuchungen zu der Anschauung, Schöner habe sich bei seiner Darstellung der südlichen Wasserstraße auf eine Flugschrift gestützt, auf die „Copia der Newen Zeitung aus Presillg Landt", welche zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu Augsburg erschien. Dieses anonym und ohne Jahresangabe veröffentlichte Flugblatt gebe anscheinend Kunde von einer unbekannten privaten Expedition, welche vielleicht unter dem portugiesischen Flottenführer Christoval Jaquez gegen das Jahr 1509 nach dem von Cabral entdeckten Lande Santa Cruz abgesegelt sei, die Küste von Brasilien bis zum La Plata verfolgt und die gewaltige Mündung desselben irrtümlicherweise für eine Meeresenge angesehen haben möge.

Ohne in diese Streitfrage weiter einzugehen, wollen wir bemerken, daß, je mehr die Hoffnung auf die Existenz einer in Mittelamerika befindlichen Durchfahrt nach Indien schwand, man um so zuversichtlicher auf das Vorhandensein solcher Durchlasse in den nördlichen und südlichen Teilen der neuen Welt rechnete und daß man bereits im ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts in Spanien sich ernstlich mit dem Plane der Auffindung einer südlichen Durchfahrt beschäftigte. Vornehmlich der im Jahre 1508 zum Oberpiloten des Reiches ernannte Amerigo Vespucci scheint den Plan warm befürwortet zu haben und ist wahrscheinlich seiner Anregung das Zustandekommen einer Expedition zu verdanken, welche im Jahre 1508 unter dem Befehle der beiden erprobten Seefahrer Juan Diaz de Solis und des Vicente Yañez Pinzon eine Fahrt nach den Gewürzinseln durch die südliche Meeresstraße versuchen sollte.

Der Küste von Brasilien folgend, kam die Expedition bis zum 40° südl. Br., und wenngleich sie gezwungen wurde; unverrichteter Sache zurückzukehren, so hielt man doch an dem Glauben an die Durchfahrt fest.

Bereits im Jahre 1509 sehen wir Solis mit der spanischen Regierung über eine neue Ausrüstung zu demselben Zwecke verhandeln, doch zogen sich, da der in seinen Rechten an das Land Santa Cruz sich geschädigt glaubende König von Portugal dagegen protestierte, die Verhandlungen bis zum Jahre 1515 hin, wo endlich Solis drei wohlausgerüstete Schiffe erhielt.

Um diese Zeit war die Konstellation eine wesentlich günstigere und die Existenz der südlichen Meeresstraße um ein bedeutendes wahrscheinlicher geworden, hatte doch im Jahre 1513 Balboa bei der Landenge von Darien die Südsee entdeckt und von den Küstenbewohnern in Erfahrung gebracht, daß dieses Meer unermeßlich groß sei und die Küste Südamerikas sich weit nach Süden hinab erstrecke. In der Hoffnung, daß diese Küste mit derjenigen von Brasilien irgendwo im Süden zusammentreffe, erteilte die spanische Krone dem Juan Diaz de Solis den bestimmten Auftrag, der Küste von Brasilien entlang gen Süden



Die Bai von Rio Janeiro.
Nach einem Stahlstiche in Harnisch, Weltkunde.

zu fahren und nach der anderen Seite von Goldcastilien zu kommen zu suchen („a descubrir por la otra parte de Castillo del Oro“). Mit dem Namen „Goldcastilien“ bezeichnete man damals alles Land, welches den Verwaltungsbezirk des Pedro Arias de Avila und die südlich anstoßenden Gebiete umschloß, also die heutigen Vereinigten Staaten von Columbia.

Gelänge es Solis, Goldcastilien zu erreichen, so solle er dem dortigen Statthalter einen die Schilderung der Reise enthaltenden Brief zur Weiterbeförderung an den König übergeben, dann aber ungesäumt seinen Weg entlang der Küste (Mexiko war damals noch nicht entdeckt) nach Norden fortsetzen und versuchen, auf diesem Wege in das Karaibische Meer und nach Cuba zu kommen, woselbst er einen zweiten Brief für den König abgeben und daraufhin ungesäumt die Heimreise antreten solle.

Leider war es Solis nicht beschieden, den reiflich durchdachten und großartigen Plan auszuführen. Wohl glückte es ihm, nachdem er am 8. Oktober 1515 mit drei Schiffen von dem Hafen Huelva ausgelaufen, Brasilien zu erreichen, wo er, die Küste genau

untersuchend, die herrliche Bai von Rio Janeiro entdeckte, in welche er als der erste Europäer einlief. Weiter kam er im Jahre 1516 unter dem 36° s. Br. an die gewaltige Mündung des La Plata-Stromes, um hier aber seinen Tod zu finden. Als er nämlich an der flachen Küste von Argentinien eine Landung versuchte, geriet er mit den wilden Eingeborenen in Streit und ward nebst acht anderen Genossen erschlagen und verzehrt.

Als zu diesem Unglücke auch noch der Untergang eines Schiffes mit samt seiner Mannschaft kam, brachen die übrigen entmutigt die Weiterfahrt ab und kehrten mit einer Ladung Rotholz nach Spanien zurück, ohne über die Mündung des La Plata-Stromes, den man zum Angedenken an den dort umgekommenen berühmten Seefahrer „Rio de Solis“ nannte, hinausgekommen zu sein. —

Alle auf die Auffindung der südlichen Durchfahrt gerichteten Unternehmungen ruhten nun mehrere Jahre; erst einem Portugiesen, dem Kapitän **Hernando de Magalhães** war es vorbehalten, die Pläne wieder aufzunehmen und erfolgreich auszuführen.

Magalhães,*) um das Jahr 1480 zu Saborosa in der Provinz Tras os Montes geboren, hatte bereits eine bewegte Vergangenheit hinter sich, indem er mehrjährige Reisen nach Indien vollführt und auch thätigen Anteil an den Kriegen der Portugiesen gegen Marokko genommen hatte, während welcher Feldzüge er eine schwere Verwundung am Beine davontrug, infolge deren er zeitlebens hinkte.

Trotzdem Magalhães während dieser Seefahrten und Feldzüge sich wiederholt ausgezeichnet, so fand er am portugiesischen Hofe doch keine seinen Fähigkeiten entsprechende Förderung, ja, als er den König um eine Erhöhung seines Ranges und Gehaltes anging, wurde diese Eingabe, in welcher er um eine monatliche Zulage von einem halben Dukaten nachgesucht hatte, abschlägig beschieden. Da Magalhães zugleich jüngere und minder verdienstvolle Leute vorgezogen sah, fühlte er sich tief gekränkt, trat zu Anfang des Jahres 1518 formell aus dem portugiesischen Unterthanenverbande aus und bot seine Dienste dem Könige von Spanien an. Mit ihm thaten zwei Freunde denselben Schritt, der Astronom Ruy Faleiro und der reiche Kaufmann Christobal de Haro.

Am spanischen Hofe wurde Magalhães um so bereitwilliger empfangen, als er mit einem Plane hervortrat, der den Räten des indischen Amtes von ganz besonderer Wichtigkeit schien. Bekanntlich hatte Papst Alexander VI. im Jahre 1493 die noch zu entdeckenden Länder der Welt zwischen Spanien und Portugal derart geteilt, daß den Spaniern die westlich von der berühmten Demarkationslinie gelegenen Länder, den Portugiesen hingegen die Länder der östlichen Erdhälfte zufallen sollten. (Vergl. Band I. S. 249.)

Magalhães, der den Irrtum seiner Zeitgenossen teilte, Indien und die neue Welt seien einander ziemlich nahe gelegen, glaubte durch eigene Erfahrungen sowie durch Briefe seines noch in Indien weilenden Freundes Serrano beweisen zu können, daß die reichen Molukken- oder Gewürzinseln nicht, wie allgemein angenommen wurde, in den

*) Wir nehmen hier Anlaß zu der Bemerkung, daß, wie die Namen eines Hernando Cortes, eines Motecusuma von der Nachwelt verstümmelt wurden und zwar in Cortez und Montezuma, so auch der Name des berühmten Weltumseglers Magalhães in „Magellan“ verdreht wurde, welche Verstümmelung als eine französische Umformung des portugiesischen Namens entschieden zu verwerfen ist.



Bereich der portugiesischen, sondern noch in den Bereich der spanischen Interessensphäre fielen und demnach auch spanisches Besitztum seien.

Als er sich überdies erbot, dorthin einen kürzeren Weg, und zwar durch Aufsuchung einer zweifellos bestehenden Meeresstraße an der Südspitze der neuen Welt zu erschließen und dieses Vorhaben auf eigene und seines Freundes Haro Kosten auszuführen, da zögerte die spanische Krone nicht, sich der Dienste dieses vielverheißenden Mannes zu versichern, durch welchen Spanien möglicherweise um den Besitz des gepriesensten Wunderlandes der Erde bereichert werden konnte.

Die Verhandlungen führten zu einem Vertrage, welcher Magalhães das Privilegium einräumte, während der nächsten zehn Jahre einzig und allein den von ihm zu entdeckenden Weg nach Indien befahren zu dürfen, außer, wenn der König selbst Personen dorthin zu senden habe. Ferner solle ihm aus den Einkünften der von ihm entdeckten Inseln ein bestimmter Anteil zufallen und er das Recht haben, sich bei jeder Expedition, welche nach den Gewürzinseln abgeschickt werde, mit Tauschwaren bis zum Gesamtwerte von 1000 Dukaten zu beteiligen. Ihm und seinen Söhnen wurde überdies der erbliche Titel

und Rang eines „Adelantado und Gobernado“ zuerkannt. Da es angemessen erschien, daß die Expedition im Namen und auf Kosten der Krone ausgerüstet werde, so kam das Anerbieten des Kaufmanns Haro, das nötige Geld vorzuschießen, in Wegfall.

Der Vertrag kam am 22. März 1518 zur Unterzeichnung und stellte man Magalhães fünf Schiffe zur Verfügung, welche mit Proviant auf zwei Jahre für 234 Personen versehen wurden.

Bevor diese Flotte aber auslaufen konnte, gab es noch unzählige Schwierigkeiten zu beseitigen, setzte doch nunmehr das seine Interessen gefährdet glaubende Portugal alle Ränke des Intriguenspiels in Bewegung, um die Expedition zu hintertreiben. Man bestrebte sich, Magalhães zur Rückkehr in den Dienst Portugals zu verlocken; als dies nicht gelang, versuchte man, ihn gewaltsam zu beseitigen, zugleich wurde am spanischen Hofe offizielle Einsprache gegen das Unternehmen erhoben, was einen langwierigen Schriftenaustausch herbeiführte und die Abreise des Magalhães sehr verzögerte. So kam es, daß derselbe erst am 20. September des Jahres 1519 mit seinen fünf Schiffen „Trinidad“, „San Antonio“, „Concepcion“, „Victoria“ und „Santiago“ von San Lucar de Barrameda aus in See gehen konnte.

Die Besatzung der Fahrzeuge war eine äußerst buntscheckige, bestand dieselbe doch außer den die Mehrzahl bildenden Spaniern aus 17 Portugiesen, 23 Italienern, 10 Franzosen, mehreren Deutschen, Engländern, Flamländern, Norwegen und Griechen.

Die Flotte schlug den gewöhnlichen Seeweg über die Kanarischen Inseln ein, kreuzte den Ozean und erreichte die Küste von Santa Cruz, das heutige Brasilien. Die Überfahrt verlief ohne Unfall und besondere Vorkommnisse, nur daß Magalhães sich gezwungen sah, den Befehlshaber des Schiffes „San Antonio“, den Kapitän Juan de Cartagena wegen respektwidrigen Betragens zu verhaften und seines Amtes zu entsetzen.

Im Januar des Jahres 1520 war die Flotte bereits an der Mündung des Rio de Solis angekommen und stellte man durch sorgfältige Untersuchung fest, daß ein Durchgang nicht vorhanden sei. Bei dieser Gelegenheit wurde eine an der Nordküste gelegene, hutförmige Höhe Monte Vidi getauft, ein Name, der sich in der Umwandlung Montevideo bis heute in der Geographie erhalten hat.*)

Zu Anfang des Monates Februar verließ man die Mündung des La Plata und segelte in bis dahin gänzlich unbekannten Gewässern gen Süden. Jede Einbuchtung, jede Strommündung beobachtete Magalhães aufs genaueste, er verfolgte die niedrige und hafenlose Küste Patagoniens und geriet unter 42° südl. Br. in die geräumige Bai San Mathias.

Wenn auch hier Magalhães noch nicht die gesuchte Straße fand, so hatte er aber doch mit Genugthuung konstatieren können, daß die Küste bisher ihren westlich zurückweichenden Charakter beibehalte und setzte er die Fahrt nach Süden trotz Sturm und Ungemach frohen Mutes fort.

Nach Umschiffung der ziemlich hohen Vorgebirge Blanco und Deselvo kam man am 31. März unter 49°15′ südl. Br. an einen geräumigen Einschnitt, den Puerto de San Julian.

*) Kohl, Geschichte der Entdeckungsreisen zur Magalhães Straße. (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band XI. S. 337).

Da bereits der südliche Winter mit aller Macht hereinzubrechen begann und heftige Stürme die Schiffe wiederholt in große Gefahr gebracht hatten, so beschloß Magalhäes, hier zu überwintern und den Anbruch der günstigeren Jahreszeit abzuwarten. Dieser Beschluß rief unter den Kapitänen sowie der Mannschaft der Schiffe lebhaften Widerspruch hervor, trug doch das Land ein überaus ödes und trauriges Aussehen zur Schau und machte sich die Rauhheit des Klimas in unangenehmer Weise fühlbar. Alle glaubten sich an der unwirtlichen Küste dem Hungertode preisgegeben und drangen auf Rückkehr, da die bisherigen Ergebnisse der Reise zur Genüge dargethan hätten, daß die von Magalhäes gesuchte Straße ein Phantom sei und in Wirklichkeit nicht existiere. Man sei weiter gen Süden gedrungen als irgend ein Mensch zuvor, bei weiteren Versuchen werde man fraglos dem sicheren Untergange entgegengehen. Mit unerschütterlicher Festigkeit wies Magalhäes darauf hin, daß der gefürchtete Winter mit seinen eingebildeten Schrecken bald vorübergehen und die Erträgnisse der Jagd und Fischerei ausreichen würden, den Hunger abzuwehren. Er gedenke nicht unverrichteter Dinge und ohne etwas Großes geleistet zu haben zurückzukehren, sondern sei fest entschlossen, eher zu sterben, als feige den Heimweg zu suchen.

Diese Erklärungen vermochten nicht, die Leute zu beruhigen, und gar bald lohte das von einigen Unzufriedenen geschürte Feuer zu offener Meuterei empor. An die Spitze der Aufrührer stellten sich der Kapitän Gaspar de Quesada und der von Magalhäes seines Amtes entsetzte Juan de Cartagena.

Nachdem es denselben gelungen, die Mannschaft der „Concepcion" auf ihre Seite zu bringen, bemächtigten sie sich während der Nacht teils mit Gewalt teils durch Überredung der Mannschaft noch zweier anderer Schiffe, so daß Magalhäes am folgenden Morgen außer der von ihm befehligten „Trinidad" nur noch über den „Santiago" verfügte.

Die Meuterer, welche die Übermacht besaßen, forderten nun Magalhäes auf, an Bord ihrer Schiffe zu kommen, um zu beraten, was ferner für den Dienst des Königs ersprießlich sei. Der Admiral aber war nicht der Mann, der sich überrumpeln ließ und lehnte das Ansinnen kategorisch mit der Bemerkung ab, als General-Kapitän der Flotte habe er zu fordern, daß alle Befehlshaber an Bord des Admiralschiffes kämen, wo dann nach Recht verfahren werden solle.

Da die Rebellen ihm wieder sagen ließen, sie getrauten sich nicht sein Schiff zu betreten, er möge vielmehr an Bord des „San Antonio" kommen, wo sie sämmtlich vereinigt seien, beschloß Magalhäes die Abtrünnigen durch List und Gewalt einen nach dem anderen zu überwältigen. Zunächst sandte er ein Boot mit sechs Bewaffneten an Bord der „Victoria" und ließ dem im Namen der Rebellen befehligenden Kapitän Louis de Mendoza einen Brief überreichen. Noch bevor Mendoza denselben zu Ende gelesen hatte, erhielt er von dem Bootsmanne Espinosa einen Dolchstich in den Hals und wurde sofort getötet. In voller Bestürzung ließ die übrige Schiffsmannschaft es ruhig geschehen, daß Espinosa das Kommando ergriff, die Flagge des Magalhäes wieder hißte und das Schiff dem Admiral zuführte.

Die so geschwächten Rebellen wollten während der Nacht mit den beiden ihnen

verbliebenen Schiffen entfliehen, doch verlegte Magalhães mit seinen Fahrzeugen den Ausgang des Hafens, bestrich die Feinde mit grobem Geschütz und enterte zunächst den „San Antonio“. An der Spitze seiner Getreuen stieg er an Bord und fragte mit dem Säbel in der Hand die Mannschaft: „Für wen seid ihr?“

„Für den König und Euer Gnaden!“ lautete die einstimmige Antwort. Mit geringer Mühe wurde nun auch das letzte Schiff erobert, die Rädelsführer ergriffen und in Fesseln gelegt.

Magalhães übte strenge Justiz. Quesada wurde sofort enthauptet, die Leiche des Mendoza gevierteilt, Cartagena aber sowie der Kaplan Sanchez de la Reina, welcher mit den Rebellen gemeinsame Sache gemacht hatte, einstweilen gefesselt gehalten und später bei der Abfahrt der Schiffe ausgesetzt und zurückgelassen.

Nachdem durch diese strengen Maßregeln der Gehorsam wieder hergestellt war, begann Magalhães die Vorbereitungen für den Winter zu treffen. Die Schiffe wurden hart ans Ufer gezogen, am Lande ein steinernes Haus, mehrere Hütten, eine Schmiedewerkstätte und eine kleine Sternwarte gebaut, in welch letzterer der Kosmograph und Astronom Andreas de San Martin mehrere Beobachtungen ausführte und die Breite des Ortes mit 49° 18′ südl. Br. ziemlich genau bestimmte.

Der Aufenthalt in diesem Winterquartiere dauerte vier Monate und achtundzwanzig Tage, welche Zeit mit der Ausbesserung der Schiffe, mit Jagd, Fischfang und kleinen Streifzügen in das Innere des Landes verbracht wurde. Das letztere hatte einen überaus eintönigen Charakter: hohe, wellenförmige, unfruchtbare Ebenen, die von einzelnen Thälern durchschnitten waren und nur stellenweise zu förmlichen Hügelreihen anstiegen.

Daß dieses Land auch von Menschen bewohnt sei, erfuhr man erst nach längerer Zeit, als man eines Tages plötzlich einen riesenhaften Mann gewahrte, dem ein mittelgroßer Spanier nur bis an die Brust reichte. Seine Kleidung bestand aus Fellen; Körper und Gesicht waren rot bemalt und große gelbe Ringe umgaben die Augen, während auf jeder Wange herzförmige Flecke prangten. Das Haar war kurz geschoren und mit einer weißen, puderartigen Masse bestäubt. Als Waffen führte er einen starken Bogen und Pfeile mit Spitzen aus Feuerstein.

Es gelang, diesen Wilden freundlich zu stimmen und zum Besuche der Schiffe zu veranlassen, wo er einen ganzen Korb voll Schiffszwieback verzehrte. Später traf man noch auf kleinere Abteilungen desselben Volkes, welches ein echtes Nomadenleben führte und seine aus Tierhäuten hergerichteten Hütten bald da bald dort aufschlug.

Der Zufall mag gefügt haben, daß bei dieser Horde, welche den Spaniern zu Gesicht kam, einige besonders große Personen sich befanden.*) Die übertriebenen Schilderungen, welche späterhin über jene Eingeborenen von einzelnen Spaniern in Europa verbreitet wurden, gaben zu der Vorstellung Anlaß, daß die Patagonen Riesen seien, denen die Spanier nur bis an den Gürtel reichten.

*) Ist die durchschnittliche Höhe der Patagonier 1,72 Meter, so kommen aber, wie auch unter den Prairiestämmen Nordamerikas, z. B. den Dakotas, Krähen- und Mohave-Indianern, vielfach hoch gewachsene Individuen vor, reckenhafte Gestalten, von denen manche über 2 Meter hoch sind.

Der Name Patagonier „Großfüße“ wurde den Eingeborenen von den Spaniern verliehen und ist auf den Umstand zurückzuführen, daß die Wilden während der Wintermonate unförmige, aus Tierfellen hergerichtete Fußbekleidungen trugen, welche so umfangreiche Eindrücke im Schnee hinterließen, daß beim ersten Anblick solcher Fährten die Spanier meinten, dieselben könnten nur von Riesen herrühren.

Daß die Patagonier, welche nur frisches, rohes Fleisch und eine süße Wurzelart, capar, aßen, sehr große Körperkräfte besaßen, lernten die Spanier kennen, als sie den Versuch machten, einen dieser Recken zu fangen, um ihn mit nach Spanien zu nehmen. Neun Seeleute reichten nicht hin, um ihn zu bewältigen, denn als sie ihn zu Boden geworfen und bereits gebunden hatten, sprang er empor, zerriß die Fesseln und entwich. Erst später gelang es, einzelne dieser Riesen durch List zu fangen, doch starben dieselben während der weiteren Reise.

Als nach längerem Verweilen in dem Winterquartiere zu San Julian endlich doch wieder an die Fortsetzung der Reise gedacht werden konnte, schickte Magalhães den „Santiago“ voraus, damit der Befehlshaber die Küste rekognosciere und die Flotte nicht mit der Untersuchung der Buchten aufgehalten werde. Dieses von Juan de Serrano befehligte Schiff kam bis zu der Bai Santa Cruz, wurde aber hier von einem heftigen Sturme erfaßt und an die Küste geschleudert. Nur mit Mühe rettete sich die Mannschaft, welche nach einer überaus mühseligen und entbehrungsreichen Wanderung längs der Küste in das Winterlager zurückkehrte.

Bald darnach nahm der Admiral mit der gesamten Flotte die Weiterfahrt wieder auf; er ließ die beiden Rebellen Cartagena und Sanchez de la Reina in der einsamen Wildnis zurück und stach am 24. August in See.

Wiederum hatte man mit schweren Stürmen zu kämpfen und wiederum verloren die Offiziere und Matrosen den Mut. Magalhães aber war durch keine Gegenvorstellungen, obwohl dieselben, wie der die Expedition begleitende Chronist Antonio Pigafetta erzählt, „unter vielen Thränen und Seufzern“ vorgebracht wurden, zu bewegen, sein Ziel aufzugeben und erklärte, daß er erst dann sich bereit zeigen werde umzukehren, wenn die Schiffe zweimal ihre Takelage eingebüßt hätten.

So erreichte man endlich, immer in Sicht der trostlosen Küste bleibend, eine geräumige Bai, welche den Namen Puerto de Santa Cruz erhielt. Da die Stürme den Schiffen übel mitgespielt hatten, so verweilte man in diesem Hafen bis zum 18. Oktober, fuhr dann weiter gen Süden und kam am 21. desselben Monates nach Umschiffung eines kühn gen Südosten gerichteten Vorgebirges an eine breite Meeresöffnung, die sich, soweit das Auge reichen mochte, tief in das Land hineinzog.

Sofort sandte Magalhães zwei kleinere Karavellen zur Rekognoscierung aus, während er selbst mit den anderen Schiffen am Eingange der Wasserstraße mit vor Erregung zitterndem Herzen der Nachrichten harrte, welche sie bringen würden. Das erste Schiff kam bald zurück und berichtete die Mannschaft, man habe nur eine Bai gefunden, welche gen Westen durch hohe Gebirge verschlossen sei. Die zweite Karavelle hingegen, die mehrere Tage ausblieb, brachte weitaus günstigere Nachrichten. Ihr Kommandant hatte sich weiter

vorgewagt, nach Durchschneidung der ersten Bucht eine ziemlich enge Straße passiert und nur dann abermals in eine Bucht gelangt, von wo aus wiederum eine schmale Straße in eine dritte größere Wasserfläche führte. Beim Sondieren hatte man überall sehr tiefes und von starken Strömungen durchzogenes Wasser gefunden, woraus man mit Sicherheit glaubte schließen zu dürfen, daß dieser Kanal wirklich jene so heiß gesuchte südliche Straße sei, die nach Indien führe.



Karte der Magalhãesstraße.

Sofort rief der Admiral seine Kapitäne und Piloten zusammen, um die weiteren Maßnahmen zu beraten. Wenn auch in dieser Versammlung festgestellt wurde, daß der Proviant nur noch für drei Monate ausreiche und der Pilot Esteban Gomez es als ein tollkühnes Wagnis erklärte, mit so geringen Vorräten in die unbekannten Windungen der Straße einzudringen, so wurde die Durchfahrt doch beschlossen, als Magalhães mit unerschütterlicher Festigkeit erklärte, daß er sein dem Könige gegebenes Wort zu lösen gedenke, auch wenn er bestimmt wisse, daß er das Leder am Segelwerk der Schiffe verzehren müsse. Bei Todesstrafe wurde jedermann verboten, nochmals von Rückkehr zu sprechen und nachdem alle gebeichtet und kommuniziert hatten, fuhr das Geschwader in die unbekannten Gewässer der Meeresenge ein, die, wie die ganze Küste Patagoniens überhaupt, nur wenig gute und sichere Häfen bietet, während starke Strömungen, unter dem Wasser befindliche Riffe und wütende Stürme sie zu einem für Segelschiffe sehr gefährlichen Fahrwasser machen.

Die erste seeartige Erweiterung der Straße westlich vom Vorgebirge der elftausend

Jungfrauen war bald durchschifft und nun rückten die öden, steil abfallenden Plateaus von Patagonien und des südlich gelegenen Landes nahe zusammen, so daß nur ein enger Kanal blieb, welcher die Durchfahrt in ein zweites größeres Becken ermöglichte. Überall starrten den Entdeckern hohe schwarze Felsen entgegen, so daß man kaum eine Viertelmeile weit zu sehen vermochte und den Eindruck hatte, als befinde man sich in einem ungeheueren Labyrinthe, aus dem der Ausgang nur rückwärts möglich wäre. Weder Baum noch Strauch wurde auf den Klippen sichtbar, die in ihrer Zerrissenheit der Gegend einen Charakter verliehen, wie man sich eine Landschaft auf irgend einem anderen Planeten vorstellt.

Durch einige vorausgesandte Boote das Fahrwasser beständig sondieren lassend, durchschnitt Magalhäes nach Kreuzung des zweiten Sundes einen zweiten engen Kanal. Da er auf den südlichen Küsten häufig Feuer aufleuchten sah, so gab er diesem Lande den noch heute gültigen Namen Tierra de los Fuegos „Feuerland“. Von den Bewohnern dieses unwirtlichen Eilandes kamen aber keine in Sicht.

Nachdem man auch die zweite Enge glücklich passiert hatte, wendete sich die breiter werdende Straße scharf gen Süden, zugleich nahm die Küste von Patagonien einen gebirgigeren Charakter an, ragten hier doch die letzten Ausläufer der Kordilleren empor, deren gewaltige Kette die Spanier erst später kennen lernen sollten. Alle diese Ausläufer waren mit dunklen Buchenwäldern und Magnolien bedeckt, dazwischen lagen weite, baumlose Ebenen.

In der Mitte der Straße, da wo die Kordilleren in dem äußersten Vorgebirge, dem heutigen Kap Froward endigen, verzweigte sich die Meeresenge in verschiedene Kanäle und schickte Magalhäes den „San Antonio“ aus, um einen dieser Kanäle zu erforschen, während er selber in einen anderen einfuhr. Der Kapitän des „San Antonio“ hatte den Befehl, innerhalb dreier Tage zurückzukehren, doch vergeblich harrte Magalhäes an der verabredeten Stelle auf das Wiedererscheinen dieses Schiffes, welches mittlerweile mit vollen Segeln die Heimreise nach Spanien angetreten hatte. Dem auf dem Schiffe befindlichen Piloten Gomez war es gelungen, mit seinen üblen Prophezeiungen die Mannschaft so zu verwirren, daß dieselbe ihren Kapitän gefangen nahm, den Geronimo Guerra als Befehlshaber einsetzte und unter der Führung dieses Gleichgesinnten den Rückweg nach Spanien einschlug. Der Küste von Patagonien entlang tastend, erreichte der „San Antonio“ das Winterlager im Hafen San Julian, nahm hierselbst den von Magalhäes zurückgelassenen Kapitän Cartagena und den Priester de la Reina an Bord und langte am 6. Mai 1521 in Spanien an, woselbst die Deserteure erklärten, das Benehmen des Admirals habe sie zu ihrer That gezwungen, derselbe sei ein Wahnwitziger, welcher den König belogen und von der Lage der Gewürzinseln keine Ahnung habe.

Als alle Nachforschungen nach dem „San Antonio“ vergeblich blieben, beschloß Magalhäes, der den wahren Hergang erriet, ohne weiteres Säumen die Fahrt fortzusetzen. Bevor er den südlichsten Endpunkt des Festlandes verließ, dessen geographische Breite auf 53° 40′ s. B. berechnet worden war, richtete er an die Kapitäne und Hauptleute der ihm verbliebenen drei Schiffe „Trinidad“, „Concepcion“ und „Victoria“ ein



La Campana de Roldan.
Mit Benutzung einer Photographie gezeichnet von Rudolf Cronau.

freundliches Rundschreiben, gegeben am 21. November 1520 im Canal de todos los Santos, beschwor dieselben nochmals zum Ausharren und schlug nun von den verschiedenen Wasserstraßen, welche sich seinen Blicken darboten, diejenige ein, welche die breiteste und bequemste zu sein schien. Diese Straße wendete sich scharf gen Nordosten und bot anfänglich ein gutes Fahrwasser, welches im späteren Verlaufe aber durch zahlreiche Inseln verengt wurde und sich erst gegen den Ausgang zum Stillen Ozean wieder erweiterte.

Wahrhaft großartige Scenerien entrollten sich nun vor den Augen der Entdecker, bald zog man an zusammenhängenden senkrechten Wänden vorüber, welche von Cyklopen gemeißelt und poliert zu sein schienen und von Moos, Epheu und Immergrün umkleidet waren. Im Süden, zu Ende eines breiten Seitenkanals erglänzte eine weithin sichtbare Eis- und Schneepyramide, die ihren Gipfel bis hoch über die Wolken erhob: der Montblanc des Feuerlandes, der heutige Monte Sarmiento. Magalhäes legte dieser gegen 2400 Meter hohen Bergspitze den Namen La campana de Roldan „Roldans Glocke" bei. An anderen Stellen leuchteten zwischen engen Schluchten und Felsspalten gewaltige Gletscher, welche wie gefrorene Niagaras zwischen den finsteren Klippen hingen und ihre blaugrünem Glase gleichsehenden Massen direkt bis in die tiefdunklen Fluten des Meeres schoben. Oder man sah von den hohen Schneefeldern Hunderte von kleinen Wasseradern herniederrauschen, die in prachtvollen Kaskaden über die Felswände sprangen und unten zu Schaum zerstiebten.

In diesem Teile der Straße hatten die Seeleute ganz besondere Vorsicht zu üben, wüten doch hier fast ununterbrochen heftige Stürme, die von den nackten Firnen herniederfahren und in dem ohnehin schmalen Fahrwasser jene kurzen, mit weißen Kämmen

versehenen Brecher erzeugen, die unter dem Namen „Teufelswellen" bekannt und vornehmlich den Segelschiffen verderblich sind. Zudem kommt, daß hier die Flutwelle des Atlantischen Ozeans jener begegnet, welche von Westen her aus dem Stillen Ozean eindringt. Vehemente Gierschläge bezeichnen das streitige Feld der beiden Weltmeere, über deren brausenden Wassern dichte Gewölke hängen, als sollten sie durch ihre Last die hochgehenden Fluten beruhigen.

Mit aller Behutsamkeit setzte Magalhäes den Kurs gegen Nordwesten fort, ging während der Nacht stets vor Anker und ließ am Tage das Fahrwasser durch vorausgeschickte Boote sondieren. Von Glück hatte er zu sagen, daß er nicht in die tiefe Otway Water Bai geriet, eine ungeheuere Sackgasse, deren Untersuchung Monate gekostet haben würde.

Bereits hatte die Fahrt durch den westlichen Teil der Straße mehrere Tage gedauert, da plötzlich kam am fünften Tage eines der sondierenden Fahrzeuge mit der Freudenbotschaft zurück, das Ende der Straße sei erreicht und jenseits eines Vorgebirges dehne sich ein endloses Meer. Tiefbewegt und mit Thränen in den Augen gab Magalhäes Befehl, alle Kanonen zu lösen und unter dem Dröhnen dieser Freudenschüsse segelte die kleine Flotte am 28. November auf die blauen Fluten des westlichen Meeres hinaus. Die große Aufgabe war gelöst und Magalhäes hielt sich für den glücklichsten Menschen, der je auf Erden existiert habe; standen ihm doch nun die Wege nach Indien offen und dachte er an die großen Gnaden und Belohnungen, die ihm der König von Spanien erteilen werde.*)

In der That konnte Magalhäes sich glücklich schätzen, die gefährliche Straße so schnell und ohne Unfall passiert zu haben, hatte er doch hierzu nur drei Wochen gebraucht, von welcher Zeit noch die Tage in Abzug gebracht werden müssen, welche in dem Harren auf den „San Antonio" und die zur Sondierung der Straße abgeschickten Schiffe verstrichen. Ziehen wir einige später unternommene Reisen anderer Seefahrer in Betracht, von denen z. B. Loaysa 120 Tage, Byron 51 Tage, Bougainville 60 Tage und Wallis 116 Tage mit Stürmen und Strömungen zu ringen hatten, bevor die Durchfahrt gelang, so muß die Fahrt des Magalhäes, welcher nicht wie jene mit Karten ausgerüstet war, als eine der schnellsten betrachtet werden, die je von Segelschiffen durch diese Straße vollführt wurden.

Zum Andenken an den errungenen Erfolg nannte Magalhäes das am Ausgange der Straße gelegene Vorgebirge, zwei bizarr geformte über 100 Meter hohe Felskegel, Cabo Deseado „das ersehnte Kap",**) den gegenüber gelegenen Punkt aber nach dem Namen desjenigen Schiffes, welches zuerst die Durchfahrt vollführte, Victoria. Die Straße selbst, deren Länge auf 110 Leguas geschätzt wurde, taufte der Admiral Canal de todos los Santos „Allerheiligen Kanal", welchen Namen sie auf allen älteren spanischen Karten trägt. Späterhin kamen auch die Bezeichnungen Estrecho Patagonico „die Patagonische Straße", Estrecho de la nave Victoria „die Straße des Schiffes Victoria" und Estrecho de Hernando de Magalhäes „Magalhäesstraße" in Anwendung, welch letztere

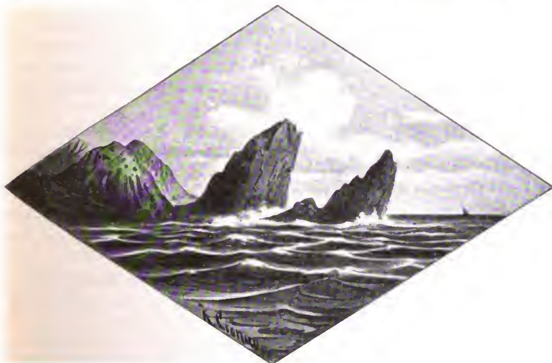
*) Gomara. Historia de las Indias.

**) Heute wird dasselbe Cap Pillar oder Pillares das „Pfeilerkap" genannt.

mit der Zeit die anderen verdrängte und sich als ein den unvergeßlichen Verdiensten dieses großen Seefahrers gebührendes Monument in der Geographie erhielt. —

Nachdem Magalhães mit seiner kleinen Flotte in die Südsee eingelaufen war, verfolgte er die in ein wahres Labyrinth von Inseln, Scheeren und Fjorden aufgelöste Westküste des Kontinentes gen Norden bis etwa zum 37 ° s. Breite, von wo er dann einen nordwestlichen Kurs nach den asiatischen Gewürzinseln einschlug. Damit hört seine fernere Reise auf, für die Geschichte der Entdeckung Amerikas von Bedeutung zu sein.

In Kürze wollen wir aber erwähnen, daß ein eigenes Geschick es fügte, daß Magalhães auf seiner Fahrt über das westliche Weltmeer, welches er seiner sanften



Cabo Deseado.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Winde halber Oceano Pacifico „Stiller Ozean“ nannte, von der reichen polynesischen Inselwelt nur zwei kleine unfruchtbare und trostlose Eilande entdeckte, auf denen keinerlei Gelegenheit sich darbot, die zur Neige gehenden Vorräte zu ergänzen. Der Äquator wurde wahrscheinlich beim 152 ° w. L. überschritten. Das Schreckgespenst des Hungers trat den Seefahrern immer drohender vor Augen; Krankheiten, die man bisher nicht gekannt, brachen aus und begannen die Mannschaft hinwegzuraffen, vornehmlich der gefürchtetste Feind der Seefahrer, der Skorbut, forderte zahlreiche Opfer. „Wir fuhren,“ so berichtet Pigafetta, der Chronist der Expedition, „drei Monate und zwanzig Tage, ohne Erfrischungen einzunehmen. Der Zwieback war in Staub zerfallen, voller Maden und stank durch den Unrat der Ratten; das Trinkwasser war trübe und übelriechend. Wir aßen Rindsleder, wie es unter den Raaen angebracht ist, damit das Tauwerk sich nicht durchscheuere. Da dieses Leder beständig der Sonne, dem Wind und Regen ausgesetzt gewesen

war, so mußten wir es tagelang in Seewasser aufweichen, bevor wir es, in glühender Asche geröstet, einigermaßen genießbar machen konnten. Ratten wurden das Stück mit $^1/_2$ Krone bezahlt. Hätten wir nicht den Beistand Gottes und während der langen Fahrt nicht so günstige Winde gehabt, so wären wir alle ohne Ausnahme auf dem weiten Meere verhungert. Ich glaube, daß kein Mensch jemals wieder eine solche Reise unternehmen wird."

Endlich am 6. März des Jahres 1521 entdeckte man einige Eilande, welche dem Archipel der Ladronen- oder Diebsinseln angehörten, von welchen aus man weiter an die San Lazaro- oder Philippineninseln kam. Hier fand Magalhães im Kampfe mit den malayischen Bewohnern von Mactan am 27. April seinen Tod. Als er mit nur geringen Streitkräften einen Angriff auf die Insulaner unternahm, wurde er durch einen vergifteten Pfeil verwundet und mußte den Befehl zum Rückzuge geben. Dieser Rückzug artete unter dem Drängen der Sieger bald in wilde Flucht aus, so daß der Admiral mit nur wenigen Genossen den ganzen Anprall der Verfolger abzuwehren hatte, dem er schließlich erlag. Ein furchtbarer Schwerthieb warf ihn nieder auf das Gesicht, worauf sämtliche Feinde über ihn herfielen und ihn vollends töteten.

„Am Boden liegend," so berichtet Pigafetta, „wendete der Admiral nochmals den Blick nach uns zurück, um zu sehen, ob wir in Sicherheit seien. So fiel unser Vorbild, unsere Leuchte, unser Trost und treuer Führer!"

Magalhães stand zur Zeit seines Todes im 41. Lebensjahre. War es ihm auch nicht beschieden, die Früchte seines Unternehmens, welches mit Recht als die größte nautische That aller Jahrhunderte gepriesen wird, zu ernten, so ist dagegen sein Name mit unvergänglichen Lettern in das Buch der Geschichte eingetragen. War er doch der erste, welcher nach einem bestimmten, genial entworfenen Plane eine Erdumsegelung wagte, diese Aufgabe in ihrem schwierigsten Teile auch glänzend löste und dadurch den ersten wirklichen Beweis von der Kugelform der Erde lieferte.

Aber auch seine seemännische Tüchtigkeit, seine eiserne Ausdauer und Entschlossenheit, seine Standhaftigkeit in Not und Gefahr machen ihn zu einer überaus sympathischen Erscheinung. Echt wissenschaftlich war seine Art und Weise, wie er die Küste Patagoniens sowie die nach ihm benannte Straße untersuchte und ihre Lage bestimmte; ein fernerer Beweis seiner Tüchtigkeit ist der Umstand, daß er seine Steuerleute anwies, die Abweichung der Magnetnadel in Anrechnung zu bringen, um den richtigen Kurs nach den Molukken einzuhalten.

Mit treffenden Worten hat der Altmeister der Wissenschaft, Alexander von Humboldt, die hohe Bedeutung der von Magalhães vollführten Fahrt mit dem Hinweis darauf charakterisiert, daß die von Magalhães herbeigeführte Entdeckung und Beschiffung der Südsee eine um so wichtigere Epoche für die Erkenntnis großer kosmischer Verhältnisse bedeute, als durch dieselbe zuerst die numerische Größenvergleichung der Areale des Festen und Flüssigen auf der Oberfläche unseres Planeten nun endlich von den irrigsten Ansichten befreit zu werden anfing.

Man lernte durch die Ergebnisse der Reise erkennen, daß die Erde einen weitaus größeren Umfang besitze, als bisher angenommen worden war und daß Amerika keines-

wegs eine der asiatischen Inselwelt zuzurechnende Gruppe darstelle, sondern durch ein unermeßliches Meer von Asien getrennt werde und einen selbständigen Weltteil bilde. —

Der Tod des Führers war für die Expedition ein harter Schlag und beschloß man, baldmöglichst nach Spanien zurückzukehren. Da die Mannschaft für den Dienst auf drei Schiffen nicht mehr ausreichte, so wurde die am wenigsten seetüchtige „Concepcion“ verbrannt, worauf man unter den vielfältigsten Abenteuern die Inseln Mindanao, Cagayan, Palawan und Borneo besuchte, bis man endlich am 8. November 1521 wirklich die Molukken- oder Gewürzinseln, das so heiß ersehnte und so schwer errungene Reiseziel erreichte.

Hier schlossen die Spanier mit dem Radscha von Tidor günstige Handelsverträge ab, beluden ihre Schiffe mit einer reichen Ladung an Gewürzen und schickten sich am 17. Dezember zur Heimreise um die Südspitze von Afrika an, als ganz unerwartet die „Trinidad“ einen großen Leck erhielt, infolgedessen sich für dieses Schiff eine gründliche Ausbesserung nötig machte. Diese zeitraubende Reparatur wollte die Besatzung der „Victoria“ nicht abwarten und ging am 21. Dezember unter dem Kommando von Sebastian del Cano allein in See. Während der an Gefahren überaus reichen Fahrt um Afrika fanden von der aus 47 Europäern und 13 Malayen bestehenden Bemannung 21 Personen ihren Tod, 13 andere wurden, als man an den in portugiesischem Besitze befindlichen Kapverdischen Inseln anlegte,*) gefangen genommen und von den eifersüchtigen Portugiesen zurückgehalten, der Rest hingegen, worunter 18 Europäer, landete am 6. September 1522 in dem Hafen von San Lucar, von wo die Flotte drei Jahre zuvor ausgegangen war.

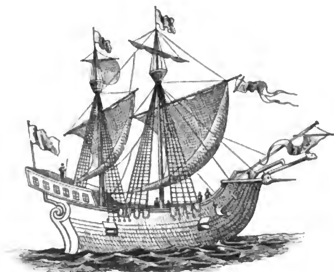
Die Besatzung der in Tidor zurückgebliebenen „Trinidad“ hatte inzwischen vergeblich versucht, nach der Wiederherstellung des Schiffes nochmals den Großen Ozean zu kreuzen und nach Mexiko zu gelangen. Von widrigen Stürmen zurückgetrieben mußte sie ihr Schiff aufgeben und die auf den Molukken wohnenden Portugiesen um Hülfe anflehen, welche aber, anstatt den Schiffbrüchigen Unterstützung zu gewähren, dieselben gefangen nahmen und jahrelang in ihren Kolonieen zurückbehielten. Die Mehrzahl dieser Leute ging an Krankheiten zu Grunde, denn absichtlich schleppte man sie an ungesunde Plätze, um auf unblutigem Wege die verhaßten Nebenbuhler in dem Wettbewerb um die Gewürzinseln los zu werden. Nur drei jener Bedauernswerten kamen nach jahrelanger Gefangenschaft nach Spanien zurück, so daß von den 239 Personen, welche mit Magalhães ausgezogen waren, im ganzen 21 die Heimat wiedererblickten.

„Was sind,“ so fragt der Chronist Gomara, „die Mühen und Gefahren des Ulysses im Vergleich mit dem, was Magalhães, Sebastian del Cano und ihre Gefährten

*) Auf den Kapverdischen Inseln wurde den Weltumseglern auch noch eine andere Überraschung zu teil. „Als wir prüfen wollten,“ so erzählt Pigafetta, „ob unsere Schiffsrechnung richtig sei, erfuhren wir zu unserem Erstaunen, daß bereits Donnerstag sei, wohingegen wir erst Mittwoch hatten. Und doch hatte ich, da ich stets gesund gewesen, mein Tagebuch mit der größten Sorgfalt geführt. Wir vermochten uns diesen seltsamen Umstand nicht zu erklären, bis wir später erkennen lernten, daß der Zeitunterschied entsteht, wenn man von Osten nach Westen die Erde umschifft.“

erduldeten und überstanden! Das Schiff des Jason, die „Argos“, die so oft von Historikern und Poeten genannt wird, ist im Vergleich mit der „Victoria“ von geringem Interesse. Die Fahrten, welche die Schiffe des Königs Salomo machten, waren groß, aber diejenige, welche die „Victoria“ des Kaisers Karl V. ausführte, war unendlich viel großartiger und bedeutungsvoller und man hätte das Schiff zum ewigen Andenken an diese Triumphe in dem Arsenal von Sevilla aufbewahren sollen, war es doch das erste Mal, daß ein Schiff gleich der Sonne die ganze Weltkugel umkreist hatte.“ Eben so bewundernd spricht sich Transilvanus aus: „Wahrlich, diese Seeleute sind des ewigen Ruhmes würdiger als die Argonauten, und verdient ihr Schiff „Victoria“ mehr unter die Sternbilder versetzt zu werden als die Argo.“

Den wenigen, welche unter der Führung del Canos zurückkehrten, wurde neben dem Ruhme auch materieller Gewinn zu teil, ergab doch die aus 533 Centnern Gewürznelken bestehende Ladung der „Victoria“ einen so reichen Erlös, daß die Kosten des Geschwaders mehr als gedeckt wurden und ein schöner Betrag zur Verteilung blieb. Alle erhielten reichliche Belohnungen, del Cano außerdem eine lebenslängliche Pension von 500 Dukaten, sowie ein die Entdeckung der Gewürzinseln zeigendes Wappen, dessen Helmzier einen Globus trug mit der Inschrift: Primus circumdedisti me „Du hast mich zuerst umsegelt!“



Die „Victoria“.
Nach einem Holzschnitte des 16. Jahrhunderts.

Francisko Pizarro
und die Eroberung von Peru.





Francisko Pizarro.
Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts.

Francisko Pizarro und die Eroberung von Peru.

Mehr denn zehn Jahre waren verstrichen, seitdem Vasco Nuñez de Balboa am 29. September des Jahres 1513 aus den die Landenge von Darien durchziehenden Gebirgen herniedergestiegen war und im Namen der spanischen Krone feierlich Besitz von dem südlichen Ozean und allen umliegenden Ländern ergriffen hatte. Daß Balboa damals bestimmtere Nachrichten über große im Süden gelegene Reiche erhalten hatte und sich bereits lebhaft mit dem Plane beschäftigte, diese Gebiete zu entdecken und zu erobern, haben wir auf Seite 364 des I. Bandes eingehender geschildert, ferner daß diese Pläne zum Stillstande kamen, nachdem der Entdecker des Südmeeres den Ränken seines Nebenbuhlers Pedro Arias de Avila zum Opfer gefallen war.

Erst im Jahre 1522 nahm der zum Generalaufseher über die Eingeborenen der Landenge von Darien eingesetzte Ritter Pascual de Andagoya das Vorhaben Balboas

wieder auf, indem er eine Fahrt nach den südlich der Bai von San Miguel gelegenen Gebieten unternahm, wo der Häuptling der Landschaft Chuchama die Klage vorbrachte, daß sein Volk häufig die Angriffe der Bewohner von Biru, eines noch weiter gen Süden gelegenen Distriktes zu erdulden hätten. Andagoya sagte den Bedrängten seinen Schutz zu, bekriegte auch in Gemeinschaft mit den Bewohnern von Chuchama und einer von Panama herbeigezogenen Verstärkung Biru, wurde aber durch heftige Fieberanfälle endlich zur Rückkehr gezwungen. Eine Folge seines Zuges war es, daß der Name Biru, welcher ursprünglich nur einen kleinen Distrikt bezeichnete, nunmehr auf alle Länder der Westküste von Südamerika bis zum 18° südl. Br. ausgedehnt wurde und die dorthin gerichteten Expeditionen kurzweg „Fahrten nach Biru“ genannt wurden. Aus dem Namen „Biru“ entwickelte sich die Form „Peru“ im Laufe der Zeit.

Die erste dieser „Birufahrten“ war von einem reichen Pflanzer aus Española, Juan de Bazurto, projektiert, der jedoch inmitten seiner Vorbereitungen vom Tode überrascht wurde.

An seiner Stelle unternahmen es nun drei verwegene Männer, Einwohner der im Jahre 1519 gegründeten und schnell aufblühenden Stadt Panama, Biru zu erobern.

Der erste dieser drei war Francisko Pizarro, ein unehelicher Sohn des Hauptmanns Gonzalo Pizarro und der Franciska Gonzales, von der das im Jahre 1471 zu Truxillo in Estremadura geborene Kind an der Kirchtüre ausgesetzt worden sein soll. Die Nachrichten der Chronisten stimmen darin überein, Pizarro habe in seiner Jugend Schweine gehütet, belegten ihn doch auch seine späteren politischen Gegner, als er auf der Höhe seiner Macht stand, noch öfters mit dem Titel Porquero „Sauhirt“. Die Erziehung dieses zukünftigen Vicekönigs von Peru war eine überaus mangelhafte, er vermochte weder zu lesen noch zu schreiben und ließ auch späterhin alle Dokumente, welche sein Signum tragen mußten, von einem Schreiber mit seinem Namen versehen,

Zwei Namenszüge Pizarros.

dem er nur die beiden verschlungenen Krakelfüße zur Seite stellte, wie die Faksimilenachbildungen der verschiedenen Unterschriften sie hier vor Augen führen. Stammt die Signatur links aus der Zeit, wo Pizarro in Peru eindrang, so datiert diejenige zur Rechten aus der Periode, wo der Eroberer mit dem Titel „Marquis“ belehnt worden war, welcher Titel in der spanischen Form El marquess dem eigentlichen Namen vorangestellt ist. Francisko Pizarro war bereits im Jahre 1509 mit Ojeda nach Darien gekommen und hatte sich als verwegener Soldat auf manchen Streifzügen hervorgethan.



Diego de Almagro.

Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts in Herreras „Historia general de los hechos de los Castellanos".

Der zweite der drei Männer, Diego de Almagro, war von gleich dunkler Herkunft und soll um das Jahr 1463 zu Almagro, einer in der Provinz Cuenza gelegenen Ortschaft, der er seinen Namen entlehnte, geboren sein. Auch er war ein Mann der Waffen und im Kampfe mit den Eingeborenen Amerikas wohl erfahren. Sein Charakter war entschieden ein geraderer als der seines Genossen Pizarro und weitaus weniger den Schleichwegen der Intrigue geöffnet.

Der dritte im Bunde, Hernando de Luque, war ein abenteurender Schulmeister, der nach Darien verschlagen worden war, sich in Panama zum Priester aufgeschwungen und als solcher ansehnliche Geldmittel erworben hatte.

Da bekannterweise die spanische Krone nur selten ihre Kassen erschloß, um mit ihren Mitteln das Zustandekommen überseeischer Expeditionen zu ermöglichen, so wendeten Pizarro und Almagro sich an Luque, damit dieser die notwendigen Gelder beschaffe, während sie selbst die Anwerbung der Mannschaften und Soldaten sowie die Ausrüstung der Schiffe übernahmen.

Den energiſchen Bemühungen der drei Männer gelang es, bis zum Ende des Jahres 1524 zwei Schiffe ſegelfertig zu machen, von denen das größere mit 112 Mann unter dem Oberbefehle Pizarros den Hafen von Panama am 14. November verließ. Es war verabredet, daß Almagro mit dem zweiten Schiffe nachfolgen und neue Vorräte und Mannſchaften zuführen ſollte. Unter ſchweren Stürmen kreuzte Pizarro zunächſt zur Perleninſel und dann zum Feſtlande hinüber, deſſen Küſten überall mit undurchdringlichen ſumpfigen Wäldern bedeckt waren, welche fiebererzeugende Miasmen aushauchten und von unzähligen Mückenſchwärmen wimmelten. Als nach ſiebzigtägiger Fahrt das Schiff in einer einladenden Bai vor Anker ging, waren bereits vierunddreißig Leute von Fiebern hinweggerafft und noch hatte man nichts erreicht. Da die Lebensmittel bereits auf die Neige gingen, ſo ſchickte Pizarro das Schiff unter Montenegro nach Panama zurück, in der Hoffnung, daß es im Verlaufe von zwölf bis vierzehn Tagen mit Vorräten zurückkehre. Anſtatt deſſen brauchte Montenegro aber ſiebenundvierzig Tage zu der Fahrt und fand er bei ſeiner Rückkehr, daß in der ſpäterhin Puerto del hambre „Hungerhafen" genannten Bai mittlerweile Hungersnot ausgebrochen und Pizarros Schar bis auf ſechzig Köpfe zuſammengeſchmolzen war.

Aller Thatkraft Pizarros hatte es bedurft, ſeine verzweifelnden Leute, die ſich mit Seetieren, Schnecken, Eidechſen und ſauren und bitteren Früchten genährt hatten, vor Greuelthaten zu bewahren. Nachdem die Entkräfteten einigermaßen wieder hergeſtellt waren, ſetzten ſie die Fahrt nach Süden fort und entdeckten ein auf einer Bergſpitze gelegenes von Palliſaden umgebenes indianiſches Dorf, deſſen Bewohner bei der Annäherung der Spanier die Flucht ergriffen. In ihren Hütten erbeutete man große Vorräte an Mais und Kakao ſowie zahlreiche Schmuckſachen und Gefäße aus Gold, zugleich aber ſah man in brodelnden Keſſeln auch unverkennbare Zeichen, daß die Eingeborenen Menſchenfreſſer ſeien.

Die Spanier waren noch mit dem Verteilen der Beute beſchäftigt, als ſie plötzlich von zahlreichen Indianern überfallen wurden. In dem erbitterten Kampfe wurden fünf Europäer getötet und ſiebzehn verwundet, darunter Pizarro ſo ſchwer, daß eine jede der ihm beigebrachten ſieben Wunden als lebensgefährlich erachtet werden mußte. Nur der Dazwiſchenkunft des von einem Streifzuge zurückkommenden Montenegro hatten die Spanier es zu verdanken, daß Pizarro und die übrigen Verwundeten auf das Schiff gerettet werden konnten. Da an ein weiteres Vordringen momentan nicht zu denken war, ſo kehrte man mit den ſo ſchwer erbeuteten Schätzen nach Panama zurück.

Almagro, welcher mittlerweile mit dem zweiten Schiffe Panama verlaſſen hatte, um den Abenteurern ſiebzig Mann und Proviant zuzuführen, gelangte kurze Zeit nach ihrer Abfahrt an das geplünderte Dorf, wo er gleichfalls heftige Kämpfe zu beſtehen hatte und während derſelben ein Auge verlor. Trotzdem gab er die Suche nach ſeinem Waffengefährten nicht auf, überfiel auf der Fahrt gen Süden noch einige andere Dörfer, entdeckte unterm 4° n. Br. den Rio de San Juan und kehrte, als er nirgendwo auf Spuren von Pizarro ſtieß, gleichfalls mit Schätzen beladen nach Panama zurück.

Hatte dieſer Vorſtoß auch noch nicht zur Entdeckung des eigentlichen Peru geführt,



Panama.
Mit Benutzung einer amerikanischen Vorlage gezeichnet von Rudolf Cronau.

so war aber doch festgestellt worden, daß thatsächlich reiche Goldländer im Süden vorhanden seien und so schlossen die drei Verbündeten nach der Wiederherstellung Pizarros am 10. März 1526 jenen berühmten Vertrag, welcher dem gewaltigen Reiche Peru und seiner Inkadynastie den Untergang bringen sollte. Zum zweitenmal verpflichtete sich de Luque, für eine erneute Expedition zwanzigtausend Goldpesos beizusteuern, wohingegen die beiden anderen versprachen, alle Ergebnisse des Unternehmens so mit ihm zu teilen, daß ein jeder ein Drittel an Land, Leuten, Gold, Silber, Edelsteinen oder sonst erbeuteten Gegenständen erhalte. Dieser notariell abgefaßte Vertrag wurde auf die Bibel und eine geweihte Hostie feierlich beschworen und die letztere, in drei Teile zerbrochen, von den Vertragschließenden genossen.

Die Ausrüstung der zweiten Expedition ging schnell von statten und verließ Pizarro nebst Almagro bereits im Frühling desselben Jahres mit zwei Schiffen und hundertsiebzig Spaniern Panama, um sich geraden Weges bis zur Mündung des Rio de San Juan zu begeben. Bartolomao Ruiz, ein tüchtiger Pilot, führte das Geschwader.

Wo an den Küsten gelandet wurde, fand man die Eingeborenen im Besitze von goldenen Schmucksachen und ergab ein an der Mündung des San Juan gelegenes Dorf reiche Beute an Gold und Edelsteinen. Da die landeinwärts gelegenen Gebiete sehr fruchtbar waren und den Andeutungen der Gefangenen zufolge viele Städte besaßen, so beschloß Pizarro, das von Almagro befehligte Schiff nach Panama zu senden, um Verstärkung herbeizuziehen, während er selbst sich an dem eingenommenen Orte behaupten

wollte. Ruiz hingegen erhielt den Auftrag, inzwischen mit dem zweiten Schiffe die Küste nach Süden hin weiter zu erforschen. Beide Abgesandte entledigten sich ihrer Aufgabe in glänzender Weise. Ruiz kam etwa bis zum 2 oder 3° s. Br. Bald nach Überschreitung des Äquators erblickten er und seine Leute zu ihrer Überraschung ein eigentümliches Schiff, welches mit geblähten Segeln auf sie zu kam. Man hielt das Fahrzeug ursprünglich für ein europäisches, um so größer aber war das Staunen, als beim Näherkommen eine völlig indianische Besatzung wahrgenommen wurde, und man sah, daß das Schiff ein aus dicken Rohrstämmen zusammengeflochtenes, vorn und hinten spitz zulaufendes Floß mit niedrigen Seitenwänden sei. Über die unteren Rohrstämme war noch ein zweiter Boden aus dünneren Stäben gelegt, auf dem sich ein kleines Häuschen erhob. Zur Fortbewegung des Schiffes dienten baumwollene Segel, welche mit Hanfstricken an ziemlich hohen aber dünnen Masten befestigt waren. Als Anker dienten schwere Steine. Daß das Schiff von Kaufleuten geführt werde, erkannte man aus den verschiedenen Waren, wie Gürtel, Hüte, Rüstzeug, Kopfputze, Gefäße, Spiegel, Kleidungsstücke, zahlreiche goldene und silberne Schmucksachen und dergleichen mehr, auch sah man mehrere größere und kleinere Waagen, welche zum Abwägen der Gegenstände dienen mochten. Die auf dem Schiffe anwesenden Kaufleute und deren Frauen trugen sehr feine, wollene Kleider, in welche in gelben, schwarzen, blauen, grünen, karminroten und weißen Farben die mannigfachsten Muster, seltsam stilisierte Tierbilder, Vögel, Katzen, Fische und Blumen eingewebt waren. Ihren Aussagen nach stammten die Kaufleute, welche ohne Scheu das Schiff der Spanier bestiegen, aus der Stadt Tumbez und deuteten durch Zeichen an, daß an jenem Orte große Tempel vorhanden seien, in denen sich viel Gold und Silber befinde. Zwischen Indianern und Weißen kam ein lebhafter Tauschhandel zu stande, wobei letztere gegen wertlosen Tand Mengen kostbarer Gegenstände erwarben.

Nachdem Ruiz noch weiter gen Süden vorgedrungen war, kehrte er nach siebzigtägiger Abwesenheit zu Pizarro zurück, dessen Leute mit Staunen den verheißungsvollen Bericht vernahmen. Als bald darauf auch Almagro mit achtzig Leuten und großen Vorräten eintraf, wurde die Fahrt nach Tumbez beschlossen und segelte die ganze Schar auf den beiden nunmehr wieder vereinten Schiffen bis zu der Bai San Mateo, wo man innerhalb großer wohlbestellter Felder die freundliche Ortschaft Atacames erblickte. In der Absicht, die Stadt zu überfallen, setzten neunzig Spanier ans Land, gaben ihr Vorhaben aber wohlweislich auf, als ihnen ein zehntausend Streiter umfassendes Indianerheer entgegentrat. Durch Zeichen machten die Spanier verständlich, daß man in friedlichen Absichten komme, worauf die Eingeborenen die drohend geschwungenen Waffen niederlegten und die Fremdlinge in ihre Ortschaft führten, welche mehr als dreitausend Häuser, große mit Bäumen besetzte freie Plätze und gerade, von Wasserkanälen durchzogene Straßen besaß.

Überall sahen die Spanier Wohlstand, fühlten sich aber zu ihrem Leidwesen zu schwach, um den Indianern ihre Wertgegenstände mit Gewalt zu entreißen. Sie beschränkten sich daher auf Tauschhandel und kehrten dann nach einem unter 1° 57′ n. Br.

gelegenen Eilande, der Isla de Gallo oder „Hahneninsel“ zurück. Hier trafen Almagro und Pizarro den Beschluß, ersterer solle nochmals nach Panama fahren, um Verstärkung zu holen, denn nach aller Ansicht war man vorderhand zu schwach, um gegen die wohlgerüsteten Eingeborenen etwas unternehmen zu können.

Pizarro gedachte hingegen mit seinen Leuten auf der Hahneninsel die Rückkunft Almagros abzuwarten. Diese Entschlüsse fanden bei der Mannschaft, welche bereits außerordentliche Entbehrungen überstanden hatte, keineswegs allgemeine Zustimmung, im Gegenteil verlangten viele nach Panama zurückzukehren und wußten, als ihnen dies abgeschlagen wurde, in einem Knäuel Baumwollengarn einen Brief an den Statthalter von Darien durchzuschmuggeln, worinnen sie ihr Elend mit den schwärzesten Farben schilderten und ihn um Rettung vor sicherem Verderben anflehten. Das Schreiben schloß mit den Worten:

„Pues Señor Gobernador	„Habt Acht, o Herr an Königs Statt,
Mirelo bien por entero,	Seid unsrer Bittschrift Wächter!
Que allá va el recogedor	Den Werber er gesendet hat:
Y acá queda el carnicero.“	Hier bleibt zurück der Schlächter.“*)

Diese flehentlichen Bitten blieben bei dem inzwischen an die Stelle des Pedro Arias de Avila getretenen Statthalter Pedro de los Rios nicht ohne Wirkung; dieser verbot darauf hin Almagro nicht nur die Werbung neuer Mannschaften, sondern sandte auch sofort den Offizier Tafur mit zwei Schiffen nach der Hahneninsel, damit er die dort wider ihren Willen Zurückbehaltenen abhole.

Tafurs Ankunft erregte ungeheuere Aufregung, hatte man doch während des mehrmonatlichen Verweilens auf dem unbewohnten Eiland furchtbare Entbehrungen und alle Unbilde einer widrigen Witterung ertragen müssen. Weitaus der größte Teil der Soldaten begrüßte die Schiffe mit Freuden, nur Pizarro, welcher mit denselben Schiffen von Almagro und de Luque Briefe erhielt, worinnen er aufgefordert wurde, bis zur Ankunft baldiger Hülfe auszuharren, weigerte sich, die Fahrzeuge zu betreten und rief, als Tafur den Befehl des Statthalters verkündet hatte, rasch entschlossen seine Soldaten zusammen, zog mit dem Schwert eine Linie in den Sand, stellte sich selbst auf die Südseite derselben und sprach: „Dort gen Süden liegt Peru mit seinen goldenen Schätzen, auf eurer Seite gen Norden Panama mit seiner ewigen Armut. Nun wählet! Ich gehe nach Süden!“ Franzisko Rodriguez de Villa Fuerte war der erste, welcher auf die Seite Pizarros trat, ihm folgten der Pilot Bartolome Ruiz, Pedro de Candia, Cristoval de Peralta, Alonso Briceño, Nicolas de Ribera, Juan de la Torre, Franzisko de Cuellar, Alonso de Molina, Domingo de Soria Luco, Pedro Alcon, Garcia de Jerez, Antonio de Carrion, Martin de Paz, Diego de Truxillo und Alonso Ribera.**)

Da Tafur den unerschütterlichen Männern nur geringe Vorräte zurückließ, so

*) Brehm, Das Inkareich. S. 348.

**) Viele spanische Chronisten beschränken die Zahl derer, welche Pizarro folgten, auf 13 Personen. Xeres, Pizarros Sekretär, giebt aber ihre Zahl auf sechzehn an, von denen dreizehn bei Herrera genannt werden, wohingegen Garcilasso de la Vega in seiner Geschichte der Eroberung von Peru noch die Namen der drei anderen liefert.

bauten dieselben nach der Abfahrt der Schiffe ein primitives Floß und ließen sich von der gen Norden verlaufenden Meeresströmung bis an die kleine Insel Gorgona unter 3° n. Br. tragen, da dieselbe reichere Lebensmittel versprach. Hier verbrachten die Abenteurer unter entsetzlichen Entbehrungen sieben volle Monate, in der Hoffnung, daß es ihren Bundesgenossen in Panama gelingen werde, neue Mannschaften und Proviant herbeizuführen. Endlich, endlich zeigten sich am Horizonte die sehnlichst erwarteten Segel, doch brachte das von dem Piloten Ruiz befehligte kleine Schiff nur Mundvorrat und Schießbedarf, aber keine Soldaten. Dagegen kam von dem Statthalter der strenge Befehl, Pizarro solle mit seinen Begleitern innerhalb sechs Monaten nach Panama zurückkehren, möchten die Ergebnisse seiner Bemühungen auch ausgefallen sein, wie sie wollten.

Kaum hatte Pizarro wieder den Boden eines Schiffes unter seinen Füßen, als auch seine Thatkraft von neuem emporloderte. Noch einmal wurde der Bug des Schiffes gen Süden gerichtet und kam man nach zwanzigtägiger Fahrt in dem mächtigen Golfe von Guayaquil vor der dem Inkareiche angehörenden Stadt Tumbez an. Mit Erstaunen überblickten die Spanier diese große, von starken Befestigungen überragte Stadt, welche, so weit das Auge reichen mochte, von wohlbestellten und durch Kanäle bewässerten grünen Ebenen umgeben war. Durch Vermittelung einiger als Dolmetscher von der Insel Gorgona mitgenommenen Indianer gelang es, einen friedlichen Verkehr mit den Bewohnern von Tumbez herbeizuführen, so daß Pizarro zwei seiner Leute, den Alonso de Molina und Pedro de Candia an Land schicken konnte, damit dieselben dem Stadtoberhaupte Geschenke überbringen und dabei die Verhältnisse des Ortes auskundschaften möchten. Sie wurden überaus gastfreundlich empfangen und erregte besonders Pedro de Candia in seiner strahlenden Rüstung das höchste Erstaunen. Man zeigte ihnen alles Sehenswerte der Stadt und führte sie, die man für Söhne des Sonnengottes hielt, in den sonst jedem Profanen verbotenen Tempel, sowie in den Palast, welchen der Herrscher von Tahuantinsuyu (so nannten die Eingeborenen ihr Land) während seines zeitweiligen Aufenthaltes zu bewohnen pflegte. In beiden Gebäuden sahen die Spanier unglaubliche Schätze an Gold und Silber, die Wände des Tempels waren sogar von oben bis unten mit Goldplatten getäfelt, auch sah man in den Gärten, welche den Palast umgaben, Bildnisse von Menschen und Tieren aus dem gleichen kostbaren Metall.

In der überaus reinlich gehaltenen Stadt herrschte große Ordnung, Kanäle versahen alle Straßen reichlich mit Wasser und überall spendeten wohlgepflegte Bäume kühlen Schatten. Auch die starke, von einer dreifachen Ringmauer umgebene Festung, welche über der Stadt auf einem Hügel thronte, durfte von den Spaniern erstiegen werden und gewahrten dieselben, daß das Bollwerk aufs reichlichste mit Lebensmitteln und Trinkwasser versehen war, welch letzteres durch unterirdische sorgfältig verborgene Leitungen selbst den höchstgelegenen Werken zugeführt wurde.

Tumbez war zu jener Zeit der blühendste Hafen im Norden des Inkareiches und eine lebhafte Handelsstadt, dessen unternehmungslustige Kaufleute die ganzen Küstendistrikte mit Waren versorgten, wohingegen andere als tüchtige Handwerker, Feldarbeiter, Fischer, Goldwäscher oder Lamazüchter ein reichliches Auskommen fanden.



Die Ruinen einer altperuanischen Festung bei Paramonga.
Nach einer peruanischen Vorlage gezeichnet von Rudolf Cronau.

Da Pizarro mit seiner geringen Schar nichts gegen ein so wohlgefügtes Gemeinwesen zu unternehmen vermochte, so befahl er allen seinen Leuten, die größte Zurückhaltung zu bewahren, die denn auch thatsächlich auf der weiteren Fahrt gen Süden innegehalten wurde. Man kam bis etwa zum 9° s. Br., legte noch bei der Stadt Paita sowie am Flusse Sana an, dessen überaus fruchtbares Thal zu den bestangebauten des ganzen Inkareiches gehörte.

Die Spanier hatten genug gesehen und kehrten mit goldenen und silbernen Schätzen, die man teils eingetauscht, teils aus den Begräbnisplätzen auf der Insel Puna geraubt hatte, beladen nach Panama zurück, gerade am letzten Tage des vom Vicekönig gestellten sechsmonatlichen Termines.

So verlockende Berichte die Heimgekehrten aber auch gaben, so stieß Pizarro doch, als er dem Statthalter Pedro de los Rios den Plan zur Eroberung von Peru vortrug, auf den heftigsten Widerstand, da die Unternehmungen gegen die südlichen Länder bereits genug Menschen verschlungen hätten und er seine Kolonie nicht entvölkern lassen wolle. Da eine Änderung in dieser Gesinnung des Statthalters nicht zu erwarten war, so faßten die drei Abenteurer endlich den Beschluß, Pizarro solle nach Spanien reisen, um König Karl V. persönlich Bericht über seine Entdeckungen zu erstatten und ihn um Beistand zu ersuchen. Als Pizarro zu diesem Zwecke in Spanien eintraf, erregten die mitgebrachten goldenen und silbernen Geräte, die kostbaren, aus feiner Wolle gewebten Kleiderstoffe, Decken und Teppiche, mehrere Indianer sowie zwei lebendige Lamas das größte Interesse des Monarchen, so daß es nach eingehender Prüfung der Verhältnisse und der von Bartolome Ruiz gezeichneten Karte am 26. Juli des Jahres 1529 zu einem Vertrage

kam, durch welchen Pizarro zum Adelantado von Peru, Almagro zum Gouverneur der Festung Tumbez und der Pfarrer Luque zum Bischof derselben Stadt gemacht wurden. Ruiz erhielt den Titel eines „Großpiloten der Südsee“, die übrigen Genossen Pizarros aber, welche mit ihm auf der Insel Gorgona ausgeharrt hatten, wurden zu Higosdalgos, zu Edelleuten erklärt. Alle wurden mit reichen Einkünften bedacht; so erhielt Pizarro für sein ganzes Leben einen Jahresgehalt von 725000, Almagro von 300000 Maravedies zugesichert, ersterer durfte sich auch eine Leibwache halten und erhielt in der Provinz Peru, welche den Namen Nueva Castilla erhielt, alle Rechte und Freiheiten eines Vicekönigs. Die in dem Vertrage stipulierten Belohnungen waren immerhin sehr problematischer Natur, da alle die zugesicherten Gehalte erst aus den Einkünften und Erträgnissen des zu erobernden Landes bestritten werden sollten. Auch hütete sich die Krone, ihrem Grundsatze treu bleibend, durch andere die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, wohlweislich, irgend welche Unterstützung an Geld zu gewähren und beschränkte sich darauf, Geschütze, Munition sowie Pferde zu stellen und die Erlaubnis zur Anwerbung von Truppen zu geben. Dagegen sollte der Krone ein Fünftel von aller Beute sowie ein Zehntel von den Erträgen aller Minen und Bergwerke zufallen.

Mit diesem Vertrage in der Tasche, der aber auch die Verpflichtung auferlegte, innerhalb eines halben Jahres 250 wohlausgerüstete Soldaten zu stellen, besuchte Pizarro seine Vaterstadt Truxillo und erhielt hier durch Unterstützung seiner Brüder und Verwandten die hauptsächlichsten Mittel zur Ausrüstung seiner Expedition. Vier Brüder Pizarros, Hernando, Gonzalo, Juan und Martin, mit Ausnahme des ersteren gleichfalls illegitime Kinder seiner Eltern, begleiteten Pizarro auf seinem Zuge ins Goldland, hatten sie doch alle den gleichen heißen Wunsch, reich zu werden.

Ohne daß es ihm gelungen wäre, seine Ausrüstung in der vorgeschriebenen Zeit und Weise ganz zu vollenden, ging Pizarro am 19. Januar 1530 von San Lucar aus in See, erreichte wohlbehalten den Isthmus und zog mit Pomp in Panama ein.

Hier erwuchsen Pizarro neue Schwierigkeiten, als Almagro ihm heftige Vorwürfe machte, daß er nur für sich selbst gesorgt, nicht aber auch die Interessen seines Waffengefährten berücksichtigt habe, für welchen er nur eine unbedeutende Position vom Kaiser erlangt habe. Nur schwer vermochte Pizarro den Erzürnten durch allerlei Versprechungen zu besänftigen, und obwohl er Almagro versicherte, ihn in allen Dingen als seinen Gleichgestellten ansehen zu wollen, so war doch nunmehr der Keim zu jener Eifersucht gelegt, welche späterhin beiden Teilen Verderben bringen sollte.

Endlich, im Januar 1531 konnte Pizarro mit drei Schiffen Panama verlassen. Hundertundachtzig Fußsoldaten und 37 Reiter bildeten die kleine Armee, mit welcher er das mächtige Reich der Inkas zu bekriegen wagte.

Nach einer nur dreizehntägigen Fahrt landete diese Rotte von beutegierigen Abenteurern in der Bai San Mateo, und betraten damit das Inkareich zu einer Zeit, wie sie niemals günstiger sich hätte bieten können.

Werfen wir einen Blick auf die Umstände, welche es ermöglichten, daß die Spanier gleich beim ersten Ansturm auf das festgefügte Reich dasselbe in Trümmer schlagen

konnten, so haben wir hervorzuheben, daß seit uralten Zeiten die Allgewalt über Tahuantinsuyu „das Reich der vier Weltgegenden“ in der heiligen Person des Inka vereinigt war.

„Nirgends und niemals,“ so behauptet Brehm in seinem hochinteressanten Werke über das Inkareich, „hat es ein Staatsoberhaupt gegeben, welches in gleich vollgiltigem und unumschränkterem Sinne Selbstherrscher und nicht bloß die Spitze, sondern auch der Grundstein seines Reiches war. In ihm vereinten sich alle Kräfte, Mittel und Triebfedern eines ganzen großen Volkes, von ihm erging jedes Gesetz, jede Maßregel; in seine Hand flossen nicht bloß alle Steuern, sondern auch alle Güter des Volkes, ebenso, wie einzig und allein von ihm aus wieder Gnade, Wohlstand, Heil und Segen auf sein Volk zurückströmte.“

Der Ursprung der Inkas ist in Fabeln gehüllt und die Sage macht den ersten derselben, Manco Capac, zu einem Sohne der Sonne, welche, von Mitleiden über die Unwissenheit und Roheit der ursprünglichen Bewohner von Peru erfüllt, diesen Sohn und dessen Schwester Mama Oello Huaco, welche zugleich seine Gemahlin war, auf die Erde sandte, um das unglückliche Volk zu belehren und in den zu einem gesitteten Leben unentbehrlichen Künsten zu unterrichten. (Vergl. Band I. S. 84.) Diese beiden gründeten Cuzko und erhoben die Wilden auf eine hohe Stufe der Kultur. Sie untersagten ihnen den Götzendienst und lehrten sie dagegen die Anbetung der Sonne, die ihnen Licht und Wärme gewähre, die Gefilde befruchte und der Urquell alles Lebens sei.

Manco Capac war der Begründer der Inkadynastie, welche zur Zeit der Ankunft der Spanier schon mehrere Jahrhunderte über Peru geherrscht, die in zahlreiche Stämme zerfallenden Völkerschaften Perus durch überaus geschickte Maßnahmen miteinander verschmolzen und in einem wohlgefügten Staatswesen zusammengefaßt hatten. (Vergl. Band I. S. 93.)

Uralter Tradition zufolge war die Würde der Inkas erblich und hatte dieselbe seit der gegen Mitte oder Ende des 12. Jahrhunderts erfolgten Begründung der eigentlichen Inkadynastie in den Händen von dreizehn aufeinanderfolgenden Regenten gelegen.

Eine streng befolgte Hausordnung hatte den Bestand der Dynastie befestigt und Streitigkeiten betreffs der Erbfolge verhindert. Diese von Manco Capac verfaßte Hausordnung bestimmte, daß, um die göttliche Abstammung der Dynastie rein zu erhalten und Erbfolgestreitigkeiten vorzubeugen, der Inka stets seine älteste leibliche Schwester heiraten und die Thronfolge stets auf den aus dieser Ehe hervorgehenden ältesten Sohn übergehen solle.

Der erste, welcher dieses Hausgesetz durchbrach, war Huayna Capac, ein gewaltiger Kriegsheld, dem sein dankbares Volk den Beinamen „der Große“ zugelegt hatte und der von Ausgang des 15. Jahrhunderts bis 1524 regierte. Außer dem aus der Ehe mit seiner Schwester hervorgegangenen Kronprinzen Inti Cusi Hualpa oder Huascar hatte Huayna Capac noch einen mit der Tochter des Königs von Quitu erzeugten Sohn, welcher den Namen Hualpa Titu Yupanki oder Atahualpa erhielt und für den Huayna Capac eine ganz besondere Vorliebe zeigte. Diese Vorliebe bestimmte ihn, den Hohen

seines Reiches die Eröffnung zu machen, daß, da er während seiner Regierung das Reich bedeutend vergrößert habe, man es nicht unbillig finden werde, wenn er einen kleinen Teil der von ihm eroberten Länder, und zwar das frühere die Stadt Tumbez umfassende Königreich Puitu, seinem zweiten Sohne Atahualpa vermache. Niemand wagte etwas gegen diesen den Hausgesetzen widerstrebenden Beschluß einzuwenden, ja, der Thronfolger Huascar sprach dem Vater Dank aus, daß er seinen Bruder in solcher Weise bedacht habe.



Type eines Indianers aus West-Ecuador.

Gerade dieser Beschluß Huayna Capacs sollte dem Reiche zum Verhängnis werden, denn bald nach dem Tode Huayna Capacs brachen unter den Brüdern Streitigkeiten aus. Die Ursache derselben war die Weigerung Atahualpas, seinem Bruder Huascar zu huldigen. Er warf sich vielmehr zum unabhängigen König von Puitu auf, was zu einem blutigen Kriege um die Oberherrschaft führte, der das über die heutigen Staaten Peru und Ecuador sich erstreckende Reich der Inkas bis in seine Grundfesten erschütterte. Das Kriegsglück neigte sich Atahualpa zu, dessen Generäle das Heer Huascars im Jahre 1531 in der Schlacht bei Ambato besiegten und den Inka gefangen nahmen.

Mit Gewaltstreichen suchte Atahualpa sich nun zum Alleinherrscher aufzuwerfen, indem er unter dem Vorwande, mit ihnen über die Teilung des Reiches zwischen ihm und Huascar zu beraten, sämtliche Mitglieder der Inkafamilie nach Cuzko entbot, um sie dort aber auf die grausamste Weise ermorden zu lassen. Er hatte beschlossen, sein ganzes väterliches Geschlecht auszurotten, damit er als einzig Überlebender den Thron des Inkareiches besteigen könne. Atahualpa war gerade aus seinem Königreiche Puitu aufgebrochen und befand sich auf dem Wege nach Cuzko, wo er sich der Früchte seines Sieges zu vergewissern gedachte, als Pizarro mit seiner Schar in der Bai von San Mateo landete, um das Unglück des Landes voll zu machen.

Plündernd und alle Ortschaften niederbrennend zog Pizarro mit seiner Rotte die Küste entlang bis zum Golfe von Guayaquil und setzte auf Flößen nach der großen Insel Puna über, welcher man sich gewaltsam bemächtigte und deren Name in Isla de Santiago umgetauft wurde. Auf diesem eine ansehnliche Beute gewährenden Eilande verbrachten die Spanier die Regenzeit und erhielten hier durch ihre Dolmetscher die Nachrichten über den im Inkareiche ausgebrochenen Bruderkrieg. Keine Kunde hätte Pizarro

willkommener sein können als diese, war doch hierdurch dem Verwegenen Gelegenheit geboten, in die Geschicke des Reiches einzugreifen und Einfluß auf die Herrscherfamilie zu gewinnen.

Da den Berichten zufolge Atahualpa die Oberhand gewonnen hatte, so suchte Pizarro diesen dadurch zu verpflichten, daß er sechshundert Leute aus Tumbez, die von den ihnen feindlich gesinnten Bewohnern der Insel Puna gefangen gehalten worden waren, in Freiheit setzte und nach ihrer Vaterstadt heimkehren ließ. Wenn aber Pizarro gehofft hatte, dadurch seiner Schar eine gastliche Aufnahme in Tumbez zu sichern, so zeigte die Folge, daß er sich in dieser Annahme getäuscht. Die Bewohner von Tumbez hatten bereits genug von den Roheiten und Greuelthaten der Spanier vernommen, als daß sie Neigung verspürt hätten, mit denselben in weitere Beziehungen zu treten. Als daher die Spanier Versuche machten, in Tumbez zu landen, traten ihnen die Bewohner der Stadt mit den Waffen in der Hand entgegen, zerstörten, als die Landung doch gelang, eigenhändig ihre blühende Stadt und flohen in die Gebirge.

Pizarro, dessen Streitkräfte durch Zuzüge aus Nicaragua um ein geringes vermehrt worden, wandte sich nun weiter gen Süden, drang in das fruchtbare Thal Tangarara ein und gründete dort an Stelle des gleichnamigen Indianerdorfes die Niederlassung San Miguel, woselbst er fünfzig Soldaten und den königlichen Schatzmeister zurückließ. Er selbst brach im Oktober auf, um geraden Weges nach dem Kriegslager Atahualpas zu marschieren. Berücksichtigen wir, daß Pizarro nur zweiundsechzig Reiter und hundertundsechs Fußsoldaten mit sich nahm, von denen nur wenige Feuerwaffen und Armbrüste führten, so müssen wir diesen Vormarsch Pizarros als eine der verwegensten Thaten bezeichnen, von welchen die Geschichte berichtet.

Bevor wir diesen Zug Pizarros aber schildern, wollen wir einen Blick auf das mächtige Inkareich und die Zustände werfen, die zur Zeit der spanischen Invasion in demselben obwalteten.



Altperuanisches Messer aus Bronze.



Ruinen des Inkapalastes am Titicacasee.
Nach einer Naturaufnahme von George Squier gezeichnet von Rudolf Cronau.

Das Inkareich Tahuantinsuyu.

Der Schauplatz, auf dem sich die Ereignisse abspielten, die wir in dem nächsten Kapitel zu schildern gedenken, ist einer der interessantesten und großartigsten der Erde.

„In keinem Teile derselben,“ so schreibt der amerikanische Forscher George Squier in seinem berühmten Reisewerke über Peru,*) „nimmt die Natur großartigere, imposantere oder mannigfaltigere Formen an, als in dem weiten Länderbereiche, über welches die Inkas einst Herrscher waren. Wüsten, so kahl und abschreckend wie die Sahara, wechseln ab mit Thälern, so reich und üppig wie diejenigen Italiens. Himmelanstrebende Berge, mit ewigem Schnee gekrönt, erheben ihre rauhen Seiten hoch über einförmige und traurige Tafelländer, welche selbst höher liegen als die zweitausend Meter hohen Gipfel der Alleghanis. Flüsse, welche dem Schnee der Hochgebirge entspringen, stürzen sich durch tiefe Felsenschluchten in den pacifischen Ozean oder winden sich zwischen den majestätischen Andenketten hin, um dieselben da und dort zu durchbrechen und die Fluten des gewaltigen Amazonenstromes zu schwellen. Es giebt dort Landseen, welche an Umfang den großen

*) George Squier, Peru, Incidents of travel and exploration in the Land of the Incas. Deutsch von H. Schmid. S. 7.

Binnenseen Nordamerikas gleichkommen, deren Spiegel aber dabei fast in gleicher Höhe mit dem Gipfel des Mont Blanc liegen. Diese Seen bilden die mittleren Stellen eines gewaltigen Bodenbeckens mit eigenen Stromsystemen, die keinen Abfluß nach dem Weltmeere haben.

Die zwei großen parallel laufenden Gebirgsketten, welche den physischen Aufbau des südamerikanischen Kontinentes bestimmen, haben ihre höchsten Höhen und ihre ausgesprochensten Züge in dem ehemaligen Inkareiche. Die westliche Bergreihe, die Kordillere nach der Volksbezeichnung, läuft in ihrer ganzen Länge parallel mit der Küste und in so geringer Entfernung von derselben, daß dem Reisenden der Ozean sich buchstäblich an ihrem Fuße zu brechen scheint. Selbst da, wo sie am weitesten vom Meeresufer zurücktritt, sendet sie Ausläufer aus, welche nur dann aufhören gewaltig zu erscheinen, wenn sie mit den mächtigen Massen des Hauptzuges verglichen werden. Es giebt freilich einen schmalen aber oft unterbrochenen Landstreifen zwischen der Kordillere und der See, der jedoch von Guayaquil an südwärts durchweg eben so wüst ist, wie die Gebirgsflanken selbst kahl und abstoßend sind. Eine Sand- und Felseneinöde, ist er ein Reich des Todes und des Schweigens, eines Schweigens, das nur vom Gekreisch der Wasservögel und vom Geheul der Seelöwen unterbrochen wird, die sich an dem abgespülten und unzugänglichen Gestade zusammendrängen.

Dieser öde Landstreifen, der durchschnittlich vielleicht vierzig bis fünfzig Kilometer in der Breite mißt, wo Regen nur zu seltenen und ungewissen Zeiten fällt, ist trotzdem hier und da durch Thäler von großer Schönheit und Fruchtbarkeit unterbrochen. Dieselben werden durch die Bäche und Bergströme gebildet und waren in alter Zeit dicht bevölkert von Menschen, welche die Ertragsfähigkeit dieser Thäler bis aufs äußerste auszunutzen verstanden. Da diese Thäler in ihren unteren Teilen oft durch viele Meilen breite, kaum zugängliche Wüsten, in ihren oberen Teilen durch unübersteigliche Berge voneinander geschieden sind, so bildeten ihre Bewohner getrennte Gemeinwesen, die ursprünglich unabhängig waren und wenig oder gar keinen Verkehr miteinander unterhielten. In vereinzelten Fällen jedoch, wo mehrere größere Thäler zusammenlaufen oder einander nahe liegen, wie bei Truxillo oder Lima, entwickelten sich große, kräftige bürgerliche und politische Organisationen und die vereinigten Gemeinwesen nahmen die Form und den Rang eines Staates an. Im allgemeinen aber waren die Einwohner der verschiedenen Thäler isoliert und verhältnismäßig schwach und verdankten ihre Sicherheit vor der Habgier und dem Ehrgeize mächtigerer Nachbarn hauptsächlich den Berg- und Wüstenschranken, von denen sie eingeschlossen waren. Aus diesen Verhältnissen wird auch begreiflich, daß die Spanier keinem ernstlichen Widerstande begegneten, als sie an der Küste landeten.

Hinter diesem schmalen Küstenstreifen liegt die Riesenmasse der Kordillere, eine ungeheuere Bodenwelle, die von Vulkanen und Schneegipfeln starrt und nirgendwo durchbrochen ist. Ihr Gipfel dehnt sich oft zu breiten welligen Ebenen aus, die vier- bis sechstausend Meter über dem Meeresspiegel liegen, kalt, kahl und öde sind und wo die belebte Welt nur durch die derbe Vicuña und den Kondor vertreten wird. Diese schaurige Region ist der unbevölkerte Strich Perus. Jenseits dieses stellenweise über hundertund-

zwanzig Kilometer breiten Gebietes steigt man zu dem tiefer gelegenen, aber immer noch hohen Plateau hinab, welches zwischen der Kordillere und der weiter gen Osten aufragenden Mauer der Anden gelegen ist. Dieses Tafelland ist, da die beiden Gebirgsketten stellenweise ein- bis zweihundert Kilometer von einander entfernt sind, an einigen Punkten aber wieder thatsächlich zusammenkommen und einen Knoten bilden, von sehr verschiedener Breite und selbst wieder mit seinen Bergen und Hügeln, Ebenen und Thälern, Landseen und Flüssen ein Mikrokosmos der Erde selbst, der von den mächtigen Bollwerken der Anden und Kordilleren in die frostige Luft emporgehoben ist und in seiner Lage erhalten wird.

Dieses Plateau wird südwärts von dem Passe La Raya, wo Anden und Kordilleren zusammenstoßen, von dem großartigen Bodenbecken der Landseen Titicaca und Aulagas vertreten, welches keinen Abfluß nach dem Meere hin besitzt und ein eigenes Flußsystem bildet. Dieser Teil des Andenhochlandes beansprucht ganz besonderes Interesse. Überblicken wir ihn von den Höhen der Kordilleren aus, so sehen wir vor uns eine Region ausgebreitet, die ihrem Wesen wie ihrer Lage nach hoch über diejenige Welt emporgehoben zu sein scheint, auf welche sie kalt und still niedersieht wie die Sterne des Winterhimmels, keines ihrer Gefühle teilend und von keiner ihrer Aufregungen angefochten und beunruhigt. Die schweigende Vicuña, welche uns mit ihren großen, klaren Augen unverwandt anstarrt, das schleichende Lama, der Kondor, welcher hoch in den Lüften seine Kreise zieht oder wie drohend gegen uns herabschießt, die Abwesenheit der Wälder, die weißen Wolken, welche von den Ebenen Brasiliens aufsteigen, nur um von den schneeigen Schranken niedergeschlagen und zerstreut zu werden, die sie nicht überschreiten können, die klare, metallische Bläue des Himmels, das drückende Schweigen — alles das flößt dem Reisenden das Gefühl ein, daß er nicht mehr in derselben Welt ist, die er vordem gekannt hat."

So ist die Region beschaffen, wo auf den Trümmern eines verschollenen Kulturvolkes, dessen Namen man nicht einmal kennt, im Laufe der Jahrhunderte sich jene eigenartige Inkacivilisation entwickelte, welche die höchste Phase bedeutet, die in kulturgeschichtlicher Hinsicht von der Urbevölkerung Amerikas errungen wurde.

Wir haben bereits im ersten Bande unseres Werkes auf Seite 79 erwähnt, daß die verschiedenen Nationen und Stämme, welche die heutigen Staaten Peru und Ecuador bewohnten, durch die überlegene Macht der Inkas in einen einheitlichen, straff organisierten Staat zusammengefaßt wurden. Begünstigt durch die allenthalben herrschende Kleinstaaterei, hatten die Inkas einen Stamm nach dem anderen überrannt und die Grenzen ihres Reiches gen Norden bis zum 4° n. Br., gen Süden bis etwa zum 37° s. Br. hinausgerückt. Dies gewaltige Gebiet wurde Tahuantinsuyu „das Reich der vier Weltgegenden" genannt und zerfiel in vier Provinzen, von denen Chinchasuyu den Norden, Antisuyu oder Andesuyu den Osten, Contisuyu den Westen und Collasuyu den Süden einnahmen.

Die Grundlage dieses Staates bildete der Inka, dessen unumschränkte Macht um so weniger bestritten wurde, als das Recht zur Ausübung derselben sich auf den göttlichen Ursprung der Sonnensöhne gründete.

Die eigenartige Stellung des Inka haben wir bereits auf Seite 93 besprochen und bleibt uns nur noch hinzuzufügen, daß jedermann, selbst die eigenen Angehörigen, ihm gegenüber das strengste Ceremoniell zu bewahren hatte. Man durfte sich ihm nur barfuß und mit gesenktem Haupte nahen und mußte dabei, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, irgend eine Last auf den Schultern tragen.

Die Anrede lautete: „Großmächtigster Inka, einziger Herr und Gebieter, Sohn des Sonnengottes, möge die Sonne Dich vor Unheil bewahren und Dich vor allen Staubgeborenen zu Glück, Segen und Herrlichkeit erheben.“ Wie der Inka sich in seinem Auftreten von allen Sterblichen unterschied, so war er auch durch eine eigenartige, nur ihm allein zustehende Tracht ausgezeichnet. Zunächst kennzeichnete ihn ein auffallender Kopfputz, eine buntwollene Binde, die in Form einer römischen Tiara fünfmal um das mit kurzgeschorenem Haar bedeckte Haupt gewunden wurde. Unter diesem Kopfputze fiel das eigentliche Zeichen der Herrscherwürde, die sogenannte Paitscha hervor, eine handbreite scharlachrote Franse, welche von einer Schläfe bis zur anderen reichte und die ganze Stirn bis zu den Augenbrauen bedeckte. Der Ohrschmuck bestand aus runden Goldscheiben von solcher Größe, daß die Ohrläppchen durch sie bis auf die Schultern ausgedehnt waren, wodurch die Spanier veranlaßt wurden, jeden Inka — denn auch die Verwandten des Herrschers durften ähnliche, nur etwas kleinere Scheiben tragen — Orejon „Großohr“ zu benennen.*) Feine weiße Gewänder sowie goldene Sandalen bildeten die alltägliche Kleidung des heiligen Herrschers.



Altperuanisches Thongefäß, wahrscheinlich die Figur eines Inka darstellend.
Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Erschien der Inka in großem Ornate, so schmückte ihn ein kostbares goldenes Diadem und die scharlachroten Stirnfransen steckten bis zur Hälfte in dünnen Goldhülsen. Ein goldenes Sonnenbild bedeckte die Brust; alle Gewänder waren mit Gold- und Silberfäden durchwebt; in der Hand trug er ein goldenes, mit Smaragden verziertes Scepter. Alle Gewänder, welche von den Sonnenjungfrauen gewebt sein mußten, wurden nur einmal getragen. Sobald der Inka sie abgelegt hatte, kamen sie nach einem besonderen Gebäude, wo sie mit allen anderen Dingen, die der Inka getragen oder berührt hatte, aufbewahrt und nach sechs Monaten verbrannt wurden. — Ebenso prächtig als die Gewänder des Inka waren diejenigen seiner Gemahlin und Schwester, die durch ein daumenbreites goldenes Stirnband sich vor den zahlreichen Nebenfrauen des Inka auszeichnete.

Die Hofhaltung war überaus glanzvoll und ceremoniös und erforderte ein ganzes Heer von Dienern und Dienerinnen.

*) Brehm, Das Inkareich. S. 53.

Starb der Inka, so wurde die einbalsamierte Leiche in einem mehrere Gemächer enthaltenden Grabgewölbe, welches der Inka schon bei Lebzeiten hatte erbauen lassen, auf goldenem Stuhle beigesetzt. Seine Frauen sowie die Mehrzahl der Diener und Dienerinnen folgten ihm ins Jenseits, indem erstere sich freiwillig in das Grabgewölbe einmauern ließen, die anderen hingegen sich eigenhändig das Leben nahmen, um ihrem geliebten Inka auch fernerhin dienen zu können.

Nach Ablauf eines Trauerjahres wurde das Gewölbe geöffnet und die Mumie des Inka nach Cuzko gebracht, wo sie in dem Sonnentempel neben den Mumien der vorhergegangenen Inkas ihren Platz erhielt. Diese Mumien saßen zur Rechten und Linken des großen an der Rückwand des Tempels angebrachten Sonnenbildes auf goldenen Stühlen, geschmückt mit vollem Ornat. Die Häupter waren gesenkt, die Arme über der Brust gekreuzt, die Füße ruhten auf großen Goldplatten und dünne Goldplättchen überzogen die vertrockneten Augen.

Wie im Leben, so auch im Tode erhoben die Peruaner ihre Augen zu ihren geliebten Inkas in Demut und erwiesen den Mumien derselben die höchste Verehrung. —

Die Religion der alten Peruaner war teils ein Naturdienst, teils ein Ahnenkultus. Alle Dinge, die durch Schönheit oder irgend eine besondere Eigenschaft auffällig waren, erschienen den Peruanern als von irgend etwas Göttlichem beseelt, es war ein „Huaca", dem geheimnisvolle Kräfte innewohnten und darum verehrt werden mußte. Anzeichen verschiedener Art deuten darauf hin, daß man an eine höchste Gottheit, einen unsichtbaren und allgegenwärtigen Weltenschöpfer glaubte, welchem das ganze Universum, die Sonne nicht ausgeschlossen, unterthänig war.*)

Sein Name war Illa Tecce „der Gott ohne Ursprung", „der Anfang aller Dinge ohne Anfang", auch Pachacamac „der Weltenschöpfer".

Außer dem göttlichen Inka durfte kein gewöhnlicher Sterblicher seinen Namen nennen, und auch dieser nur unter Beobachtung der heiligen Ceremonien, welche darin bestanden, daß man das Haupt senkte, die Schultern emporzog und sich nun, die ausgespreizten Hände bis zur Schulterhöhe emporhebend, mehrmals tief verneigte, worauf man die Augen auf- und niederschlug und die Luft küßte. Ein dem Weltenschöpfer geweihter Tempel stand in dem Thale von Irma und war ein äußerst stark besuchter Wallfahrtsort. (Vergl. Band I. S. 86.)

Der älteste Sohn Pachacamacs war Inti, der Sonnengott, er, der dem Weltall Licht und Wärme, Leben und Wohlstand spendete. Die ihm geweihten Tempel waren mit funkelndem Golde bekleidet. Ihm zur Seite stand Quilla oder Coya, die Göttin des Mondes, seine Schwester und Gemahlin, die Schutzgöttin der Frauen. In den Sonnentempeln war ihr eine mit Silbertafeln ausgelegte Kapelle gewidmet. Ein Diener des Sonnengottes war Illapa oder Catoylla, der Beherrscher von Blitz und Donner, wohingegen die Sterne als die Dienerinnen der Mondgöttin galten. Ferner wurden das Siebengestirn, die Erde, das Meer, die Vulkane, die Quellen und Bäche als von

*) Winsor, Narrative and Critical History of America. vol. I. p. 233.

göttlichen Wesen beseelte Dinge verehrt. Neben diesen Naturgottheiten huldigte man dem Ahnenkultus, welcher in der Verehrung der Mumien der verstorbenen Vorfahren seinen Ausdruck fand, worüber wir eingehender bereits im ersten Bande unseres Werkes (S. 89) gesprochen haben. Die Peruaner bekannten sich zu einem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an die Auferstehung, sie glaubten an ein besseres Jenseits Hurin Pacha, wo die aus dem Staube erstandenen Körper der Gerechten mit den Seelen sich wieder vereinten und ein ewig glückliches Dasein führten, wogegen verworfene Menschen in Uku Pacha, der Unterwelt, zu einem qualvollen Dasein verdammt wurden.

Näherten sich diese Glaubenssatzungen denjenigen der Religionen der alten Welt, so besaßen die Peruaner in ihrem Ritus auch mancherlei andere Einrichtungen, welche altweltlichen ähnlich sind; so kannten sie die Beichte und übten Fasten und Kasteiungen. Ferner gab es in dem sehr zahlreichen Priesterstande Mönche, die gemeinschaftlich in einsam gelegenen Gebäuden wohnten und ein ebenso streng asketisches Leben führten, als wie die Mönche Europas. Mit den Nonnen der katholischen Kirche oder auch mit den Vestalinnen des alten Roms vergleichbar waren die Sonnenjungfrauen, die aus den schönsten Mädchen des Landes ausgewählt und dem Sonnengotte geweiht wurden. Sie trugen weiße Kleider und einen goldenen Kranz und verbrachten ihr Leben im Dienste des Sonnengottes. Zugleich spannen und webten sie die für den Inka bestimmten Gewänder, buken das heilige Brot, brauten die königlichen Getränke, unterhielten das heilige Feuer und hatten für die Erhaltung des Schmuckes im Sonnentempel zu sorgen. Gleich den Vestalinnen hatten sie strengste Keuschheit zu bewahren, anderenfalls sie lebendig eingemauert wurden. Nahte sich ihnen ein Verfolgter, so fand er bei ihnen dieselbe Sicherheit als in dem Heiligtume eines Tempels. So lange diese Jungfrauen noch Novizen waren, stand es dem Inka frei, die ihm gefallenden unter die Zahl seiner Frauen aufzunehmen.

An der Spitze der Priesterschaft stand ein Oberpriester, der Huilljak Umu, der Hohepriester, welcher als der Erste im Staate nach dem Inka galt und, wie jener über ein Heer von weltlichen Beamten gebot, über eine ebenso große Armee von Priestern geringeren Grades verfügte.

Von diesem Beamtenadel und von der Priesterkaste bevormundet, entbehrte das Volk jeder Selbstbestimmung und fügte sich ohne Murren den von den Herrschern verordneten Gesetzen, welche durchweg gerecht und milde waren.

Wie alle Macht in den Händen der Inkas lag, so durfte das niedere Volk auch kein Eigentum besitzen, das Land war vielmehr in drei Klassen geteilt, von denen eine dem Inka, eine dem Tempel und eine der Gemeinde gehörig war. Alle arbeiteten für das Gemeinwohl, Müßiggang war verboten und verpönt, Bettler und Arme gab es nicht, da die Gemeinde für alle Altersschwachen und Arbeitsunfähigen Sorge zu tragen hatte. Jeder gab und empfing. Es war, wie Ratzel treffend bemerkt, ein sozialistischer Staat, in welchem viele Züge das verwirklichten oder auch über das hinausgingen, was in Europa die phantasiereichen Erdichter von Utopien zur selben Zeit aussannen, als dieses System

eines familienhaften Volkslebens schon fast verschollen war. War die Armut im Staate Tahuantinsuyu unbekannt, so fehlte es dem Peruaner dagegen aber an jeder Möglichkeit, durch eigene Arbeit sein Los zu verbessern. Eine streng bewahrte Kasteneinteilung bedingte das Verbleiben eines jeden in der Stellung, in welcher er geboren war. Da er Geld oder Vermögen nicht besitzen durfte, bezahlte er seine Steuern in Arbeit. Diese völlige Unterordnung, dieses völlige Aufgehen in der Gesamtheit hatte nun freilich zur Folge, daß die mächtigsten Triebe der Menschheit, Erwerbssucht und Ehrgeiz, nicht zur Entfaltung kommen konnten, daß jeder Geist der Initiative vielmehr verschwand und ein passiver Gehorsam, ein ruhiges Sichfügen in die bestehende Ordnung Platz griff, der noch heute den Geist der indianischen Bevölkerung Perus charakterisiert und das allein vollkommen ausreicht, es uns begreiflich zu machen, wie eine Handvoll Abenteurer ein Reich von mehreren Millionen in so kurzer Zeit sich vollkommen unterwürfig machen konnte.


Type einer Indianerin aus Peru.

Die Familie war der Grundstein der Gemeinde, welcher es oblag, bei der Heirat eines jungen Paares demselben ein Haus zu bauen und auszustatten. Die Frau war ebenso zur Arbeit angehalten wie der Mann und rühmen alle Chronisten ihren unermüdlichen Fleiß sowie ihre Geschicklichkeit in allerlei häuslichen Verrichtungen.

In der Anlage von Dörfern und Städten suchte man eine bestimmte Regel zu bewahren. Alle größeren Ortschaften hatten im Centrum einen freien Platz, auf dem die öffentlichen Feste und die Tänze abgehalten wurden. Von hier aus liefen mehr oder weniger regelmäßige Straßen nach allen Himmelsrichtungen. So war auch die Hauptstadt Cuzko angelegt und erstreckte sich die Ordnung so weit, daß die verschiedenen Stämme, aus welchen die Bewohnerschaft sich zusammensetzte, ihre eigenen Quartiere hatten, die durch den Statthalter angewiesen wurden.

So verschiedenartig das Klima Perus war, so verschiedenartig hatte sich auch die Architektur der Inkavölker entwickelt. In den regenarmen Tiefländern errichtete man die Häuser fast ausschließlich aus an der Sonne getrockneten Lehmziegeln und versah den mit Farben getünchten Bau mit einem flachen Dache. In den Hochgebirgen und auf den Hochplateaus hingegen bestanden die Wohnungen fast durchweg aus Stein, welches Material auch bei Errichtung sämtlicher Paläste, Tempel und öffentlichen Gebäude zur

Verwendung kam. Xerez erwähnt überdies noch merkwürdige Bauten, deren Wände aus großen Balken bestanden, die mit breiten, aus Binsen geflochtenen Stricken aufeinander gebunden wurden. Die Balken durch Nägel zu verbinden, habe man nicht verstanden, dagegen sollen bei einzelnen Steinbauten Zapfen von Kupfer benutzt worden sein.

Bei den Steinbauten bedienten die Peruaner sich mit Vorliebe mächtiger Quader. Acosta und Leon maßen solche, die zwölf Meter lang, sechs Meter breit und zwei Meter dick waren. Auf die Bearbeitung derselben verwendeten die Steinmetzen die größte Sorgfalt, und paßten die einzelnen Steine so genau aufeinander, daß man keine Messerklinge dazwischen zu schieben vermochte. Eine derartige Aufeinanderpassung machte die Verwendung von Mörtel bei starken Mauern unnötig, dagegen kam bei Mauern, welche aus kleineren Steinen aufgeführt wurden, ein solches Bindemittel zur Verwendung.

Die um einen großen Hof gebauten Tempel und Paläste waren lang und schmal und in der Regel nur einstöckig. Squier, welcher die Reste der Inkabauten in Cuzko genauer untersuchte, kommt aber zu dem Schlusse, daß es auch mehrstöckige über fünfzehn Meter hohe Gebäude gegeben habe mit Fenstern, die zur Erhellung der Innenräume dienten. Bei einstöckigen Bauten fiel das Licht wohl zumeist durch die sehr breiten und hohen, nach oben zu abgeschrägten Thüröffnungen.

Das Innere dieser Gebäude bildete vielfach einen einzigen ungeheueren Raum und gab es in Cuzko, sowie an anderen Orten Säle, welche gegen zweihundert Schritte lang, fünfzig Schritte breit waren und zur Abhaltung größerer Feste, Nationaltänze und sonstiger Zusammenkünfte dienten.

Wies das Innere mehrere Räume auf, so standen dieselben in der Regel nicht miteinander in Verbindung, sondern ein jedes Gemach hatte von außen einen besonderen



Thüröffnungen in den Tempelruinen zu Huanuco Viejo.

Zugang. Die aus einem festen Gerippe von bambusartigem Rohr und einem Flechtwerk sehr zäher Binsen bestehende Bedachung war äußerst fest und so vortrefflich zusammengefügt, daß sie Jahrhunderte überdauern konnte. Manchmal erreichte solch ein Dach die Dicke von zwei Metern und ragte einen Meter weit über die Mauern hinaus, um den Regen abzuhalten. Der vorspringende Teil wurde sehr glatt abgeschnitten.

Der Schmuck der Außenwände war zumeist sehr einfach. Bemerkenswert ist die Verwendung von eigentümlich gemauerten Nischen, die dem Ganzen einen gefälligen Eindruck verliehen. Auch wurde die Eintönigkeit durch Anbringung von Friesen oder durch Ornamentmalerei aufgehoben.

Weitaus reicher gestaltete sich die innere Ausschmückung der Gemächer. Es kamen Wandmalereien, Nischen und Friese zur Anwendung, zuweilen auch vorspringende Säulen oder cylinderförmige Steine, die vielleicht zum Aufhängen von Waffentrophäen dienten.

In den Sonnentempeln und den Palästen der Inkas waren die Wände mit dicken Gold- und Silberplatten bekleidet.

Xerez schreibt, daß die Mauern einzelner Gebäude mit plastischen Figuren von Männern, Frauen, Vögeln, Fischen und wilden Tieren verziert gewesen seien, welche in natürlicher Größe in eigens dafür angebrachten Nischen Aufstellung fanden. Ebenso sah man Mauerpflanzen in so natürlicher Nachbildung, als ob dieselben an den Mauern gewachsen wären. Die peruanischen Künstler belebten diese Pflanzen mit Eidechsen, Schmetterlingen, Mäusen und Schlangen, von denen die einen hinauf, die anderen hinab zu kriechen schienen.*)

Da alle Bestrebungen der Inkas dahin gerichtet sein mußten, den Besitz des Landes zu sichern und die Völker ihres ungeheueren Reiches in straffer Zucht und Unterwürfigkeit zu erhalten, so mußte naturgemäß ganz besondere Sorgfalt auch auf den Bau von Festungen und Heerstraßen verwendet werden. Tüchtige, in der Kriegskunst wohlerfahrene Häuptlinge suchten die zur Anlage solcher Festungen geeigneten Punkte aus, geübte Baumeister entwarfen sodann die Pläne, nach welchen die Bauten durch Tausende von Arbeitern ausgeführt wurden. An Festungen zweiten und dritten Ranges war Peru ungemein reich, daneben fehlte es aber auch nicht an mächtigen Bollwerken, von denen z. B. diejenigen zu Ollantaytambu, Pisac, Piquillacta, Choquequirau, Sacsahuaman u. a. besonders wichtig sind. Die erstgenannte Festung liegt fünfzehn Meilen nördlich von Cuzko und beherrscht nicht nur das fruchtbare Yucaythal, sondern auch den nördlichen Zugang nach Cuzko.

Die Festung erhebt sich auf dem Sporn eines mächtigen Schneeberges und sind die Seiten dieses Spornes allenthalben, wo sie nicht geradezu lotrecht abfallen, in Terrassen zerlegt. Die Außenmauern der Festung winden sich an der Bergwand im Zickzack bis zu einer Stelle hin, wo ein über dreihundert Meter tiefer Absturz die Fortsetzung unnötig macht. Die Mauern sind über acht Meter hoch, an beiden Seiten mit Stuck beworfen und mit Zinnen und Vorsprüngen für die Verteidiger versehen. Squier vergleicht sie mit den

*) Xerez, Geschichte der Entdeckung und Eroberung Perus. Deutsch von H. Külb. S. 163.

mittelalterlichen Befestigungen, die oben an den Abstürzen der Hügel in Salerno in Italien hangen. (Siehe die Vignette auf Seite 117.)

Der gleiche Forscher, welcher auch die Ruinen der Festung Pisac untersuchte, nennt dieselbe riesengroß und sei sie ebenfalls auf einem kühnen, drei englische Meilen langen Vorsprunge erbaut, dessen höchste Stellen über 1300 Meter hoch aufragen. Eine tiefe Schlucht scheidet diesen Vorsprung von dem Hauptbergstocke, mit dem er nur durch einen schmalen, kaum hundert Schritt breiten Rücken zusammenhängt. Allenthalben, wo es waghalsigen Bergbewohnern vielleicht möglich gewesen wäre, emporzuklettern, führten die Inkas hohe Steinmauern auf, an anderen Stellen standen Türme, in deren Thüröffnungen mächtige Steinblöcke lagen, die man nur ein wenig anzustoßen brauchte, um sie ins Rollen zu bringen und anstürmende Feinde zu zerschmettern. Kurz, jeder Zugang war verschlossen und jede beherrschende Stelle mit Sorgfalt gesichert. Es gab



Cyklopische Mauern aus der Festung Sacsahuaman.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

nicht einen Punkt bis zur Spitze hinauf, der nicht von irgend einer Stelle her bestrichen und auf irgend welche Weise von einem wahren Netzwerke von Befestigungen geschützt werden konnte, das ein Ingenieur unserer Tage kaum geschickter zu entwerfen wüßte und das jeder Beschreibung spottet.*)

Die auf einem steilen, 250 Meter hohen Hügel gelegene Festung Sacsahuaman beherrschte die Stadt Cuzko und hatte eine dreifache Umwallung aus ungeheueren, cyklopisch ineinander gefügten Riesenblöcken, welche, obwohl sie nicht durch Mörtel miteinander verbunden waren, doch so gut zusammenpaßten, daß sie wie ineinander verwachsen schienen.

Garcilasso de la Vega schreibt: „Ist es schon erstaunlich, daß die Erbauer der Festung, welche weder Karren noch Zugtiere besaßen, solch ungeheuere Blöcke fortzuschaffen vermochten, so übersteigt es vollends die Vorstellungskraft, sich zu denken, wie die Steine, von denen manche sieben Meter hoch, fünf Meter breit und vier Meter dick sind, so

*) Squier, Peru. S. 650 u. flg.

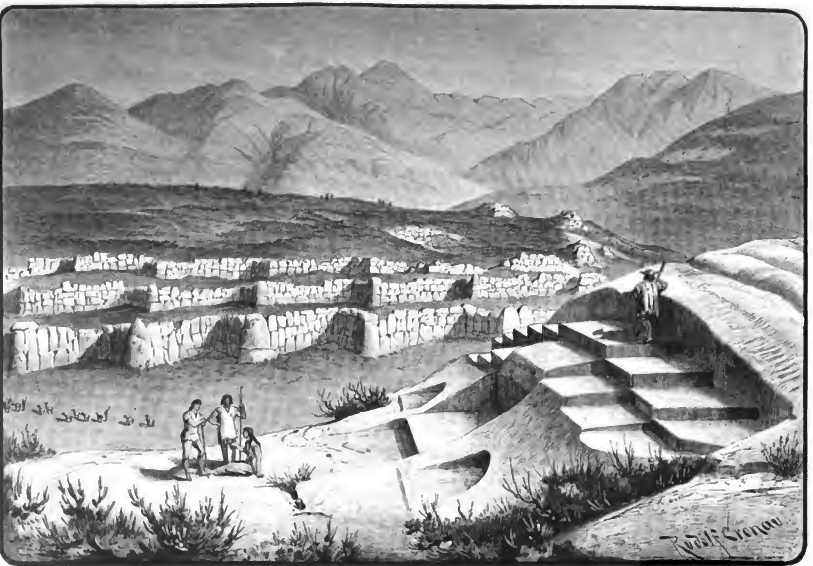
genau an- und aufeinander gepaßt werden konnten. Viele sind in der That so dicht zusammen, daß man kaum die Fugen unterscheiden kann, und alles dies ist um so wunderbarer, als die Indianer kein Winkelmaß und Lineal hatten, um nachzusehen, ob die Blöcke passen würden. Wie oft müssen sie die Steine herabgenommen und wieder aufgesetzt haben, um sich zu vergewissern, daß die Flächen passend seien. Und dabei hatten die Erbauer dieser Feste auch keine Kräne, Flaschenzüge oder andere Hebemaschinen!"

Die ganze Höhe des dreifachen Steinkranzes beträgt nahezu zwanzig Meter, von denen neun allein auf die Höhe der äußeren Mauer kommen. Zwischen jeder der drei terrassenartig übereinander gelegenen Umwallungen ist ein breiter Zwischenraum zum Aufenthalte für die Krieger bestimmt, die hinter den mächtigen Brustwehren gegen die feindlichen Geschosse wohl geschützt waren. Durch stark befestigte Thore kam man in den Innenraum der Festung, wo drei Türme im Dreieck standen. Der größte war rund und umschloß einen Brunnen mit vortrefflichem Wasser, welches der Festung in unterirdischen Röhren zugeführt wurde. Die Quelle dieses Wassers kannten nur der Inka und die Reichsräte. Unter den Türmen, welche reiche Kriegsvorräte enthielten, befanden sich Magazine und Räume, die fast alle von gleicher Größe waren und eine Art Labyrinth bildeten, in denen sich selbst Personen, welche die Windungen genau kannten, nur mit Hülfe eines Garnknäuels zurechtfinden konnten.

Von großem Interesse ist eine der Festung gegenüber gelegene Felsenanhöhe, ein gewaltiger kuppelförmiger Trachytkopf, welcher nach der Seite der Festung hin in Terrassen eingeteilt ist. Gerade auf der Spitze dieses „Rodadero" genannten Kopfes befindet sich eine Reihe breiter Sitze, die sich treppenartig vorn und seitlich übereinander erheben und mit unübertrefflicher Genauigkeit in den harten Felsen hineingearbeitet sind. Man nennt diese Stelle den „Sitz des Inka" und die Überlieferung berichtet, daß die Herrscher, welche die Festung bauen ließen, ab und zu hierher kamen, um dem Fortschritte des Festungsbaues zuzusehen. Die unteren Sitze seien dabei von der Begleitung des Inka eingenommen worden. —

Die gleiche Sorgfalt, welche beim Bau der Festungen zur Beobachtung kam, wendete man auch auf die Beschaffenheit der Heerstraßen, die es ermöglichten, daß selbst entferntere Teile des Reiches in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht werden konnten. Was die Inkas auf dem Gebiete der Straßenbaukunst leisteten, übertraf die Verkehrswege des mittelalterlichen Europa bei weitem und kann sich sogar den besten Wegebauten der Neuzeit an die Seite stellen. Es gab Straßen, die in ununterbrochener Linie von Pasto in Südkolumbien bis über Cuzko hinaus gen Chile führten und über zwölfhundert Leguas lang waren. Ähnliche Straßen durchschnitten das Land nach allen Richtungen und fanden die Überreste dieser sogenannten „Inkastraßen" die volle Bewunderung eines Humboldt, Tschudi und anderer Reisenden. Humboldt vergleicht sie mit den schönsten Heerstraßen der Römer, und de Leon grübelte in Erstaunen darüber nach, welche Menschenkräfte dazu gehört hätten, sie zu bauen.

Diese Heerstraßen, fünf bis acht Meter breit, führten über die höchsten Berge hinweg sowie durch die tiefsten Thäler und hielten nach Möglichkeit eine gerade Richtung



Die Südwestspitze der Inkafestung Sacsahuaman bei Cuzko vom Rodadero aus gesehen.

Originalzeichnung von Rudolf Cronau.



Eine Hängebrücke in den Anden.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

ein. Da, wo sie allzusteile Berghänge überschritten, waren breite Treppen oder meilenlange Galerien angelegt, an anderen Stellen wieder waren die Straßen aus dem Felsen herausgemeißelt. Mauern und Brustwehren verliehen besonders gefährlichen Punkten Schutz.

Auch in der Bewältigung größerer Hindernisse schreckten die peruanischen Straßenbauer vor nichts zurück, fanden sie doch Mittel, die reißendsten Ströme und die tiefsten Abgründe zu überbrücken, indem sie aus den äußerst starken Fasern einer Binsenart mannsdicke Taue drehten, die nun zur Herrichtung jener eigenartigen Übergänge verwendet wurden, welche die eigentlichen Urbilder unserer modernen Hängebrücken sind. In der Regel bildeten drei dieser starken Seile, welche von schwimm- und kletterkundigen Arbeitern von der einen Seite der zu überbrückenden Kluft auf die andere gezogen und an den geeigneten Stellen hinter gewaltigen Steinen verankert wurden, den Boden der Brücke, dem durch Querhölzer und Weidengeflecht ein fester Belag gegeben wurde. Die beiden anderen Seile bildeten Träger und Geländer und wurden durch feste Stricke mit der eigentlichen Brücke verbunden. Diese Brücken, welche in den Hochgebirgen Perus noch heute gebräuchlich sind, waren gewöhnlich 3—4 Meter breit, manchmal bis 200 Schritt lang und zur Vermittelung des Verkehrs vollkommen geeignet. An weniger frequentierten Stellen spannte man oft nur ein einziges Seil von einer Felswand zur anderen und hing an dieses Seil einen großen Korb, in dem diejenigen Personen, welche übersetzen wollten, sich mit Hülfe eines dünneren Strickes an das jenseitige Ufer zogen oder ziehen ließen.

Auf den guten Zustand der Straßen und Brücken wurde die größte Sorgfalt verwendet, es gab eigene Wege- und Brückenmeister, die alle Reparaturen zu überwachen hatten. Auch fehlte es nicht an anderen nützlichen Einrichtungen. Meilenzeiger gaben über die Entfernungen Aufschluß und zweckmäßig gebaute Herbergen, sogenannte „Tambus“ boten den Reisenden Unterkunft. Ebenso war für die Unterbringung größerer Heeresmassen gesorgt, indem sich da und dort geräumigere Tambus erhoben, welche zugleich als Vorratshäuser dienten und stets große Quantitäten an Lebensmitteln, Kleidern und Waffen enthielten. —

Was die Künste und Handfertigkeiten der Inkavölker betrifft, so muß mit Bedauern konstatiert werden, daß von den Werken der Malerei und Bildhauerei nur äußerst wenige auf uns gekommen sind. In mehreren Tempel- und Palastruinen, sowie an einzelnen Felswänden sind Malereien erhalten, welche Menschen, Lamas, Pumas, Hunde, Schlangen und Bäume darstellen und in ihrer Auffassung ein nicht zu unterschätzendes Geschick bekunden. Nachrichten bestehen, daß in dem Sonnentempel Poquen Cancha die Thaten der alten Inkas in Bildern dargestellt gewesen seien, davon ist aber nichts erhalten geblieben. — Noch beschränkter ist unsere Kenntnis über die altperuanische Goldschmiedekunst, da fast alles, was hierin geschaffen wurde, durch die Roheit der spanischen Eroberer der Vernichtung anheimfiel. Die herrlichsten Arbeiten wurden rücksichtslos in den Schmelztiegel geworfen, doch lassen die wenigen auf die Nachwelt gekommenen Überreste dieser Kunst erkennen, daß die Fertigkeit, plastische Figuren aus edlen Metallen herzustellen, auf einer ziemlich hohen Stufe gestanden haben muß. Wollen wir den Schilderungen zeitgenössischer Chronisten Glauben schenken, so hätten wir zu erwähnen, daß in den Lustgärten der Inkas sich künstliche, aus Gold gefertigte Bäume mit Blättern und Früchten befanden. Manche waren mit lauter Knospen bedeckt, an anderen schienen die Blüten in voller Entfaltung zu sein oder sie standen in ihrer ganzen Vollkommenheit da. „Was übrigens noch wunderbarer ist,“ schreibt Xerez, Pizarros Geheimschreiber,*) „man sah natürlich dargestellte Maisfelder mit ihren Halmen, Blüten und Ähren, deren Spitzen von Gold waren, die übrigen Teile bestanden aus Silber und das Ganze war zusammengelötet. Man sah in den Gärten auch mehrere Gattungen von Tieren aus Gold und Silber, als Hasen, Ratten, Eidechsen, Schlangen, Schmetterlinge und Vögel, welch letztere so trefflich nachgebildet waren, daß man von dem einen hätte behaupten mögen, er singe auf einem Aste sitzend ein Lied, von einem anderen, er breite die Flügel aus, um davonzufliegen.“ Für das große Geschick, welches



Altperuanische Gesichtsurne.

*) Xerez, Historia de la conquistae del Peru.

die Peruaner in der Nachbildung solcher Gegenstände besessen haben müssen, sprechen zahlreiche Kunstwerke aus Thon, ganz besonders die sogenannten Gesichtsurnen, von welchen zahlreiche Exemplare in den ethnographischen Museen der alten und neuen Welt aufbewahrt werden. Diese Gesichtsurnen stellen in sehr charakteristischer Weise ausdrucksvolle Porträts dar und gehören, was Auffassung, Modellierung und Wahrung der richtigen Verhältnisse betrifft, zu dem Besten, was die indianische Kunst Amerikas je hervorgebracht hat.

Daß die altperuanischen Künstler es trefflich verstanden, in diesen Urnen die Charakteristik der Porträts und Typen zu bewahren, zeigt ein Vergleich der auf Seite 108 gegebenen Gesichtsurne mit den Zügen des hier abgebildeten Indianers aus Ecuador, welch letzteres Bild aus einer von Stübel herausgegebenen Sammlung photographisch aufgenommener Typen aus Ecuador und Kolumbien stammt. Manche dieser Porträts, von denen einige sogar verschiedene Gemütsstimmungen wiedergeben, sind dadurch noch wertvoll, daß sie auch über die Art der Tätowierung und Gesichtsmalerei, wie sie in Altperu üblich war, sehr schätzenswerten Aufschluß geben. Andere Thongefäße stellen ganze menschliche Körper dar und sind für die Kostümkunde von ebenso großem Interesse. Daß auf manchen Gefäßen ethnologische Scenen, Totentänze, Feste, Kämpfe und dergleichen abgebildet wurden, haben wir bereits im ersten Bande unseres Werkes S. 91 geschildert.



Type eines Indianers aus Ecuador.

In der allgemein betriebenen Weberei reichte kein anderes Volk Amerikas an die Peruaner heran, hatten es doch manche zu einer so hohen Fertigkeit in derselben gebracht, daß die Spanier einzelne aus feinster Vicuñawolle bereitete Gewebe anfänglich für Seidenstoffe hielten. Besonders reichhaltig an solchen Geweben ist die kostbare, in den Museen zu Berlin und Leipzig aufgestellte Sammlung der deutschen Forscher Reiß und Stübel, aus welcher einzelne Gewandmuster sogar in unserer modernen Textilindustrie Verwendung gefunden haben. Daß Gestalten von Menschen, Tieren und Blumen in der Ornamentierung dieser Gewandstoffe mit Vorliebe verwendet wurden, haben wir gleichfalls erwähnt. Besonders geschickte Weber sollen es gewagt haben, das feine Haar verschiedener Vampyrarten zu verspinnen und daraus überaus weiche Mäntel gefertigt haben, die nur von den Inkas getragen werden durften. Man verstand nicht nur, die Stoffe blendend weiß zu bleichen, sondern auch in brillanter Weise zu färben, außerdem erhielten die Gewänder der Vornehmen durch Figuren aus geschlagenem Gold oder Silber, durch glänzend farbige Federn, Goldfäden, Perlen und Edelsteine eine reiche Verzierung.

Von sonstigen gewerblichen Thätigkeiten sind noch Acker- und Bergbau, Handel, Fischerei und Viehzucht zu erwähnen. Der Ackerbau wurde äußerst intensiv betrieben und pflegte der Inka, um den Unterthanen mit anspornendem Beispiele voranzugehen, alljährlich die Bestellzeit dadurch zu eröffnen, daß er in vollem Ornate, umgeben von den Großen des Reiches, auf einem dem Sonnengotte geweihten heiligen Acker mit goldenem Spaten die ersten Schollen aufwarf und dieselben mit goldenen Maiskörnern bestreute.



Altperuanisches Gewandmuster.

Je nach der Beschaffenheit der Gegend und der Felder wurden Mais, Bohnen, Kartoffeln, Kürbisse, Gurken, Bananen, Ananas und viele andere Getreide-, Gemüse- und Fruchtarten gezogen. Zur Erhöhung der Ertragsfähigkeit düngte man die Felder mit dem Kote der an den Küsten nistenden Seevögel, mit den Überresten der verzehrten Fische und anderen Abfällen, auch wurden die Felder sorgfältig berieselt, welch letzterem Zwecke in den regenarmen Gebieten großartige Wasserleitungen dienten, die das köstliche Naß meilenweit aus den Flußthälern oder vom Hochgebirge herbeiführten. Jedes Fleckchen brauchbarer Erde wurde benutzt, selbst den wüsten Dünen an der Meeresküste und den steilen Berghängen suchte man irgendwelchen Ertrag abzuringen.



Stilisierte menschliche Figur aus einem altperuanischen Gewande.
Im Museum für Völkerkunde zu Leipzig.

Ein hochinteressantes Beispiel dieser Agrikultur bieten die noch heute bestehenden Anderias, die „hängenden Gärten“ von Vilcamayu bei Cuzko. Von der fruchtbaren Ebene aus steigen schmale Terrassen bebauten Landes an überaus steilen Berghängen empor, immer schmäler werdend, je höher sie gelegen sind. Die letzten kaum noch meterbreiten Terrassen sind volle 500 Meter über der Thalfläche gelegen, werden aber, obwohl sie nur wenige Reihen Maisstauden hervorbringen, mit der gleichen Sorgfalt gepflegt und bewässert, welche auf die unteren Terrassen verwendet wird.

Die Resultate einer mit solcher Hingabe betriebenen Agrikultur waren aber auch

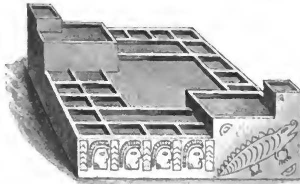
entsprechende. An Güte und Reichtum des Ertrags ist der weiße Mais von Cuzko noch heute unübertroffen, desgleichen sind nirgendwo größere und wohlschmeckendere Kartoffeln gezogen worden als in Altperu. Xerez erzählt, das Korn habe zweihundertsiebzigfache Frucht getragen und man habe Rüben gesehen, die so dick waren, daß ein Mann sie nicht umfassen konnte.


Altperuanische Scepterspitze aus Bronze.
Nach Tschudi.

Fast gleich große Erfolge waren in der Viehzucht zu verzeichnen. Kannte man als Haustiere auch nur allein das Lama und das Alpaca, so wurden diese aber in desto gewaltigeren Herden auf den Hochebenen und Gebirgen gezüchtet. Zu landwirtschaftlichen Arbeiten oder zum Reiten konnten diese für Peru so wichtigen Tiere nicht verwendet werden, wohl aber beförderte man auf ihnen Lasten, außerdem kamen Fleisch, Milch und Haare dieser Kamele Südamerikas zur Verwendung.

Der Bergbau war nicht bedeutend. Eisen kannte man nicht, sondern nur Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber, Blei, Zinn und Bronze. Das Gold wusch man in bedeutenden Quantitäten aus dem Sande der Flüsse, daneben lieferten auch einzelne sehr ergiebige Minen reichen Ertrag. Aus Bronze wurden Schaufeln, Spaten, Lanzen-, Speer- und Pfeilspitzen, Schwerter, Scepter, Kriegskeulen und Messer mit halbmondförmiger Schneide (vergl. S. 95) angefertigt.

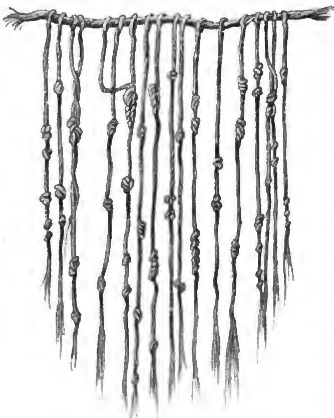
In geographischen Kenntnissen waren die Inkavölker so weit vorgerückt, daß sie es verstanden, Reliefkarten in Thon zu modellieren, insbesondere aber Pläne und Panoramas von größeren Städten samt ihrer Umgebung anzufertigen. Garcilasso de la Vega erzählt, er habe ein solches Panorama der Stadt Cuzko gesehen, dieses Werk sei aus Erde, Steinen und kleinen Holzstückchen zusammengesetzt gewesen und habe alle Plätze, Häuserquadrate, Straßen, Flüsse, Hügel, Thäler und Berge in so naturgetreuer Darstellung gezeigt, daß der geübteste Kosmograph es nicht besser zu liefern vermöge.


Altperuanischer Zählstein.
Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Wohl ausgebildet war auch die Kunst des Rechnens und verstanden die Peruaner sich trefflich auf das Addieren, Subtrahieren, Multiplizieren und Dividieren. Zur Erleichterung des Rechnens bedienten sie sich der Zählbretter oder Zählsteine, auf denen mit verschieden gefärbten Körnern gerechnet wurde. Diese Hülfsmittel kamen namentlich bei Berechnung des von den verschiedenen Stämmen einzufordernden Tributes in Anwendung und war jeder

Stamm durch eine besondere Farbe bezeichnet. Der Zählstein hatte mehrere Etagen, von denen jede einen zehnmal höheren Tribut bedeutete als die darunterliegende. So bedeutete z. B. ein Korn in den obersten Ecktürmchen eine hundertmal höhere Steuer als ein Korn in den untersten Kästchen.

Zur Festhaltung der Rechenergebnisse dienten die Quipu, die berühmten Knotenschnüre. Diese Quipu (quipu ist zu übersetzen mit „knüpfen", „Knoten", auch „Rechnung", weil die Knoten von allem Rechenschaft geben) bestanden aus Schnüren von der Dicke eines starken Eisendrahtes und von ein- bis zweidrittel Meter Länge. Sie waren mit dem einen Ende auf eine stärkere Schnur gereiht, so daß sie fransenartig herunterhingen. Manche Schnüre hatten verschiedene Farben und bezeichneten bestimmte Gegenstände, so z. B. bedeuteten gelbe Schnüre Gold, weiße Schnüre Silber, grüne Korn, rote Krieger. Dinge, die nicht durch Farben unterschieden werden konnten, wurden in bestimmter Reihenfolge geordnet, wobei mit den wertvolleren Sachen begonnen und zu den geringeren fortgeschritten wurde, so z. B. kamen von den Waffen die edelsten, die Lanzen, zuerst, danach die Wurfspeere, die Bogen, Pfeile, Schwerter, Streitäxte und Schleudern, nach diesen Waffenarten wurde auch die Kriegerzahl der einzelnen Waffengattungen berechnet. In Bezug auf die Unterthanen gab man die Zahl derselben in den einzelnen Ortschaften an. Besondere Schnüre bezeichneten wieder die Zahl der Männer, Frauen und Kinder, wieder andere die Zahl der Geburten und Sterbefälle. In gleicher Weise zählten die Peruaner auch ihre Herden, die erlegten Raubtiere und vieles andere.



Ein Quipu.
Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Die Ziffern wurden durch einfache oder mehrfache Knoten gegeben, von denen die obersten die Zehntausende, die darauffolgenden die Tausende, die Hunderte, die Zehner und Einer bedeuteten.

Zur Handhabung der Quipu waren besondere Leute angestellt, die Quipucamayakuna, die „Knotenbeamten" oder „Rechnungsmeister", erprobte Leute, welche für ihre Befähigung die weitgehendsten Beweise ablegen mußten.

Außer den zur Festhaltung von Steuerlisten, Volkszählungen und Rechnungen dienenden Quipus sollen aber auch solche zur Übermittelung von Befehlen und Gesetzen existiert haben und schreibt darüber der Reisende Tschudi*): „Wenn auch im Anfange ihrer Entwickelung die Quipu noch zu keinem anderen Zwecke geeignet waren, als Zahlen und dergleichen festzuhalten, so unterliegt es aber keinem Zweifel, daß bei ihrer progressiven Ausbildung durch das ununterbrochene Studium der „Knotenbeamten" der Kreis der Möglichkeit, durch das Knotenschlingen Worte und Begriffe sinnlich darzustellen, sich immer mehr und mehr erweiterte und daß in dem letzten Jahrhundert vor der Eroberung Perus durch die Spanier diese Wissenschaft sogar einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit erlangt hatte. Quipu aus jener Zeit enthalten Gesetzessammlungen, Lebens- und Regierungsgeschichte der Inkas, genaue Chroniken der vorzüglichen Ereignisse im Reiche, ja sogar Gedichte. Thatsache ist, daß es besondere Gelehrte, sogenannte Amautas gab, welche sich mit der Geschichte des Reiches beschäftigten und dieselbe in besonderen Schulen neben anderen Wissenschaften lehrten und daß hier neben der mündlichen Überlieferung und dem mündlichen Vortrage die Quipu in Gebrauch waren.



Ein trepanierter Schädel aus Altperu.
Jetzt im Army medical Museum zu Washington.

Solche Quipu, deren Schnüre die Annalen der peruanischen Geschichte enthalten, können centnerweise auf den Begräbnisplätzen der alten Peruaner ausgegraben werden, aber diese eigenartige und unermeßlich reiche Litteratur der Quechuasprache wird wohl für immer mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt bleiben, da der Schlüssel zu dieser Schrift heute nur noch bei einer sehr geringen Anzahl von Indianern vorhanden ist, welche ihn aus Furcht und Haß vor den Spaniern einerseits, aus Ehrfurcht vor den Institutionen der Alten andererseits und aus Scheu, die Geheimnisse zu enthüllen, treu bewahrt halten. Daß er noch vorhanden ist, darüber habe ich unbestreitbare Gewißheit erlangt."

Die Amautas oder Gelehrten des alten Inkareiches waren recht eigentlich die Hüter der Wissenschaften. Außer mit der Landesgeschichte befaßten sie sich mit der Beobachtung der Gestirne und mit der Heilkunde. In der letzteren beschränkten sie sich hauptsächlich auf das Verordnen von Aderlässen und Purpurmitteln, auch sollen ihnen mancherlei sehr wohlthätige und heilkräftige Salben bekannt gewesen sein. Daß sie in kritischen Fällen nicht vor schwierigeren Operationen zurückschreckten, zeigt ein von Squier aus Peru mitgebrachter Schädel, der einem altperuanischen Grabe im Yucaythale entnommen wurde. Sorgfältige wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß an diesem Schädel bei Lebzeiten des Individuums die Trepanation ausgeführt

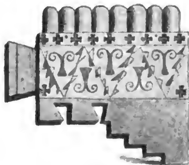
*) Tschudi, Die Quechuasprache. S. 25. Vergl. ferner Annual Report of the Bureau of Ethnology 1882—83. S. 79.

wurde, eine der schwierigsten wundärztlichen Operationen, die hier wahrscheinlich durch das Eindringen einer Lanzenspitze in die Schädeldecke und dadurch verursachten Bluterguß innerhalb des Schädels bedingt gewesen war.

Um den Abfluß der Blutmassen nach außen zu ermöglichen und dadurch heftige Entzündung zu verhindern, erschien die Herausnahme eines Knochenstückes aus der Schädelwand gerechtfertigt und wurde die Operation in der Weise ausgeführt, daß man die Bedeckung des Schädels an der Stelle, wo die Trepanation vorgenommen werden sollte, bis auf die Beinhaut des Knochens ablöste, worauf die Herausnahme des Knochenteilchens durch vier lineare Einschnitte, von denen zwei wagrecht und zwei senkrecht verlaufen, ermöglicht wurde.

Aus dem Befunde des Schädels haben die wissenschaftlichen Untersucher geschlossen, daß der Operierte die gefährliche Prozedur noch acht bis vierzehn Tage überlebte. Jedenfalls ist der Schädel ein Beweisstück dafür, daß in Peru vor der europäischen Aera eine vorgeschrittene wundärztliche Kunst bestand.*)

In der Beobachtung der Natur hatten es die Amautas gleichfalls zu einer gewissen Kunde von der Bewegung der Weltkörper gebracht. Zur Bestimmung der Sonnenwenden, auf welche die Jahreseinteilung sich gründete, hatte man im Westen von Cuzko mehrere steinerne Säulen von verschiedener Höhe errichtet, durch deren Schatten die verschiedenen Sonnenhöhen gemessen und somit auch die Sonnenwenden bestimmt wurden. Die Säulen der einen Seite dienten zur Ermittelung der Sommer-, die anderen zur Feststellung der Wintersonnenwende, welch letztere den Jahresanfang bezeichnete. Auf gleiche Weise ermittelte man durch eine auf dem Vorplatze des Tempels zu Cuzko aufgestellte Steinsäule die Tag- und Nachtgleichen. Im Tempelhofe zu Quito befand sich eine gerade unter dem Äquator errichtete Säule, welche zur Zeit der Sonnenwende in den Mittagsstunden erklärlicherweise keinen Schatten warf, weshalb dieser Punkt als ein vom Sonnengotte besonders begnadetes Heiligtum galt und allgemeine Verehrung genoß.



Altperuanische Flöte.
Nach Squier.

Das aus 365 Tagen und 6 Stunden bestehende Jahr, Huata genannt, hatte zwölf Monate. Tausend Jahre bildeten ein großes Sonnenjahr, zehn große Sonnenjahre einen großen Sonnencyklus.

Die Amautas waren auch sehr gewandt in der Zusammenstellung von Schauspielen und Tragödien, die bei hohen Festen vor dem Inka und seinem Hofstaate zur Aufführung kamen und zumeist die Waffenthaten und Triumphe der früheren Herrscher sowie anderer berühmten Männer zum Gegenstand hatten. Daneben gab es aber auch Lustspiele, welche Scenen des alltäglichen Lebens behandelten. Sehr zahlreich waren Liebeslieder, welche man mit den Tönen einer Pansflöte begleitete. Einzelne Proben dieser altperuanischen Dichtkunst

*) Die eingehenderen Berichte über diese Untersuchungen sind in Squiers Peru, Anhang A zum Abdruck gekommen, vergl. ferner Contributions to North American Ethnology. Vol. V. p. 24.

haben sich erhalten, am vollständigsten ist das berühmte Drama Ollanta, welches die unglückliche Liebe des nicht aus königlichem Blute stammenden Heerführers Ollanta zu der schönen Tochter des Inka Pachacutec zum Gegenstand hat. Bei seiner Bewerbung von dem Inka abgewiesen, wendet der junge Krieger der Hauptstadt den Rücken, um seine Streiter zur Rache für den angethanen Schimpf aufzurufen. Über den Höhen der Stadt steht er noch einmal still und läßt der Dichter ihn folgende Worte gebrauchen:

„O Cuzko! O schöne Stadt!
Du bist meiner Feinde voll.
Deinen verkehrten Busen will ich zerreißen,
Dein Herz will ich den Kondoren hinwerfen.
Du hochmütiger Feind! Du stolzer Inka!
Ich will die Reihen meiner Antis aufsuchen;
Ich will meine siegreichen Soldaten mustern;
Ich will ihnen Pfeile geben!
Und wenn auf den Höhen des Sacsahuaman
Meine Männer sich wie eine Wolke sammeln werden,
Dann sollen sie eine Flamme anzünden,
Dann sollen sie von dort wie ein Strom herabstürzen!
Du sollst mir zu Füßen fallen, stolzer Inka!
Du wirst mich flehentlich bitten: Nimm meine Tochter!
Ich bitte auf den Knieen um mein Leben!“*)

An der Abfassung derartiger theatralischen Darstellungen nahmen die Inkas nicht selten persönlich teil, wie sie in ihrer freien Zeit sich überhaupt viel mit der Dichtkunst und ganz besonders mit der Philosophie beschäftigten. Einige von dem Inka Pachacutec stammende Denksprüche teilt Xerez mit, von denen die folgenden auf das Staatswesen sich beziehen: „Ein Mensch, der nicht imstande ist, seine eigenen Familienangelegenheiten zu regeln, wird noch weniger imstande sein, Angelegenheiten des Staates zu leiten; man darf ihn darum nicht anderen zum Vorgesetzten machen.“ — „Ruhe und Ordnung werden in einem Reiche herrschen, wenn die Unterthanen und Beamten ihrem Könige freiwillig und in Liebe gehorchen.“ — „Taugenichtse und Träge sollten in keinem gutgeordneten Staate geduldet werden. Anstatt sich ehrlich zu nähren, leben sie vom Diebstahle, vom Schweiße anderer. Es ist deshalb billig, daß sie wie Diebe gehängt werden.“ — „Schlechte Richter, die sich bestechen lassen und die streitenden Parteien betrügen, sind als Räuber zu betrachten.“

Sätze allgemein philosophischen Inhaltes sind folgende:

„Ein edles und großes Herz zeigt sich in der Geduld, mit welcher es die Schläge des Schicksals erträgt.“ — „Der Neid ist ein Wurm, der die Eingeweide der Neidischen verzehrt.“ — „Der, welcher Neid gegen Rechtschaffene in sich trägt, thut sich selbst Schaden. Er zieht von ihnen nur Böses, gleich wie die Spinne, welche wir aus den schönsten Blumen nur Gift ziehen sehen.“ — „Derjenige verdient verhöhnt zu werden, welcher die Kunst mit Knoten zu rechnen (Quipu) nicht versteht und sich dabei einbildet,

*) Übersetzungen dieses Dramas erschienen in verschiedenen Sprachen, deutsch von J. von Tschudi. (Ollanta, ein altperuanisches Drama aus der Quechuasprache. Wien 1875.)

er könne sich mit der Berechnung der Sterne befassen.“ — „Wenn ich auf Erden irgend etwas anbeten müßte, so wäre es ohne Zweifel ein weiser, rechtschaffener Mann, weil er an Würde alle Dinge der Welt übertrifft. Was mich aber abhält, einen solchen Mann anzubeten, das ist die Erkenntnis, daß er unter Thränen geboren, aus einem Kinde zum Manne geworden ist und nie in demselben Zustand verbleibt, sondern heute auf die Welt kommt, morgen wieder scheidet und sich vom Tode weder frei machen noch bewirken kann, daß er nach dem Tode noch einmal geboren werde.“ —

Überblicken wir die Bestrebungen der Völker des Reiches Tahuantinsuyu insgesamt, so müssen wir zugestehen, daß dieselben sich einer verhältnismäßig sehr entwickelten Kultur erfreuten, die um so höher anzuschlagen ist, als sie die ureigenste Schöpfung dieser Völker war. Gar oft ist von gewissen Forschern in stolzer Selbstüberhebung behauptet worden, die amerikanische Rasse entbehre einer höheren Befähigung und sei über eine gewisse Halbkultur nicht hinausgekommen. Dabei aber haben diese Forscher übersehen, die reichentwickelte Kultur Altperus in Betracht zu ziehen, die nicht etwa wie die hochgepriesenen Kulturen des Abendlandes auf einem von den alten Ägyptern, Babyloniern, Griechen und Römern vorbereiteten Boden emporgediehen, sondern vielmehr wie eine Wunderblume in einem Erdenwinkel aufgeblüht war, der von aller Welt durch die kolossalsten und wildesten Gebirge, durch die undurchdringlichsten Wälder und durch das größeste aller Meere abgeschlossen war.

Auf alle Fälle war die Kultur, wie sie in ihrer vollen Pracht auf den Hochebenen der Kordilleren von den Spaniern angetroffen wurde, weitaus vollkommener als diejenige, welche von den spanischen Eroberern an ihre Stelle gesetzt wurde. Hat die von den Europäern eingeführte sogenannte Civilisation es doch bewirkt, daß fast sämtliche Errungenschaften der Inkavölker elendiglich zu Grunde gingen und daß das vordem so unermeßlich reiche und gesegnete Peru heute mit zu den ärmsten und unglücklichsten Ländern der Erde gehört. —



Altperuanische Gesichtsurne.
Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.



Eingang zur Festung Ollantaytambo.
Nach einer Naturaufnahme von George Squier gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die Eroberung des Inkareiches.

Wir hatten Pizarro verlassen, als er im Begriff stand, mit seiner Schar von San Miguel aus nach dem Kriegslager des Atahualpa aufzubrechen.

So verwegen dieser Vormarsch war, so tollkühn war auch der Plan, den Pizarro im Schilde führte, hatte er doch im geheimen beschlossen, sich womöglich der Person des Atahualpa mit List oder Gewalt zu bemächtigen. Gleichwie Cortes durch einen solchen Handstreich in Mexiko festen Fuß gefaßt hatte, so hoffte Pizarro durch eine ähnliche That das Inkareich in seine Gewalt zu bekommen.

Durch das herrliche Thal des Rio de Piura und immer angesichts der von hohen Schneegipfeln gekrönten Kordillerenkette rückten die Abenteurer nach der Ortschaft Sana, wo bald nach der Ankunft Pizarros eine Gesandtschaft des Atahualpa eintraf. Was die letztere auszurichten hatte, ist nicht bekannt, einige Chronisten behaupten, diese Gesandtschaft

habe Geschenke überbracht und Pizarro nach dem Kriegslager Atahualpas eingeladen, wohingegen andere versichern, der Inka habe die Spanier auffordern lassen, unverzüglich das Land zu räumen, „sofern ihnen Zähne und Augen lieb seien“.

Pizarro ließ dem Inka antworten, er komme als Botschafter des mächtigsten Monarchen der Christenheit, um mit ihm ein Freundschaftsbündnis abzuschließen, auch sei er bereit, ihm gegen seinen Bruder Huascar Beistand zu leisten, wenn er dessen bedürfen solle. Ohne eine weitere Kundgebung Atahualpas abzuwarten, rückte er durch wohlkultivierte Länder nach Süden vor und traf bald zu seinem Erstaunen auf eine vorzügliche Straße, die zu beiden Seiten von schattenspendenden Bäumen eingefaßt wurde. Diese Straße führte bis gen Cuzko und war einer jener 4 bis 7 Meter breiten und außerordentlich wohlgepflegten Verkehrswege, deren mehrere das Inkareich nach allen Richtungen hin durchzogen.

Pizarro benutzte diese Straße bis zu der Stelle, wo ein schmaler Saumpfad sich abzweigte und über die Kordilleren nach der Stadt Cajamarca führte, in deren Nähe Atahualpa sein Kriegslager aufgeschlagen hatte.

Und nun schickte Pizarro sich an, seine kleine Schar über die gewaltige, himmelanragende Kette der Kordilleren zu führen. Der schmale Felssteig, dem man zu folgen hatte, leitete an gähnenden Abgründen vorüber, in deren Tiefen schäumende Gebirgsströme dahinbrausten. Manchmal senkte sich der Pfad in diese schaurigen Schluchten hinab, um bald darauf wieder zu schwindelnden Höhen emporzuführen.

An Reiten war hier nicht zu denken und mußte man in den zerklüfteten Felsen die Pferde mühsam am Zügel führen. An einigen schwer zu passierenden Stellen erhoben sich starke Befestigungen, wo wenige Krieger hingereicht hätten, ein ganzes Heer aufzuhalten. Doch keine dieser Befestigungen war besetzt und gelangte man nach mühseligen, sieben Tage andauernden Märschen endlich auf die weiten Hochebenen, wo bitterkalte Winde den Spaniern ebenso großes Ungemach bereiteten, wie vordem die Gluthitze der zwischen dem Gebirge und dem Meere gelegenen Niederungen.

Hier kamen Pizarro noch mehrere Gesandtschaften Atahualpas entgegen, um Geschenke zu bringen und ihn nach dem Lager des Inka einzuladen. Nebenbei hatten sie offenbar aber auch den geheimen Auftrag, sich über die Zahl und die Bewaffnung der sonderbaren Fremdlinge zu unterrichten, über deren Absichten man sich keineswegs klar zu sein schien.

Pizarro ließ nochmals dem Inka seine Freundschaft entbieten und rückte am 15. November 1532 in ein fruchtbares Gebirgsthal ein, in dessen Mitte die weißen Gebäude der von blühenden Feldern und Gärten umgebenen Stadt Cajamarca erglänzten.

Weiterhin, etwa eine Stunde von der Stadt entfernt, erblickten die Spanier das Zeltlager des Inka, welches sich über eine meilenlange Hügelkette hinzog und durch seine ungeheuere Ausdehnung bei den Spaniern Verwirrung und Furcht erregte. „So viele Zelte sah man,“ berichtet einer der Konquistadoren, „daß wir einen heftigen Schrecken bekamen, doch waren wir besonnen genug, uns nichts merken zu lassen, konnten auch gar nicht mehr an Umkehr denken, da uns in solchem Falle die Indianer umgebracht haben

würden. Nachdem wir Stadt und Zeltlager lange genug angestaunt, stiegen wir mit kühner Stirn in das Thal hernieder und hielten unseren Einzug in Cajamarca."*)

Zum Erstaunen der Spanier war die Stadt verlassen, doch erklärten die Gesandten Atahualpas diesen Umstand dahin, daß die Einwohner die Stadt geräumt hätten, um für die Fremdlinge Platz zu machen.

Die Gebäude der Stadt waren aus Stein und an der Sonne getrockneten Lehmziegeln errichtet und mit weißem oder rotem Stuck bekleidet. In der Mitte der Stadt lag ein großer, von geräumigen Gebäuden umgebener dreieckiger freier Platz, der durch eine breite Steintreppe mit einer starken, etwas höher gelegenen Befestigung in Verbindung stand. Eine zweite Festung, welche mit einer dreifachen Ringmauer umzogen war, lag auf einem die Stadt beherrschenden Hügel.

Da Pizarro die Gesinnung Atahualpas nicht kannte und Feindseligkeiten befürchtet werden mußten, so stellte er seine Leute in Schlachtordnung auf dem freien Platze auf und befahl dem Hauptmann Hernando de Soto (derselbe, welcher in den Jahren 1539 bis 1542 Florida durchzog und bis zum Mississippi gelangte), mit zwanzig Reitern nach dem Lager Atahualpas zu reiten, ihm die Ankunft der Spanier anzuzeigen und ihn nach Cajamarca einzuladen. Da Pizarro von der Festung aus bemerkte, daß bei dem Nahen dieser Botschafter die Krieger des Inka in Schlachtordnung sich aufstellten, so sandte er noch seinen Bruder Hernando mit zwanzig Reitern nach, um de Soto im Falle der Not zu Hülfe zu kommen.

Unangefochten gelangten die Spanier in das peruanische Lager, über dessen Ordnung sie nicht weniger erstaunten als über die treffliche Ausrüstung der indianischen Streiter, deren Waffen aus Bogen und Pfeilen, sehr langen Lanzen mit Spitzen aus Bronze und Kupfer, ferner aus Streitäxten und Streitkolben bestanden, welch letztere an ihrem Ende eine Hülse aus Kupfer oder Bronze mit dicken Stacheln besaßen. Auch sah man Schleudern und haarscharfe Schwerter, die aus Metall oder aus schwerem schwarzen Palmholze verfertigt worden waren. Zum Schutze führten die Peruaner hölzerne, Tiergesichter darstellende Helme oder Kappen aus der Kopfhaut des Puma und Jaguar. Die Hauptleute trugen dicke, mit Baumwolle gesteppte Waffenröcke und kleine aus Holz, Flechtwerk oder Schildkrötenschalen gefertigte runde Schilde.

Die Waffen der gewöhnlichen Krieger waren aus Bronze oder Kupfer gebildet, dagegen bestanden die Waffen und Rüstungen der Hauptleute und Generale aus Silber, diejenigen des Inka aber aus purem Golde.

Während eines Kampfes wurden mit Trommeln, Rohrpfeifen und kupfernen Trompeten die erforderlichen Signale gegeben, zur Unterscheidung der verschiedenen Gruppen führte eine jede Abteilung ein besonderes Feldzeichen in Form einer Standarte. —

Unbehelligt ritten die von zwei Dolmetschern begleiteten Spanier durch die langen Reihen der indianischen Krieger und wurden auf die Frage nach dem Inka auf ein mitten im Lager gelegenes, von einem Garten umschlossenes Gebäude geführt, auf dessen

*) Brehm, Das Inkareich. S. 596.

Vorplatze die Großen des Inkareiches in glänzendem Kriegsschmuck versammelt waren. Inka Atahualpa, ein etwa dreißig Jahre alter, wohlgebauter Mann mit schönen Gesichtszügen und funkelnden Augen, die dem Antlitze mitunter einen wilden Ausdruck verliehen, saß vor der Thür des Hauses auf einem niedrigen Polster, weithin erkennbar an einer scharlachroten Franse, welche, das Zeichen der Herrscherwürde, seine Stirn von der einen Schläfe zur andern bedeckte. Atahualpa hatte die Augen gesenkt und würdigte den zu seiner Begrüßung vortretenden de Soto keines Blickes, so daß dieser zweifelhaft war, ob der Inka seine Anrede verstanden habe. Es verstrich eine kleine Pause, bevor einer der den Inka umgebenden Vornehmen mit dem einzigen Worte „gut“ antwortete.

Erst als Hernando, der Bruder Pizarros, durch de Soto vorgestellt wurde, erhob der Inka die Augen und erwiderte auf dessen Gruß: „Maizabilica, ein Häuptling, der mir am Flusse Turicara dient, hat mir sagen lassen, daß Ihr meine Beamten mißhandelt habt und in Ketten legtet; er hat mir eine solche Halsfessel gesendet und mir mitgeteilt, daß es ihm gelungen sei, drei Christen und eines ihrer Pferde zu töten. Trotz Eures unwürdigen Benehmens gegen meine Unterthanen werde ich Deinen Bruder besuchen und als Freund bei ihm erscheinen.“

Hernando Pizarro entgegnete, Maizabilica sei ein Großsprecher. Ein einziger Christ würde ihn und alle Indianer an jenem Flusse vernichten, kein Indianer sei imstande, einen Christen zu töten. In kurzer Zeit werde Atahualpa im Kampfe gegen seine Feinde erkennen lernen, welch gewaltige Bundesgenossen er in den Spaniern besitze und daß zehn Reiter hinreichen würden, um ein ganzes indianisches Heer in die Flucht zu schlagen. Der Inka lächelte, befahl mehreren prächtig aufgeputzten Frauen, seinen Gästen in großen goldenen Gefäßen einen Willkommtrunk zu bieten und entließ dann die Spanier mit der Zusage, er werde am nächsten Tage Pizarro in seinem Quartier besuchen.

Unter schweren Sorgen kehrten de Soto und Hernando Pizarro nach Cajamarca zurück, hatte doch ihr Ritt durch das Zeltlager sie davon überzeugt, daß der Inka an der Spitze eines Heeres stehe, welches an dreißig- bis vierzigtausend wohlbewaffnete, an Manneszucht und Ordnung gewöhnte Krieger umfasse. Mußte jedes gewaltsame Unternehmen gegen ein solches Heer als ein wahnsinniges Beginnen betrachtet werden, so konnte man ebenso wenig an ein heimliches Entweichen denken.

Nachdem die Beiden an Pizarro Bericht über das Gesehene abgestattet hatten, berief letzterer seine Hauptleute zu einem Kriegsrat und legte demselben vor, der einzige Rettungsweg aus der augenscheinlich großen Gefahr bestehe darin, daß man sich des Inka gewaltsam bemächtige und ihn als Geisel für die eigene Sicherheit in Gewahrsam halte, wie dies Cortes mit Motecusuma gethan habe. Nach langen Beratungen wurde der tollkühne Plan angenommen und sofort alle Vorbereitungen zu seiner Ausführung getroffen, war von dem Gelingen doch nunmehr das Wohl und Wehe aller abhängig. Pizarro teilte seine Schar zunächst in drei Abteilungen und legte dieselben in die den freien Platz der Stadt umschließenden Gebäude.

Sämtliche Reiter mußten ihre Pferde gesattelt und aufgezäumt bereit halten; zwei mitgeführte Geschütze wurden auf die den Platz beherrschende Festung geschafft und so



Peruanische Schwerter, Keulen, Streitkolben und Schleudern aus der Inkazeit.
Nach in den Museen zu Berlin, Leipzig, Kopenhagen, Cambridge und Washington befindlichen Originalen gezeichnet von Rudolf Cronau.

gerichtet, daß der Feind sofort beschossen werde konnte; Pizarro selbst behielt zwanzig auserlesene Soldaten zur Seite, um sich mit ihrer Hülfe der Person des Inka zu bemächtigen. Allen war strengste Weisung gegeben, nicht eher anzugreifen, bis Pizarro den Schlachtruf „Santiago!“ ausstoße.

Bereits hatte Pizarro in aller Morgenfrühe diese Anordnung getroffen, als gegen Mittag die auf der Befestigung aufgestellten Späher meldeten, Atahualpa sei aus seinem Lager aufgebrochen. Und thatsächlich sah man bald den Herrscher in pomphaftem Aufzuge der Stadt näher kommen. Voraus ging eine Schar Indianer in bunten, schachbrettartig gemusterten Kleidern, alle sorgsam bemüht, den Weg des Inka von jedem Steinchen und Grashalme zu säubern. Ihnen folgten mehrere Abteilungen von Sängern und Tänzern, denen sich dann eine Schar von hohen Würdenträgern in goldenen und silbernen Harnischen anschloß. In der Mitte dieser Großen wurde Atahualpa auf einem kostbaren, mit Edelsteinen, farbenprächtigen Papageifedern und Gold- und Silberplättchen ausgeschmückten Thronsessel getragen. Dieser Thronsessel stand auf einer Bahre, welche von acht Indianern auf den Schultern getragen wurde und zwei reich mit Edelsteinen verzierte goldene Bogen hatte, über welche kostbare Gewebe gespannt waren, um den Inka vor den Sonnenstrahlen wie auch vor den Blicken der Menge zu schützen. Die Füße des Inka ruhten auf einem goldenen Schemel, der wiederum auf einer dicken Goldplatte stand. Außen war die Sänfte mit einer goldenen Sonne, einem silbernen Monde und dem Wappen der Inkas, dem Regenbogen, verziert.

Dem Inka folgten mehrere Anverwandte und hohe Würdenträger, die teils auf

ähnlich prachtvollen Thronsesseln oder in Sänften getragen wurden. Zahlreiche reichgeschmückte Vornehme und Offiziere in goldenen und silbernen Helmen oder bunten Federkronen bildeten die Fortsetzung des prunkvollen Zuges, dessen Schluß fünftausend Krieger ausmachten. Überaus langsam bewegte sich der kaiserliche Zug von der Stelle und schon vergoldeten die Strahlen der Abendsonne die schneeigen Gipfel der Kordilleren, als endlich der Inka auf dem freien Platze zu Cajamarca angelangt war.

Ein die Rotte Pizarros begleitender Mönch, der Pater Vicente de Valverde, übernahm es nun, die Entscheidung herbeizuführen. Von einem Dolmetscher begleitet brach er sich Bahn durch die Reihen der indianischen Würdenträger, trat mit Kreuz und Brevier versehen vor den Thronsessel des Inka und begann in längerer Ansprache dem Regenten klar zu machen, daß er die Christen in der Lehre des Herrn unterrichte und nun gekommen sei, auch ihn, den Herrscher des Inkareiches sowie seine Unterthanen für den christlichen Glauben zu gewinnen. Was er lehre, sei Gottes Wort und in der Bibel enthalten, aus welcher ferner zu ersehen sei, daß Christus, Gottes Sohn, alle Macht auf Erden dem Apostel Paulus und dessen Nachfolgern, den Päpsten übergeben habe, welche letztere wiederum dem König Karl die neue Welt zugewiesen hätten, damit durch seine Hülfe alle heidnischen Völker in dem christlichen Glauben unterwiesen werden möchten.

Mit Ruhe hatte der Inka diese Auseinandersetzungen des Mönches angehört und ließ sich, als derselbe seine Rede beendet hatte, von dem Mönch die Bibel reichen, blätterte eine Weile darin herum und entgegnete: „Mir sagt dies Buch nichts. Von Gott, welcher Himmel und Erde geschaffen haben soll, ist mir nichts bekannt, dagegen weiß ich, daß Pachacamac der Weltenschöpfer ist und daß Sonne und Mond, welche wir verehren, unsterblich sind, wohingegen Christus, von dem Du erzähltest, gestorben ist. Von Eurem Papst, welcher Länder verschenkt, die nicht sein eigen sind, habe ich nie gehört und niemand ist berechtigt, über mein Reich ohne meine Zustimmung zu verfügen.“ Mit diesen Worten warf Atahualpa das Buch verächtlich zu Boden. Kaum sah der fanatische Mönch die Bibel auf der Erde liegen, als er mit dem Rufe „Rache, ihr Christen! Kommt über die Heiden, welche die Bibel schänden!“ das Signal zum Losbrechen gab. Den Kriegsruf „Santiago!“ ausstoßend stürmte Pizarro mit seinen gerüsteten Scharen aus den Verstecken hervor und hieb unter dem Geschmetter der Trompeten, unter dem Krachen der Büchsen und Geschütze auf die unbewaffneten Indianer ein. Zugleich setzten die sechzig Panzerreiter auf ihren schweren Rossen in den Menschenknäuel, um alles vor sich zusammenzureiten oder mit Schwert und Lanze niederzustoßen. Mit gewaltigen Schwerthieben bahnte sich Pizarro, von mehreren Soldaten unterstützt, einen Weg bis zu dem Thronsessel des Inka. Im Nu wurden die Träger zusammengehauen, der Inka von seinem Sitze herabgerissen, seines Schmuckes beraubt, geknebelt und in ein sicheres Gewahrsam gebracht. Die Metzelei der auf dem Marktplatze Eingepferchten aber dauerte fort, bis die entsetzten Indianer, den Tod vor Augen, so heftig gegen eine Mauer aus Luftziegeln drängten, daß dieselbe zusammenbrach und damit einen Ausweg zur Flucht eröffnete. Gleich einem breiten Strome ergossen sich die

Flüchtlinge über die Ebenen, aber auch hier fanden noch viele unter den Schwerthieben der verfolgenden Reiter ihren Tod.

Kaum eine halbe Stunde hatte das gräßliche Gemetzel gedauert und doch lagen fast alle Großen des Reiches darniedergestreckt auf Haufen von Leichen, deren auf dem Marktplatze allein an zweitausend gezählt wurden.

Die hereinbrechende Nacht machte dem scheußlichen Morden vorläufig ein Ende, der nächste Morgen hingegen brachte neue Blutthaten, als die Spanier einen Angriff auf das Lager der Peruaner unternahmen und die ihrer Führer beraubten Scharen nach kurzem Kampfe zersprengten.

Eine überaus reiche Beute fiel den Siegern anheim, Gold- und Silberschmuck der mannigfaltigsten Art, kostbare Webereien, wundervolle Smaragden und mehrere große Herden von Lamas. Die Gefangenen, unter denen sich an fünftausend Frauen und Dienerinnen des Inka befanden, wurden als Sklaven verteilt und konnte hier mancher Spanier, der in der Heimat die niedrigsten Arbeiten verrichtet hatte, über zweihundert indianische Diener und Dienerinnen verfügen.



Goldene und silberne Geräte und Schmucksachen aus Peru.

Durch den kühnen Handstreich waren die Spanier mit einem Schlage unumschränkte Herren der Situation geworden. An irgend welchen ferneren Widerstand dachten die Völker Perus nicht, war ihnen doch mit der Person des Inka die Kraft entzogen worden, welche recht eigentlich den ganzen Staat bewegte und ohne welche derselbe ein toter und lebloser Körper war. Die freie Willensäußerung des Inka, ohne dessen Zustimmung niemand etwas zu unternehmen wagte, war dahin und wird die ganze Lage am treffendsten durch die Worte gekennzeichnet, welche Atahualpa an Pizarro gerichtet haben soll, als derselbe ihn wegen einer umlaufenden Nachricht zur Rede stellte, der zufolge sich ein gewaltiges indianisches Heer bei Huamachuko zusammenziehe, um die Spanier zu vertreiben. „Ohne meinen Willen," so soll der Inka entgegnet haben, „und ohne meine Erlaubnis wagt in meinem weiten Reiche kein Vogel zu fliegen, noch ein Blatt am Baume sich zu regen; ich aber werde nicht so thöricht sein, meine Krieger gegen Euch aufzurufen, so lange ich mich in Eurer Gewalt befinde." —

Der gefangene Atahualpa erkannte sehr bald, daß es den Spaniern weniger um seine Bekehrung, als um seine Schätze zu thun sei. Um die Freiheit wieder zu gewinnen und zu verhindern, daß der noch lebende und von Atahualpas Generalen Kiszkisz und Tschalkutschima bewachte Huascar auf den Thron gesetzt werde, erbot sich Atahualpa

zu einem reichen Lösegelde. In unverhohlener Habsucht forschte Pizarro, wie viel Gold der Regent für seine Freilassung biete und erhielt zu seinem Erstaunen die Antwort, er wolle den sieben Meter langen und sechs Meter breiten Saal, der zu seinem Aufenthalte diente, so hoch mit goldenen und silbernen Gefäßen füllen, als er mit der Hand reichen könne. Innerhalb einer Frist von zwei Monaten solle dieses Lösegeld beisammen sein. Als der goldgierige Pizarro die Zusage gab, den Inka zu befreien, sobald dieses Versprechen erfüllt sei, sandte Atahualpa Boten nach allen Richtungen mit dem Befehl, die Schätze des Reiches zusammenzutragen. Von Karawanen der Indianer mühsam herbeigeschleppt, strömten nach kurzer Zeit die durch viele Generationen aufgespeicherten Reichtümer der Sonnentempel und Inkapaläste von Cuzko, Huamachuko, Huaylas, Puitu, Sikljapampa und anderer Heiligtümer in Cajamarca zusammen, überaus kunstvoll gearbeitete Gefäße, Schüsseln, Platten, Schmucksachen, Nachbildungen von Menschen- und Tiergestalten, Früchten, Blumen und Bäumen. Daneben sah man dicke, dachziegelartige Platten, die von den Wänden der Sonnentempel stammten, ferner kunstvoll gearbeitete Springbrunnen, deren Becken aus Gold und deren Wasserstrahlen aus Silber gebildet waren.

Alle diese Kostbarkeiten, die Resultate schwer erworbener Kunst und jahrhundertelangen Fleißes wurden rücksichtslos zusammengeschlagen, in den Schmelzofen geworfen und zu rohen Barren verwandelt.

Endlich, am 25. Juli 1533, wurde zur Verteilung der Beute geschritten. Zum großen Mißvergnügen Pizarros hatte sich dazu ein Teilnehmer eingefunden, welchem nach der Ansicht Pizarros kein Anrecht an dieselbe zustand, Almagro, der inzwischen mit 150 Fußsoldaten und 80 Reitern von Panama eingetroffen war und nun auf Grund der geschlossenen Verträge für sich und seine Leute den ihm zugesicherten dritten Teil der Beute begehrte. Vergeblich suchte Pizarro geltend zu machen, daß er allein, ohne Hülfe seines Bundesgenossen den Handstreich gegen den Inka ausgeführt habe; der ungestüme Almagro ließ sich durch Redensarten aber nicht abweisen und zwang seinen Genossen, ihm eine Abfindungssumme auszuzahlen.

Die Wägung der gesamten Goldbarren ergab einen Wert von 1 326 539 Goldpesos, was, unter Berücksichtigung des wenigstens viermal höheren Goldwertes jener Zeit, heute einer Summe von siebzig bis achtzig Millionen Mark entsprechen dürfte. Außerdem kamen 25 805 Pfund feines Silber zur Verteilung. Nach Abzug des der Krone gebührenden Anteiles nahm Pizarro für sich 57 222 Goldpesos und 1175 Pfund Silber in Anspruch, außerdem die auf 25 000 Goldpesos geschätzte goldene Fußplatte des Tragsessels des Inka. Hernando Pizarro erhielt 31 800 Goldpesos und 1175 Pfund Silber, de Soto 15 740 Goldpesos und 362 Pfund Silber. Jeder Reiter wurde mit 8880 Goldpesos und 181 Pfund Silber, jeder Fußsoldat mit 4440 Goldpesos und $90^1/_2$ Pfund Silber belohnt, Almagro erhielt 30 000 Goldpesos und 5000 Pfund Silber, während an seine Soldaten 20000, an die in San Miguel zurückgebliebenen 15 000 und für eine in Cajamarca eingerichtete Kapelle 2200 Goldpesos beiseite gelegt wurden. Der zweite Bundesgenosse Pizarros, der Geistliche Luque war

inzwischen zu Panama gestorben und wurde der von ihm zum Universalerben eingesetzte Licentiat Espinosa einfach übergangen.

Die spanischen Soldaten, denen solch ungeheuere Schätze zugefallen waren, begannen nun sich dem zügellosesten Leben hinzugeben, und gar mancher verlor innerhalb einer einzigen durchspielten Nacht den unter großen Gefahren und Entbehrungen mühsam erworbenen Preis.

Auch hatten die ungeheueren Schätze, welche in die Hände der Soldaten gelangten, einesteils ein rapides Fallen des Goldwertes, anderenteils ein enormes Steigen aller europäischen Waren zur Folge. So wurden Pferde mit 2500—3500 Silberpesos bezahlt, ein Schwert kostetete 40—50, ein Mantel 100—120, ein Paar Schuhe 30—40 Silberpesos. (Ein Silberpeso war ungefähr 4 Mark, ein Goldpeso ungefähr 12—13 Mark unseres Geldes.)

Obwohl Atahualpa sein Versprechen erfüllt und ein selbst dem unersättlichen Pizarro fabelhaft erscheinendes Lösegeld entrichtet hatte, so dachte dagegen Pizarro keineswegs daran, gleichfalls sein Wort zu halten und den Inka frei zu geben, mußte er doch befürchten, daß derselbe sofort alle Streitkräfte des großen Reiches zusammenziehen und die Spanier mit Waffengewalt aus dem Lande jagen werde, zumal die spanischen Soldaten während mancherlei Streifzügen sich die gröbsten Ausschreitungen hatten zu schulden kommen lassen, wobei selbst die als heilig betrachteten Sonnenjungfrauen nicht verschont geblieben waren. Wollte man also im ungestörten Besitze des Landes bleiben, so war die Festhaltung oder die Beseitigung des Inka geboten und wählte der wenig skrupulöse Pizarro den letzteren Weg, da die Festhaltung und Bewachung des hohen Gefangenen ihm schwere Sorgen bereitete und auch einen großen Teil der Truppen in Anspruch nahm. Die einmal gefaßte Anschauung, daß der Tod des Inka eine durch die Umstände bedingte Notwendigkeit sei, faßte immer fester in dem gefühllosen Eroberer Wurzel und fiel es ihm nicht schwer, Vorwände genug ins Feld zu führen, welche dem einmal gefaßten Beschluß den Schein des Rechtes verleihen sollten.

In erster Linie wurde die Behauptung aufgestellt, Atahualpa habe seinen Generalen den Befehl gegeben, seinen in ihrer Gefangenschaft befindlichen Bruder Huascar umzubringen, um diesen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Thatsächlich war derselbe, während Atahualpa gleichfalls gefangen saß, in einen reißenden Gebirgsbach geworfen worden, ob aber diese Mordthat mit Genehmigung Atahualpas zur Ausführung kam, ist nicht bewiesen. —

Ferner behauptete Pizarro, Atahualpa plane einen allgemeinen Indianeraufstand gegen die Spanier und obwohl Atahualpa die Grundlosigkeit dieser Gerüchte klar legte, da niemand ohne seine Erlaubnis die Waffen zu erheben wage, und obwohl der tapfere Reiterführer Hernando de Soto auf wiederholten Streifzügen das ganze Land ruhig fand, so wurden die Gerüchte doch als Vorwand festgehalten, um gegen Atahualpa das peinliche Verfahren einleiten zu können.

Weiter wurde angeführt, Atahualpa habe sich unrechtmäßigerweise die Regierungsgewalt in dem Inkareiche angeeignet, ferner habe er die Einkünfte des Reiches in

unsinniger Weise verschwendet und dadurch die Spanier zu Schaden gebracht, desgleichen sei er des Götzendienstes und der Vielweiberei überführt. Die hierüber aufgesetzte Anklageschrift, welche zu Pizarros Rechtfertigung bestimmt war, im Falle er hierzu aufgefordert werden sollte, umfaßte zwölf schwere Anklagepunkte. Zu Vorsitzenden des Tribunals wurden Almagro und Hernando Pizarro ernannt, während eine Anzahl von Indianern als Zeugen verhört wurden, deren Aussagen ein Dolmetscher nach Gutdünken übersetzte. Der Ausgang des Prozesses war vorauszusehen: Atahualpa wurde schuldig befunden und zum Feuertode verurteilt. Ferner entschied das Tribunal, daß dieses Urteil, von welchem der fanatische Mönch Valverde behauptete, niemals sei ein gerechteres gefällt worden, noch vor Mitternacht zu vollstrecken sei.

Zur Ehre der Soldaten des kaltherzigen Eroberers sei es gesagt, daß einige von ihnen gegen diesen Spruch Protest einlegten, da man weder sichere Beweise der Schuld Atahualpas habe und weder eine Verteidigung desselben gehört noch ihm einen Verteidiger gestellt habe. Pizarro ignorierte diesen Protest vollständig, ließ am Abende desselben Tages, des 3. August 1533, auf dem Platze zu Cajamarca einen Scheiterhaufen errichten und nach eingebrochener Dunkelheit den Inka zur Richtstätte führen. Vergeblich bemühte der Mönch Valverde sich längere Zeit, den Inka zur Annahme der Taufe zu bewegen, erst als man Atahualpa versprach, ihn zum Tode durch Erdrosseln zu begnadigen, ließ er die Ceremonie mit sich vornehmen, nicht aus Furcht vor dem Scheiterhaufen, sondern weil er so nach dem Glauben seines Volkes ins glückliche Jenseits eingehen konnte, was einem zu Asche verbrannten Körper nicht möglich war. Mit Ruhe ließ er sich dann zur Schlachtbank führen und wurde, während die mit Fackeln versehenen Soldaten das Credo und De profundis anstimmten, von dem Henker vermittelst der Garrota, einem noch heute in Spanien gebräuchlichen, durch Schrauben zusammenziehbaren eisernen Halsbande erdrosselt. Der Leichnam blieb die ganze Nacht hindurch auf der Richtstätte und wurde am folgenden Morgen in der Kapelle zu Cajamarca begraben, da der Inka als Christ gestorben war. Zu seiner Ehre wurde ein feierliches Totenamt abgehalten, dem Pizarro und sämtliche Hauptleute in Trauerkleidern beiwohnten. Nach dem Abzuge der Spanier öffneten die Indianer die Grabstätte Atahualpas, balsamierten die Leiche ein und brachten sie nach Quitu, um sie dort in der Gruft seiner Ahnen beizusetzen. —

Atahualpas Tod war auf das Geschick des Inkareiches von tief einschneidender Wirkung. Mehrere mächtige Häuptlinge, welche unter den Inkas hohe Stellungen bekleidet hatten, machten sich selbständig und erklärten sich für unabhängige Fürsten, ihrem Beispiele folgten andere und so zerfiel das mächtige Reich Tahuantinsuyu in zahlreiche einzelne Provinzen. Pizarro sah ein, daß die Hinrichtung des Inka ein Akt der Übereilung gewesen und versuchte den weiteren Zerfall des Reiches dadurch aufzuhalten, daß er einen jüngeren Bruder Atahualpas, den Tupak Huallpa, zum Inka ausrufen ließ. Derselbe war zum Besuche Atahualpas nach Cajamarca gekommen und erwies sich als ein gefügiges Werkzeug des Eroberers. Auf dem freien Platze zu Cajamarca legte Pizarro dem neuen Inka eigenhändig die rote Franse um die Stirn und ließ ihn dem Herrscher von Spanien Treue und Gehorsam schwören. Dann stellte der beutegierige Eroberer sich an die Spitze

seiner Schar, um zusammen mit dem Scheinkönige den Weg nach der Hauptstadt Cuzko einzuschlagen. Bevor man aber diese Stadt noch erreichte, starb Tupak Huallpa, angeblich vergiftet durch den indianischen Häuptling Tschalkutschima, der ohne weiteres von Pizarro zum Feuertode verdammt wurde.

Unter mancherlei Kämpfen drang Pizarro darauf bis in die Nähe von Cuzko vor, wo zu seinem freudigen Erstaunen eines Tages ein Bruder des ertränkten Inka Huascar, Inka Manco, eintraf, um als rechtmäßiger Nachfolger Huascars seine Ansprüche auf den Thron geltend zu machen und Pizarro um Beistand zu ersuchen. Kein Besuch konnte dem listigen Spanier willkommener sein als dieser und suchte derselbe seinem Gaste glauben zu machen, er habe von Anbeginn nichts anderes gewollt, als dem verstorbenen Huascar gegen die Übergriffe seines Bruders Atahualpa hülfreiche Hand zu bieten. Mit derartigen Beteuerungen wußte Pizarro den Thronerben so zu umgarnen, daß derselbe es in Person unternahm, die Scharen Pizarros nach Cuzko zu geleiten. So konnten dieselben am 15. November 1533, am Jahrestage ihres Einzuges in Cajamarca, ungehindert in die alte Hauptstadt des Inkareiches einrücken.

Die stolze Stadt, welche zu jener Zeit an 200000 Einwohner gehabt haben soll, machte auf die Europäer einen mächtigen Eindruck. Allenthalben erhoben sich imposante Paläste, die Wohnsitze der früheren Inkas, von denen ein jeder nach dem Regierungsantritte seinen eigenen Palast hatte erbauen lassen.

Die sehr regelmäßig angelegte Stadt, über welcher sich die gewaltige Festung Sacsahuaman erhob, war von starken Mauern und Türmen umgeben und hatte in ihrer Mitte einen großen Platz, von dem aus die berühmten Inkastraßen ihren Anfang nahmen. Die eine dieser Straßen führte durch Chinchasuyu bis gen Puitu (Quito) und Pasto, die zweite durch Andesuyu über die Anden hinweg, die dritte durch Collasuyu nach Chile, die vierte durch Countisuyu ans Meer.

Die Bewohner der Stadt bestanden aus Angehörigen aller der von den Inkas unterworfenen Völkerschaften, doch war einem jeden Stamme ein bestimmter Stadtteil zugewiesen und konnten die verschiedenen Einwohner leicht nach ihrer Haartracht und Gewandung unterschieden werden.

Von allen Bauwerken der Stadt war der Sonnentempel der großartigste und bildete er mit den umliegenden Priesterwohnungen, seinen Gärten und dem den Sonnenjungfrauen zur Wohnung dienenden „Aklljahuaßi“ ein besonderes Stadtviertel, „das goldene“ genannt. Fünf gewaltige Mauern umschlossen das auf einem Hügel gelegene Heiligtum, von denen die beiden innersten an allen vier Ecken starke Türme besaßen. Alle diese Mauern waren aus so mächtigen Steinen erbaut, daß, wie ein alter Chronist versichert, „kein menschlicher Verstand begreifen mag, wie die Bauleute diese Steine fortzuschaffen verstunden, indem ein jeder so groß ist, daß er mit vierzig Pferden kaum kann beweget werden.“

Der Tempel selbst hatte eine runde Form und trug ein kuppelförmiges Dach aus Itschubinsen. Die Decken der Innenräume hingegen waren aus Cedernholz und flach. Der Hauptraum war dem Sonnengotte geweiht und befand sich an der hinteren Wand

des Raumes ein kolossales aus lauterem Golde getriebenes Bild der Sonne. Auch die übrige Ausstattung des Heiligtumes übertraf an Glanz und Reichtum alles, was die sprühendste Phantasie ersinnen kann. Die Thüren hatten goldene Pfosten, wohingegen die Flügel von Smaragden und anderen wertvollen Steinen blitzten. Alle Wände waren mit Goldplatten getäfelt, außer den in den Nischen postierten und mit Gold überladenen Mumien der Inkas sah man Bildsäulen aus massivem Golde. Die Anzahl der Gefäße, Pokale, Krüge und der zum Opferdienste bestimmten goldenen Gerätschaften stieg ins Unglaubliche.

Eine mit Silber beschlagene Thür führte in die der Mondgöttin, der Schwester und Gemahlin des Sonnengottes geweihte Kapelle, deren Wände mit Silberplatten getäfelt waren. Ein aus Silber getriebenes Bild des Mondes nahm die ganze, dem Eingange gegenüber gelegene Wand ein. Wie im Sonnentempel die Mumien der Inkas in den Nischen Aufstellung gefunden hatten, so saßen hier zu beiden Seiten des Mondbildes die Mumien ihrer Gemahlinnen. Ein dritter Raum war den Sternen geweiht und zeichnete sich das wiederum mit Gold ausgeschlagene Gemach durch eine blaue Decke aus, von welcher zahlreiche goldene Sterne herniederfunkelten. —

Kaum hatten die Spanier sich in Cuzko festgesetzt, als sie auch schon begannen, die Tempel und Paläste auszurauben und erbeuteten sie, obwohl die Indianer die wertvollsten Teile in aller Eile beiseite schafften, in der Stadt noch weitaus größere Schätze, als wie Atahualpa sie zu seiner Freilassung geboten hatte.

Dieselben Scenen der Zügellosigkeit, welche sich in Cajamarca bei der Verteilung der Beute abspielten, wiederholten sich auch hier und vergeudete gar mancher in wenigen Stunden die enormen Schätze, die ein launisches Schicksal ihm in den Schoß geworfen hatte. So wird von einem gewissen Mancio Serra de Leguizamo, dem bei der Verteilung das große Sonnenbild aus dem Sonnentempel zugefallen war, erzählt, daß er dasselbe auf eine Karte setzte und verspielte.*)

In Ungeduld sahen die Bewohner von Cuzko dem Tage entgegen, wo Inka Manco die Krönung empfangen werde, gaben sie sich doch der trügerischen Hoffnung hin, daß alsdann die verhaßten Fremdlinge das Land wieder verlassen würden. Diese Krönung fand auf dem großen Platze der Stadt Cuzko statt und bestand darin, daß nach einem von dem Pater Valverde abgehaltenen Hochamte Pizarro dem Inka die rote Franse um die Stirn legte, worauf dieser die Fahne Kastiliens ergriff, sie einigemal in der Luft schwenkte und sich damit zum Vasallen des Königs von Spanien erklärte.

Aus goldenen Pokalen einander zutrinkend umarmten sich darauf der Inka und Pizarro vor der versammelten Menge, welche beim Anblick dieses Komödienspiels in Jubel ausbrach, daß das alte Reich Tahuantinsuyu wieder einen Inka besitze.

Die Folge sollte die Peruaner aber lehren, daß Inka Manco nur eine Strohpuppe

*) Dieses Kunstwerk gelangte später wieder in den Besitz der Inkas, um im Jahre 1572 abermals eine Beute der Spanier zu werden. Francisko de Toledo sandte es an Philipp II. mit der Bitte, es dem Papste zu überreichen, jedoch erreichte es niemals den Ort seiner Bestimmung, sondern kam auf dem Wege von Amerika nach dem Eskurial abhanden.



Ansicht der Stadt Cuzko zur Zeit ihrer Eroberung durch die Spanier.
Nach einem Kupferstich in Dappers „America". 1673.



Francisko Pizarro.
Nach einem Stahlstiche in Prescotts „Conquest of Peru“.

sei und daß Pizarro mit eiserner Faust die Zügel der Regierung halte. Ohne nach dem Inka zu fragen, ernannte er städtische Beamte, verschenkte die Paläste und Ländereien der früheren Herrscher an seine Genossen, ließ den Sonnentempel zu einer christlichen Kapelle umwandeln, verteilte die heiligen Sonnenjungfrauen unter seine Soldaten und bevölkerte dagegen deren Haus mit christlichen Nonnen, die aus Spanien verschrieben wurden.

Um eine Verbindung mit der Küste zu gewinnen, gründete Pizarro am 6. Januar 1535 Ciudad de los Reyes, die „Stadt der heiligen drei Könige“, das heutige Lima. Eine zweite im selben Jahre gegründete Stadt benannte er seiner Vaterstadt zu Ehren Truxillo.

* * *

Während so Francisko Pizarro und Diego Almagro mit der Eroberung und Unterjochung der südlichen Hälfte des Inkareiches beschäftigt waren, ließ sich der von Pizarro zum Kommandanten der Niederlassung San Miguel eingesetzte Hauptmann

Sebastian Benalcazar die Unterwerfung der nördlichen Hälfte angelegen sein. Dieselbe bildete das ehemalige Königreich Quitu, welches der Inka Huayna Capac der Große seinem Lieblingssohne Atahualpa zugeteilt hatte. Nach dem gewaltsamen Tode Atahualpas war Quitu herrenlos, dann aber warf sich der Feldherr Atahualpas, Ruminagui, welcher dem Blutbade zu Cajamarca entronnen und mit dem Reste des Inkaheeres gen Norden entflohen war, zum unabhängigen Herrscher auf.

Da man wußte, daß Ruminagui ungeheuere Schätze, angeblich 60000 Cargas oder Ladungen Goldes nach Quitu in Sicherheit gebracht hatte, so machte Benalcazar sich mit hundertundvierzig Spaniern auf den Weg, um dem Ruminagui diese Beute abzujagen. Der schlaue Feldherr setzte aber seinen Verfolgern heftigen Widerstand entgegen und ließ, um ihren Vormarsch zu erschweren, alle Wege mit breiten Gräben durchschneiden und in dieselben spitze Pfähle einrammen, wonach das Ganze wieder mit Erde locker bedeckt wurde; an anderen Stellen ließ er zahlreiche Löcher von der Größe eines Pferdehufs in den Boden graben, um die zumeist gefürchtete Reiterei in Unordnung zu bringen und den Rossen die Beine zu brechen. Vorsichtig aber wichen die Spanier den ihnen gelegten Schlingen aus und trieben nach der Schlacht bei Riobamba ihre indianischen Gegner unaufhaltsam vor sich her.

Die große Inkastraße benutzend, welche von Süden kommend über Quitu bis gen Popayan führte, durchzogen die Spanier die herrliche gegen 2500 Meter über dem Meeresspiegel gelegene Hochebene, welche zwischen den Kordilleren und Anden von Ecuador sich ausbreitet, und auf der über alle Beschreibung schöne und großartige Fernsichten ihr Auge entzückten. Waren hier doch den mächtigen Gebirgswällen jene kolossalen Hochgipfel aufgesetzt, deren Namen in der Erdkunde vor vielen anderen berühmt sind. Auf der westlichen Kordillerenkette zeigte sich der majestätische, 6310 Meter hohe Chimborazo mit seiner schneebedeckten, domartigen Kuppel, nordöstlich von ihm erblickte man die phantastischen, 5106 Meter hohen Felsenspitzen des Carihuairazo, während sich der 4452 Meter hohe Igualata als eine breite Masse quer über die Hochebene lagerte.

Auf der Kette im Osten reckten nicht minder gewaltige Kolosse ihre zackigen Gipfel in die durchsichtige Bläue des Himmels hinein, der 5323 Meter hohe Sangay, aus dessen in beständiger Thätigkeit befindlichem Krater unter furchtbarem Donnergetöse mächtige Rauch- und Aschesäulen sich hoch in die Lüfte erhoben. Nördlich von demselben blinkten die malerischen Kegel der Riesenvulkane des Altar (5404 Meter) und des Tunguragua (5087 Meter), weiterhin in der Richtung gen Quitu oder Quito tauchte der königliche 5994 Meter hohe Cotopaxi, einer der verrufensten Feuerberge der Erde am Horizonte empor. Sein weites Schneegewand schimmerte wie Silber im Sonnenglanze, um nach unten in ein Chaos finsterer Risse und Schluchten überzugehen.

Während Benalcazar noch in der Nähe des Cotopaxi lagerte, stieß plötzlich Diego Almagro mit einem starken Reitertrupp zu ihm, die unwillkommene Nachricht überbringend, daß sich ein Mitbewerber um den Besitz des Landes eingestellt habe.

Dieser Rivale war der Kampfgenosse des Hernando Cortes, Pedro de Alvarado, der Eroberer von Guatemala, welcher, durch die Nachrichten von den ungeheueren Erfolgen



Der Chimborazo von der Südostseite. Aus einer Höhe von 3272 Meter gesehen.

Mit Benutzung eines Gemäldes aus der Sammlung der Herren Dr. Reiß und Stübel gezeichnet von Rudolf Cronau.

Pizarros verlockt, mit 500 Mann auf fünf Schiffen von Guatemala abgesegelt war, um in den Goldländern Südamerikas gleichfalls Beute zu machen. Im März des Jahres 1534 landete er in der westlich von Puitu gelegenen Mündung des Flusses Rio de Porto Viego und trat mit seinen Soldaten, von denen die Hälfte beritten war, ohne Zögern den Marsch nach Puitu an.

Namenszug des Pedro de Alvarado.

Die zu durchschneidende Gegend ist noch heute eine der unwegsamsten Ecuadors und von Sümpfen und Urwäldern erfüllt, durch welch letztere die Spanier sich mühsam mit Äxten und Degen einen Weg bahnen mußten. Dabei litten die Abenteurer nicht wenig durch Hunger und Durst, und wären die meisten von ihnen sicherlich verschmachtet, wenn sie nicht in den dicken Röhren einer Bambusart eine genießbare Flüssigkeit gefunden hätten, womit der brennende Durst gestillt werden konnte. Um sich nicht nochmals der Gefahr des Verdurstens auszusetzen, zerschnitt man die armstarken Pflanzen in der Weise, daß die einzelnen Stücke an beiden Enden durch die allen Rohrarten eigentümlichen Knoten geschlossen blieben, wodurch man von der Natur selbstgeschaffene und leicht transportable Wasserbehälter erhielt. Nach dem überaus beschwerlichen Wege durch die kaum durchdringlichen Urwälder folgte der Marsch über die westliche Kette der Kordilleren von Ecuador, die gerade hier sehr schwer zu übersteigen sind und weder Dörfer noch Städte enthielten. Nirgendwo bot sich ein Schutz vor den schneidend kalten Winden, die von den Höhen herniederfuhren, nirgendwo Nahrung, mit der man den wütenden Hunger stillen konnte. Ein höchst überraschendes Abenteuer stand den Soldaten ferner bevor, als sich plötzlich eines Tages die Sonne und der ganze Himmel verfinsterten und ein feiner Ascheregen herniederrieselte, der mehrere Tage anhielt und die Landschaft fußhoch bedeckte. Diese vulkanische Asche entstammte dem Cotopaxi und war durch die Luftströmung bis hierher geführt worden.

Zu all diesem Ungemach gesellte sich eine erschreckende Kälte, und nicht weniger als sechzig Spanier, dazu Hunderte von Indianern erfroren in den eisigen Höhen.

Endlich war der Kamm der Gebirge erreicht und stieg Alvarado nunmehr in die Hochebene von Riobamba hinab, wo er zu seinem größten Erstaunen im Sande Hufspuren entdeckte. Dieselben deuteten mit Gewißheit an, daß auch dieser Teil des Landes bereits von Europäern durchzogen worden sei, welche die Richtung nach Puitu eingeschlagen haben mußten. Diese Annahme erwies sich als richtig, da die Hufspuren von den Rossen herrührten, welche Benalcazar in seiner kleinen Armee mit sich führte.

Mißgestimmt durch die Entdeckung, daß ihm ein anderer in der Eroberung des Landes zuvorgekommen, beschloß Alvarado, den Rivalen mit Waffengewalt aus dem Lande zu treiben.

Die Kunde von der Ankunft Alvarados war unterdessen auch bis Cuzko gedrungen, und hatte sich Diego Almagro mit einer starken Macht sofort aufgemacht, um in Eilmärschen nach Ecuador zu eilen, wo er sich mit Benalcazar vereinte, um den unwillkommenen Eindringling zurückzuweisen.


Type eines Indianers aus der Hochebene von Ecuador.

Auf der Hochebene bei Riobamba trafen die beiden spanischen Heere aufeinander, und wenig hätte gefehlt, daß dieselben handgemein geworden wären, als Alvarado, um den unerwarteten Kampf zu vermeiden, seinen Gegnern einen Ausgleich anbot.

Während eines anberaumten vierundzwanzigstündigen Waffenstillstandes wurde dieser Ausgleich perfekt und Alvarado nicht nur bewogen, nach Guatemala zurückzukehren, sondern auch sein gesamtes Heer mit allen Waffen, Pferden und Geschützen an Pizarro abzutreten. Als Entschädigung erhielt er dagegen eine Summe von 100 000 Goldpesos.

Nachdem Almagro und Benalcazar auf diese Weise sich von dem gefürchteten Gegner befreit hatten, setzte der letztere den Marsch nach der Stadt Quitu fort, in deren Nähe der Kranz der Gebirgsriesen sich noch enger zusammenschloß, als solle den spanischen Eindringlingen der Zugang zu der Stadt verwehrt werden. Außer dem Cotopaxi ragten auf der Ostkette der Quilindana, Sinchulagua, Antisana, Ruminagui und Pasachoa empor, während auf der westlichen Kette die Schneegipfel des Quilatoa, Iliniza, Corazon, Atacazo und Pichincha gleich Edelsteinen weit über die Lande leuchteten.

Aber auch diese Gebirgsschranken schreckten die Spanier nicht zurück, siegreich drangen sie in die alte Hauptstadt der Quitu Indianer ein, welche von Ruminagui bereits verlassen worden war, nachdem er sämtliche Paläste in Brand gesetzt und alle Kostbarkeiten beiseite gebracht hatte. Später gelang es freilich, Ruminagui mit zahlreichen seiner Krieger gefangen zu nehmen, doch vermochte man trotz der ausgesuchtesten Martern nicht, ihnen das Geheimnis zu entreißen, wo sie die Schätze verborgen hielten.

Während Pizarro noch in Lima weilte und mit den Maßregeln beschäftigt war, welche ihm den Besitz des Landes sichern sollten, hatte sein Waffengenosse Almagro von Cuzko aus einen Entdeckungs- und Eroberungszug gen Chile unternommen, den wir aber erst in unserem nächsten Kapitel schildern wollen. Nach seinem Abzuge verblieb nur eine geringe spanische Besatzung in Cuzko und glaubte Inka Manco diese Gelegenheit benutzen zu sollen, um das verhaßte spanische Joch abzuschütteln.

Er verließ im geheimen die Residenz, rief seine Völker zum Aufstande zusammen und war in seinen Unternehmungen so erfolgreich, daß er sich zum Herrn der Festung Sacsahuaman machen und die Belagerung der in der Stadt verbliebenen Spanier beginnen konnte. Der Kampf um Cuzko dauerte fünf volle Monate und gingen fast sämtliche Gebäude unter den feurigen Pfeilen der Indianer in Flammen auf. Die Spanier mußten sich, um nicht in dem Glutmeere zu verderben, auf den inmitten der Stadt gelegenen großen Platz flüchten, bis das Feuer aus Mangel an Nahrung erlosch. Nach mancherlei schweren Kämpfen gelang es endlich den Spaniern, die Festung wieder zu erobern, doch fand dabei Juan Pizarro, der Bruder des Vizekönigs, seinen Tod. Zum Glück für die Überlebenden wurde die Belagerung der Stadt bald darauf aufgehoben. Nach dem Abzuge der Belagerer entbrannten kurze Zeit darauf unter den Spaniern selbst heftige Streitigkeiten um den Besitz der Stadt, welche nicht nur von Francisko Pizarro, sondern auch von Almagro beansprucht wurde.

Kaiser Karl V. hatte, als die Nachricht von den Eroberungen Pizarros nach Spanien kam, durch ein vom 21. Mai 1534 datiertes Dekret die südlich vom Äquator gelegene Westküste von Südamerika in vier Distrikte geteilt, von denen der nördlichste von der unter 1° 20′ nördl. Br. gelegenen Ortschaft Santiago bis nach der unter 14° 5′ südl. Br. liegenden Stadt Ica reichte und Pizarro zugesprochen wurde. Sein Gebiet wurde Nueva Castilla „Neukastilien" genannt. Im Süden grenzte es an das dem Diego Almagro zugeteilte Nueva Toledo, welches sich von Ica 200 Leguas gen Süden erstrecken sollte. Die dann noch südlicher gelegenen Gebiete bis zur Magalhãesstraße wurden den beiden Spaniern Pedro de Mendoza und Simon de Alcazaba verliehen.

Als die Nachricht von dieser Teilung nach Peru gelangte, glaubte Almagro, daß die Stadt Cuzko noch seinem Bereiche angehöre und erhob auf Grund des königlichen Dekretes Anspruch auf die Stadt. Als Hernando Pizarro aber Vorkehrungen traf, Cuzko für seinen Bruder zu behaupten, überfiel Almagro die Stadt und nahm Hernando Pizarro gefangen, verstand sich aber dazu, den Gefangenen freizugeben, als dieser sich bereit erklärte, dagegen seine Ansprüche auf Cuzko anzuerkennen.

Kaum aber hatte Hernando Pizarro die Freiheit wieder erlangt, als Francisko Pizarro den Vertrag für ungültig erklärte und den Streit aufs neue begann. Diesmal endeten die Kämpfe ungünstig für Almagro, und wurde derselbe am 26. April 1538 in der Nähe von Cuzko von Hernando Pizarro geschlagen und gefangen genommen. Sein Gegner, dem er selbst die Freiheit geschenkt, hatte für ihn kein Mitgefühl noch Erbarmen, sondern ließ ihn am 8. Juli im Gefängnisse vermittelst der Garrota erdrosseln.

Die Zerwürfnisse unter den Spaniern nahmen nun überhand und arteten in widerliche Parteikämpfe aus, bei denen Hinterlist, Verrat und Verschwörung an der Tagesordnung waren. Einer solchen Verschwörung, die von früheren Freunden Almagros und von Parteigängern seines Sohnes angezettelt wurde, sollte auch Francisko Pizarro, der Hauptintrignant in dem Drama des Unterganges des Reiches Tahuantinsuyu, zum Opfer fallen. Mehrere dieser Verschworenen versammelten sich am 26. Juni 1541 in der Wohnung des jungen Almagro zu Lima, drangen, als Pizarro mit einigen Freunden gerade an der Mittagstafel saß, mit den Waffen in der Hand in den Palast desselben ein und machten Pizarro trotz verzweifelter Gegenwehr nieder.

Ohne Sang und Klang wurden die Reste des gefürchteten Eroberers in einem Winkel der von ihm erbauten Kathedrale verscharrt und erst im Jahre 1607 feierlich beigesetzt.

Zur Zeit seines Todes mochte Pizarro gegen 65 Jahre zählen. Ein anscheinend kurz vor seinem Tode aufgenommenes Bild des Eroberers (siehe S. 129) wird noch heute im ehemaligen Palaste der spanischen Vizekönige zu Lima aufbewahrt. Besaß Pizarro auch beispiellosen Mut, Tapferkeit und zähe Ausdauer, so läßt sich seinen anderen Eigenschaften aber kein sympathischer Zug abgewinnen, war er doch nichts als ein roher Räuber, der das durch seine hinterlistigen Anschläge ihm verfallene Reich rücksichtslos ausplünderte und die eigenen Freunde zu Boden trat, wenn sie seinen selbstsüchtigen Zwecken im Wege standen. Der Bildung und aller Staatskunst völlig ermangelnd, gelang es ihm nicht, sein Vorbild, Hernando Cortes, zu erreichen und hinterließ er bei seinem Scheiden nichts als einen verhaßten Namen und ein blutüberschwemmtes Land, das er gefühllos von der hohen Stufe heruntergeschleudert hatte, auf welche es von den Inkaregenten im Laufe vieler Jahrhunderte emporgehoben worden war. —

Die spanischen Vizekönige, welche nach Pizarros Tode die Regierung von Peru übernahmen, wußten auch die letzten Beherrscher des Reiches Tahuantinsuyu aus dem Wege zu räumen. Inka Manco starb im Jahre 1544 durch die Hand eines an ihn geschickten spanischen Gesandten; seine Nachfolger Xairi Tupak Yupanki und Kusi Titu Kispe Yupanki wurden angeblich durch Gift beseitigt; der letzte Inka, Tupak Amaru, fiel der Grausamkeit des Vizekönigs Francisko de Toledo zum Opfer und wurde im Jahre 1572 auf dem Richtplatze zu Cuzko enthauptet.



Die weiteren Entdeckungszüge der Spanier in Südamerika.





Pedro de Valdivia.

Die Entdeckung und Eroberung von Chile.

Zu Ende des vorigen Abschnittes hatten wir kurz erwähnt, daß Kaiser Karl V. durch ein am 21. Mai 1534 ausgefertigtes Dekret dem Diego de Almagro ein zweihundert Leguas langes Gebiet südlich von dem Verwaltungsbereich des Francisko Pizarro zugesprochen und demselben den Namen Nova Toledo beigelegt hatte. Dasselbe reichte vom 14° bis zum 25° südl. Br. und umfaßte nach den heutigen politischen Verhältnissen das südliche Peru sowie die nördlichen Provinzen von Chile. In der Hoffnung, in diesem Gebiete ebenso ansehnliche Beute zu erobern als wie in Peru, rüstete Almagro mit ungeheueren Kosten (ein Pferd kostete damals in Peru 6—8000 Goldpesos, ein Hemd 300 Pesos) ein aus 570 Spaniern, 200 Pferden und gegen 15 000 peruanischen Hülfstruppen bestehendes Heer aus und verließ am 5. Juli 1535 Cuzko, um in die den Spaniern noch unbekannte südliche Gebirgswelt vorzudringen. Zwei Wege führten nach Chile, der eine längs der Meeresküste, der andere über die Kordilleren. Almagro wählte den letzteren, zumal die von dem Inka Manco mitgegebenen Führer, ein Bruder des Inka, Paullu Tupac, und der Oberpriester Huillac Umu ihm dazu rieten.

Das Heer bewegte sich zunächst der Westküste des Titicacasees entlang, marschierte den diesen See mit dem Lago Aullagas verbindenden Desaguaderostrom hinab und kam

gegen Ende Oktober nach der Hauptstadt der Chichas Indianer, Topisa, dem heutigen Tupiza. Das ganze Land war noch den Inkas unterworfen, die ihre Eroberungszüge bis zum Rio Rapel in Chile ausgedehnt und zahlreiche kleinere Völkerschaften tributpflichtig gemacht hatten. Ein für den Inka bestimmter Tributtransport dieser Stämme im Werte von 90 000 Goldpesos wurde aufgefangen und als willkommene Beute unter die Spanier verteilt. In Topisa rasteten dieselben bis zum Januar 1536 und drangen dann durch das Flußthal des Jujuy und die Gebiete der kriegerischen Calchaquis, mit denen man zahlreiche Kämpfe zu bestehen hatte, in die öde und vegetationslose Salzwüste Campo del Arenal ein, wo viele der als Schlachtvieh mitgeführten Lamas durch Durst und Hunger umkamen und zahlreiche indianische Hülfstruppen desertierten.

Als nach Durchquerung dieser Wüste das Heer gegen Ende März sich westwärts wendete, türmte sich vor ihm die gewaltige Mauer der Anden auf, über deren Höhe die waghalsigen Abenteurer erschraken. Dennoch wurde der Übergang beschlossen und durch den heutigen Paß von San Francisko ausgeführt.

Der Charakter des Hochgebirges war ein überaus unwirtlicher und öder. Grell leuchteten hier und da kolossale Felswände aus hochrotem Porphyr, dazwischen lagen enge und dunkle Schluchten, die zumeist hoch mit Massen zertrümmerten Gesteins überschüttet waren und nur einzelnen verkümmerten Sträuchern und Pflanzen Nahrung boten. Kurz, die Landschaft bot allenthalben das Bild einer in fortdauernder Zerstörung befindlichen, grausenerregenden Wildnis.

Almagro zog, um geeignete Übergänge zu suchen und dem nachfolgenden Heere Lebensmittel zu verschaffen, mit zwanzig Reitern vorauf, doch vermochte er nicht, in den allen Menschen- und Tierlebens gänzlich ermangelnden Einöden Nahrungsmittel ausfindig zu machen. Die einzigen lebenden Wesen, welche man erblickte, waren riesige Kondore, welche sich auf die täglich zahlreicher werdenden Leichen der Menschen und Pferde stürzten. Wasser und Nahrungsmittel begannen bald gänzlich zu fehlen und verschlangen die Spanier mit Gier das Fleisch gefallener Rosse, die indianischen Hülfstruppen nagten, von wütendem Hunger getrieben, sogar die Gliedmaßen ihrer umgekommenen Kameraden ab. Holz, um Feuer anzuzünden, war gar nicht vorhanden und als schließlich noch ein furchtbarer Schneesturm das Heer überfiel, ward das Maß der Not, der Leiden und Entbehrungen voll über die Unglücklichen ausgeschüttet. Viele erfroren, andere erblindeten durch die blendenden Schneemassen, kurz, alle befanden sich, als sie nach dreizehntägigen Leiden in die heiß ersehnten fruchtbaren Ebenen von Copiapo herniederstiegen, in dem jammervollsten Zustande. Alles Gepäck war verloren, die Mehrzahl der Pferde gefallen, und gegen fünftausend Indianer und dreißig Spanier durch die Kälte umgekommen.*)

Neue Schwierigkeiten kamen hinzu, als von den Peruanern, die den Marsch über die Anden überlebt hatten, die Mehrzahl entfloh und wahrscheinlich in nördlicher Richtung durch die Atacamawüste heimkehrte. Die Spanier selbst sahen sich in ihren Erwartungen

*) Die Angaben über die Verluste Almagros sind verschieden. Der Chronist Mar. de Lobera giebt die von uns genannten Zahlen an, andere hingegen berechnen den Verlust sogar auf das Doppelte.

enttäuscht. Die Eingeborenen von Chile verbargen sich bei der Annäherung der Spanier in die Wälder und Gebirge und vernichteten alle Lebensmittel. Das Benehmen der weißen Eindringlinge war allerdings nicht dazu angethan, die Chilenen mit Vertrauen zu erfüllen, ließ doch Almagro zur Rache dafür, daß drei seiner Kundschafter erschlagen worden waren, neunundzwanzig Eingeborene lebendig verbrennen.

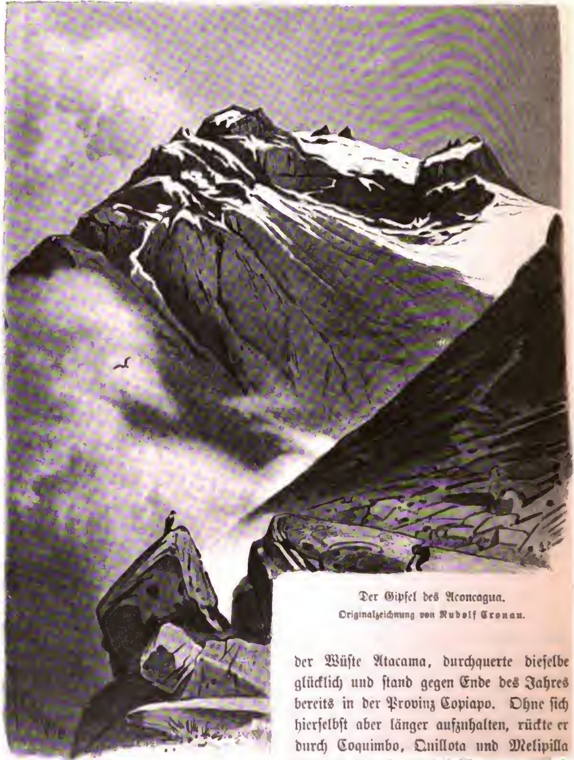
Von Copiapo aus drang Almagro in die südlicher gelegenen Provinzen Coquimbo und Aconcagua vor, hatte aber hier an den Ufern des Rio Claro mit den kriegerischen Promaukanern so heftige Kämpfe zu bestehen, daß sich eine allgemeine Niedergeschlagenheit seiner Truppen bemächtigte. Da ein unter Gomez de Alvarado ausgesandtes Expeditionscorps, welches bis in die Nähe des Itataflusses gelangte, nach dreimonatlicher Abwesenheit mit üblen Nachrichten zurückkehrte und berichtete, daß die durchzogenen Länder arm, dünn bevölkert und unfruchtbar seien und man in denselben durch Klima und Hunger viele Drangsale habe ertragen müssen, so beschloß Almagro, Chile, das ihm nur Enttäuschungen und Verluste bereitet hatte, wieder zu verlassen und nach seinem Vizekönigtum Neu Toledo zurückzukehren. Vor seinem Abzuge vergaß er nicht, die Soldaten zu einer regelrechten Ausplünderung der erreichbaren Gebiete anzufeuern und so hinterließen die Spanier auch hier nichts als einen verhaßten Namen und verwüstete Ländereien.

Um sein Heer nicht nochmals den Gefahren des Hochgebirges auszusetzen, schlug Almagro den Rückweg entlang der Küste ein, wobei er die gefürchtete Atacamawüste zu durchschneiden hatte, in welcher über dreißig Pferde durch Mangel an Futter und Wasser zu Grunde gingen. Verluste an Menschenleben waren dagegen nicht zu beklagen und langte Almagro Anfangs April des Jahres 1537 vor den Thoren Cuzkos wieder an. Nachdem er sich, wie wir bereits im vorigen Kapitel geschildert haben, dieser Stadt am 8. April mit Waffengewalt bemächtigt und Hernando Pizarro gefangen genommen hatte, wurde ihm nach dem am 26. April stattfindenden Treffen bei Las Salinas ein noch schlimmeres Geschick zu teil, indem er von seinem Gegner, dem er großmütig die Freiheit gegeben hatte, überwunden, in das Gefängnis von Cuzko geschleppt und dortselbst am 8. Juli erdrosselt wurde. —

Durch den verunglückten Zug Almagros kam Chile in den Ruf, das ärmste und unwirtlichste Gebiet von ganz Amerika zu sein, welches nicht die Kosten für seine Eroberung aufzubringen vermöge.*) Nichtsdestoweniger wagte einer der Hauptleute des Pizarro, der um das Jahr 1500 in der Stadt Castuera in Estremadura geborene Pedro de Valdivia einen neuen Versuch zur Eroberung und Ausbeutung des Landes. Nur mit großer Mühe wurde die Ausrüstung des hierzu erforderlichen Expeditionscorps zu stande gebracht, da niemand Neigung zeigte, sich an einem so aussichtslosen Zuge zu beteiligen. Valdivias Heer zählte darum auch, als er in den ersten Tagen des Januar 1540 Cuzko verließ, nur 150 Spanier und 1000 peruanische Hülfstruppen.

Anstatt den gefährlichen Weg über die Anden einzuschlagen, zog Valdivia über Arequipa, Moquegua, Tacna und Tarapaca, erreichte gegen Anfang Juni den Nordrand

*) H. Polakowsky, Zur Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Chile. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band XXI. S. 11.



Der Gipfel des Aconcagua.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

der Wüste Atacama, durchquerte dieselbe glücklich und stand gegen Ende des Jahres bereits in der Provinz Copiapo. Ohne sich hierselbst aber länger aufzuhalten, rückte er durch Coquimbo, Quillota und Melipilla bis nach dem Landstriche Mapuce vor und beschloß hier, am Ufer des Mapocho eine dauernde Kolonie anzulegen. Für die Wahl dieses Ortes waren Valdivia mancherlei Punkte von maßgebender Bedeutung. Einmal erwies sich das Land, entgegengesetzt den absprechenden Berichten Almagros als sehr fruchtbar, dann auch war es weit genug von Peru entfernt, um seinen Leuten die

Desertion dorthin zu erschweren. Ferner erhob sich hier inmitten des völlig ebenen Landes ein jäh aufsteigender 58 Meter hoher Porphyrhügel, der zur Anlage einer Befestigung wie geschaffen schien. Hier gründete Valdivia im Februar des Jahres 1541 den Ort Santiago de la Nueva Estremadura, die heutige Hauptstadt der Republik Chile.

Zur Sicherung der Stadt legte er auf dem Plateau des Porphyrfelsens ein starkes Fort an, von dem aus man eine entzückende Rundschau über die weite, vom Mapocho durchströmte, zum Teil mit Akazienwäldern bedeckte Ebene genoß. Im Osten wurde dieselbe durch die in wunderbarer Klarheit daliegende Mauer der schneebedeckten Anden abgeschlossen, in welcher der 6970 Meter hohe Gipfel des Vulkans Aconcagua allabendlich im Golde des Sonnenunterganges erglühte.

Die Notwendigkeit des Fortes ergab sich, als die zu Sklavendiensten gezwungenen Eingeborenen sich zusammenscharten und die fremden Eindringlinge mit Waffengewalt zu vertreiben suchten. Von zwei starken indianischen Heerhaufen angegriffen, mußten die Spanier die kaum erbaute Stadt räumen und in dem hochgelegenen Forte Zuflucht suchen, doch auch dieses wurde, nachdem die Stadt in Flammen aufgegangen war, wütend bestürmt. Nur mit Mühe gelang es, die hartnäckigen Angriffe abzuschlagen und kamen für die Spanier Tage der Not und harten Entbehrung. Die armseligsten Lebensmittel, wie Wurzeln, Zwiebeln, Ratten und Heuschrecken hatte man mit den Waffen von den Feinden zu erkämpfen, bis es endlich der größeren Kriegskunst der Europäer gelang, die Gegner zum Weichen zu bringen.

In erster Linie war nun Valdivia darauf bedacht, die Stadt wieder aufzubauen und von Peru her Ansiedler herbeizuziehen. Um solche zur Übersiedelung zu verlocken und den schlechten Ruf, in welchem Chile wegen seiner Armut stand, zu entkräften, ließ er für die zur Anwerbung entsandten Botschafter lauter goldene Gerätschaften, Sporen, Steigbügel, Säbelscheiden, Trinkgefäße und Pferdegeschirre anfertigen und thatsächlich hatte diese List auch den Erfolg, daß gegen siebzig Reiter nach Santiago kamen und im Hafen von Valparaiso ein Schiff mit reichen Vorräten erschien.

Mit Hülfe dieser Verstärkung vermochte Valdivia nicht nur die Umgebung der Stadt und die nächstgelegenen Provinzen zu unterwerfen, sondern er konnte auch einen Vorstoß gen Süden unternehmen, sowie im Jahre 1544 in der Provinz Coquimbo eine zweite Stadt gründen, welche den Namen La Serena erhielt. Auch ließ Valdivia zu Schiffe die südlichen Küsten des Landes untersuchen und wurde dabei am 22. September desselben Jahres eine unter 39° s. Br. gelegene Bai mit dem Namen Valdivia belegt, den sie noch heute führt.

Die Aussichten für die junge Kolonie gestalteten sich jetzt insofern auch günstiger, als einige Goldminen, die in dem Thale von Quillota aufgeschlossen wurden, ungewöhnlich reiche Erträge lieferten, und zugleich von Peru eine zweite Verstärkung von dreihundert Mann eintraf, deren Führer Francisko Villagran und Christoval Escobar waren.*)

Am 11. Februar 1546 drang Valdivia mit sechzig Reitern zum zweitenmale gen

*) J. J. Molina, Geschichte der Eroberung von Chile. Leipzig 1791. S. 39.

Süden vor*) und kam bis zu dem Flusse Bio Bio, hatte aber ein so heftiges Zusammentreffen mit den hier zum erstenmale erwähnten Araukanern, daß er sich zur Rückkehr nach Santiago entschließen mußte. In einem Briefe an Kaiser Karl V. hob Valdivia die Tapferkeit der Feinde besonders hervor, die „wie Deutsche" (como tedescos) gefochten hätten.

Um neue Verstärkungen herbeizuziehen, begab sich Valdivia im Jahre 1547 zu Schiffe nach Peru, nahm daselbst an verschiedenen Parteikämpfen teil, wurde von dem damaligen Vizekönige Pedro de Gascar zum Gouverneur und Generalkapitän von Chile ernannt und konnte, obwohl seine Feinde ihm zahlreiche Schwierigkeiten bereiteten und ihn in Prozesse zu verwickeln suchten, am 21. Januar 1549 mit 200 Mann den Hafen von Arica verlassen. Mitte April kam er in Valparaiso an und unternahm mit dieser Heeresmacht im Januar des folgenden Jahres einen dritten Zug in das Gebiet der Araukaner.

In der Nähe des Flusses Bio Bio traf man mit den früheren Gegnern wieder zusammen und es entspann sich nun jener hartnäckige und erbitterte Krieg, der sich durch drei Jahrhunderte hinziehen sollte und den Araukanern, die ihr Land und ihre Freiheit mit beispielloser Zähigkeit verteidigten, den Ruf einbrachte, eines der mutigsten und tapfersten Völker der Erde zu sein.

Nervig und von kräftiger Gestaltung, gestählt durch ein nicht zu mildes Klima, waren die Bewohner der südlichen Provinz Chiles von jeher zu kriegerischen Unternehmungen geneigt und in dem Gebrauch ihrer mannigfaltigen Waffen meisterlich geübt.

Außer Bogen und Pfeilen führten die Araukaner fünf bis sechs Meter lange Lanzen aus bambusartigem Quilarohr (Chusquea quila), ferner sehr schwere, zwei bis drei Meter lange Keulen, die mit beiden Händen geschwungen wurden. Ein Schlag mit diesen gewaltigen Keulen trieb die stärksten Eisenpanzer und Helme ein oder schmetterte sie gar auseinander, so daß der Getroffene betäubt zu Boden gestreckt wurde. Nicht minder gefährliche Waffen waren die Bolas oder Wurfkugeln, drei durch starke Lederriemen miteinander verbundene Steinkugeln, von denen der Krieger die kleinere in die Hand nahm, während die beiden anderen lebhaft über dem Kopf im Kreise geschwungen wurden. Wenn so die Kugeln eine gewisse Geschwindigkeit der Drehung erlangt hatten, wurde der in der Hand festgehaltene Stein losgelassen und der Bola gegen den Feind geschleudert. Kam er mit demselben in Berührung, so umschlangen die weiter um sich selbst kreisenden Steine den Feind, die Lederschnüre wickelten sich um seine Glieder und beraubten dieselben der freien Bewegung, während die Steine heftig aufschlugen und nicht selten dem Gefesselten die Knochen zerschmetterten. Die Spanier fürchteten diese Bolas, welche von kräftigen Araukanern bis auf eine Entfernung von 70 Ellen mit großer Sicherheit geworfen wurden, mehr als alle anderen Waffen.

Außer diesen Waffen besaßen die Araukaner große Lederschlingen, Lassos, welche über die Reiter geworfen und mit einem heftigen Ruck zugezogen wurden, wonach die Reiter mit Leichtigkeit von den Pferden gerissen werden konnten.

*) Polakowsky. S. 25.

Zum Schutze des eigenen Körpers beschränkten die Araukaner sich auf das Allerunentbehrlichste. Sie besaßen Brustharnische, Helme und Schilde aus Seelöwenfell, gaben aber selbst diese Schutzmittel auf, als ihr geringer Wert gegenüber den Feuerwaffen und Stahlklingen der Spanier erkannt wurde.

Nie trennte sich ein Araukaner von seinen Waffen, in deren Gebrauch die Knaben vom frühesten Alter an unterrichtet wurden. Stärke, Mut, Tapferkeit und Ausdauer galten diesem Gebirgsvolke als die höchsten Tugenden und nur solche, welche durch diese Eigenschaften sich ganz besonders auszeichneten, konnten im Falle eines Krieges auf die Führerschaft, auf den Rang eines „Ulmen" oder Häuptlings Anspruch erheben.

Wenn Valdivia die Tapferkeit der Araukaner mit derjenigen der Deutschen vergleicht, so waren ihnen außerdem manche Züge zu eigen, welche lebhaft an diejenigen der alten Germanen erinnern. Wie diese waren sie ohne einen engeren sozialen und politischen Zusammenhang, sie liebten es vielmehr, ihre aus rohen Balken errichteten und mit Binsendächern bedeckten Blockhäuser entfernt voneinander an den Rändern der Flüsse und Wälder, auf Hügeln oder an sonstigen malerischen Punkten aufzuschlagen. Fast nie sah man zwei oder mehrere Häuser nebeneinander, Ortschaften waren gänzlich unbekannt. Diese Absonderung voneinander entsprang hauptsächlich der Liebe der Araukaner zu unumschränkter Freiheit, ließen sie sich doch auch nur dann, wenn dieselbe durch eine größere Gefahr bedroht wurde, bereit finden, zu einem geschlossenen Ganzen zusammenzutreten und unter Führung des erprobtesten Häuptlings, eines „Toqui" oder obersten Befehlshabers die Gefahr mit gemeinsamen Kräften zurückzuweisen.


Bolas oder Wurfkugeln der Araukaner und Patagonen.
Nach Musters.

Diese Toqui besaßen aber nur einen Schatten von Souveränität, die ausübende Gewalt ruhte vielmehr in der Vereinigung der Familienoberhäupter, die bei den zu gewissen Zeiten einberufenen großen Ratsversammlungen über jeden wichtigen Gegenstand berieten. Diese Ratsversammlungen (Aucacoyag) wurden auf einer geräumigen Wiese abgehalten und waren dem Reichstag der alten Deutschen ähnlich. Für die Verhandlungen maßgebend waren die „Landesgebräuche" (Adampu), welche durch Überlieferung sich erhalten hatten und stillschweigend als Gesetze anerkannt wurden.

Leibeigenschaft oder Personaldienste waren bei den Araukanern unbekannt, auch leisteten sie dem Toqui oder dem Ulmen keinerlei Tribut. Wurde denselben als den Führern auch alle Achtung gezollt und ihre bei den Ratsschlüssen gegebenen Aussprüche befolgt, so genossen sie aber weiter keine Vorzüge. Mehr als einmal versuchten es

einzelne Toquis und Ulmen, ihre Gewalt weiter auszudehnen und unumschränkt zu regieren, aber stets wußte das freiheitliebende Volk solche despotische Eingriffe zu vereiteln und die Toquis zu zwingen, sich mit den Vorrechten zu begnügen, die ihnen durch die „Landesgebräuche" eingeräumt waren.

Die eigentlichen Mittelpunkte, auf denen die Zusammengehörigkeit der Araukaner beruhte, waren die Familie und der Stamm, doch kam es unter den einzelnen Familien wie auch unter den einzelnen Stämmen gar oft zu Streitigkeiten, die nicht selten durch Waffengewalt entschieden wurden. Vielweiberei war allgemein gebräuchlich und wurden die jungen Mädchen gegen ein aus Waffen, Decken oder sonstigen Gebrauchsgegenständen bestehendes Geschenk eingetauscht. Alle Haus- und Feldarbeit lag den Frauen ob,



Eine araukanische Familie.
Nach einer Photographie.

wogegen die Männer den Schutz und die Ernährung der Familie zu übernehmen hatten. Das Familienoberhaupt, der Mann, wurde mit höchster Ehrerbietung behandelt. Er führte den Namen Buta „der Große" und hatte unumschränkte Gewalt über Leben und Tod seiner Angehörigen.

Die Kleidung der Araukaner bestand aus einem Lendentuche (Ciamal) sowie aus einem Poncho, einer derben wollenen Decke, welche in der Mitte ein Loch hatte, um den Kopf hindurchzustecken. Diese Ponchos, eine altperuanische Erfindung, fielen nach Art eines Skapuliers vorn und hinten über den Körper und reichten, auch die Arme bedeckend, bis an die Kniee.*) Die Farbe der Ponchos war meist dunkelblau, doch gab es auch

*) Seiner außerordentlichen Bequemlichkeit halber hat sich der Gebrauch des Poncho, der zugleich gegen Wind und Wetter vorzüglich schützt, über ganz Süd- und Mittelamerika bis nach Neumexiko und Arizona ausgebreitet.

schwarze, weiße, rote, himmelblaue und gemusterte. Das Kopfhaar wurde nie geschnitten und bediente man sich zum Zusammenhalten desselben einfacher Tücher oder dicker wollener Binden, welche wie Königsdiademe um das Haupt gelegt und bisweilen mit allerhand Federn verziert wurden.

Die Kleidung der Frauen bestand aus einem ärmellosen Leibrocke, dem Ciamal oder Chamal, und einem kurzen Mantel, Ichelle, der vorn durch eine silberne Schnalle zusammengehalten wurde. Schmucksachen waren ungemein beliebt, besonders Silberkleinodien aller Art, wie mächtige Ohr- und Halsgehänge, Fingerringe und Spangen. Tätowierung kannte man nicht, dagegen bemalten sich die Krieger vor dem Eintritt ins Gefecht die Gesichter grell blau und rot, die Frauen brachten bei besonderen Gelegenheiten fein gezogene blauschwarze Strahlen um die Augen an und bemalten die ziemlich vorstehenden Backenknochen rot, welche Farbe auch den Fingernägeln mitgeteilt wurde. —



Araukanerin mit dem Leibrocke (Ciamal) bekleidet.
Nach einer Photographie.

Um einen Stützpunkt für die weiteren Unternehmungen gegen die Araukaner zu gewinnen, beschloß Valdivia an der Mündung des Flusses Bio Bio eine befestigte Niederlassung zu gründen. Dieser Plan wurde am 3. März 1550 ins Werk gesetzt und das Fort Concepcion benannt. Bereits elf Tage später hatte die junge Ansiedlung heftige Angriffe der Araukaner zu bestehen, jedoch gelang es den Spaniern, dieselben zurückzuschlagen und vierhundert Gefangene zu machen. In welch barbarischer Weise von beiden Seiten die Kriegführung betrieben wurde, beweist das Verhalten Valdivias, welcher den Gefangenen die Nasen und rechten Hände abschneiden und die so Verstümmelten heimkehren ließ.

Während der nächsten Jahre unternahm Valdivia einige sehr erfolgreiche Streifzüge in das Gebiet der Araukaner und wurden in schneller Folge die befestigten Niederlassungen La Imperial, Valdivia, Villa Rica und Ciudad de los Confinas oder Angol gegründet. Um die Eingeborenen in Schach zu halten, legte Valdivia außerdem die Forts Arauko, Tucapel und Puren an. Überall ließen die Spanier sich die schmählichsten

Bedrückungen der Eingeborenen zu schulden kommen. Die Männer wurden zur Arbeit in den Goldminen gezwungen, während die Frauen beim Streichen der Ziegel, beim Häuserbau und anderen harten Verrichtungen Hand anzulegen hatten. Nur widerwillig fügten sich die Unterdrückten, mit Sehnsucht den Tag herbeiwünschend, wo es ihnen gelingen möge, blutige Rache an ihren Peinigern zu nehmen. Die Gelegenheit dazu sollte sich im Jahre 1553 bieten, als Valdivia einen Zug in das von den Spaniern noch nicht betretene Centrum der Provinz Arauko unternahm und durch diesen Vorstoß die tapfersten Araukanerstämme, welche der Bekriegung ihrer Genossen bisher unthätig zugeschaut hatten, alarmierte. Der Anblick der Gewaltthaten, welche die Spanier auch hier verübten, die sichere Aussicht, schimpflicher Sklaverei zu verfallen, rüttelten die Araukaner aus ihrem Gleichmut kräftig auf, und erkennend, daß die immer näher rückende Gefahr nur durch gemeinsames Zusammenhalten überwunden werden könne, vereinten sich die bisher durch die bloße Verwandtschaft in Sprache und Sitte locker zusammengehaltenen Stämme zu einem geschlossenen Ganzen.

An die Spitze dieser Vereinigung traten die Toquis Caupolican und Lautaro, letzterer ein araukanischer Arminius, dessen Name durch die von ihm geleiteten Freiheitskriege unsterblich geworden ist. Während eines früheren Feldzuges Valdivias war er in die Gewalt desselben geraten und hatte während einer längeren Gefangenschaft die Kriegsweise der Spanier kennen lernen. Später gelang es ihm zu entfliehen und kehrte er gerade zu seinen Stammesgenossen zurück, als dieselben zum erstenmal eine allgemeine Versammlung einberufen hatten, auf welcher die geeigneten Schritte gegen den gemeinschaftlichen Feind in Beratung gezogen werden sollten.

Unklugerweise hatte Valdivia seine Macht in die ziemlich voneinander entfernt gelegenen Forts Tucapel, Arauko und Puren verteilt und bemächtigten sich die Araukaner zunächst durch eine Kriegslist des erstgenannten Fortes, indem gegen achtzig Holz und Pferdefutter tragende Männer Einlaß begehrten. Kaum hatten sie das Innere der Befestigung betreten, als sie die Bündel beiseite warfen, ihre verborgen gehaltenen Waffen hervorholten und über die Spanier herfielen, von welchen nur wenige dem Gemetzel entkamen. Die Festung selbst ging in Flammen auf.

Nach diesem leicht errungenen Erfolge trafen die Araukaner alle Vorbereitungen, um den zum Entsatze der Festung herbeieilenden Valdivia zu empfangen. Lautaro gab den Rat, mehrere Haufen zu bilden und die Gegner sowie die Pferde derselben durch unablässige Angriffe völlig zu ermüden, dann aber einen allgemeinen Ansturm auf sie zu unternehmen. Als Kampfplatz wählte er ein mit hohem Gras und Gehölz bewachsenes Hochplateau in der Nähe des verbrannten Fortes Tucapel und zwar den Teil, wo das Terrain steil und zerrissen gegen einen Fluß abfiel und Pferde nur schwer verwendet werden konnten. Wie groß die Zahl der Araukaner war, ist nicht bestimmt, ältere spanische Chronisten ergehen sich in geradezu ungeheuerlichen Angaben, während neuere Schriftsteller meinen, daß die Zahl nicht über zehntausend betragen haben dürfte.*)

*) Mar. de Lobera spricht von 150000 Streitern, Ercilla nennt das Heer sogar „unzählbar“.

Valdivia, der mit seiner aus sechzig Reitern und zwei- bis dreitausend indianischen Hülfstruppen bestehenden Macht am 30. Dezember aus Fort Arauko aufgebrochen war, langte am 1. Januar auf der Schlachtstätte an, wo er zu seinem Erstaunen nur noch die rauchenden Trümmer des Fortes Tucapel erblickte. Kein menschliches Wesen war in der Einöde sichtbar und schon lebten die Spanier der Hoffnung, daß die Feinde aus Furcht zurückgewichen seien, als plötzlich Tausende von indianischen Kriegern sich aus dem Grase erhoben, aus dem Gehölz hervortraten und zum Angriff vorrückten.*) Valdivia warf dem ersten Haufen eine Anzahl seiner Reiter entgegen, welchen es zwar gelang, die Gegner nach hartem Kampfe zu zersprengen, doch konnten die letzteren sich leicht dadurch in Sicherheit bringen, daß sie die steilen Abhänge hinabeilten, wohin ihnen die Reiter nicht zu folgen vermochten.



Type eines Araukaners.
Nach einer Photographie.

Kaum waren die Araukaner in Sicherheit, als ein zweiter Haufe ihrer Krieger auf die Spanier einbrach und mit derselben Erbitterung den Kampf fortsetzte. Wiederum schwankte derselbe längere Zeit hin und her, und erst als Valdivia mit seiner gesamten Macht eingriff, räumten die Eingeborenen das Feld und entzogen sich der weiteren Gefahr in derselben Weise, wie dies ihre Kameraden gethan. Noch hatten die Spanier sich nicht gesammelt, als ein dritter Haufe der Gegner heranstürmte und die Ermatteten in neue schwere Kämpfe verwickelte. Der Tag war furchtbar heiß und Wasser für die bereits stark ermüdeten Pferde und Panzerreiter nicht zu erlangen.

Schon vermochten die letzteren den Wall der Feinde nicht mehr zu durchbrechen, zu Hunderten sanken die indianischen Hülfstruppen unter den Keulenschlägen und Lanzenstößen der Araukaner dahin, da und dort stürzten auch einzelne Spanier mit zerschmetterten Schädeln oder Gliedmaßen aus den Sätteln. Die Pferde waren bereits sämtlich stark

*) Wir folgen hier hauptsächlich der Darstellung von H. Polakowsky, der mit großem Verständnis die sehr verwirrte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Chile in seinen im XXI. Bande der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" niedergelegten Untersuchungen behandelt hat.

verwundet und wagten sich nicht mehr an den starrenden Lanzenwald der Araukaner heran. Mehr und mehr erkannten die Spanier, daß sie von einem furchtbaren Feinde umschlungen seien, der nur den Entschluß kannte, zu siegen oder zu sterben.

Obwohl Valdivia seine Reiter mehrmals persönlich gegen den Feind führte, wollte es ihm nicht gelingen, auch nur die kleinsten Vorteile zu erringen. Schweren Herzens ließ er endlich zum Rückzug blasen und hoffte, denselben ungehindert ausführen zu können, wenn er Gepäck und Lager den Feinden preisgebe.

Kaum aber wurde das Weichen der Spanier bemerkt, als von allen umliegenden Bergeshöhen Rauchsignale aufstiegen, wodurch einigen araukanischen Heerhaufen der Befehl erteilt wurde, den Weißen den Rückweg zu verlegen. Zugleich sammelten sich alle auf dem Schlachtfeld Befindlichen zu einem allgemeinen Angriff und faßten die Spanier gleichzeitig von vorn, im Rücken und in der Flanke. Nun gab es kein Entrinnen mehr, und mochten die Spanier sich auch mit der Wut der Verzweiflung wehren, so wurde doch einer nach dem andern erschlagen. Keiner entkam. Als Valdivia erkannte, daß alles verloren sei, wagte er auf eigene Faust einen Fluchtversuch. Wohl gelang es ihm, sich dem wilden Getümmel zu entziehen, doch geriet er mit seinem Pferde in einen Sumpf und wurde hier von den nachstürmenden Feinden ergriffen. Im Nu waren dem Unglücklichen die Rüstung und die Kleider vom Leibe gerissen und völlig nackt schleiften die Sieger ihn gebunden nach der Schlachtstätte zurück, wo seiner ein schreckliches Schicksal wartete. Vergeblich flehte der Gefangene um sein Leben, vergeblich versprach er, das Land verlassen, die Städte und Forts aufheben und den Siegern ein Lösegeld von zweitausend Schafen geben zu wollen. Alle die grausamen Bedrückungen, welche die Araukaner erduldet hatten, stiegen vor dem Geiste der Erbitterten wieder empor und brachten sie zu dem Vorsatz, den Urheber des Unheils dasselbe tausendfach entgelten zu lassen. Der 2. Januar des Jahres 1554 war der Tag, wo Valdivia der Rache der Araukaner zum Opfer fiel. Während Tausende frohlockender Sieger ihn im Kriegstanz umkreisten, schnitten andere ihm mit ihren aus Seemuscheln gefertigten primitiven Messern die Arme ab, lösten die Knochen aus denselben und machten vor den Augen des Unglücklichen Kriegsflöten daraus. Das Fleisch wurde leicht gebraten und, nachdem man es dem Hülflosen unter die Nase gehalten, verzehrt. Überlieferungen erzählen, daß Valdivia drei Tage lang all die grausigen Martern zu ertragen hatte, welche nur eine durch Rachgier entflammte Phantasie ersinnen kann. Als endlich der Tod ihn von diesen Leiden erlöste, ward sein Kopf auf eine Lanze gespießt und im Lande umhergetragen. Aus dem Schädel verfertigte man später eine Trinkschale, welche noch über hundert Jahre später bei allen Siegesfesten der Araukaner zur Verwendung kam.

So war das Ende Valdivias, der sich unter allen spanischen Eroberern als einer der bedeutendsten, geschicktesten und kühnsten gezeigt hatte. —

Der Untergang seines Heeres war für die spanischen Kolonien Chiles ein harter Schlag, zumal bald darauf die Araukaner einen ähnlichen Erfolg über eine Armee Villagrans, des Nachfolgers Valdivias, errangen, wobei dreitausend Soldaten, teils Spanier, teils indianische Hülfstruppen umkamen und sämtliche Geschütze verloren gingen.

Überaus erbitterte Kämpfe folgten von da an mit geringer Unterbrechung. Mit erbeuteten Pferden, deren Züchtung die Araukaner sich ganz besonders angelegen sein ließen, organisierten sie eine vortreffliche Reiterei, deren sehr energischen Angriffen späterhin die spanische Kavallerie kaum zu widerstehen vermochte.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatten die Araukaner alles Gebiet von der Insel Chiloe bis zum Flusse Bio Bio zurückerobert; sämtliche Spanier waren bis zum Jahre 1602 aus der Provinz Arauko vertrieben sowie alle von Valdivia angelegten Städte und Befestigungen zerstört.

Mit wechselndem Glück zog dieser zwischen den Spaniern und Araukanern wütende Krieg sich durch die folgenden Jahrhunderte fort, bis es endlich im gegenwärtigen Jahrhundert der chilenischen Regierung gelang, ein freundschaftlicheres Verhältnis mit den Araukanern anzubahnen und langsam aber sicher das Gebiet derselben zu reduzieren. Dieser Prozeß wurde durch das allmähliche Sinken der Kopfzahl der Araukaner wesentlich befördert, die gegenwärtig auf kaum noch 40000 anzuschlagen ist, wohingegen sie sich früher nach Hunderttausenden bezifferte. Da es der chilenischen Regierung ferner gelang, die wichtigsten Punkte zu besetzen, Wege anzulegen und eine Eisenbahn bis in das Herz des araukanischen Landes vorzuschieben, so wird nach einigen fruchtlosen Aufstandsversuchen wohl bald von dem heroischen Volke der Araukaner kein selbständiger Stamm mehr übrig sein.



Araukanerin mit dem Mantel (Ichelle) bekleidet.
Nach einer Photographie.



Ein „Toldo“ der Patagonier.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Die Entdeckungen der Spanier in Patagonien.

Nach der denkwürdigen Fahrt des Hernando Magalhäes machte die Kenntnis der Südspitze von Südamerika nur langsame Fortschritte. Zwar hatten sich, nachdem das einzige von Magalhäes' Flotte übrig gebliebene Schiff, die „Viktoria“ „mit Segeln, die zerlappt waren, wie eine in der Schlacht zerschossene Fahne und mit Planken, die voller Löcher waren wie ein Sieb“ in dem Hafen von San Lucar erschienen war, alle Hände geregt, um eine neue großartige Expedition zustande zu bringen, welche auf dem Wege durch die südliche Durchfahrt die Molukken erreichen sollte.

Diese aus sieben Schiffen bestehende Expedition wurde unter den Befehl des Garcia Joffre de Loaysa gestellt und kam zu Anfang des Jahres 1526 in die Nähe der Magalhäesstraße, konnte aber, durch widrige Stürme stets zurückgeschlagen, erst nach wochenlangen Versuchen am 6. April in die Straße einlaufen. Bei den vielfältigen Rekognoszierungen wurden einige Entdeckungen gemacht, von denen diejenige, welche der Kapitän Francisko de Hoces mit dem „San Lesmes“ ausführte, die merkwürdigste war. Sein Schiff wurde nämlich von Stürmen die ganze Nordostküste des Feuerlandes entlang getrieben und soll bis zum 55° s. Br. gekommen sein, wo man offenes Meer fand.*) Zu dem Geschwader zurückgekehrt berichtete Hoces dem Loaysa, es scheine ihm an der von ihm erreichten Stelle das Ende des Landes zu sein, doch wurde dieser wichtigen Entdeckung nicht die gebührende Beachtung beigelegt. Hätte man sie mehr gewürdigt und verfolgt, so wäre der Flotte Loaysas zweifellos das traurige Geschick erspart geblieben, welches nach der Einfahrt in die Magalhäesstraße ihrer harrte.

Zwei der Schiffe wurden gleich am Eingange der Durchfahrt gänzlich verschlagen, das gleiche Schicksal erlitten die übrigen, nachdem sie endlich am 25. Mai in die Südsee gelangt waren. Eines derselben, der kleine „Santiago“ wurde so weit gen Norden getrieben, daß der Kapitän Guevara sich entschloß, „lieber das Land aufzusuchen, welches Hernando Cortes entdeckt und erobert habe,“ anstatt nach den sehr entfernten Molukken zu steuern.**)

Der Plan kam zur Ausführung, womit der Kontinent von Südamerika zum erstenmal ganz umschifft wurde und zwar zu einer Zeit, als Pizarro auf seinem Entdeckungszuge erst bis Tumbez gekommen war.

Die anderen Schiffe Loaysas gingen sämtlich verloren, er selbst starb von Kummer und Anstrengung erschöpft während der Fahrt über den Großen Ozean. Das von ihm befehligt gewesene Schiff war das einzige, welches die Gewürzinseln erreichte, von wo aus die Mannschaft erst nach vielen Abenteuern nach Spanien zurückkehrte.

Dieser unglückliche Ausgang der stolzen Expedition brachte die Unternehmungen der Spanier gegen die Molukken ins Stocken, ja, als Karl V. bald darauf die Schwester des Königs von Portugal und dieser wieder die Schwester Karls V. heiratete, wurden die zwischen Spanien und Portugal wegen der Molukken bestehenden Differenzen derart ausgeglichen, daß Spanien im Jahre 1529 seine Ansprüche an die Gewürzinseln gegen eine Summe von 350 000 Dukaten aufgab. —

Bereits früher haben wir bemerkt, daß Kaiser Karl V. durch ein vom 21. Mai 1534 datiertes Dekret die Westküste von Südamerika in Distrikte geteilt hatte, von welchen er den zwischen der dem Almagro zugesprochenen Provinz Neu Toledo (Chile) und der Magalhäesstraße gelegenen südlichsten Distrikt dem Simon de Alcazaba verlieh. Alcazaba war ein verdienter Seefahrer von portugiesischer Herkunft, welcher seit langen

*) Navarrete, Coleccion de los viages y descubrimientos, que hicieron por mar los Españoles. I. c. pag. 404.

**) J. G. Kohl, Geschichte der Entdeckungsreisen zur Magellan-Straße. Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. Bd. XI. S. 358.

Jahren im Dienste der spanischen Krone stand und gern die erbetene Erlaubnis erhielt, jene noch unbekannte Küstenstrecke entdecken und kolonisieren zu dürfen. Mit zwei Schiffen und 200 Spaniern ging Alcazaba am 21. September 1534 von San Lucar de Barrameda aus in See und begab sich, ohne irgendwo Aufenthalt zu nehmen, bis in die Nähe der Magalhäesstraße, die er noch vor Einbruch des südlichen Winters zu passieren hoffte.

Wohl gelang es ihm auch, in die Straße einzulaufen und über die zweite Verengung hinaus vorzudringen,*) allein hier wurden seine Schiffe von einem so argen Unwetter heimgesucht, daß die Leute, die den kalten südlichen Winter fürchteten, allen Mut verloren und den Kommandanten bestürmten, wieder in das offene Meer hinauszugehen, um ein milderes Land zum einstweiligen Überwintern aufzusuchen.

Alcazaba folgte diesen Wünschen und kehrte bis zum 42° s. Br. zurück, um im Puerto de los Lobos, wahrscheinlich der heutigen Bai San José, ein Winterlager aufzuschlagen. Da die Jahreszeit noch einen Streifzug ins Innere des Landes gestattete, drang er mit 200 Mann gen Nordwesten vor, in der Hoffnung, daß es gelingen möge, auf dem Landwege leichter die ihm zugeteilten Gebiete im Süden von Neu Toledo oder Chile zu erreichen als wie durch die gefährliche Magalhäesstraße.

Gar bald aber machten sich in den unwirtlichen Steppen Patagoniens die Beschwerden der Reise so fühlbar, daß Alcazaba, ein ziemlich korpulenter, unbehülflicher und noch dazu kränklicher Mann schon nach einer Strecke von 14 Leguas die Weiterreise aufgab und nach den Schiffen zurückkehrte. Zu seinem Stellvertreter ernannte er den Kapitän Rodrigo de Isla, welcher mit dem kleinen Heere mutig in die äußerst wüsten, rauhen und steinigen Steppen Patagoniens vordrang. Bei den Truppen befand sich ein mit Kompaß, Astrolabium und Seekarten ausgerüsteter Pilot, der die eingeschlagene nordwestliche Richtung genau beibehielt und die erreichten Punkte so aufzeichnete, als befände man sich auf dem Ozean.

Nirgends fand man aber auf diesem Ozean, wo gleich erstarrten Wellenbergen eine Hügelkette sich neben und hinter der anderen erhob, und wo nur gelbes Gras und einzelne armselige Sträucher im Winde wogten, Wasser, und hatten die Soldaten bereits alle Qualen des Durstes ertragen, als man endlich einen großen Fluß erblickte, der in einem tiefen Thale dahinfloß und die Spanier an den Guadalquivir erinnerte. Wahrscheinlich war dieser Strom der südwestliche Zufluß des Rio Negro, der Limay, an dessen Ufern die Spanier mit sehr barbarischen Indianern zusammentrafen, Angehörigen jener patagonischen Stämme, welche schon das Staunen des Magalhäes hervorgerufen hatten.

Diese Patagonier, die sich selbst Tsonecas nennen, sind Stammverwandte der Araukaner, wie sie auch heute noch mancherlei Ähnlichkeiten mit denselben besitzen, dadurch aber wieder sich von ihnen gänzlich unterscheiden, daß sie ein echtes Nomadenvolk darstellen und auf den weiten Steppen dem Wilde folgen, während jene ein seßhafteres Leben vorziehen.

*) J. G. Kohl, Geschichte der Entdeckungsreisen zur Magellan-Straße. Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin. Bd. XI. S. 373.

Von den südlichen Pampas Argentiniens an beherrschen diese Nomadenstämme, von denen die Tehuelches, Pehuenches und Puelches die wichtigsten sind, das ganze Gebiet bis zur Magalhäesstraße und stellen ein überaus muskelstarkes, abgehärtetes Volk dar, welches die größten Beschwerden und Entbehrungen mit Leichtigkeit erträgt.

Zur Zeit, als die Europäer die erste Bekanntschaft mit jenen Nomaden machten, führten dieselben nur Bogen, Pfeile und Lanzen, außerdem war ihnen der Gebrauch der Bolas und Lassos bekannt.*) Als Kleidung dienten weite Mäntel aus den Fellen der



Type eines Patagoniers.



Type einer Patagonierin.

Beide vom Stamme der im Stromgebiet des Rio Negro umherziehenden Tehuelchen.

Guanakos, einer wildlebenden Lamaart, welche das vorzüglichste Jagdtier jener Regionen repräsentiert.

Daß die Patagonier jener Zeit in ledernen Zelten, sogenannten „Toldos“ hausten, haben wir bereits auf Seite 71 dieses Bandes hervorgehoben. Diese Zelte bestanden aus einem starken Stangengerüst, über welches mehrere zusammengenähte Guanakofelle gespannt wurden, denen durch eine darübergeschmierte Mischung aus Fett und rotem

*) Eine große Änderung in der Lebensweise der Patagonier wurde herbeigeführt, als dieselben nach häufigeren Berührungen mit den Europäern in den Besitz von Pferden kamen, deren Zucht die Patagonier sich ganz besonders angelegen sein ließen. Die Folge war, daß die Patagonier ein Reitervolk wurden, den Gebrauch von Bogen und Pfeilen gänzlich aufgaben, dagegen aber sich in der Handhabung der Lanzen, Bolas und Lassos immer mehr ausbildeten.

Ocker größere Geschmeidigkeit und Haltbarkeit verliehen wurde. (Vergl. die Vignette auf Seite 150.) Die Toldos, deren innere Einrichtung nur aus einigen gleichfalls aus Fellen hergerichteten Lagerstätten bestand, wurden an geschützten Stellen aufgeschlagen und war die Öffnung stets gen Osten gerichtet, um dem Eindringen der schauderhaften Windstöße zu wehren, welche zu allen Jahreszeiten von Westen her über die Steppen Patagoniens fegen.

Am Limay fanden die Spanier ferner große Herden „wilder Schafe" (Guanakos), sowie Bäume, deren es sonst nirgends welche in jenem kahlen Lande gab. Aus dem Holze derselben verfertigten sie primitive Flöße, auf welchen sie den Strom überschritten. Weiter westwärts durchquerten sie ein felsiges Hügelland und kamen endlich zu äußerst hohen Gebirgen, an deren Fuße der letzte Rest des Proviantes ausging.

Wenn auch einige Indianer, die man gefangen und als Wegweiser mitgeschleppt hatte, die Versicherung gaben, daß hinter jenen Gebirgen besser bevölkerte Länder gelegen seien, wo Leute wohnten, die goldene Ringe in den Ohren und an den Armen trügen, so fehlte es den erschöpften und halbverhungerten Soldaten aber an Mut, den Marsch über die öden Hochgebirge der Kordilleren zu wagen. Da auch einige der Offiziere für die Rückkehr stimmten, so wurde dieselbe trotz der Gegenvorstellungen Rodrigo de Islas beschlossen. Hätten die Truppen nur noch wenige Tage seiner Leitung vertraut, so wären sie vor Valdivia nach Chile gelangt und hätten dies fruchtbare Gebiet für ihren Befehlshaber Alcazaba sichern können.

So aber ging Alcazaba der Früchte seiner Expedition völlig verlustig, ja, ein noch viel traurigeres Los war ihm beschieden. Schon auf dem Rückmarsche nach Puerto de los Lobos hatten die Soldaten in der Furcht, Strafe für ihren Ungehorsam zu erhalten, ihren Anführer Rodrigo de Isla mit einigen anderen ihm ergebenen Offizieren ergriffen und gefesselt in der patagonischen Wildnis zurückgelassen.

Nach Ankunft bei den Schiffen überrumpelten sie die dort zurückgebliebenen Mannschaften, ermordeten ihren Chef Alcazaba und warfen seine Leiche ins Meer. Nach dieser Mordthat faßten sie den Plan, mit den beiden Schiffen auf Seeräuberei auszugehen, wurden aber durch das plötzliche Wiedererscheinen Rodrigo de Islas überrascht, der mit seinen Leidensgenossen sich frei gemacht und hinter den Rebellen hermarschiert war.

Die Uneinigkeit derselben benutzend, gelang es ihm mit Hülfe der Gutgesinnten die Rebellen zu bewältigen und die Rädelsführer zur Rechenschaft zu ziehen. Einige derselben wurden hingerichtet, andere an der wüsten Küste ausgesetzt und ihrem Schicksale überlassen. Die Schiffe aber wurden von dem Kapitän Juan de Mori, welcher das Oberkommando ergriffen hatte, die Küste von Brasilien entlang geführt, um Española zu erreichen. Während dieser Fahrt ging freilich das Hauptschiff zu Grunde, mit ihm auch alle auf die Expedition bezüglichen Dokumente, sowie wahrscheinlich auch Rodrigo de Isla, dem der Ruhm gebührt, Patagonien zuerst durchkreuzt zu haben. —

Der Fehlschlag auch dieser Expedition brachte die weiteren Unternehmungen gegen Patagonien ins Stocken und wenn auch Kaiser Karl V. im Jahre 1535 dem Pedro de Mendoza alles Land südlich von der Mündung des Rio de la Plata bis zur

Magalhãesstraße verlieh und ihm den Auftrag ertheilte, zu Lande bis zur Südsee vorzudringen, so blieb dieser Auftrag jedoch unerledigt, da Mendoza es vorzog, sich am Rio de la Plata festzusetzen und sein Augenmerk auf das reichere Ergebnisse versprechende Stromgebiet desselben zu richten.

Zwar wurde im Januar des Jahres 1540 Patagonien von Alonso de Camargo berührt, der auf einer Fahrt nach Peru die Magalhãesstraße passierte und die Westküste Südamerikas entlang bis nach Arequipa fuhr; da aber eine Landung während dieser Fahrt nicht erfolgt zu sein scheint, so ist diese Fahrt für die Entdeckungsgeschichte Patagoniens von keiner Bedeutung.

Erst im Jahre 1553 hören wir wieder von größeren Unternehmungen gegen Patagonien. Dieselben wurden von Valdivia, dem Eroberer Chiles, ins Werk gesetzt, welcher die Absicht hatte, anderen Eroberern in der Besitzergreifung der ganzen Südspitze von Südamerika zuvorzukommen und zugleich durch die Magalhãesstraße in direkte Verbindung mit Spanien zu treten, um sich dadurch von Peru unabhängig zu machen. Zu diesem Zwecke rüstete Valdivia zwei Expeditionen aus, von denen die eine unter Franzisko Villagran bei Villa Rica die Anden überschritt. Seiner Weisung, in östlicher Richtung bis zum Atlantischen Ozean vorzudringen, vermochte Villagran aber nicht nachzukommen, da er einesteils in den Steppen und Pampas am Rio Negro heftige Kämpfe mit dem patagonischen Volksstamme der Puelchen auszufechten hatte und es ihm auch nicht möglich war, den sehr breiten und reißenden Rio Negro zu überschreiten.

Die zweite von Valdivia ausgeschickte Expedition unter dem Befehle von Franzisko de Ulloa sollte zu Wasser die Westküste von Patagonien erforschen, hatte aber gleichfalls einen Mißerfolg, indem sie die Hauptaufgabe, durch die Magalhãesstraße bis zum Atlantischen Ozean vorzudringen, unerledigt ließ. Über die etwaigen Erfolge, welche die Expedition an der Westküste errungen haben mag, fehlt sichere Kunde.

Erst dem Garcia Hurtado de Mendoza, dem Gouverneur von Chile war es vorbehalten, das Besitztum der Spanier gen Süden hin auszudehnen und die Westküste von Patagonien zu erschließen. Von Villa Rica aus drang er quer durch das Gebiet der Araukaner und sah am 24. Februar 1558 von dem Kamme eines Gebirgszuges aus einen schönen, von zahlreichen Inseln bedeckten Golf. Es war der Golf von Reloncavi, von wo aus einige kühne Spanier auf einem Ruderboote zu der großen Insel Chiloë hinüberfuhren.

Noch vor seinem Aufbruch aus Villa Rica hatte Garcia de Mendoza auch zwei Schiffe ausrüsten lassen und dieselben unter das Kommando des Kapitäns Juan Ladrillero gestellt, der am 17. November 1557 den Hafen von Valparaiso verließ, um gleichfalls die Westküste von Patagonien zu untersuchen. Auf der Höhe der Insel Campana wurden die Schiffe aber von einem furchtbaren Sturm überfallen, so daß sie in einer kleinen Bucht Schutz suchen mußten. Kaum hatten sie sich am 6. Dezember wieder aufs Meer gewagt, als ein neuer Sturm die Fahrzeuge voneinander trennte. Das kleinere Schiff, der von Cortes Ojea geführte „San Sebastian“, gelangte unter

schrecklichen Gefahren, welche zwischen den der Westküste von Patagonien vorgelagerten Riffen und Inseln durch Eisberge und Stürme zu bestehen waren, bis in die Nähe des Eingangs zur Magalhäesstraße. Die Einfahrt in dieselbe konnte man aber nicht auffinden und so wurde am 27. Januar 1558 die Rückfahrt angetreten. Am 15. Februar warf ein heftiger Sturm das Schiff in die flache Bucht einer öden, unter 49° 40′ südl. Br. gelegenen Insel. Die Mannschaft rettete sich, erbaute eine kleinere Brigantine und setzte gegen Ende Juli die Fahrt gen Norden fort, um nach unsäglichen Beschwerden am 1. Oktober 1558 in der Bucht von Valdivia wieder einzutreffen.

Mittlerweile hatte Ladrillero auf dem „San Luis“ den Kanal Fallos durchschifft, welcher die großen Inseln Campana und Wellington trennt. Darauf hatte er die Westküste des Archipels de la Madre de Dios befahren und fast sämtliche bedeutenderen Kanäle untersucht, welche sich zwischen dem westpatagonischen Insellabyrinthe hinziehen. In seinem noch erhaltenen Schiffstagebuche lieferte Ladrillero so genaue Beschreibungen der von ihm besuchten Kanäle, Buchten und Inseln, daß eine 300 Jahre später nach diesen Gegenden ausgeführte englische Expedition unter Parker King und Fitz Roy mit geringer Mühe die von Ladrillero besuchten Punkte wieder nachweisen konnte. Auch gab Ladrillero kurze aber wertvolle Beschreibungen des Landes und seiner Bewohner.

Im März 1558 drang der „San Luis“ in die Magalhäesstraße ein, verfolgte dieselbe bis zu ihrem Ausgang in den Atlantischen Ozean und nahm von der Meerenge sowohl wie auch von den anliegenden Ländern für die spanische Krone feierlich Besitz.

Nach der glücklich erfolgten Rückkehr Ladrilleros unternahmen noch einige andere Seefahrer von Chile aus Expeditionen zur Erforschung der Westküste Patagoniens, doch waren diese Fahrten wenig erfolgreich und verloren manche der Leiter (so z. B. um das Jahr 1570 Fernando Gallego) ihr Leben.

Der unglückliche oder wenig ergebnisreiche Verlauf der meisten dieser nach Patagonien und der Magalhäesstraße gerichteten Fahrten brachte die Gewässer Patagoniens so in Verruf, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts kaum noch ein Seefahrer wagte, den Bug seines Schiffes nach jenen gefährlichen Regionen zu lenken, ja, die früher so eifrig gesuchte Durchfahrt an der Südspitze des südamerikanischen Kontinents geriet so in Vergessenheit, daß sich sogar die Sage verbreitete, dieselbe sei durch eine vom stürmischen Meere und dem wütenden Winde losgerissene Insel verstopft worden.*)

Erst als Sir Francis Drake, jener berühmte englische „Erzpirat des Erdkreises“ im Jahre 1578 durch jenes alte beinahe vergessene Thor in den Großen Ozean einfuhr und die goldreichen Küstenstädte Südamerikas brandschatzte, wurden die Spanier an diese wichtige Durchfahrt erinnert und beeilten sich nun, eine starke Expedition nach der Magalhäesstraße auszurüsten, um Drake, der möglicherweise auf demselben Wege heimkehre, dort abzufangen. Diese aus zwei Schiffen bestehende Flotte wurde von Francisko de Toledo, dem damaligen Vizekönig von Peru ausgesandt, dessen Städte am schwersten unter den Heimsuchungen des englischen Korsaren gelitten hatten.

*) Vergl. J. G. Kohl, Geschichte der Entdeckungsreisen zur Magellan-Straße. Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin. Bd. XI. S. 388.



Scenerie im westlichen Teile der Magalhãesstraße.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Die Schiffe sowie die aus zweihundert Mann bestehende Besatzung standen unter dem Befehle des Pedro Sarmiento de Gamboa, der von dem unter dem 50° s. Br. gelegenen Golfo de la Trinidad an die ganze Küste von Patagonien bis zur Magalhãesstraße sowie auch diese selbst aufs genaueste untersuchte und höchst wertvolle Aufzeichnungen über seine Reise machte.

Ganz besonders ließ sich Sarmiento die Aufnahme der Magalhãesstraße angelegen sein und benannte in dieser wichtigen Fahrstraße mehr Punkte als irgend ein Seefahrer vor oder nach ihm. Viele dieser von Sarmiento verliehenen Namen sind heute noch in der Geographie gebräuchlich. Gegen Anfang des Jahres 1580 erreichte er den Ausgang der Straße und kam mit seinen wertvollen Beobachtungen und Aufnahmen

um dieselbe Zeit nach Spanien, als Sir Francis Drake, der dem Beispiele des Magalhäes gefolgt war, Asien besucht und die Südspitze von Afrika umschifft hatte, mit Beute beladen in England eintraf. —

Um ähnlichen Raubexpeditionen der Engländer in der Südsee vorzubeugen, schlug Sarmiento der spanischen Krone vor, die Magalhäesstraße militärisch zu besetzen und so kam es im Jahre 1581 thatsächlich zur Ausrüstung einer so großen Kriegsflotte, wie sie die neue Welt bisher noch nicht gesehen hatte. Zählte diese Flotte, welche unter den Befehl von Diego Flores de Valdes gestellt war, doch nicht weniger als 23 Schiffe, auf welchen 3500 Kolonisten und Matrosen sowie 500 Soldaten nach Patagonien und Chile gebracht werden sollten. Als Beistand des Oberkommandeurs fungierte Sarmiento unter dem Titel eines „Generalkapitän der Magalhäesstraße und der dort beabsichtigten Kolonien".

Diese stolze Expedition, durch welche Spanien sich den Besitz des pacifischen Weltmeeres zu sichern gedachte, nahm einen überaus unglücklichen Verlauf. Schon bald nach der Ausfahrt überfielen schwere Stürme die Schiffe und wurden sieben derselben mit 800 Leuten von den Wogen verschlungen. Die übrigen Schiffe kehrten nach Cadix zurück. Abermals ausgelaufen, verlor die Flotte auf dem Atlantischen Ozean an 200 Personen durch Krankheit, auch gingen mehrere Schiffe zu Grunde. Beständig von Mißgeschick verfolgt langte die Flotte endlich im März 1583 vor der Magalhäesstraße an, konnte aber der heftigen konträren Winde halber nicht in dieselbe einlaufen, so daß sich der Befehlshaber de Valdes entschloß, nach dem Hafen von Rio Janeiro zurückzukehren. Von dort aus unternahmen Sarmiento und der Vizeadmiral Ribera mit fünf Schiffen und 530 Leuten am 2. Dezember desselben Jahres einen neuen Versuch, ihr Ziel zu erreichen. Es gelang, in die Magalhäesstraße einzudringen und einige Hundert Soldaten und Kolonisten, darunter auch dreißig Frauen ans Land zu bringen, dann aber wurden die Schiffe von einem plötzlich hereinbrechenden Sturm erfaßt, von den Ankern gerissen und zur Straße hinausgetrieben.

Viermal versuchten es die Schiffe vergeblich, aufs neue in die gefährliche Durchfahrt zu kommen, aber ebenso oft wurden sie von den Stürmen weit aufs Meer geworfen.

Des anstrengenden Kampfes gegen die Elemente müde kehrte Ribera, ohne Sarmiento davon zu benachrichtigen, mit vier Schiffen nach Spanien zurück und ließ die ausgesetzten Kolonisten sowie Sarmiento mit seiner Karavelle im Stich. Diesem gelang es nach vieler Mühe, die Einfahrt in die Magalhäesstraße zu erzwingen und marschierte er, nachdem er nicht weit vom östlichen Eingange der Straße ein kleines Fort, Nombre de Jesus, angelegt und mit fünfzig Mann besetzt hatte, unter unsäglichen Drangsalen und vielen Kämpfen mit den Patagoniern bis zu einem nordöstlich vom Kap Froward gelegenen Punkt, wo er eine befestigte Ortschaft anlegte, welche dem Könige Philipp von Spanien zu Ehren den Namen Ciudad del Rey Felipe „Philippsstadt" erhielt.

Diese südlichste Ansiedlung, welche von Europäern in Amerika je gegründet wurde, nahm ein schauerliches Ende. Der hereinbrechende Winter begrub die Blockhäuser im Schnee und gar bald machte sich bei den Eingeschlossenen empfindlichster Mangel geltend.

Westl. v. Greenwich
CARAIBISCHES MEER
ATLANTISCHER OCEAN
STILLER
CENTR. AMERIKA
VENEZUELA
GUYANA
NUEVA GRANADA
CASTILLA DEL ORO
NUEVA CASTILLA
TOLEDO
MATTO GROSSO
TIERRA DE SANTA CRUZ
BRASILIA
BAHIA
MINAS GERAES
SÃO PAULO
PARAGUAY
PARANA
EL GRAN CHACO
SIARA
MARANHAN
SANTA AMARO
PARAHYBA
TAMARACA
PERNAMBUCO
ILHEOS
ESPIRITU SANTO
RIO DE JANEIRO
Unsichere Position der Demarkationslinie
Cabo de la Vela
Santa Marta
Cartagena
Caracas
Cumana
Trinidad
Tobago
Margarita
Paramaribo
Cayenne
Bogota (S. Fé)
Quito
Chimborazo
Riobamba
Guayaquil
Galapagos Inseln
Bahia de S. Mateo
C. San Francisco
Puerto Viejo
Punta de S. Elena
C. San Maria
Trujillo
Callao
Ciudad de los Reyes
Lima
La Paz
Nevado de Sorata
Illimani
Sucre
Potosi
Arica
Tarapaca
Cobija
Jujuy
Salta
Asuncion
Tucuman
Pernambuco
C. S. Roque
Bahia de Todos los Santos
Porto Seguro
C. Frio
Rio de Janeiro od. Bahia de Santa Lucia
S. Vincent
S. Felix
S. Ambrosio
Cocos I.
Orinoco
Guaraunos
Aruaken
Karibes
Arinagotos
Rucuyennes
Oyampis
Makusi
Wapisianos
Carigueanos
Caripunas
Uaupes
Macus
Juris
Omaguas
Passes
Miranhas
Muras
Maues
Mayurunas
Tiounas
Purus
Cocamas
Antis
Aymara
Conibos
Mundrucus
Parintintins
Jaounds
Gez
Bos
Gradahos
Carajas
Camacan
Tapoyer
Tupinambas
Kiriri
Botocudos od. Aymores
Coroados
Goyas
Bororos
Cayuba
Chiriguanas
Guaycurus
Payaguas
Tobas
Mataguayos
Tupis
Amazonen Strom
Pará
S. Luis de Maranhão
10°
20°
30°
40°
50°
60°
70°
80°
90°

KARTE ZUR

GESCHICHTE DER ENTDECKUNG VON

SÜDAMERIKA.

Entworfen von Rudolf Cronau.

LÄNDERNAMEN, PROVINZEN, *Völkernamen.*

DAS REICH TAHUANTINSUYU.

Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig

Um demselben abzuhelfen, segelte Sarmiento nach Rio Janeiro, vermochte aber trotz der ungeheuersten Anstrengungen nicht, mit seinen Proviantschiffen die Magalhäesstraße wieder zu erreichen und da die Bedrängten aus ihrer verzweifelten Lage zu befreien. Das Unglück wollte, daß er bei diesen Versuchen englischen Kapern in die Hände fiel, welche ihn nach England schleppten. Wohl entließ die Königin Elisabeth den verdienten Mann aus seiner Gefangenschaft, jedoch wurde derselbe auf seiner Rückreise nach Spanien in der Grafschaft von Béarne abermals gefangen genommen und erst im Jahre 1590 ausgelöst.

Die Kolonisten zu Philippsstadt hatten nach der Abreise Sarmientos schreckliche Drangsale erduldet. Zahlreiche Personen starben Hungers, andere wurden von den Patagoniern erschlagen oder fielen wilden Tieren zum Opfer, ein großer Teil ging während des verzweifelten Versuches, zu Fuß durch die ganze Länge von Patagonien bis zum Rio de la Plata zu wandern, zu Grunde und nie hat man über den Verbleib dieser Verschollenen irgend welche Spuren zu entdecken vermocht. Die letzten Bewohner von Philippsstadt wandten sich dem östlichen Eingange der Magalhäesstraße zu in der Hoffnung, von irgend einem Schiffe aufgenommen zu werden, doch auch sie fanden ihren Tod an den unwirtlichen Küsten.

Als im Jahre 1587 der Engländer Thomas Cavendish die Magalhäesstraße besuchte und dabei den Hafen von Philippsstadt anlief, fand er nur Ruinen und in denselben die mumienhaft zusammengeschrumpften Leichname jener Unglücklichen, die sechs Jahre vorher mit so frohen Hoffnungen ausgezogen waren. Zum Andenken an das schaurige Geschick jener Kolonie wurde die Bai, an welcher Philippsstadt gelegen war, Port Famine, Puerto del Humbre oder „Hungerhafen" genannt, ein Name, der bis heute dieser Stelle des Unglücks verblieben ist. —

Wurden in der Folgezeit auch noch mancherlei Expeditionen nach Patagonien unternommen, so blieb die Kenntnis dieses Landes aber auf die Küstenstriche beschränkt und erst den Forschern der Neuzeit war es vorbehalten, auch die Natur seines gewaltigen Binnenlandes mehr und mehr aufzuhellen.





Sebastian Cabot.

Die Entdeckungen der Spanier im Stromgebiete des Paraná.

Weitaus schneller als die Erschließung Patagoniens sollte die Erschließung der Binnenländer der heutigen Staaten Argentinien, Uruguay, Paraguay und Bolivia erfolgen. Dieselbe geschah von zwei Seiten her und zwar drangen die Spanier im Jahre 1527 von Süden durch das gewaltige Thor des Rio de la Plata den Paraná hinauf bis nach Paraguay, während die Besiedlung von Bolivia und Nordwest-Argentinien späterhin von Peru aus erfolgte. —

Nachdem Hernando Magalhães auf seiner Suche nach der südlichen Durchfahrt im Januar 1520 in den Rio de Solis, den späteren Rio de la Plata eingelaufen war und nach sorgfältigen Untersuchungen festgestellt hatte, daß hier eine Durchfahrt zum Großen Ozean nicht vorhanden sei, war Sebastian Cabot der erste, welcher im Februar des Jahres 1527 diese Strommündung wieder besuchte.

Sebastian Cabot, ein zu Venedig geborener Sohn des berühmten italienischen Seefahrers Giovanni Caboto oder Cabot, mit welchem wir uns später noch zu beschäftigen haben werden, stand als Kosmograph in spanischen Diensten und erhielt im Jahre 1524 vom Rate von Indien die Erlaubnis zu einer Fahrt durch die jüngst entdeckte Magalhãesstraße nach den Molukken. Auf dieser Reise, die mit vier Schiffen am 3. April 1526 von San Lukar aus angetreten wurde, kam Cabot am 15. Februar 1527 an jene ausgedehnte Fläche schlammigen Wassers, welche nach ihrem ersten Entdecker Rio de Solis genannt worden war. Der Küste des heutigen Uruguay folgend segelte Cabot bis zur Mündung

des Paraná und legte an einem etwa sieben Meilen von der jetzigen Stadt Buenos Ayres befindlichen Hafen ein Fort an, welches er San Salvador benannte. Hier ließ er die größeren Schiffe nebst einer kleinen Besatzung zurück und drang auf den beiden anderen Fahrzeugen durch das vielverschlungene Delta in den gewaltigen Riesenstrom. Unter 32° 15′ südl. Br., nahe der Mündung des Flusses baute er ein zweites Fort, San Espiritu, besetzte dasselbe mit sechzig Mann und fuhr am 22. Dezember 1527 mit nur geringen Kräften den Paraná weiter aufwärts.

Überall war dieser Mississippi Südamerikas mit zahllosen kleineren und größeren Inseln besetzt, die, meist niedrig, zur Zeit der Hochflut der Überschwemmung ausgesetzt waren, jetzt aber im Schmucke einer überschwenglichen, an herrlichen Blumen und Schlingpflanzen reichen Vegetation prangten. Zwischen diesen Inseln wälzte der Riesenstrom seine schlammigen, an Milchkaffee erinnernden Fluten in labyrinthartig verzweigten Kanälen dahin.

Kühn segelte Cabot bis zu den unter 27° 27′ s. Br. beginnenden Stromschnellen des Paraná, die seinem weiteren Vordringen ein Ziel setzten. Am 28. März 1528 trat er die Rückreise an, wobei aber auch der untere Teil des in den Paraná mündenden Paraguay untersucht wurde. Hier traf Cabot ein dem Ackerbau obliegendes indianisches Volk, die Agacos oder Payaguas, mit denen die Stromfahrer gar bald in Streit gerieten. Auf dreihundert Kähnen griffen sie die Spanier an und verloren die letzteren während des nunmehr entbrannten Flußgefechtes 25 Mann, darunter den Unterbefehlshaber Miguel Rifos.

Ungleich höher war der Verlust der Indianer, die sich dadurch veranlaßt sahen, ein besseres Einvernehmen mit den Weißen zu suchen. Im engeren Verkehr mit jenen Eingeborenen entdeckte Cabot, daß sie Gold und zahlreiche silberne Schmucksachen besaßen. Diese Gegenstände waren auf einem Kriegszuge erbeutet worden, den die Indianer einige Jahre zuvor nach den nordwestlich gelegenen Ländern ausgeführt hatten. Cabot ließ es sich angelegen sein, weitere Nachrichten über jene metallreichen Länder einzuziehen und soll, wie der ihn begleitende Jesuit Herrera versichert, wichtige Mitteilungen über die silberreichen Hochlandschaften von Bolivia, wie auch über das damals noch unentdeckte Goldland Peru erhalten haben.*)

Daß jene Nachrichten höchst verlockende gewesen sein müssen, geht aus dem Entschlusse Cabots hervor, die Weiterreise nach den Molukken gänzlich aufzugeben und seine volle Kraft der weiteren Erschließung dieses Teils des südamerikanischen Kontinents zu widmen. Um diese Willensänderung der spanischen Regierung kund zu geben und ihre Genehmigung einzuholen, entsandte Cabot zwei Hauptleute nach Spanien, welche außer zahlreichen indianischen Kostbarkeiten auch einige der Eingeborenen mit sich führten. Die Billigung der gemachten Vorschläge wurde leicht erlangt und trug man sich bereits mit allerlei großartigen Plänen zur Entdeckung und Ausbeutung jener von Cabot verheißenen metallreichen Länder, als plötzlich Francisko Pizarro am spanischen Hofe

*) Herrera, Dec. IV. lib. VIII. cap. 6.

erschien und die ersten bestimmten Mitteilungen über das von ihm erreichte Goldland Peru überbrachte.

Das volle Interesse der spanischen Regenten wandte sich dadurch den Unternehmungen zu, welche von Pizarro und seinen Genossen gegen das Inkareich ins Werk gesetzt wurden. Cabot hingegen, der mittlerweile bemüht war, seine Niederlassung San Espiritu weiter auszubauen und die benachbarten Landstriche zu unterwerfen, wurde völlig vernachlässigt, so daß er endlich nach langem vergeblichen Warten auf Unterstützung sich dazu entschloß, nach Spanien zurückzukehren. Im Juli 1530 traf er daselbst ein und erfuhr hier erst, daß das an Edelmetallen so reiche Land, von dem er nur unbestimmte Nachrichten erhalten hatte, mittlerweile vom pacifischen Ozean her entdeckt sei. —

Die Unternehmungen gegen die von Cabot erschlossenen Länder ruhten nun mehrere Jahre hindurch. Cabot, bereits ein hoher Fünfziger, trat wieder in das früher von ihm bekleidete Amt eines Piloto Mayor ein und scheint selbst keine Neigung gehabt zu haben, die Entdeckungen fortzusetzen.

Erst im Jahre 1534 hören wir von einem neuen Zuge zum Rio de la Plata, dem Silberstrome, wie der Rio de Solis seit Cabots Entdeckungsreise genannt wurde. Diese Expedition wurde von **Pedro de Mendoza**, einem reichen Privatmanne aus Cadix ausgerüstet, welcher die Erlaubnis erhielt, die Eroberung des zwischen dem la Plata und der Magalhãesstraße gelegenen Gebietes auf eigene Rechnung zu betreiben. Mendozas Expedition war in großartigstem Stile projektiert, zählte sie doch nahezu dreitausend Soldaten, darunter 150 Deutsche und Niederländer. Die Überfahrt wurde auf 14 Schiffen bewerkstelligt.

Ein hochinteressanter Bericht über den Verlauf dieser Expedition ist uns in der Erzählung eines deutschen Landsknechts erhalten worden, des **Ulrich Schmidel** aus Straubing, der neunzehn Jahre lang am Rio de la Plata verweilte und an fast allen mit Mendozas Unternehmungen im Zusammenhang stehenden Zügen Anteil nahm.

Den Titel seiner merkwürdigen Reiseschilderung geben wir S. 163 in Faksimile-Nachbildung wieder.

Mendozas erste That war, am rechten Ufer des Rio de la Plata den Grund zu einer Stadt zu legen, welche man, wie Schmidel erzählt, „genennet Buenos Ayres, das ist zu Teutsch: Gute Luft. Vnd ein Erdenen Wallen eines halben Spieß hoch darumb, vnd darinnen ein starck Hauß für vnsern Obersten. Die Stadtmawren von Erden war drey Schuch breyt, vnd was man heut bawet, das fiel morgen wieder ein, dann das Volk hatte nichts zu essen, litte sehr grosse Armuth vnd starb vor Hunger. Es verursachte auch solch grosse Armuth vnd Hungers noth, daß weder Ratzen oder Meuß, Schlangen noch ander vnziffer gnug vorhanden waren, zur Ersettigung dieses grossen jämmerlichen Hungers. So kunden auch die Schuhe vnd ander Leder nicht bleiben, es musste gessen sein. Es begab sich, daß 3 Spanier ein Roß empfrembden, vnd dasselbige heimlich assen, vnd als man solches innen ward, wurden sie gefangen, vnd mit schwerer pein derwegen gefragt; als sie nun solches bekannten, wurden sie zum Galgen verurtheilt,

Vierte Schiffart.

Warhafftige Historien.

Einer Wunderbaren

Schiffart / welche Vlrich Schmidel von Straubing/ von *Anno* 1534. biß *Anno* 1554. *in Americam* oder Neuwewelt/ bey *Brasilia* vnd *Rio della Plata* gethan. Was er in diesen Neuntzehen Jahren außgestanden/vñ was für seltzame Wunderbare Länder vnd Leut er gesehen: durch ermelten Schmidel selbst beschrieben/ An jetzt aber an Tag geben mit Verbesserung vnd Corrigierung der Stätt/ Länder vnd Flüß Namen/deßgleichen mit einer nothwendigen Landtaffel/ Figuren/ vnd anderer mehr Erklerung/gezieret/

Durch

LEVINVM HVLSIVM.

EDITIO SECVNDA.



NORIBERGÆ.

Impensis Levini Hulsij ANNO 1602.

vnd gehenckt. In derselben Nacht geselleten sich 3 andere Spanier zusammen, die kamen zu diesen dreyen gehenckten zum Galgen, hieben ihnen die Schenckel vom Leib herab, vnd haben große stücker Fleisch auß ihnen geschnitten, vnd trugen dieselben, zu Ersettigung

ihres grossen Hungers, in ihr Lossament. So hatte auch ein Spanier seinen Bruder, so in der Stadt Buenos Ayres gestorben war, auß obermessigem Hunger gegessen."

Um Proviant von den Indianern zu erheben, sandte Mendoza einen Teil der Mannschaft den Paraná aufwärts, doch kam nach fünfmonatlicher Abwesenheit nur die Hälfte und dazu mit leeren Händen zurück, da die Indianer zumeist geflohen waren oder ihre Vorräte verbrannt hatten.

Das Elend in der jungen Stadt wurde noch größer, als, um die fremden Eindringlinge zu vertreiben, im Jahre 1535 mehrere indianische Stämme sich vereinten und in einer Stärke von 23000 Mann Buenos Ayres belagerten.

Von den feurigen Pfeilen der Angreifer entzündet gingen mit Ausnahme des mit Ziegeln gedeckten Hauses Mendozas sämtliche Gebäude der jungen Ansiedlung in Flammen auf, auch setzten die Indianer vier Schiffe in Brand. Während des Kampfes um die Schiffe gelang es aber den Spaniern, die an Bord befindlichen schweren Geschütze in Anwendung zu bringen und erfüllten der donnernde Knall und die schauderhafte Wirkung derselben die Feinde so mit Entsetzen, daß sie die Belagerung aufgaben und davonzogen.

Da die Not immer größer wurde, beschloß Mendoza, selbst den Paraná hinaufzugehen, um Lebensmittel herbeizuschaffen. Durch Hunger und Elend war seine Armee bereits bis auf 560 Mann zusammengeschrumpft, von diesen ließ er 160 zur Bewachung der Schiffe zurück und wandte sich mit den 400 anderen stromaufwärts. Wohl gelang es, mit den am mittleren Paraná wohnenden Tymbu oder Tiembu Indianern einen friedlichen Verkehr herbeizuführen und den Ort Bona Esperanca zu gründen, doch auch hier machte sich der Mangel an Lebensmitteln fühlbar. Vier Jahre verweilte Mendoza in diesen Gegenden, erkrankte aber schließlich infolge des mühseligen Lebens so, daß er beschloß den Oberbefehl an Juan de Ayola zu übertragen und nach Spanien zurückzukehren.

Bereits auf der Heimreise begriffen, verschlimmerte sich sein Leiden derart, daß er noch unterwegs starb. Testamentarisch hatte er angeordnet, daß den am Paraná Zurückgebliebenen Verstärkung und Vorräte zugeführt werden sollten und war es Alonso Gabrero, welcher dieser Bestimmung gemäß im Jahre 1537 mit 200 Soldaten und reichen Vorräten nach Buenos Ayres abging. Als dort die vereinten Streitkräfte gemustert wurden, fanden sich nur noch 550 Mann, von denen 150 unter dem Hauptmann Doberim bei den Tiembus zurückblieben, während Gabrero mit den übrigen 400 auf acht Brigantinen weiter stromaufwärts zog. Überall traf man an den Rändern des mächtigen Flusses auf die Dörfer der Eingeborenen, die in mancherlei Stämme zerfielen, vielfach in Unfrieden mit ihren nächsten Nachbarn lebten und dadurch den Spaniern ihre Unterwerfung wesentlich erleichterten. Die zuerst besuchten Curandas, Gulgaisi und Macuerendas zeigten friedliche Gesinnungen, erst die Mepenes stellten sich den Spaniern in fünfhundert Kanoes entgegen, wurden aber mit großen Verlusten zurückgeschlagen. Im Lande der Macuerendas erlegte einer der Soldaten eine 25 Schuh lange und mannsdicke Riesenschlange. „Die erschussen wir," wie Schmidel erzählt, „mit einer



Buenos Ayres zur Zeit seiner Begründung.
Nach einer Darstellung in Ulrich Schmidels Reisebericht.

Büchsen. Als solches die Indianer sahen, verwunderten sie sich sehr ob dieser Schlangen, dann sie selbsten zuvorn kein so grosse gesehen hatten. Diese Schlange hat den Indianern sehr grossen Schaden gethan, nemblich, wan sie im Wasser gebadt, so haben sie die Schlangen im Wasser gefunden, ihren Swantz umb den Menschen geschlagen, vnd unter das Wasser gezogen, ihne hernach gefressen, daß sie offtmals nicht gewust, wo mancher Indianer hinkommen. Diese Schlangen habe ich selbst der Lenge vnd Dicke nach, mit allem Fleiß abgemessen. Vnd haben solche die Indianer hernacher geschlachtet, heim zu Hauß getragen, gesotten, vnd gebraten, vnd folgends gessen."

Aus dem Gebiete der Mepenes kam man in den Bereich der Kuremagbas und Angais, von welch letzteren Schmidel behauptet, sie seien „die trefflichste Kriegsleuth, so auff dem Wasser mögen gefunden werden."

„Hernacher kamen wir zu einer Nation, die heist Carios, da gabe Gott der Allmächtige seinen Segen, daß wir bey ihne funden von dem Türkischen Korn oder Maiß; die wurzel Padades (Bataten) sicht einem Apffel gleich, hat auch denselben Geschmacke; die Mandioch Pobior (Mandiokwurzel) hat ein Geschmack wie die Kästen (Kastanien). Auß Mandeboerl machen die Indianer ihren Wein. Sie haben auch Visch vnd Fleisch, Hirschen, wilde Schwein, Straussen, Indianische Schaff, so groß als hie zu Land die

Maul-Esel, auch Kueglein, Hünner und Gayß, und deß Honigs, da man den Wein auß macht, vberauß genug: So ist auch sehr viel Baumwollen im Land."

„Die Carios haben ein groß und weyt Land innen, vngefehrlich bei 300 Meil wegs weyt vnd breyt, sein kurtze vnd dicke Leuth, mögen vor andern wol etwas erleyten. Die Mansbilder haben in den Lefftzen ein kleines Löchlein, darinnen sie einen Gelben Cristallen, auff ihre sprach Parabol genand, zweyer Spannen lang vnd in der Dicke wie ein Federkül ist, stehen haben. Diß volck, Man vnd Frawen, Jung vnd alt gehen alle Mutternackend, ohne einen Faden, wie sie Gott auff die Welt erschaffen hat."

„Vnter diesen Indianern verkaufft der Vatter sein Tochter: Item der Mann sein Weib: Es verkaufft oder vertauscht auch wohl ein Bruder seine Schwester. Kostet ein frawen bildt etwan ein Hembd, oder Brodmesser, eine kleine Hacken oder ander dergleichen gattung."

„Sie essen auch Menschenfleisch, vnd so sie es haben können, Nemblich: Wann sie Krieg führen vnd jemand fahen, es seye Man oder Weib, Jung oder Alt, so mesten sie dieselben, wie bey vns die Schwein: So aber das Weibsbild etwas Jung vnd schön, so behelt ers ein Jahr oder etliche, wan es aber in solcher Zeit nicht nach seinem gefallen thut, schlägt ers zu todt, vnd helt damit ein grosses Fest und Pancket, wie bey vns die Hochzeiten gehalten werden, ein alte Person aber lest man leben, biß sie selbst stirbt."

„Ihre Stat, so die einwohner Lampere geheissen, ist mit zwei Stöckaden oder Brustwehren von Holtz gemacht, gerings herumb gezäunt, vnd ist jeder Stock oder Holtz so dick als ein Man, vnd die ein Stöckade ist von der andern 12 Schrit, die Höltzer seind einer klaffter tieff unter die Erden gemacht vnd eingraben, vnd vber der Erden vngefehrlich so hoch als man mit einem Rapier reichen mag: Sie haben auch gehabt Schantzgräben, auch 15 Schritt von ihrer Stattmauern tieffe Gruben bey 3 Man hoch, darinnen in der mitte ein Spieß von harten holtz gesteckt, oben auff wie ein Nadel scharpff zugespitzt, solche gruben haben sie mit Stroh zugedeckt, kleine Reißlein darüber gelegt, vnd ein wenig Erden vnd graß darauff geschüt, damit wann wir Christen inen nachlauffen wurden oder ihre Stadt stürmen wolten, wir inn disen gruben vns verfielen. Sie haben aber ihnen solche gruben selbst gebawet, dann sie letzlichen selbsten dareingefallen."

Nach dreitägiger Belagerung des Ortes entschlossen sich die Carios zum Frieden, worauf die Spanier den Ort befestigten und ihm den Namen Nostra Signora d'Assumption (Asuncion, die Hauptstadt der Republik Paraguay) beilegten. Nach sechsmonatlicher Rast brach Ayola mit 400 Mann von Asuncion auf, zum Schutze des dortigen Lagers 100 Krieger zurücklassend. Sein Zug ging weiter stromauf, um die Paiembo und Caracara Indianer zu unterwerfen. Erstere ergaben sich sofort und errichtete Ayola in ihrem Lande eine befestigte Station mit einer Besatzung von 50 Mann, darunter Ulrich Schmidel. Er selbst drang mit dem Rest seiner Leute in die Gebiete der Naperu und Peisennos Indianer, wurde aber daselbst mitsamt seinen Leuten erschlagen.

Dieser Unfall, dessen Kunde erst nach Jahresfrist nach Asuncion gelangte, war ein schwerer Schlag für die spanischen Kolonien am Paraguay und Paraná und mußten mehrere derselben aufgegeben werden. Erst als Alvar Nuñez Cabeza de Vaca im

Jahre 1540 mit 400 Soldaten und 30 Pferden aus Spanien zur Verstärkung eintraf, gelang es, die alten Positionen wieder zu gewinnen und die Erforschung des Stromsystemes des Paraná fortzusetzen.

Eine unter dem Befehle des Domingo de Ayola stehende Expedition drang den Paraguay hinauf bis in das Gebiet der Scherues Indianer. Über diese weiß Ulrich Schmidel, welcher an jenem Zuge teilnahm, zu berichten, daß sie bemalt einhergingen und die Männer Knebelbärte trugen. Die Weiber zeigten sich sehr geschickt in der Verfertigung großer Mäntel aus Baumwolle, welche sie mit mancherlei eingewirkten Figuren, Hirschen, Straußen und Lamas zu schmücken verstanden. Hier erhielten die Abenteurer auch silberne und goldene Geräte, welche angeblich von einer Nation streitbarer Weiber herrühren sollten.



Junger Payagua Indianer aus der Gegend von Asuncion.
Nach einer Photographie.

„Diese Amazones," sagt Schmidel, „seind Weiber, vnd kommen ihre Männer im Jahr 3 oder 4 mal zu ihnen, vnd so ein Fraw einen Knaben geboren, schickt sie solchen ihrem Mann heim; ist es aber ein Meydlein so behalten sie es bey ihnen, vnd brennen ihme die rechte Brust auß, damit sie nicht weiter wachssen kan: Sie thun aber solches auß der Vrsach, daß sie ihre Bögen mögen brauchen, dann es seind streitbare Weiber, vnd führen Krieg wider ire Feind, vnd wohnen in einer Insul, die ist rings herumb mit Wasser umbfangen, vnd wann man zu ihnen will, muß man mit Canoen darzu fahren."

In der Erwartung, bei diesen Amazones reiche Beute zu machen, drangen die Spanier in die dichten Urwälder von Brasilien und Bolivia, wateten, wie Schmidel erzählt, „für vnd für im Wasser biß an Gürtel vnd die Knie, Tag und Nacht, daß wir nicht mochten oder kunden herauß kommen: Wann wir ein Feuwer wolten anmachen, so legten wir grosse Scheiter auff einander, vnd macheten daß Feuwer darauff, und begab sich manchmal, daß der Topf, darin wir vnser Speiß hatten und kocheten, mit sampt dem Feuwer ins Wasser fiele, vnd wir alsdan vngessen bleiben musten, auch hatten wir weder Tag vnd Nacht keine Ruhe vor den kleinen Fliegen."

Von der Sucht nach Gold getrieben, irrten die Spanier dreißig Tage lang in den unermeßlichen Waldwildnissen umher, ohne daß es ihnen gelingen wollte, das sagenhafte Volk der Amazonen aufzufinden. Furchtbar herabgekommen und bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen entschlossen sie sich endlich zur Rückkehr nach Asuncion.

Im Jahre 1548 wiederholte Ayola die Expedition und kam, in nordwestlicher



Richtung vordringend, bis in die bereits von seinen Landsleuten besetzten Gebiete des südlichen Peru, wo ihm aber die Fortsetzung der Reise von Pedro de la Gasca, dem damaligen Vizekönige von Peru untersagt wurde.

Eine ständige Verbindung mit Peru kam erst später durch den Gouverneur Martinez de Irala zu stande und zwar um dieselbe Zeit, als auch die Erschließung der ausgedehnten Wildnisse des Gran Chaco sowie der reichen Provinz Tucuman begann.

Der im Jahre 1555 zum Adelantado ernannte Irala sowie sein Nachfolger Ortiz de Zarate waren es besonders, welche als die eigentlichen Eroberer des La Plategebietes gelten können.

Mit den nordwestlichen Provinzen der heutigen Republik Argentinien, die Diego de Roxas von Peru aus entdeckt hatte, belehnte der Vizekönig von Peru den Kapitän Juan Nuñez de Prado und gründete dieser unter 28° s. Br. eine Stadt Namens Barco, welche aber später wieder einging. Das von Prado okkupierte Gebiet wurde jedoch im Jahre 1551 von Francisko de Villagran für Valdivia, den Eroberer von Chile beansprucht und bildete es auch bis zum Jahre 1561 einen Teil der Statthalterschaft Chile.

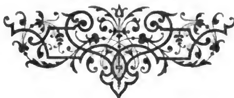


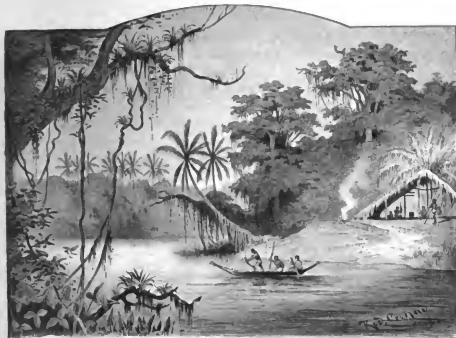
Guaicuru Indianer aus dem nördlichen Paraguay.
Nach einer Photographie.

Villagran that viel für die weitere Erschließung des westlichen Argentinien, so durchzog er im Jahre 1551, als er dem Valdivia von Peru aus Verstärkung herbeiführte, das ganze östlich von den Anden gelegene Gebiet bis zum 33° s. Br. und war sein Hauptmann Diego de Maldonado der erste, welcher von Argentinien her die Anden beim Upsallata-Passe überschritt. Daß Villagran auch einen Zug durch die unermeßlichen Pampas von Südargentinien bis zum Rio Negro ausführte, haben wir im vorigen Abschnitte bereits erwähnt. Jene Pampas sind weitausgedehnte Ebenen, die bald mit Gras, bald mit Klee oder Disteln, bald wieder mit niedrigen Sträuchern bewachsen sind. Ein nicht geringer Teil dieser Steppen Südamerikas ist wüst und öde, wasserarm und von trockenem Sandboden, von Salz- und Salpeterstrichen durchzogen.

Hatten die Spanier auch mancherlei Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen, so gelang es ihnen aber, sich festzusetzen und die Städte Santiago del Estero (1553), Londres, Cordoba (1558), Canete und Mendoza (1561) zu gründen, welche die Ausgangspunkte für jene zahlreichen Expeditionen waren, die im Laufe der folgenden Jahrhunderte nach allen Teilen des Landes ausgeführt wurden.

Die größten Schwierigkeiten bot die Erschließung jener über 600 000 Quadratkilometer großen Wildnis dar, welche westlich von Paraná gelegen ist und unter dem Namen Gran Chaco verstanden wird. Diese gewaltige, teils mit Weidegrund, teils mit prachtvollen Urwäldern bedeckte Ebene war seit uralten Zeiten der Jagdgrund zahlreicher indianischer Stämme (das der Sprache der Guarani Indianer entstammende Wort Chaco bedeutet „Treibjagdfeld") und setzten diese dem Vordringen der Europäer so hartnäckigen Widerstand entgegen, daß letztere niemals hierselbst Fuß zu fassen vermochten. Erst in diesem Jahrhundert gelang es den Bemühungen des argentinischen Generals Victorica, die geheimnisvollen Wildnisse des Gran Chaco von den Indianern zu säubern und damit eines der wichtigsten und wertvollsten Gebiete Südamerikas dem Handel und Ackerbau, dem Fortschritt und der Wissenschaft zu eröffnen.





Scenerie im Stromgebiete des oberen Amazonas.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Die Entdeckung des Amazonenstroms.

Es war im Jahre 1539, als Francisko Pizarro, in Cuzko verweilend, die Botschaft erhielt, der Kapitän Gonzales Diaz de Pineda sei auf einem Entdeckungszuge östlich von Quito in ein Land gekommen, woselbst Zimmet wachse. Pizarro, hoffend, seinem an edlen Metallen reichen Vizekönigtume auch noch ein kostbare Gewürze bergendes Gebiet hinzufügen zu können, beauftragte sofort seinen jüngeren Bruder Gonzales, mit 350 Soldaten und viertausend indianischen Trägern die Wahrheit dieser wichtigen Nachrichten zu untersuchen und brach derselbe auch am Weihnachtstage 1539 nach dem Zimmetlande auf. Die Expedition führte gegen 150 Pferde, 900 Bluthunde, 4000 Schweine und eine große Herde von Lamas mit sich. Vom Beginn der Reise an war aber das ganze Unternehmen von Mißgeschick verfolgt, einmal hatte die Armee in den von Vulkanen erfüllten Gebirgen des östlichen Ecuador ein entsetzliches Erdbeben zu bestehen, bei dem unter grauenhaftem Krachen und Donnern an vielen Stellen die Erde sich öffnete, so daß alle mit größtem Entsetzen erfüllt wurden; dann hatte man auf gänzlich ungebahnten Wegen die hohen schneebedeckten Gebirge

zu überschreiten und kam danach in menschenleere, mit unabsehbaren Wäldern bedeckte Länder, wo fünfzig Tage hindurch ununterbrochen heftige Regengüsse herniederstürzten, so daß den Spaniern schließlich die Kleider am Leibe fast verfaulten. Mit Äxten und Schwertern hatte man sich vielfach Wege durch das vom Wasser überflutete Dickicht der Wildnis zu bahnen, in denen man nicht selten durch verräterische Indianer so irregeleitet wurde, daß man, anstatt in besiedelte Gegenden zu kommen, immer tiefer in Moräste geriet. Endlich am Flusse Coca traf man auf Indianer, welche den Spaniern friedlich entgegenkamen und ihnen zwei Monate hindurch Gastfreundschaft gewährten.

Später zogen die Spanier den Coca abwärts und überschritten diesen Fluß bei einer Stelle, wo die gewaltigen Wassermassen sich in einer siebzig Meter tiefen, aber kaum sieben Meter breiten Schlucht zusammenpreßten. Nach dem glücklich bewerkstelligten Übergang, der mit Waffengewalt gegen feindliche Indianer erzwungen werden mußte, zogen die Spanier weiter stromabwärts, gerieten aber aufs neue in so unwegsame, von Morästen erfüllte Einöden, daß Gonzalo beschloß, eine Brigantine zu erbauen, um auf derselben die zahlreichen Kranken, das Gepäck und die bisher erbeuteten, sehr ansehnlichen Schätze leichter fortschaffen zu können. War es zu schwierig, auf der einen Seite des Flusses sich einen Weg zu bahnen, so fuhr man auf das andere Ufer hinüber. Unter furchtbaren Mühseligkeiten gelangte man so bis zur Mündung des Coca in den Napo. Da man seit Wochen fast nichts als wilde Früchte und Wurzeln gegessen hatte und die Kranken immer zahlreicher wurden, so befahl Gonzalo Pizarro dem Hauptmann Francisko de Orellana, mit fünfzig Mann auf der Brigantine vorauszufahren, um nach Lebensmitteln zu spähen. Orellana aber, der Mühseligkeiten müde, vielleicht auch von der Begier geleitet, sich in den Alleinbesitz der an Bord befindlichen ziemlich beträchtlichen Reichtümer zu setzen, ließ, als er nach mehrtägiger Fahrt keine Lebensmittel fand und die Schwierigkeiten erwog, den sehr reißenden Strom wieder hinaufzufahren, seinen Vorgesetzten im Stich und beschloß, sich dem Laufe des Stromes zu überlassen und dahin zu fahren, wohin ihn sein Glück führen möge.

Diese verräterische Flucht Orellanas versetzte das zurückgebliebene Heer in die schlimmste Lage, war doch mit dem Verlust der Brigantine, auf der sich alle Gegenstände für den Tauschhandel mit den Indianern befunden hatten, alle Gelegenheit dahin, Lebensmittel einzutauschen. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Mannschaft, so daß Gonzalo Pizarro ihrem Drängen nachgeben und den Rückweg nach Quito einschlagen mußte. Man war über vierhundert Leguas von diesem Orte entfernt, der Weg dahin führte durch nie betretene, mit Sümpfen erfüllte Wälder, in denen Baumriesen standen, welche von sechzehn Leuten nicht umspannt werden konnten. Stahlharte Schlingpflanzen ketteten diese Urwaldriesen aneinander und vermochten die Spanier sich nur mit Hülfe ihrer Äxte und Schwerter einen Weg durch das tausendfach ineinander verschlungene Gewirr dieser Kletterpflanzen zu bahnen. Zu solchen Mühseligkeiten gesellten sich die unerträglichen Plagen, welche von blutgierigen Insekten verursacht wurden, sind doch manche dieser Gegenden von Stechmücken, Stechfliegen, Zecken, Sandflöhen, bösartigen

Termiten, Ameisen und Milben so erfüllt, daß sie für menschliche Wesen absolut unbewohnbar sind.*)

Längst waren alle Pferde und Hunde, welche man von Quito mitgenommen hatte, geschlachtet und verzehrt und nährte man sich nun von den bitteren Früchten und Kräutern, die der Urwald darbot. Nichts vermißte man mehr, als das Salz, und brachen infolge dieses Mangels skorbutartige Krankheiten aus, denen manche erlagen. Unter dem Jammerrufe nach Lebensmitteln lehnten sich andere an die Bäume und fielen vom Hunger überwältigt tot zur Erde nieder. Die Überlebenden empfahlen sich der Gnade Gottes und setzten so gut es ging ihren Weg fort.

Endlich nach monatelangen ungeheueren Leiden gelangten die Abenteurer in die Gegend von Quito zurück, wohin die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der Unglücklichen bereits gedrungen war. Die Einwohner von Quito beeiferten sich, ihnen über fünfzig Meilen weit mit allem Notwendigen, besonders mit Fleisch und Kleidern entgegenzueilen, hatten sich doch unter den Ausgezogenen viele befunden, die in Quito Angehörige und Freunde besaßen. Welch ein Wiedersehen stand diesen bevor! Von den 350 Spaniern und 4000 Indianern war nur ein kleines Häuflein von 80 Mann übrig geblieben und diese wenigen wankten bleich und bis zur Unkenntlichkeit abgezehrt des Weges daher mit nackten, durch Dornen und Gestrüpp zerschundenen Körpern, die Blöße nur mit einigen Tierfellen oder Baumblättern bedeckt.

Mit Thränen in den Augen stürzten die Heimkehrenden ihren Rettern entgegen und fielen mit solchem Heißhunger über die mitgebrachten Lebensmittel her, daß man sich gezwungen sah, ihrer Gier Einhalt zu thun, bis ihr Magen sich wieder an die ungewohnten Lebensmittel gewöhnt habe.

Als Pizarro und die Hauptleute sahen, daß nur für sie Kleider und Pferde vorhanden seien, wollten sie keinen Gebrauch von denselben machen, um nichts vor ihren Leidensgenossen voraus zu haben und die gleichen Mühseligkeiten wie der geringste bis ans Ende zu ertragen. Und so zog Pizarro an der Spitze des übriggebliebenen Häufleins an einem der ersten Tage des Juni 1542, zwei Jahre nach seinem Auszug, wieder in Quito ein, die Erde vor Freude küssend und Gott dankend, daß er sie aus so vielen Leiden und Gefahren errettet habe.

* * *

Werfen wir nun einen Blick auf das Schicksal Orellanas, der es vorgezogen hatte, eine Fahrt ins Ungewisse zu unternehmen, anstatt mit seinen zurückgelassenen Kameraden Not und Entbehrung weiter zu teilen. Auch ihm und seinen Genossen blieben ähnliche Leiden nicht erspart, ja, zu Anfang der Reise hatten sie so von Hunger zu leiden, daß sie ihre ledernen Gürtel und Schuhe zusammen mit einigen wilden Kräutern kochten und verspeisten. Neun der Leute starben vor Hunger und auch die übrigen glaubten ihr

*) Eduard Pöppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom. Band II. S. 329 flg. Alle Forscher, welche jene Gegenden bereisten, wissen nicht genug über diese Plagen zu klagen und heben hervor, daß durch dieselben der Mensch in eine nervöse Reizbarkeit sondergleichen verfalle.



Tanzende Indianer aus dem Stromgebiet des oberen Amazonas.
Nach J. B. Debret, Voyage pittoresque au Brésil 1816—31.

Ende nahe, als sie am 8. Januar 1841 die weithin schallenden Töne indianischer Trommeln vernahmen und bald darauf an ein Dorf kamen, dessen Bewohner sich beim Tanze belustigten. Wohl beabsichtigten die Wilden anfänglich, den Fremdlingen den Eintritt in ihr Dorf zu wehren, doch gelang es den Bemühungen Orellanas schließlich, einen friedlichen Verkehr herbeizuführen.

Da Orellana von diesen Indianern erfuhr, daß man nicht fern von einem sehr großen Strome sei, so beschloß er, noch eine festere Brigantine zu erbauen, auf welcher den unbekannten Gefahren jenes Wassers besser begegnet werden könne. Mit der Erbauung dieses Fahrzeuges verstrich der Rest des Januar; man schiffte sich am 1. Februar auf beiden Schiffen ein und erreichte nach zehn Tagen die Stelle, wo der Napo in einen weit mächtigeren Strom mündete. Vor den Blicken der Spanier that sich ein an eine riesige Überschwemmung erinnernder Wasserspiegel auf und bot ein Schauspiel dar, welches man gewöhnlich nur auf dem Meere genießt, den natürlichen Horizont, wo sich Himmel und Woge vermählten.*)

Es war der obere Marañon, der Amazonenstrom, der bereits hier, achthundert Stunden vom Ozean entfernt, ein so ergreifend großartiges Bild darbot.

Der breite Strom spaltete sich bald in zahlreiche Arme, die zwischen sandigen, dichtbewaldeten Inseln dahinflossen, bald schien er wieder als ein weithin sich ausdehnender See, der in weiter Ferne von dunkelgrünen Waldrändern umsäumt erschien.

*) Charles Wiener, Amazonas und Kordilleren. Globus, Band XLV. S. 135; Ed. Pöppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom. Band II.

Spiegelglatt zogen die gelblichen Fluten dahin, und ihre Schnelligkeit war oft nur aus dem dumpfen Rauschen wahrnehmbar, welches sie bei den zahlreichen natürlichen Verhauen hervorbrachten, die aus gewaltigen Ansammlungen entwurzelter und ihres Laubgewandes beraubter Baumriesen bestanden.

Nach ihrem Eintritt in den gewaltigen Strom, der seinem Entdecker zu Ehren lange Zeit hindurch den Namen Rio del Orellana führte, durchschifften die Spanier ungeheure Strecken, die von keinem menschlichen Wesen bewohnt zu sein schienen.



Mayuruna Indianer.
Nach einer Tafel in Spix und Martius „Reisen in Brasilien".

Allüberall machte sich dagegen der erstaunliche Reichtum der Tierwelt bemerkbar. Herden von Affen wiegten sich in den hohen Baumwipfeln, unabsehbare Flüge von buntfarbigen Papageien strichen von den Uferwäldern zu den Inseln hinüber, während auf den von den Nebenflüssen aufgehäuften Schlammbänken scharenweise greuliche Krokodile ausgestreckt lagen, um sich zu sonnen. Bisweilen auch hörte man aus dem Dickicht das Schnaufen und Grunzen der Wasserschweine und Tapire oder das Knurren buntgefleckter Unzen und Jaguare.

Endlich zeigten sich auch wieder Spuren menschlichen Wesens. Man kam in die Gebiete der wilden, ihre Köpfe zu wunderlicher Spitzform umgestaltenden Omaguas, zu den menschenfressenden Passés, Ticunas, Curinas, Yaguas und Mayurunas, deren großen

Dörfern man sich aber möglichst fern zu halten suchte. Trotzdem wurden die Europäer von diesen Flußpiraten wiederholt angefallen und in heftige Kämpfe verwickelt.

Die mit mächtigen Schilden aus Kaiman- und Tapirfellen versehenen Wilden verfolgten in zahlreichen Kanoes die Europäer tagelang, welche große Mühe hatten, diese Feinde abzuwehren. Achtzehn Spanier wurden während dieser Flußkämpfe verwundet. Man passierte nun zahlreiche große Dörfer, an denen man aber nicht zu landen wagte, da die Bewohner eine sehr kriegerische Haltung zur Schau trugen und sogar zum Angriffe vorgingen, als die Weißen an einer unbewohnten Insel landeten, um nach Nahrungsmitteln zu spähen. Kaum hatte man sich wieder eingeschifft, als aus allen umliegenden Dörfern bewaffnete Streiter hervorbrachen und die Spanier in neue schwere



Miranha Indianer.
Nach einer Tafel in Spix und Martius „Reisen in Brasilien“.

Kämpfe verwickelten. Nicht weniger als hundertunddreißig Kanoes wurden gezählt, zusammen an achttausend Wilde fassend, die unter dem Dröhnen ihrer Trommeln, dem Getöse ihrer Trompeten und unter furchtbarem Geheul die Fahrzeuge der Spanier von allen Seiten umschwärmten. Zwei Tage und Nächte hindurch währte diese wilde Jagd auf den Fluten des gewaltigen Stromes, und mehr als einmal hatten die Verfolgten alle Kräfte aufzubieten, um das Eindringen der hartnäckigen Gegner in ihre Boote zu verhüten.

Als endlich die Verfolger zu ihren Wohnplätzen zurückgekehrt waren, gelangte Orellana mit den Seinen an einige kleinere Dörfer, deren Insassen mit geringer Mühe verjagt wurden. Da in den Hütten große Mengen von Proviant aufgespeichert lagen, so verweilte man mehrere Tage und belud die Schiffe mit Maisbrot und Früchten.

Nachdem die Mündung eines großen Flusses, wahrscheinlich des von Südwesten kommenden Jurua passiert war, fand man in einem anderen kleinen Dorfe schönbemalte Töpferwaren, sowie goldene und silberne Schmuckgegenstände, die nach Angabe der Bewohner aus dem Binnenlande hierher gebracht worden waren. Überall standen auch gigantische, aus Palmholz gefertigte Götzenbilder mit großen radähnlichen Scheiben in den Armen. Zwei breite Wege gingen von dem Dorfe ins Innere des Landes, doch vermochte Orellana nicht zu erkunden, wohin dieselben führten. Nachdem man dieses Dorf, das in dem gegenwärtig von den Xomanas und Miranhas bewohnten Gebiete lag, verlassen hatte, durchschifften die Abenteurer wiederum eine weite Wildnis, wo auf tagelange Entfernungen kein menschliches Wesen in Sicht kam.

Erst nachdem sie eine Strecke von hundert Leguas zurückgelegt hatten, fanden sie wieder Gelegenheit, in einem indianischen Dorfe, dessen Bewohner verjagt wurden, sich aufs neue zu verproviantieren.

Bald danach gelangten die Schiffe an die Mündung eines sehr großen, von Nordwesten her in den Hauptstrom einfallenden Flusses, dessen Wassermassen so schwarz wie Tinte erschienen. Es war der Rio Negro, dessen Fluten auch nach dem Eintritt in den Amazonenstrom mehrere Kilometer weit ihre schwarze Kaffeefarbe behielten und längs des linken Ufers einen breiten dunklen Streifen bildeten, der zu dem lichten Gewässer des Amazonas in scharfem Gegensatze stand.*)

Unterhalb dieses bedeutendsten Nebenflusses des Amazonas war das Land anscheinend stark bevölkert und reihte sich ein indianisches Dorf an das andere. Hier saßen die Muras, Caripunas, Tupinambos, Cunuris und Tapajos. Von einigen gefangenen Indianern erhielt Orellana Andeutungen über eine Nation streitbarer Weiber, die angeblich ihrer Tapferkeit halber weithin gefürchtet und im Besitze vielen Goldes seien.

Als es auf der Weiterfahrt am 22. Juni bei einigen sehr großen Dörfern zum Kampfe kam, sahen die Spanier thatsächlich zehn bis zwölf Weiber, die den männlichen Streitern voran wie Furien kämpften und solche Männer, die sich feige zeigten oder vor den Spaniern die Flucht ergriffen, mit Knütteln niederschlugen. Nach der Beschreibung des Paters Gaspar de Carbajal, welcher sich mit in der Brigantine befand, waren diese Weiber von sehr kräftiger und großer Statur, hatten ihr langes Haar über den Köpfen zusammengebunden und trugen Jaguarfelle um die Hüften. Als Waffen führten sie Bogen und Pfeile, mit denen sie während dieses Zusammentreffens acht Spanier töteten.**)

*) Wallace schreibt diese schwarze Farbe dem Umstande zu, daß der Rio Negro von seinen Quellen bis zur Mündung nur durch Waldland fließt und zwar meist so ruhig, daß er von den weicheren Teilen des Ufers nichts mit sich führt, desto mehr aber auf seinem Grunde Anhäufungen zersetzter vegetabilischer Stoffe, wie faulender Blätter und Wurzeln enthält.

**) Antonio de Herrera, Historia general de las Indias. Dec. VI. lib. IX. cap. IV. Vergl. auch R. Markham, Expeditions into the valley of the Amazons. Hakluyt Society 1859. p. 34. Die Angaben der Spanier über diese Amazonen wurden lange Zeit hindurch bezweifelt, in neuerer Zeit fand hingegen der französische Reisende Crevaux am Paru ein ausschließlich von geschiedenen Weibern bewohntes Dorf (Bulletin de la soc. géograph. Paris 1882. S. 672) und würde diesen Angaben Crevaux' zufolge das Zusammentreffen der Spanier mit den Amazonen wahrscheinlich nahe der Mündung des Rio Yamunda stattgefunden haben. Schon Humboldt vermutete, daß die Amazonen

Unter Bezugnahme auf die Begegnung mit diesen streitbaren Weibern erhielt der Strom späterhin den Namen Rio de Amazonas, „Strom der Amazonen".

Die Uferstriche des unteren Amazonas wurden immer bevölkerter und hatte Orellana mit den hier seßhaften Mundrucus, Jacipuyas, Cuzaris und anderen Stämmen zahlreiche Kämpfe zu bestehen, die um so gefährlicher erschienen, als die Indianer dieser Gegenden vergiftete Pfeile führten.

Namentlich die sehr zahlreichen Mundrucus, welche heute vom Amazonas bis zum oberen Rio Tapajoz verbreitet sind, waren schon damals ihres ruhelosen kriegerischen Geistes halber sehr gefürchtet und galten bis in die Neuzeit als die Spartaner Brasiliens. Von überaus kräftiger Gestalt und ziemlich heller Hautfarbe, pflegten sie ihren Körper mit dunkelblauen Streifen zu tätowieren. Während ihrer häufigen Kriege suchten sie durch schlau ausgeführte Überfälle ihre Feinde zu überrumpeln. Den Erschlagenen wurden die Köpfe abgeschnitten, welche sorgfältig präpariert auf Lanzen gesteckt oder mittelst einer Schnur an den Gürteln befestigt als Siegestrophäen mitgeführt wurden.



Mundrucu Indianer.
Nach einer Tafel in Spix und Martius „Reisen in Brasilien".

Um vor den Giftpfeilen dieser Indianer geschützt zu sein, errichteten die Spanier starke hölzerne Verschläge an den Bordseiten ihrer Fahrzeuge, auch hielten sie sich, größere Dörfer sorgfältig umgehend, möglichst in der Mitte des riesenhaften Flusses, der breiter und immer breiter wurde und an manchen Stellen eine solche Ausdehnung gewann, daß man von dem einen Ufer das andere kaum erblicken konnte.

Das ganze ozeanartige Stromsystem, von dessen Unermeßlichkeit keine Schilderung einen auch nur annähernd getreuen Begriff zu geben vermag, zeigte sich mit unzähligen Inseln bedeckt, deren Größe und Zahl einem neueren Forscher zu dem Ausspruche Veranlassung gab, „das Wasserlabyrinth des Amazonas sei nicht sowohl ein Netzwerk von Flüssen, als vielmehr ein von Land durchschnittener Ozean süßen Wassers, in dem das Land oft nichts mehr sei als ein Archipelagus von Inseln in der Mitte desselben."

Südamerikas wohl Frauen gewesen sein möchten, welche sich, müde der Sklaverei, in der sie von den Männern gehalten wurden, gleich flüchtigen Negern in verschiedenen Gegenden zusammenthaten und, um ihre Unabhängigkeit zu wahren, zu Kriegerinnen wurden und nur zeitweise die Besuche männlicher Nachbarn empfingen.

Obwohl die Entfernung bis zum Atlantischen Ozean noch zweihundert Kilometer betrug, machte sich aber doch bereits hier die Wirkung der Flut bemerklich. Noch hatte Orellana mancherlei Kämpfe mit den Wilden zu bestehen, ehe er der Mündung des Amazonenstroms nahe war. Vor dem Eintritt in den Ozean erachtete Orellana es für notwendig, die stark beschädigten Fahrzeuge auszubessern und wurde diese Arbeit auf einer der großen, den Amazonas teilenden Inseln vollzogen. Endlich am 26. August steuerten die Spanier kühn ins Meer hinaus, ohne Piloten und Kompaß. Immer in Sicht des Landes bleibend segelten sie die Küsten von Brasilien und Guyana entlang, durchschifften nach manchen vergeblichen Versuchen den gefährlichen Drachenschlund zwischen Paria und der Insel Trinidad und erreichten endlich nach vielfachen Abenteuern die Insel Cubagua, wo ihnen seitens der hier der Perlenfischerei obliegenden Spanier die freundlichste Aufnahme zu teil wurde. —

Orellanas Fahrt war eine geographische Großthat ersten Ranges und übertrifft die in unserem Zeitalter so viel bewunderte Fahrt Stanleys den Kongo hinab, indem die zurückgelegte Entfernung eine beträchtlich größere war*) und den Abenteurern keineswegs solche Mittel und Bequemlichkeiten zur Verfügung standen, wie Stanley solche besaß. —

Von Cubagua begab sich Orellana, der Entdecker des gewaltigsten Stromes des Erdballs, über Española nach Spanien, um dem Könige Bericht zu erstatten und die Erlaubnis zur Unterwerfung des von ihm durchzogenen Gebietes zu erbitten. Dieselbe wurde auch gewährt und verließ Orellana, von mehreren Seiten kräftig unterstützt, am 11. Mai 1544 mit vier Schiffen und 400 Mann Spanien, um die Eroberung „Neu-Andalusiens“ (so wurden die im Stromgebiete des Amazonas gelegenen Länder benannt) zu beginnen. Die Expedition kam aber nur bis zur Mündung des Amazonenstroms, denn als daselbst der größte Teil der Mannschaften bösartigen Fiebern zum Opfer fiel und Orellana selbst von der Seuche hinweggerafft wurde, löste sich gar bald die Expedition auf und schifften die überlebenden Teilnehmer nach San Domingo. —

Hatte man in Spanien auch die Wichtigkeit der von Orellana vollführten Entdeckung erkannt, so verstrich aber doch eine Reihe von Jahren, bis jemand die Wiederholung des gefährlichen Unternehmens wagte. Bevor es dazu kam, bedurfte es mächtiger Antriebe, und diese waren gegeben, als sich allgemach in den spanischen Kolonien von Peru und Ecuador allerhand phantastische Gerüchte über angebliche Königreiche verbreiteten, die tief in den Waldwildnissen von Brasilien verborgen liegen und geradezu fabelhafte Reichtümer an Gold, Silber und Edelsteinen besitzen sollten. Nicht nur glaubte man an die Existenz eines großen Amazonenreiches, sondern auch an das Vorhandensein eines Landes Paytiti, welches von einem den spanischen Verfolgungen entronnenen Abkömmlinge der Inkas in den weit östlich von Cuzko gelegenen Urwäldern Brasiliens errichtet worden und zu hoher Blüte gelangt sei.

*) Dr. Alwin Oppel sagt: Die Napo-Amazonasfahrt Orellanas kommt in der Luftlinie einer Entfernung von 2800 Kilometer gleich, während die Kongoreise Stanleys von Njangwe bis zu den Jjangilafällen — hier die wirkliche Entfernung gerechnet — nur 2311 Kilometer ausmachte. (Terra incognita S. 53.)

Auch fabelte man von einer überschwengliche Schätze bergenden Provinz Enim, welche am Ucayale gelegen sei, ferner wollte man wissen, daß irgendwo in der Nähe des Amazonenstroms ein Land liege, dessen König (El Dorado) unermeßlich reich sei und sich täglich von Kopf bis zu Fuß mit Goldstaub überziehen lasse. Auch der im Stromgebiete des Amazonas hausenden Nation der Omaguas schrieb man den Besitz märchenhafter Reichtümer zu.

Die leicht erregbare Phantasie der Spanier wurde auf das äußerste angestachelt, als sich Gerüchte verbreiteten, einzelne Abenteurer, die kühn durch die Einöden Brasiliens bis zu jenen Ländern vorgedrungen seien, hätten aus der Ferne vieltürmige und mit Mauern umgebene Städte gesehen, in welche sie sich aber nicht hineingewagt.

Nur das Bewußtsein, daß solche Unternehmungen mit ungeheueren Kosten und noch größeren Gefahren verbunden seien, hielt die spanischen Abenteurer davon ab, scharenweise in die Wälder Brasiliens zu laufen, um jene Fabelländer aufzusuchen, und so kam es, daß Orellana erst nach einer Reihe von Jahren einen Nachfolger in der Person des Pedro de Ursua erhielt. Derselbe wurde im Jahre 1560 von dem damaligen Vizekönige von Peru, dem Marquis de Cañete, auserlesen, den El Dorado und das Volk der Omaguas aufzusuchen. Die Expedition nahm von Moyobamba im nördlichen Peru ihren Ausgang und fuhr den Huallagafluß hinab bis zu seinem Eintritt in den Marañon oder oberen Amazonenstrom, den man eine weite Strecke verfolgte. Zu seinem Unglück hatte Ursua bei der Anwerbung seiner Leute aber keine besondere Sorgfalt obwalten lassen und befanden sich zwischen denselben zahlreiche Individuen höchst zweifelhaften Charakters.

Unter der Leitung eines gewissen Lope de Aguirre begannen dieselben zu meutern und ermordeten am Neujahrstage 1561 Ursua mit seinen Anhängern nahe der Mündung des Putumayu oder Icaflusses. Aguirre warf sich zum Führer der rebellischen Horde auf, welche den Amazonenstrom weiter abwärts fuhr und überall die entsetzlichsten Greuelthaten an den Indianern verübte.

Welchen Weg diese sich selbst „Marañones“ nennende Räuberbande nahm, ist aus den auf uns gekommenen Nachrichten nicht klar ersichtlich, einige Forscher glauben der Ansicht Raum geben zu müssen, die Marañones seien den Rio Negro bis zum Casiquiare hinaufgefahren und durch diesen, den Rio Negro mit dem Orinoko verbindenden Kanal in den letzteren Fluß gedrungen, den man bis zu seiner Mündung verfolgt habe.*) Wenn dies der Fall, so würde dieser Zug der Marañones als eine der wichtigsten und großartigsten Thaten bezeichnet werden müssen, die je von Spaniern in Südamerika vollführt wurden.

Nach ihrem Eintritt ins Karaibische Meer überfielen die Freibeuter die nördlich von Venezuela gelegene Insel Margarita, sandten von da aus einen Absage- und Fehdebrief an König Philipp von Spanien, erklärten ihre Unabhängigkeit und schickten sich

*) C. R. Markham, Expeditions into the valley of the Amazons. (London, Hakluyt Society 1859. X.) — Derselbe, The Expedition of the Pedro de Ursua and Lope de Aguirre in search of Eldorado and Omagua. (Hakluyt Society 1861.)

zur Eroberung von Neu Granada an. Als sie auf dem Wege dahin plündernd und mordend Venezuela durchzogen, wurden sie von einem spanischen Heere unter Guiterrez de la Peña angegriffen und gänzlich aufgerieben. Der seiner Grausamkeiten halber überall berüchtigte Aguirre wurde enthauptet und sein Kopf in einem eisernen Käfig in Tocuyo ausgestellt. —

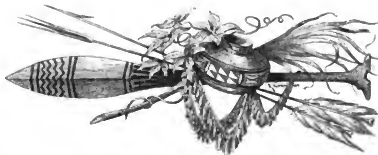
Nach Ursua und Aguirre waren es Jesuiten und Franciskaner, welche von Peru und Ecuador aus über die Kordilleren stiegen und kühn bis zu den entlegensten Indianerstämmen vordrangen. Ihnen gebührt auch der Ruhm, am meisten zur Erforschung des Amazonenstroms beigetragen zu haben. Viele dieser Missionare fanden dabei freilich ihren Tod, so wurde der Bruder Rafael Ferrer im Jahre 1608 von den Cofanes Indianern erschlagen, 1637 hauchten die Mönche Jeronimo Ximenes und Cristoval de Larios unter den Keulen der Antis ihr Leben aus, im Jahre 1641 starben José de Santa Maria, Cristoval Mesa sowie Matias de Yllescas den Märtyrertod durch die Hand der Setebos Indianer und ihnen schlossen sich noch viele andere an, die gleichfalls ihren Forschermut mit dem Leben bezahlen mußten. Manche dieser frommen Brüder leisteten durch ihre Arbeiten der Wissenschaft große Dienste, so vornehmlich der Priester Cristoval de Acuna, welcher im Jahre 1639 sich einer von Pedro de Texeira geführten Expedition anschloß und denselben Weg verfolgte, den Orellana hundert Jahre vorher zurückgelegt hatte. In seinem Werke „El Nuevo Descubrimiento del gran rio de las Amazonas“ (gedruckt zu Madrid 1641) lieferte er die erste eingehende Beschreibung des Amazonenstroms, der anstoßenden Länder, seiner Bewohner, Tiere, Pflanzen und Erzeugnisse. Nicht minder haben sich die deutschen Fratres Heinrich Richter und Samuel Fritz ausgezeichnet. Ersterer, 1635 zu Czaslau in Böhmen geboren, kam 1684 nach Brasilien und vollführte bis 1695 gegen vierzig ausgedehnte Reisen im Gebiete des Ucayle, wurde in letzterem Jahre aber gleichfalls von den Conibo Indianern getötet. Sein Landsmann Samuel Fritz, gleichfalls ein Böhme, begann im Jahre 1687 eine höchst erfolgreiche Thätigkeit unter den Omaguas, als deren „Apostel“ er seiner Zeit weithin berühmt war. Im Verlaufe seines vieljährigen Wanderlebens bereiste er nicht nur den ganzen Amazonenstrom, sondern auch zahlreiche seiner Nebenflüsse und verfertigte nach seinen eigenen Aufnahmen eine große Karte vom Thale des Amazonas,



Mundrucu Indianer.
Nach einer Tafel in Spix und Martius „Reisen in Brasilien“.

welche im Jahre 1707 zu Quito erschien. Auf derselben ist bereits der Lauricochasee als die Quelle des Amazonenstroms dargestellt. Fritz beschloß sein thatenreiches Leben im Jahre 1730 in einer Mission der Jeberos Indianer in dem hohen Alter von achtzig Jahren. —

So waren jene auf die Ausbreitung des christlichen Glaubens bedachten frommen Väter zugleich die Vorläufer jener Heroen der Wissenschaft, die im vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert zur Kenntnis des Amazonas und seines Stromgebietes so bedeutend beitrugen und dieselbe der Vollständigkeit immer näher rücken halfen.



Ruder, Pfeile, Topf und Schmuckgegenstände vom Amazonenstrom.



Gonzales Ximenes de Quesada.
Nach einem Stiche in Herreras „Historia general de los hechos de los Castellanos".

Die Eroberung des Chibchareiches.

Wohl der geringen Thatkraft der spanischen Statthalter ist es zuzuschreiben, daß die Erschließung desjenigen Gebietes, welches die Nordwestecke des südamerikanischen Kontinents und die heutigen Vereinigten Staaten von Columbia bildet, verhältnismäßig langsam und spät erfolgte. Die nördliche Küste war zwar seit dem Jahre 1502 bekannt, dennoch kamen aber eigentliche Kolonien erst zwei Decennien später zustande.

So erfolgte im Jahre 1525 durch Rodrigo Bastidas die Gründung der Hafenstadt Santa Marta, welcher sich am 21. Januar 1533 die Gründung der Stadt Cartagena durch Pedro Heredia anschloß. Diese beiden Städte, von denen namentlich das als „die Königin Indiens" gepriesene Cartagena sehr aufblühte, waren die Ausgangspunkte

für die ersten Expeditionen, die zur weiteren Aufhellung des unbekannten Innern ins Werk gesetzt wurden. Die erste der Expeditionen bewegte sich im Jahre 1529 den Magdalenastrom und den Cauca aufwärts bis zur Mündung des Rio San Jorge. Da von dieser Reise viel Gold mitgebracht wurde, so durchzog Heredia in den Jahren 1534 und 1535 die der Stadt Cartagena zunächst gelegenen Länder und kam, überall die indianischen Gräber plündernd und denselben reiche Schätze entnehmend, bis in das Bergland der heutigen Provinz Antioquia.

Im Jahre 1536 unternahm Heredia auch einen Zug zur Aufsuchung des Goldlandes von Dabaybe (vergl. I. Band S. 365), wobei er den Atrato hinauffuhr und dann die auf dem rechten Flußufer gelegenen dichten Urwälder durchstreifte, in denen man aber nur langsam vorwärts kam und entsetzliche Qualen durch Insekten und Reptilien zu erleiden hatte. Ganz besonders waren es kleine schwarze Wespen, welche nicht selten in ganzen Schwärmen über die Europäer herfielen und durch ihre überaus schmerzhaften Stiche fieberhafte Erscheinungen hervorriefen. In jenen Wäldern traf man auch auf Indianer, die ihre Behausungen in den Wipfeln und zwischen den Ästen der Bäume aufgeschlagen hatten. Diese Baumbewohner verteidigten sich mit äußerster Hartnäckigkeit



Kampf der Spanier mit den bäumebewohnenden Indianern am Rio Atrato.
Nach einem Stiche von De Bry.

und vermochten die Spanier ihnen nur dann beizukommen, wenn sie die Bäume, auf denen die Indianer ihre luftigen Wohnsitze errichtet hatten, fällten.

Je weiter die Spanier in das Innere vordrangen, desto zahlreicher wurden die Anzeichen, daß daselbst starke und an goldenen Schätzen reiche Völker ansässig sein müßten, war man doch an vielen Orten auf wohlbebaute Ländereien mit Feldfrüchten und Obstbäumen sowie auf ansehnliche Dörfer mit großen Häusern gestoßen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Spanier von der Begierde getrieben wurden, sich in den Besitz dieser reichen Länder zu setzen und so sehen wir schon am 6. April des Jahres 1536 den Richter Gonzales Ximenes de Quesada mit 700 Mann von Santa Marta aus zur Eroberung dieser vielverheißenden Gebiete aufbrechen. Auf dem Landwege drang das Heer bis zur Mündung des Rio Cesar vor und fuhr dann auf Schiffen, die den Wasserweg bis hierher zurückgelegt hatten, den Magdalenastrom aufwärts.

Der Fluß durchzog Landschaften von überwältigender Großartigkeit. Hinter den Rohrmassen, welche die Ufer umgürteten, ragten dunkle Urwälder mit mächtigen Riesenbäumen empor. Manche derselben waren förmlich überzogen mit Schmarotzergewächsen, so daß selbst von den höchsten Zweigen die grünen Gehänge der Schlingpflanzen sich zum Spiegel des Flusses hinabsenkten. Im Hintergrunde stiegen blaue Hügel empor; in dem breiten Wasserlaufe spiegelte sich der tiefblaue Himmel, da und dort lag eine von Schildkröten und riesigen Kaimans belebte Sandbank oder eine von Bambus überwucherte Insel. Auf den Ästen sonnten sich Vögel; im Rohr, im Schilf und an den offenen Stellen sah man Reiher und Flamingos, zwischen den Wasserpflanzen schwammen schnatternde Enten und Wasserhühner mit metallglänzendem Gefieder; um die farbenprächtigen Blüten der Lianen und Orchideen schwebten funkelnde Kolibris; aus dem tiefen Gebüsch erklangen die melodischen Töne des Turpial, der als die Nachtigall der heißen Zone bezeichnet wird; da und dort flogen blutrot gefärbte Kardinale oder ganze Schwärme von kreischenden Papageien in noch viel grelleren Federgewändern; hin und wieder saßen auf dominierenden Stellen einsame Adler nach Beute ausschauend; zeitweise ließen Herden von Brüllaffen ihr unschönes Geschrei ertönen oder man sah Schlangen zu häßlichen Knäueln verschlungen, um die Zweige des Ufergestrüppes gewunden. —

Noch vierzig Leguas von seiner Mündung entfernt besaß der Fluß eine Breite von dreiviertel Wegstunden und war mit zahlreichen Inseln erfüllt. Weiter aufwärts stieg das Uferland zu steilen Anhöhen empor, die, mit dem dichtesten Waldwuchs bestanden, manchmal so weit überhingen, als müßten sie jeden Augenblick in den Fluß hinabstürzen.

Überall hatten die spanischen Eroberer am Magdalena blutige Kämpfe zu bestehen und fast übermenschliche Beschwerden zu ertragen. Oftmals zwang sie der Hunger, Eingeborene abzuschlachten und zu verzehren, manchmal fristeten sie ihr Leben mit Termiten. Sie kochten Gras, legten dasselbe auf einen Termitenhügel und wenn sich Insekten genug angesammelt hatten, kneteten sie das Gras zusammen. Dieses Verfahren wurde mehrmals wiederholt und lieferte das, was man als „Ameisenbrot“ bezeichnete.*)

*) Globus, Band XXIII. S. 17.

Auch kamen die Abenteurer oft in große Verlegenheit, weil sie weder Führer noch Dolmetscher erhalten konnten. Die Indianer waren wegen der an ihnen verübten Grausamkeiten feindlich gesinnt, und je weiter die Spanier landeinwärts kamen, desto größer wurde ihre Not. Es fiel ihnen auf, daß in diesen Gegenden mancherlei verschiedene Sprachen geredet wurden, die sehr von einander abwichen.*) Dafür hat der Geschichtsschreiber Gregorio Garcia in seinem Buche über den Ursprung der Indianer eine Erklärung, die gewiß ihm und seinen Zeitgenossen recht annehmbar erschien. Er schreibt wörtlich: „Der Teufel, welchem es keineswegs an Schlauheit fehlt, hatte im voraus aufgespürt, daß dermaleinst die apostolische Lehre in jenen Gegenden verkündet werden würde. Um nun den Missionären ihre Arbeit recht schwer und den Indianern es unmöglich zu machen, die ersteren zu verstehen, überredete er die Eingeborenen, eine große Anzahl von Sprachen zu erfinden. Dabei half er ihnen mit jener Geschicklichkeit, welche wir an ihm kennen.“ —


Type eines Indianers aus Columbia.
Nach einer Photographie.

Aus den Andeutungen der am Magdalenastrom wohnenden Eingeborenen hatte man aber erfahren, daß jenseits der den östlichen Horizont abschließenden Gebirge ein an goldenen Schätzen reiches Volk wohnen müsse; die Spanier verließen daher den Fluß und stiegen unter großen Mühseligkeiten die gewaltigen Anden hinan, um jenes Volk aufzusuchen.

Endlich war der letzte Gebirgswall überschritten und traten die Spanier auf eine unabsehbare baumlose und nur mit dichtem kurzen Grase bedeckte Hochebene hinaus, welche in blauer Ferne von waldbedeckten Höhenzügen umschlossen war.

Gleichwie die durch ein gemäßigtes Klima bevorzugten Hochplateaus von Peru und Ecuador von kräftig emporstrebenden Kulturvölkern eingenommen wurden, so hatte auch auf dieser 2600 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Ebene ein höher entwickeltes Volk ein blühendes Reich errichtet und zahlreiche in den angrenzenden Thälern seßhafte Stämme seiner Botmäßigkeit unterworfen. Dieses Volk waren die Chibchas, welche neben den Mexikanern und Peruanern als das dritte eigenartige Kulturvolk Amerikas betrachtet werden müssen.

*) In der That ist das Gebiet der heutigen Vereinigten Staaten von Columbia mit Völkerschaften und abgesplitterten Trümmern von solchen überstreut. Alcedo führte für Neu Granada allein 82 verschiedene Stämme auf, von denen viele eine eigene Sprache redeten. Noch in diesem Jahrhundert wurde vielfach darüber geklagt, daß die Vermengung der einzelnen Stämme den Verkehr ungemein erschwerten, indem manchmal die Bewohner benachbarter Dörfer sich nicht verstehen und sehr häufig in ein und demselben Missionsorte zwei oder mehrere Sprachen geredet würden. (Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. Verlag des Geographischen Instituts zu Weimar 1830. Band XX. S. 61 u. 62.)

Die Chibchas oder Muyscas, wie sie von den Spaniern genannt wurden, fußen wahrscheinlich auf den Trümmern eines älteren unbekannten Kulturvolkes, dessen Sitz in dem Thale des oberen Magdalenastroms lag, wo sich in den Distrikten von Timaná und Neyba zahlreiche Steinbauten, Statuen, Opfertafeln mit den Darstellungen der Sonne und des Mondes, Steinplatten mit Tierzeichen und andere Überreste finden.

Als die Spanier bei den Chibchas erschienen, bewohnten acht Millionen Indianer das Land. Die Regierung lag in den Händen eines Priesterkönigs, des Idacanzas, und eines weltlichen Königs, des Zaque oder Usaque. Der erstere wurde durch die Oberhäuptlinge des Landes gewählt und hatte vor seiner Einkleidung sieben Jahre lang in einem Tempel eine durch Kasteiungen aller Art erschwerte Prüfung zu bestehen, bevor er seines hohen Amtes würdig war und jene Heiligkeit erlangt hatte, die sogar die Aussprechung seines Namens verbot. Der Idacanzas galt als Nachfolger und Nachkomme eines dem mexikanischen Quetzalcoatl ähnlichen Heroengottes Namens Bochica, der aus den fernen Llanos des Ostens gekommen sein sollte, um die Menschen in allen nützlichen Künsten zu belehren, sie im Aussäen des Getreides zu unterrichten und ihnen die Satzungen des religiösen Glaubens zu überbringen. Diesem Glauben zufolge wäre die Erde durch eine Götterfrau Bachue bevölkert worden, die aus dem See Iguaque hervorging und einen dreijährigen Knaben an der Hand führte, mit dem sie sich nach seinem Aufwachsen vermählte.*)



Indianer aus dem Innern von Columbia
mit alten Gräberfunden geschmückt.
Nach einer Photographie.

Das so erzeugte Geschlecht verfiel aber in Gottlosigkeit, und ergrimmt darüber ließ der Gott Chibchacum die Gießbäche anschwellen, welche das Thal von Bogotá in einen See verwandelten. Viele Menschen ertranken, bis die Überlebenden, die sich auf die Spitzen der Berge geflüchtet hatten, sich an die höchste Gottheit wandten, auf deren Geheiß der Prophet Bochica, ein alter Mann mit langem weißen Barte erschien

*) Nadaillac, Die ersten Menschen. S. 321.

und den Regenbogen hinabsteigend mit einem goldenen Stabe die berühmte Schlucht von Tequendama eröffnete, durch welche die Gewässer von Bogotá in einem 130 Meter hohen Fall zum Magdalenastrome abfließen.

Nachdem Bochica eine Zeitlang auf Erden geweilt, verschwand er in Sogamoso im Thale von Iraca. In diesem „Orte des Verschwindens“ war die Residenz seines Nachfolgers, des Priesterkönigs gelegen, während der weltliche Herrscher in Tunja, dem alten Hunza residierte. Zur Zeit der spanischen Invasion hatte sich neben diesen Herrscher noch der Kazike von Saguanmachica gestellt, der den Zaque von Tunja besiegte und nun unter dem Titel eines Zipa in Bacata (Bogotá) eine zweite Dynastie errichtete. Auch die Vorbereitungen zur weltlichen Herrscherwürde waren sehr schwer und geschahen dieselben während jahrelangen Abgeschlossenseins in der Einsamkeit eines Klosters.

Die Person des Zaque galt ebenfalls als heilig. In ihren schloßartigen, mit vielen Umfassungsmauern, großen Höfen und labyrinthartigen Gemächern versehenen Palästen entfalteten die Herrscher einen ähnlichen Prachtaufwand, wie er das Hofleben der Inkas und der aztekischen Regenten charakterisierte.

Nach dem Tode des Herrschers wurde seine Leiche einbalsamiert und in einem mit Gold ausgeschlagenen Sarge aus Palmholz beigesetzt. Wie in Peru, so wurden auch hier die Lieblingsfrauen, die Rangabzeichen und Waffen mit dem Herrscher begraben.

Die Tempel waren säulengetragene Steinbauten und finden sich zu Tunja, der ehemaligen Residenz des Priesterkönigs noch zahlreiche Ruinen, die sich über eine Strecke von zwei Kilometer hinziehen. Häufig trifft man in diesen Ruinen auf vier bis fünf Meter lange Steinpfeiler und reich ornamentierte Blöcke, an einer Stelle sind 13 je fünf Meter hohe Säulen im Kreise stehend zu sehen. Die Hütten des Volkes waren aus Lehm und Holz gebaut, hatten eine kegelförmige Bedachung aus Binsen oder Stroh und standen inmitten kreisrunder Einfriedigungen, die oft durch Beobachtungsposten verteidigt waren.

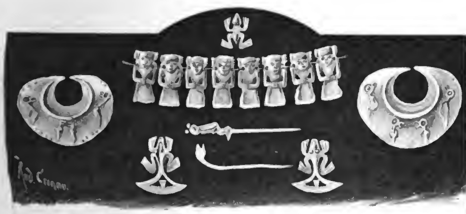


Thonfigur aus Columbia.
Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Gut gepflasterte Straßen verbanden die einzelnen Ortschaften miteinander, während man den Übergang über die Flüsse wie in Peru durch Hängebrücken ermöglichte.

Der Ackerbau wurde sehr lebhaft betrieben und baute man Mais, Kartoffeln, Cassave und Quinoa. Die Bewässerung der Äcker geschah durch Kanäle. In der Kunst, Stoffe zu weben und zu färben, besaßen die Chibchas große Fertigkeit, ebenso verstanden sie treffliche Töpferarbeiten auszuführen, die mit Malereien bedeckt und mit einem fast unzerstörbaren Firniß überzogen wurden. Vielfach ahmte man auch hier menschliche und tierische Gestalten nach.

In der Bearbeitung der Metalle zeigten sich die Chibchas besonders geschickt. Sie kannten die Bronze, das Kupfer, Blei, Zinn, Silber und Gold und sollen einer in



Goldarbeiten der Chibchas.
In den Museen für Völkerkunde zu Berlin und Leipzig.

Columbien weitverbreiteten Überlieferung zufolge einen Pflanzensaft gekannt haben, durch welchen das Gold so geschmeidig wie Wachs gemacht werden konnte. Zahlreiche Funde beweisen, daß die Indianer vorzüglich zu löten verstanden und Legierungen herzustellen wußten, auch benutzten sie Stichel zur feineren Durchführung ihrer Arbeiten.

Man fertigte Masken aus Gold von über Lebensgröße, zahlreiche Schmucksachen, große Brustplatten, Diademe und Kopfbedeckungen, manschettenartige Armstulpen, halbmondförmige, über den Mund herabhängende Nasenzierate, Halsbänder, Ohrgehänge, Nadeln, Haarzangen, Ringe, Perlen und dergleichen mehr. Vielfach kommen auch kleine Idole, Figürchen von Menschen, Affen, Fröschen und anderen Tieren vor, die vielleicht als Weihegaben gedient haben mögen.

Mit den Produkten ihrer Thätigkeit trieben die Chibchas einen sehr lebhaften



Goldarbeiten der Chibchas. (1/2 nat. Größe.)
Im Museum für Völkerkunde zu Leipzig.

Handel. Eines ihrer vornehmsten Tauschobjekte war Salz, welches in großen Quantitäten bei Zipaquira nördlich von Bogotá sowie an einigen anderen Punkten gebrochen und von den benachbarten Stämmen im Austausch gegen Mais, Gold, Smaragden und dergleichen gern genommen wurde. Goldscheibchen von bestimmter Größe und gleichem Gewicht dienten als Geld, doch verkaufte man auch gegen Kredit. Wagen zum Abwägen des Goldes und anderer Dinge waren bekannt, auch besaßen die Chibchas bestimmte Zeichen für ihre Ziffern.



Goldene Zange zum Ausraufen der Barthaare.

Die Chibchas kannten ein undefinierbares höchstes Wesen, das sie Chiminigagua nannten und im Anfang der Dinge alles Licht in sich verschlossen trug. Dann aber flogen plötzlich schwarze Vögel aus demselben hervor und verbreiteten, mit jedem Flügelschlage Funken sprühend das Licht. Als Gott der Erde galt Chibchacum, ein indianischer Atlas, der mit seinem Nacken die Erde zu tragen hatte. Ihr Beben wurde dadurch verursacht, wenn er den Erdball von der einen Schulter auf die andere nahm. Chibchacum war zugleich der Schirmherr der Ackerbauer und Metallarbeiter. Als Gott des Wassers wurde Ata, der Frosch verehrt. Die Göttin Bachue war eine indianische Ceres, welche die Feldfrüchte beschützte. Nencatacoa hingegen war der Förderer der kunstreichen Handwerke.

Mancherlei Lagunen, Felsen und Berge galten als Heiligtümer bestimmter Gottheiten und durfte aus diesen Seen kein Wasser entnommen, von den daselbst wachsenden Bäumen kein Ast abgebrochen werden. Derartige heilige Orte waren Sogamoso, Suamoz, Bacata, Guatavita und andere. In der Regel erhoben sich daselbst Tempel, wo den Gottheiten geopfert wurde. Diese aus Goldschmuck, Smaragden, Feldfrüchten und anderem bestehenden Opfergaben überlieferte man den Priestern, durch deren Vermittlung allein Opfer vollzogen werden konnten. An den verschiedenen Orten scheinen gewisse Arten der Opferung üblich gewesen zu sein, so blies z. B. der Ibacanzas, das Oberhaupt der Geistlichkeit, von seinen mit Goldstaub bestreuten Händen den Götterbildern goldne Körnchen zu. Anders verfuhr der weltliche Herrscher, welcher beim Jahresfeste über und über mit einem wohlriechenden Harze gesalbt und von seinen mit Blasrohren versehenen Kammerherren völlig mit Goldstaub bedeckt wurde, so daß er durchaus den Eindruck einer goldnen Figur machte. So fuhr der Herrscher auf einem Floß in den heiligen See von Guatavita hinaus, warf allerhand Kostbarkeiten in die Fluten desselben und



Darstellung des Zaque auf dem Floß.
Im Museum für Völkerkunde zu Leipzig.

sprang endlich selbst in das Wasser, um zu baden. In diesem Augenblicke hallten die umliegenden Berge wider von dem Freudengeschrei der rings um den See versammelten Menge, welche die nun vollendete heilige Ceremonie mit Tänzen und festlichen Gelagen beschloß.

Die auf Seite 190 abgebildete, in Gold ausgeführte Darstellung des auf dem Floß stehenden und von seinen Begleitern umgebenen Kaziken wurde in der Nähe des Sees von Guatavita gefunden.

In manchen Tempeln, so besonders in den von Gold und Edelsteinen glänzenden Heiligtümern zu Sogamoso und Tunja waren im Laufe der Zeiten ungeheuere Schätze zusammengeströmt, die aber mit der Eroberung des Landes sämtlich den Spaniern in die Hände fielen. —

Die Ankunft der den Blitz und Donner in den Händen tragenden Europäer erregte bei den Chibchas den größten Schrecken und abergläubische Furcht, so daß die ersteren nur geringen Widerstand fanden und bald in die Hauptstadt Teasaquillo einziehen konnten. An Stelle derselben gründete Quesada die Stadt Santa Fé de Bogotá und gab zugleich dem von ihm eroberten Reiche zur Erinnerung an sein Heimatland den Namen Neu Granada.

Den leicht errungenen Sieg mißbrauchend, ließen die Eroberer sich die maßlosesten Grausamkeiten und Bedrückungen der Eingeborenen zu schulden kommen. Gewaltsam wurden die einzelnen Individuen aus dem Kreise ihrer Angehörigen gerissen, Tieren gleich ausgesucht und durch das Los unter die Eroberer verteilt, die sie dazu benutzten, Gold aus den Eingeweiden der Erde und Perlen aus den Tiefen der Gewässer zu holen. Oder sie mußten die Sieger auf ihren Streifzügen begleiten und das Gepäck, die schweren Geschütze und Waffen tragen. Fiel einer vor Mattigkeit nieder, so ließ man ihn auf dem Wege umkommen, machte sich ein Indianer der Widersetzlichkeit oder gar des Aufruhrs schuldig, so wurde er mit samt seinen Genossen erschossen, von hohen Felsen herabgestürzt oder — noch schrecklicher — den Bluthunden vorgeworfen, welche in ganzen Meuten von den Spaniern auf ihren Zügen mitgeführt wurden.

Vielfach auch unterwarfen die Tyrannen die Eingeborenen, um verborgen gehaltene Schätze zu erpressen, den schauderhaftesten Torturen, so weiß Las Casas von einem Kaziken zu erzählen, der angeblich den Spaniern ein ganzes Haus voller Gold versprach, dann aber, nachdem er bereits alle seine Schätze in die Hände der Weißen geliefert, unter dem Vorgeben, daß er etwas verheimliche, in so entsetzlicher Weise gemartert worden sei, daß er während der Qualen den Geist aufgegeben habe. (Siehe das Bild Seite 192.)

Solch unerhörte Grausamkeiten, mit welchen Quesada seinen Namen befleckte, entflammten den Rachedurst der Eingeborenen aufs äußerste und wenig fehlte, so hätten dieselben ihn mit seinen Leuten erwürgt, als Ereignisse eintraten, die der Widerstandskraft der Chibchas den Todesstoß versetzten.

Von Süden und Nordosten her erschienen nämlich zwei große Heereshaufen, von denen der eine von Sebastian Benalcazar, dem Eroberer von Quito, der andere

von dem Deutschen Nicolaus Federmann geführt wurde. Auf die Nachrichten von der Existenz eines im Norden gelegenen goldreichen Landes hin war Benalcazar durch das öde Gebiet von Pasto und durch das Patiathal in das Gebiet des Kaziken Popayan vorgedrungen, war dann dem Caucaflusse gefolgt und hatte am 25. Juli 1536 die Stadt Cali gegründet.

Im Jahre 1538 überschritt er die Kordilleren und zog den Magdalenastrom abwärts, um seine Herrschaft auch über das Chibchareich auszudehnen. Federmann, der



Marter eines indianischen Kaziken in Neu Granada.

Nach einem Stiche in „Umbständige warhafftige Beschreibung der Indianischen Ländern, so vor diesem von den Spaniern eingenommen und verwüstet worden“. Durch Bartholomäum de las Casas, Bischoffen in Hispanien.

in derselben Absicht von Venezuela hergekommen war, traf mit seinen Scharen zur gleichen Zeit auf der Hochebene von Bogotá ein, welche sie aber zu ihrem Mißvergnügen bereits im Besitze Quesadas fanden.

Zwischen den drei Rivalen kam ein Vergleich zu stande, demzufolge Federmann eine Abfindungssumme erhielt, wogegen seine Soldaten dem Quesada unterstellt wurden. Dieser wieder einigte sich mit Benalcazar dahin, daß Quesada die Statthalterschaft über Neu Granada, Benalcazar über Popayan behalten solle. Für die Nation der Chibchas brachte jenes merkwürdige Zusammentreffen keinerlei Vorteile, im Gegenteil wurde sie

immer fester in die Bande des Frondienstes geschmiedet, um endlich dem furchtbaren Drucke gänzlich zu erliegen.

Als im Jahre 1854 der Gelehrte E. Uricochea in Berlin eine Denkschrift über die Altertümer Neu Granadas veröffentlichte, konnte er mit Recht von den Chibchas behaupten: „Meteorgleich verschwand diese Nation. Sie ging denselben Weg wie so viele andere eingeborene Völker Amerikas, sie ward mit dem Schwerte ausgerottet, sie erlag dem christlichen Fanatismus und dem spanischen Golddurste. Ihre Civilisation ist für uns verloren — verloren ihre Sprache, das Volk verschwunden."



Goldzieraten der Chibchas.
Im Museum für Völkerkunde zu Leipzig.

Weitere Unternehmungen der Spanier zur Auffsuchung des El Dorado.

Eine historisch beglaubigte Thatsache ist es, daß jene auf Seite 190 geschilderte Ceremonie der Jahresfeier bei den Chibchas zur Ausführung kam und daß an dem für diese Feier bestimmten Tage der weltliche Herrscher von Kopf bis zu Füßen mit Goldstaub bedeckt sich in den See von Guatavita begab, um zu baden. Diese Sitte war noch kurz vor der Ankunft der Spanier im Schwange, doch waren diese niemals Augenzeugen derselben.*) Sie erhielten nur Andeutungen aus dem Munde der Indianer und drangen solche mehr oder minder aufgebauschte Erzählungen nach allen spanischen Kolonien der nördlichen Hälfte Südamerikas. Solche Erzählungen von dem El Dorado, dem Goldmanne nahmen einen immer bestimmteren Charakter an, als einzelne Chronisten sich des verlockenden Gegenstandes bemächtigten und wacker für seine weitere Verbreitung sorgten. So schrieb z. B. de Oviedo, der von 1478—1557 lebte, in einem an den Kardinal Bembo gerichteten Briefe, Gonzalo Pizarro habe den El Dorado aufgesucht und sei derselbe ein sehr berühmter Fürst und allezeit mit Goldstaub bedeckt, so daß er einer von einem trefflichen Goldschmied gearbeiteten Goldfigur gleiche. Der Goldstaub werde jeden Morgen auf seinen mit wohlriechendem Harze bestricheuen Leib geblasen, weil jedoch diese Art Kleidung ihn am Schlafen hindern würde, so wüsche sich der Fürst am Abend und ließe sich am nächsten Morgen neu vergolden.

Eine zweite Sage beschäftigte sich auf das lebhafteste mit einem „Hause der Sonne“, worunter ein Tempel verstanden wurde, dessen Schätze geradezu unermeßlich seien.

Von diesem Hause der Sonne hatten die Spanier bereits im Jahre 1531 erzählen hören, als sie unter Diego de Ordaz, der von Kaiser Karl V. mit dem zwischen Paria und der Mündung des Amazonenstroms gelegenen Lande belehnt worden war, in den Orinoko eindrangen und diesen gewaltigen Strom bis zu den Wasserfällen von Atures aufwärts segelten. Eine unter seinen Soldaten ausgebrochene Meuterei zwang den Ordaz

*) Vergl. C. R. Markham, The expeditions of Pedro de Ursua and Lope de Aguirre. Hakluyt Soc. Vol. 28. pag. III. Anmerkung.

aber zur Umkehr und soll er den Rebellen zum Opfer gefallen sein. Nach ihm wurde Geronimo de Orbaz vom König autorisiert, die Entdeckungen fortzusetzen und entsandte derselbe im Jahre 1533 den Schatzmeister seines Vorgängers, den Alonso de Herreda nach dem Orinoko.

Nur mit Bewunderung kann man die Erzählung von den kühnen Unternehmungen lesen,*) bei denen 3—400 Pferde eingeschifft wurden, um jedesmal, wo die Reiterei an dem einen oder anderen Ufer gebraucht werden konnte, dieselben zu landen. Herrera fuhr aus dem Orinoko in den Meta ein und verfolgte dessen Lauf aufwärts, wurde aber mit den dort hausenden Eingeborenen in Kämpfe verwickelt und nebst vielen seiner Leute mit vergifteten Pfeilen getötet. Sterbend übergab er den Befehl an Alvaro de Ordaz, der im Jahre 1535 die geringen Reste der Armee nach einem im Lande Paria errichteten Fort brachte.

Von Paria scheint auch gegen das Jahr 1537 eine Expedition zur Aufsuchung des Sonnentempels ausgegangen zu sein und giebt über ihren Verlauf eine Stelle in einem Briefe des Deutschen Philipp von Hutten, der in den Kolonien der Welser in Venezuela sich aufhielt, kurzen Bericht. Er schreibt unter dem 16. Januar 1540: „In Cubagua ist Anthonio Sedenno vor 3 Jahren mit 400 Mann das Land hinein zogen den Rio Meta und das Hauß der Sonnen, da izt Federmann und die von santa Marta notitia von gehabt haben, zu suchen. Ist gedachter Sedenon im Anfang seiner Reiß gestorben, die Hauptmannschafft einem jungen Edelmann Petro de Reynoso genannt verlaßen, der auch nichts ausgericht hat, und das meisttheil seins Volcks von ihme gefallen, und er mit 86 Christen in diese unsere Provinzen vor 6 Monathen kam, auf welchen ich im Valle de Varikisineto (Barquisimeto) mit 36 (Mann) ungefehrlich stieß. Überfiel sie an einem Morgen und ehe sie recht aufkamen hat ich all ihr Wehre in meine Gewalt bracht, sie also, bis ich sie dem Stadthalter überantwort, seind noch alle in dieser Gubernation."

Auch die Eroberer des Chibchareiches teilten den Glauben an das Vorhandensein des Hauses der Sonne, ganz besonders aber waren sie von der Existenz des El Dorado überzeugt und vermuteten, der bislang vergeblich gesuchte Tempel sei im Lande des Goldmanns gelegen. So sehen wir die Spanier schon bald nach der Unterwerfung des Hochlands von Bogotá auf der Suche nach dem El Dorado.

Es war Hernando Perez de Quesada, ein Bruder des Ximenes, der im Jahre 1539 mit zweihundert Mann die alte Hauptstadt der Chibchas verließ, um in den östlichen Kordilleren den El Dorado und das Reich der Sonne zu suchen. Er kam bis in das Gebiet der Musos Indianer, mußte aber nach einjährigem vergeblichen Umherirren von seinem abenteuerlichen Vorhaben abstehen, da die Wirklichkeit den chimärischen Hoffnungen nicht entsprach. Auch die Expedition, welche im Jahre 1548 unter Pedro de Ursua und Ortun de Velasco zum gleichen Zwecke von Tunja aufbrach, hatte

*) Herrera, Decad. V. lib. VI. cap. 15. — Caulin, Historia dela Nueva Andalucia, lib. II. cap. 5—7. — Fr. Simon, Segunda noticia historial de las Conquistas de Tierra firme, cap. 19—26. Tercera notica, cap. 20—30.

keinen besseren Erfolg und noch unglücklicher verlief jener Zug, den Ursua im Jahre 1560 von Peru aus unternahm und auf welchem er seinen Tod fand (vergl. S. 180).

All diese Mißerfolge vermochten den Golddurst der Spanier nicht zu dämpfen, immer wieder aufs neue suchten sie ihr Glück zu erproben und so sehen wir in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zahlreiche Scharen von Abenteurern die Wildnisse Südamerikas durchziehen. Erwähnung verdienen die Züge des Pedro Malaver de Silva, des Diego Fernando de Cerpa oder Serpa sowie des Antonio de Berrio, von denen die beiden ersteren ihren Weg von der Nordküste her suchten, während der letztere im Jahre 1582 von Neu Granada aus aufbrach und, dem Lauf der Flüsse Cassanare und Meta folgend, zum Orinoko kam, den er bis zu seiner Mündung verfolgte. Keinem von diesen dreien war die Göttin Fortuna hold, Serpa wurde im Jahre 1569 von den Eingeborenen erschlagen, Silva fiel 1574 dem Fieber zum Opfer und auch die Expedition Berrios scheiterte gänzlich.

Die Sage vom El Dorado, vom goldenen Hause der Sonne lebte aber fort und fort und sollte, wie wir in den nächsten Kapiteln sehen werden, auch noch andere Nationen beschäftigen.

* * *

Mit der Geschichte der spanischen Entdeckungsreisen auf dem amerikanischen Kontinente sind wir nun zu Ende. Wohl fanden, ganz besonders in Südamerika, noch zahlreiche kleinere Expeditionen statt, doch waren dieselben von keiner größeren Bedeutung und trugen mehr zu der genaueren Kenntnis der entdeckten Länder bei.

Betrachten wir die Thätigkeit der Spanier als Entdecker auf dem Boden der neuen Welt im großen Ganzen, so müssen wir anerkennen, daß sie an der Erschließung dieses Erdteils den weitaus größten Anteil haben. War doch die Feststellung der Umrisse von Südamerika, kleine Küstenteile von Brasilien und die Südspitze des Feuerlandes abgerechnet, ausschließlich ihr eigenes Werk, auch ließen sie in der Kontourierung der Ländermassen Mittelamerikas nichts zu thun übrig und stellten endlich den Verlauf der Ost- und Westküste des nordamerikanischen Kontinents bis etwa zum 40° n. Br. fest. Zahlreiche ihrer zur Aufhellung des Inneren dienenden Unternehmungen waren Großthaten ersten Ranges, die in der Entdeckungsgeschichte nur wenige Seitenstücke haben und nirgendwo übertroffen sind. Viele dieser Großthaten wurden unter geradezu heldenhafter Ertragung der furchtbarsten Entbehrungen, unter Bewältigung von unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten und unter den denkbar größten Gefahren ausgeführt und verleihen der Geschichte der spanischen Konquista einen hohen Glanz, dem auch der Schimmer der Romantik nicht fehlt. Um so mehr ist es zu beklagen, daß die spanischen Konquistadoren mit jenem Heldenmute, der uns zu vollster Bewunderung zwingt, vielfach abstoßende Habgier und unmenschliche Grausamkeit verbanden, durch welche Eigenschaften die Glorie ihres Ruhmes getrübt wird.



Die Deutschen in Venezuela.





Pfahlbauten der Goajiro Indianer am See von Maracaibo.
Mit Benutzung einer Naturaufnahme von Professor A. Goering gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die Entdeckungszüge der Deutschen in Venezuela.

Wie wir schon früher geschildert haben, fanden Alonso de Ojeda und seine Genossen bei ihrer Fahrt an der Nordküste von Südamerika an einem tief ins Land hineinreichenden Golfe ein inmitten des Wassers auf Pfählen stehendes indianisches Dorf, das sie in Erinnerung an die ähnlich gebaute Wunderstadt Venedig Venezuela, „Klein Venedig", nannten. Dieser Name übertrug sich späterhin auf die ganze Küste und ist derselben bis heute verblieben.

Daß diese Küste und vornehmlich die anstoßenden Binnenländer sehr fruchtbar und reich an wertvollen Naturprodukten seien, war bekannt, aber ebenso genau wußte man, daß Ojeda, la Cosa und andere im Kampfe mit den Eingeborenen, welche vergiftete Pfeile führten, zahlreiche Leute verloren hatten. (Vergl. I. Bd. S. 339—349.)

Infolgedessen wurden diese Küsten nur gelegentlich von Raubschiffen berührt, die von Santo Domingo kamen, um einzelne unachtsame Indianer zu überfallen und nach Española zu schleppen, wo sie als Sklaven in den Bergwerken Verwendung fanden.

Erst im Jahre 1527 wagte es der Faktor Juan de Ampuez an den gefährlichen Küsten festen Fuß zu fassen und gelang es ihm, mit dem Kaziken des an der Küste wohnenden Stammes der Caquetios ein Freundschaftsbündnis zu schließen und die Kolonie Coro zu gründen.

Von diesem Lande hatten die in Augsburg seßhaften, sehr reichen Kaufleute Welser durch ihre Geschäftsträger in Spanien gehört und ließen sie dem Kaiser Karl V., der mit diesen Rotschilden des 16. Jahrhunderts in Verbindung stand, gegen zwölf Tonnen Goldes von ihnen geliehen hatte und wegen eines neuen Anlehens unterhandelte,*) den Vorschlag machen, er solle ihnen jenes noch nicht in Besitz genommene Land als Pfand für das gemachte Anlehen überlassen.

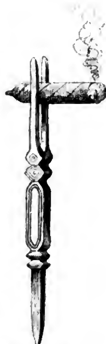
Kaiser Karl V. ging darauf ein und schloß mit den Welsern einen Vertrag, wonach ihnen die Unterwerfung, Kolonisierung und Ausbeutung des ganzen zwischen dem Vorgebirge Maracapana und dem Cabo de la Vela gelegenen Gebietes gestattet sein sollte. Der Vertrag verpflichtete die Welser, auf eigene Kosten vier Schiffe mit dreihundert Mann auszurüsten sowie fünfzig deutsche Bergleute nach Amerika zu bringen. Außerdem hatten sie innerhalb zweier Jahre in Venezuela zwei Niederlassungen und drei Festungen anzulegen, wogegen den Welsern für alle Zeiten die Statthalterschaft über alles Land zustehen sollte.**) Ferner sollten sie vier Prozent von allen Einkünften beziehen und zwölf Quadratmeilen Landes als Eigentum besitzen. Geschäftsträger der Welser am spanischen Hofe waren zwei aus angesehenen Familien in Ulm stammende Deutsche, Ambrosius Alfinger oder Dalfinger und Georg Ehinger, von denen der erstere es übernahm, in San Lucar die Expedition zusammen zu stellen. Mit drei Schiffen, 400 Mann und 80 Pferden segelte er Ende 1528 ab und landete zu Anfang des folgenden Jahres glücklich in Coro, wo natürlich Juan de Ampuez weichen mußte.

Leider scheint Dalfinger für den Posten, auf welchen er als Bevollmächtigter der Welser gestellt war, nicht die geeignete Persönlichkeit gewesen zu sein, denn anstatt den Vorschriften des Vertrags gemäß sein Hauptaugenmerk auf die Anlage von geeigneten Kolonien zu wenden, durch welche er einen festen Rückhalt gewinnen sollte, ließ er sich durch die umlaufenden Gerüchte von einem im Innern des Landes gelegenen Reiche des El Dorado verlocken, vorschnell und mit unbedachter Hast einen Eroberungszug dorthin zu unternehmen. Dieser Zug wurde am 3. September 1529 angetreten und führte durch das Thal Cupari in jene wald- und wasserreichen Gebiete, welche zwischen dem See von Maracaibo und dem unteren Magdalenenstrom gelegen sind. Mit den hierselbst hausenden Cunbai- und Cunones Indianern, welche Menschenfresser waren, hatte Dalfinger zahlreiche Kämpfe zu bestehen und ist er nicht von dem Vorwurfe hierbei begangener Grausamkeiten freizusprechen. Um die gefangenen Indianer am Entlaufen zu hindern, hatte man dieselben mit eisernen Halsringen an eine lange Kette geschmiedet. Sank einer der mit Lasten Überbürdeten nieder, so schlugen die Soldaten ihm einfach den Kopf ab, womit sie der Mühe, den Gefallenen seiner Fesseln zu entledigen, überhoben waren. Die Dörfer der durchzogenen Landschaften plündernd und niederbrennend, kam Dalfinger bis zum Magdalenenstrom, wurde aber hier durch die wohlorganisierte

*) Weyermann, Nachrichten von Gelehrten und Künstlern, auch adeligen Familien u. s. w. der vormaligen Reichsstadt Ulm.

**) Die weiteren Bestimmungen dieses Vertrags sind in dem Werkchen „Der Anteil der Deutschen an der Entdeckung von Südamerika" von Karl Klunzinger (Stuttgart (1857) nachzusehen.

Gegenwehr der Indianer zum Rückzug gezwungen. Nachdem er noch das Gebiet des Rio de Lebrija, eines östlichen Nebenflusses des Magdalena durchstreift, kehrte er nach Coro zurück, wo er am 3. Mai des Jahres 1530 mit seiner sehr zusammengeschmolzenen Mannschaft wieder anlangte. Hier war mittlerweile zu seiner Unterstützung der Ulmer Nikolaus Federmann eingetroffen, der bald auch die Forschungen Dalfingers wieder aufnahm und am 12. September 1530 mit 126 Soldaten, darunter 16 Reiter, und 100 indianischen Trägern von Coro nach dem Inneren des Landes aufbrach, „verhoffendt alldar nützlichs außzurichten“.


Cigarrettenhalter der Indianer in Südvenezuela.

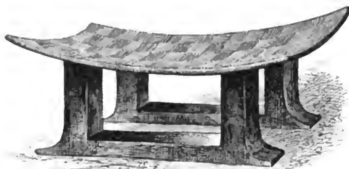
Aus der eigenhändigen Beschreibung, die Federmann von diesem Zuge hinterlassen hat,*) ergiebt sich, daß er nicht mit der von Dalfinger geübten Härte und Grausamkeit verfuhr, sondern vielmehr bestrebt war, die Eingeborenen durch gütliche Überredung zu gewinnen. Nur wenn die Selbsterhaltung und das Interesse der Expedition es erforderten, machte er von Gewaltmitteln Gebrauch. Während des Marsches kam man mit verschiedenen Nationen in Berührung, zunächst mit den Xedeharas (wahrscheinlich derselbe von Simon Girihahas genannte Stamm, der im Jahre 1536 fast ganz ausgerottet wurde), sodann zu den zwerghaften Ayamanes, von denen viele nach Federmanns Beschreibung nicht mehr als fünf bis sechs Spannen lang und infolge ihrer zierlichen Gestaltung zu schwach waren, um „den Christen ihren plunder zu tragen“. Federmann ließ diese Indianer in Massen taufen, zwar ohne sie vorher in dem christlichen Glauben eingehender unterrichtet zu haben, „denn,“ so meint er, „was ist nott, ihnen lang zu predigen, und Zeit mit ihnen zu verlieren. Dann solchs muß in die jungen die noch von den verfürischen und teuffelischen Ceremonien und Secten ihrer vätter nicht wissen, und nicht in die alten schon verstockten, gebildet werden.“

Im Oktober kam Federmann zu den Cayones, durch deren Gebiet er fünf Tage lang reiste, ohne daß es ihm gelingen wollte, mit ihnen Freundschaft zu schließen. Um zu den benachbarten Xaguas zu gelangen, mußten die Europäer, um das mühsame Wegbahnen durch die undurchdringlichen Urwälder zu vermeiden, mehrere Tage lang im Bett eines Flüßchens marschieren, der zum Glück einen nur geringen Wasserstand hatte. Dieses Weges bedienten sich die Indianer bei ihren Kriegszügen, „darmit man ir gespor (Spur) nit künde bemerken oder ausgespehet werden, dann diese beide Nationen (die

*) Diese Aufzeichnungen wurden nach Federmanns Tode von seinem Schwager Hans Kiffhaber herausgegeben und zwar unter dem Titel: „Indianische Historia. Ein schöne kurzweilige Historia Niklaus Federmanns des Jüngeren von Ulm erster raise so er von Hispania vnn Andolosia auß in Indias des Occeanischen Mörs gethan hat, vnd was ihm allda ist begegnet biß auff sein Widerkunft in Hispaniam, auffs kurtzest beschrieben, gantz lustig zu lesen. Hagenaw 1557.“ Ein Neudruck dieses sehr seltenen Buches wurde 1859 durch Karl Klüpfel in der Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart herausgegeben.

Cuyones und Xaguas) nimmer mehr rüwig (ruhig) oder der faindt unbesorgt leben können, als wann das Wasser vast angeloffen (angeschwollen) ist."

Die Xaguas bewohnten eine herrliche Ebene am Fuße jener Gebirgskette, die heute mit dem Namen der Küstenkordillere von Venezuela bezeichnet wird. Federmann und die Seinen wurden von dieser streitbaren Nation, die an 30000 Krieger stellen konnte, gut aufgenommen und vierzehn Tage lang beherbergt, überdies noch mit goldenen Kleinoden im Werte von 3000 Goldgulden beschenkt. Unglücklicherweise wurde aber eine große Anzahl der Soldaten in den feuchten Niederungen von Fiebern befallen, wodurch sich Federmann gezwungen sah, die Gebirge aufzusuchen, in denen er zuerst auf den Stamm der Cuybas traf, „ein stark und freidig Volk, auch bei guter wehr". Diese Cuybas benutzten, wie auch die benachbarten Cuyones, während ihrer Kriege vergiftete Pfeile und hatten ihre Ortschaften mit tiefen Gräben umzogen.



Geschnitzter Holzstuhl aus Südvenezuela.

War es Federmann bisher gelungen, größere Kämpfe mit den Eingeborenen zu vermeiden, so wurde er aber im Lande der Guaycaries in solche verwickelt und zeigten sich diese sehr dunkel gefärbten Indianer als der kriegerischste und verwegenste Stamm, den man bisher in Venezuela angetroffen. Umsonst gaben die Guaycaries nichts her, sondern verlangten für alles gute Bezahlung. Besonders der Kazike des Dorfes Itabana zeigte sich wenig zuvorkommend gegen die Fremdlinge und traf, als Federmann einen Rekognoszierungsritt in das Gebirge unternahm, alle Vorbereitungen zu einem feindlichen Überfall.

Federmann hatte aus Andeutungen der Eingeborenen erfahren, daß in der Nähe ein „Mör oder Laguna" gelegen sei, welches man vom Kamme eines eine Meile entfernten Gebirgszuges überblicken könne. Den Ritt auf dies Gebirge nicht scheuend, sah er das Tiefland unter sich ganz mit Wasser bedeckt, „aber wir kundten, ob dises wasser ein großer See oder Laguna were, nicht übersehen, dann es mit nebel fast bedeckt, als dann gewönlich morgens frü, als es dann was, geschicht, aber vast schön wol bewonet und eben laud." Zweifellos war diese Laguna der Tacarigua See oder See von Valencia und mag der Ausblick nach demselben der gleiche gewesen sein, den ein neuerer Durchforscher jener Landschaften*) mit folgenden begeisterten Worten schildert: „Auf der Höhe stehend, begrüßte ich den großartig schönen Anblick des Sees von Valencia mit seiner weiten malerischen Umgebung. Wenn man tagelang auf verwachsenen, vom Wasser zerrissenen Wegen Berge erstiegen und fast immer im Halbdunkel des Waldes die aller-

*) Anton Goering im Jahrgang 1868 des „Globus", S. 283.



Am See von Valenzia in Venezuela.

Nach einer Naturaufnahme von Prof. A. Goering gezeichnet von Rudolf Cronau.

nächste Umgebung durchspähend keine Fernsicht genossen hat und nur zuweilen einen Blick auf den nächsten ebenso bewaldeten Bergabhang oder hinab in die finsteren, ewig feuchten Schluchten zu thun vermochte, dann atmet man frei auf, wenn man, wie hier, den Blick in die ungemessene Weite schweifen lassen kann. Ich wage nicht, eine ausführliche Beschreibung von der malerischen Landschaft zu geben, die so plötzlich das Auge erfreut. In der Tiefe, vor dem Beschauer, laufen die vielfach gezackten Zweige des Küstengebirges dem großen Seebecken zu, welches eine weite fruchtbare Ebene bildet. Über sie hinweg, in der Richtung von Süd und Südost erblickt man den ausgedehnten See mit seinen reizenden Inselgruppen und Ufern. Den Hintergrund schließen in duftiger Ferne die blauen Berge von Cura und Guiyue; wenn man sich ein wenig nach Südwesten wendet, überfliegt der Blick die Ebene von Naguamgua und Valencia, bis die Gebirge von Nirgua und Montalban in weiter Ferne Halt gebieten. Dieses malerische Relief der großen Landschaft, diese große Mannigfaltigkeit in seinen Farben durch die Vegetation, die große Wasserfläche des Binnensees, die Abwechselung der Ebene mit den Gebirgen und Hügeln, alles wird noch gehoben durch Momente ihrer Beleuchtung vom tropischen Himmel."

Nachdem Federmann lange in dem Anblicke dieser herrlichen Tropenlandschaft geschwelgt, trat er den Rückmarsch zu der seiner harrenden Haupttruppe an, stieß aber auf dem Wege nach dem Lagerplatze auf den Häuptling der Guaycaries, der an der Spitze einer großen Anzahl von Kriegern daherschritt, die ihrer Bemalung und ihrem Aufputze nach einen feindlichen Handstreich gegen die Weißen beabsichtigten. In Eile ließ Federmann alle Vorbereitungen zum Abzuge treffen und hoffte, gegen Mitternacht aufbrechend, der drohenden Gefahr zu entgehen, wurde aber von den Indianern eingeholt und am Coaherіflusse angegriffen. Den Europäern gelang es erst nach längerem Gefechte den Feind zurückzuschlagen. Fast alle trugen Wunden davon, Federmann selbst erhielt einen Schuß in die Schulter, auch waren zwei Pferde schwer verletzt und starb eines derselben, da es mit einem vergifteten Pfeil getroffen war, sechs Tage danach an der Tollwut.

Sämtliche erreichbaren Dörfer niederbrennend durchzog nun Federmann das Gebiet der Guaycaries, denen er in einem zweiten Zusammentreffen, in welchem 800 schauerlich aufgeputzte Krieger sich ihm entgegenstellten, eine abermalige entscheidende Niederlage beibrachte.

Nach diesem Ereignisse kam das Heer in die schöne und fruchtbare Provinz Barquisimeto, woselbst man zahlreiche indianische Dörfer traf, die sich oft auf eine halbe Meile Länge hinzogen, zumeist aber nur aus einer Straße bestanden. Die ziemlich geräumigen Hütten wurden mitunter von sechs bis acht Familien bewohnt, „ist ein volk vast gutter lenge und proportz, auch starker dispusion oder glidmäßig. Auch vast schöne gerade weiber, also und darumb wir dies thal und Provintz, so die Indios Vararida nennen, El valle delos damas nenneten, welches zu teütsch der frawen thal gehaißen ist. In diser Nation oder Provintz hört die vergiffte herba oder kraut (der Gebrauch vergifteter Pfeile) auff. Also fürraißten wir dern flecken drei, dise erzaigten uns fast schlechte Freündtschafft, dann sie sich ihrer menge oder vile getröstetten, und uns auch,

ob sie schon vil gelts haben, nie kein present gethan. Ja auch um die speis unserer notturfft zahlung von uns begehrt haben, die wir ihnen gleich wol auch nicht gegeben."

In dem letzten Dorfe dieser Provinz kam es zu einem blutigen Scharmützel, während welches Federmann abermals verwundet wurde und durch einen Keulenschlag auf den Kopf nahezu sein Leben verloren hätte.

Da zahlreiche Soldaten fieberkrank waren, so wandte sich die Expedition wieder dem Meere zu, wurde aber durch verräterische Führer mehrmals irregeleitet. Erst nach großen Mühseligkeiten kam man wieder in das Gebiet der befreundeten Caquetios und nach einigen weiteren Tagemärschen bei der Mündung des Iraacuy (heute Aroa genannt) an den Strand des Meeres. Von diesem Punkte aus lag Coro etwa 65 Meilen in nordwestlicher Richtung entfernt und traf Federmann, seinen Weg der Küste entlang nehmend, am 17. März 1531 in diesem Orte wieder ein.



Indianische Tanzrassel aus Südvenezuela.

Seine an Entbehrungen und Gefahren überreiche Expedition war kein sonderlicher Erfolg. Es gelang ihm nicht, dauernde Freundschaftsbündnisse mit den verschiedenen indianischen Stämmen, die man angetroffen hatte, abzuschließen, auch blieb die Ausbeute an Gold nur gering. Der einzige Gewinn war eine nähere Kenntnis des Landes und seiner Bewohner und die Entdeckung des reichen Distriktes Barquisimeto, welcher heute den Hauptbestandteil der venezuelanischen Provinz Lara ausmacht.

Während Federmann die südöstlich von Coro gelegenen Gebiete durchstreifte, war Dalfinger zum zweitenmal in die Gegenden des unteren Magdalena eingedrungen und hatte in den Kämpfen mit den Pocabuyes und Alkoholades Indianern so reiche Beute an Gold gemacht, daß er den Kapitän Vaskona mit einem Schatze im Werte von 21 000 Goldgulden nach Coro schicken konnte, damit derselbe weitere Mannschaften anwerbe. Vaskona aber und die ihn zum Schutze begleitenden 25 Soldaten gingen in den Urwäldern verloren und nur einer wurde nach vier Jahren zufällig auf einem Streifzuge nackt und in völlig verwildertem Zustande wieder aufgefunden.

Dalfinger hatte mittlerweile von den Indianern noch größere Schätze erpreßt und war bis an den Paß gekommen, der von Osten her nach dem Goldlande Neu Granada führt. Anstatt aber in denselben einzudringen, folgte er einem Flußlaufe und kam in ein von kahlen Bergen umschlossenes Thal, das er Valle de Ambrosio nannte und welches wahrscheinlich im Quellgebiet des Zuliaflusses gelegen sein mag. Von den kriegerischen Bewohnern dieses Thales bis zum See von Maracaibo zurückgetrieben, brach Dalfinger nochmals in die an den Magdalena grenzenden Länder ein, erhielt aber hier während eines größeren Treffens durch einen Pfeilschuß am Halse eine tödliche Wunde, an welcher er bald nach seiner Rückkehr in Coro starb.

Die Welser übertrugen nun die Statthalterschaft in Venezuela dem Johann dem Deutschen, von den Spaniern Juan Alleman genannt, einem Manne, dessen Charaktereigenschaften sehr gerühmt werden. Leider starb derselbe bereits im Jahre 1534 und

wurde darauf Georg Hohemut von Speier*) sein Nachfolger. Er kam am 6. Februar 1535 von Philipp von Hutten und anderen Deutschen begleitet in Coro an.

Besondere Neigung, sich der friedlichen aber langwierigen Eroberung des Landes durch die Kolonisation hinzugeben, scheint auch der neue Statthalter nicht besessen zu haben, er ließ sich gleichfalls von den umlaufenden, aufs fabelhafteste aufgebauschten Erzählungen über ein irgendwo im Herzen des Landes verborgenes Goldland zur Aufsuchung desselben verlocken.

Den in Coro verweilenden Nikolaus Federmann zu seinem Stellvertreter ernennend trat Georg von Speier bereits am 13. Mai 1535 mit 100 Reitern und 300 Fußsoldaten den Marsch ins Innere an. Philipp von Hutten sowie ein Freund desselben, Franz Lebzelter aus Ulm, nahmen an dem Zuge teil.

Geradeswegs gen Süden vorrückend, kam man in das Thal der schönen Frauen, überfiel mehrere Ortschaften und machte zahlreiche Gefangene, welche nun Trägerdienste verrichten mußten. Das Gerücht hiervon verbreitete sich schnell und fand infolgedes Georg von Speier viele Dörfer, in die er einrückte, verlassen. Im Monat September wurden die Anden von Merida überschritten und kam man unter beständigen Kämpfen mit den kriegerischen Eingeborenen am 5. Januar 1536 an den mächtigen Apure, einen der bedeutendsten Nebenflüsse des Orinoko.

An Stelle des Urwaldes traten hier weite, mit saftigen Gräsern bewachsene Savannen, in deren grünem Teppich Bäche dahineilten und blitzende Lagunen lagen, an denen zahllose Mengen von Wassergeflügel ihr Wesen trieben. Nur selten gewahrte man auf diesen Steppen ein kleines Wäldchen, das inselartig sich aus dem unermeßlichen Grasozean erhob, der bis weit in die unabsehbare zitternde Glutferne sich hinauszog, um daselbst in einem blaugrauen Duftstreifen mit dem Himmel zu verschwimmen.

Der Anblick dieser „Llanos“ ist für den Beschauer ein überaus großartiger und überraschender, erweckt zugleich aber infolge der Monotonie der Landschaft ein Gefühl der Melancholie und Verlassenheit.

Tagelang zog das Heer durch die Savannen des Apure dahin, bevor es eine Stelle fand, wo der breite und reißende Strom überschritten werden konnte. Hier aber gingen zugleich die Lebensmittel aus und begann nun ein Kampf mit bitterer Not, der die ganze weitere Reise hindurch anhielt. In den folgenden Monaten setzte die Expedition wieder über mehrere bedeutende dem Stromsystem des Orinoko angehörige Flüsse, von denen der Darari, Arauca, Camariruch, Lorabo und Opia genannt werden. Je weiter man kam, desto bestimmter wurden die Nachrichten über ein ungeheuer reiches Goldland, so behauptete ein Kazike Namens Waikiry, selbst dort gewesen zu sein und mit eigenen Augen große Reichtümer gesehen zu haben.

Selbstverständlich wurde dieser Kazike als Wegweiser mitgenommen, aber man fand in diesen Wildnissen, die von Jaguaren wimmelten, keinen Paß für die Pferde und mußte sich darum nach einem anderen Wege umsehen. Äußerst ungünstiges Wetter erlebten

*) Die spanischen Chronisten nennen ihn gewöhnlich Jorge de Espira, seinen Begleiter Philipp von Hutten aber Felipe de Utén, Utra oder Urre.



In den Llanos von Venezuela.
Nach einer Aquarelle von Prof. Anton Goering gezeichnet von Rudolf Cronau.

die Soldaten am Opia- oder Upiaflusse, an dessen Ufern sie volle acht Monate verbringen mußten, bevor dieser während der Regenzeit hoch angeschwollene Strom überschritten werden konnte. Dem Hochlande von Bogotá war Georg von Speier nunmehr sehr nahe, auch fand er in den Gebieten der Guaipis und Puninignas Indianer einige Stücke Gold und Silber, die nach der Aussage der Wilden von der anderen Seite eines mächtigen Gebirges herstammten, welches den ganzen westlichen Horizont umgürtete und heute den Namen Cordillera Oriental trägt. Wiederholt schickte Georg von Speier kleinere Expeditionen aus, die nach einem Passe forschen sollten, der über dieses Gebirge führe, aber stets kamen die Abgesandten mit der Nachricht zurück, daß es unmöglich sei, hinüber zu kommen. So ging Georg von Speier des Ruhmes verlustig, als Erster auf dem Hochlande von Bogotá und in den daselbst bestehenden goldreichen Ländern anzulangen.

In der Hoffnung, weiter im Süden erfolgreicher zu sein und einen Übergang zu entdecken, setzten die Weißen den Vormarsch fort und kamen Ende Januar 1537 in ein kleines indianisches Dorf, wo sie zu ihrer Verwunderung erfuhren, daß bereits mehrere Jahre vorher Europäer an diesem Orte gewesen seien. Es waren dies Spanier unter dem Befehle des Alonso de Herreda, der nach Beschiffung des Orinoko in einen Nebenfluß desselben gedrungen war, durch die Giftpfeile der Eingeborenen aber mit neunzig seiner Soldaten den Tod gefunden hatte. (Vergl. S. 195.)

An demselben Orte ließ Georg von Speier die Höhe der Sonne nehmen und ergab es sich, daß man nur noch $2^3/_4$ Grad vom Äquator entfernt war, was mit der Angabe übereinstimmt, daß man bald darauf über den sehr großen Fluß Waviari gesetzt sei, der nur mit dem heutigen Guaviari identisch sein kann.

An diesem Nebenflusse des Orinoko fanden die Europäer zahlreiche gute Dörfer, in denen sie auf die Frage nach dem Goldlande wiederum die Auskunft erhielten, dasselbe sei zwanzig bis dreißig Tagereisen entfernt jenseits der Gebirge, also im Stromgebiete des oberen Magdalena gelegen. Aufs neue schlug Georg von Speier den westwärts führenden Weg nach den Gebirgen ein, geriet aber nach siebentägigem Marsche in Wildnisse, wo zahlreiche kleinere und größere Flüsse das Vorwärtskommen gänzlich unmöglich machten.

Wald, tiefer Wald bedeckte hier die ganze Landschaft. Schlingpflanzen überwucherten die einzelnen Bäume und erfüllten die Kronen mit ihrem Laubgewirr, so daß kaum ein Strahl der Sonne diesen Wust von Vegetation zu durchdringen vermochte. Ungeheuere Wurzeln spannten sich am Boden aus, über welche die Pferde nur mühsam hinweg konnten, während seilartige Lianen und Ranken wie Schiffstaue aus dem Astwerk der Bäume herniederhingen. Da und dort gewahrte man morsche Urwaldriesen, von den schlangenartig sie umfassenden Armen des tückischen Matapalo oder Baumwürgers erdrosselt und erstickt, der zuerst als harmloser Gast in der Krone der Bäume und Palmen sich ansiedelt, um dann nach unten zu wachsen und dem gastfreundlichen Wirt den Tod zu bereiten.

Grauenhaft großartig erschien den Abenteurern die Ruhe in diesen unermeßlichen Wäldern, deren Stille nur dann und wann von dem Lärmen der Affen, dem Kreischen der Papageien, dem Gebrüll der zahlreichen Jaguare und Silberlöwen unterbrochen wurde. Oder ein alter Riesenbaum, der dem ungeheueren Luftdrucke nicht länger zu widerstehen vermochte, neigte sich langsam und stürzte krachend und in seinem gewaltigen Falle hunderte von Zweigen seiner kräftigeren Nachbaren brechend zu Boden, ein unbeschreibliches Getöse verursachend, das weithin durch die Wälder schallte und die daherziehenden Menschen mit einem eigentümlichen Schauer erfüllte. —

Georg von Speier sandte wiederholt kleinere Abteilungen aus, die in diesen Wildnissen einen Weg ausfindig machen sollten; aber alles Bemühen war vergebens, und mochte auch der Heerführer sich persönlich an die Spitze derartiger Leute stellen, so wollte es doch nicht glücken, in diesem Wirrsale vorwärts zu dringen.

Zudem brach die Regenzeit herein, fast alle seine Leute waren infolge der ausgestandenen Strapazen und Entbehrungen krank und bestürmten ihren Führer mit der



Schlingpflanzen im venezuelanischen Urwald.

Nach einer Studie von Professor A. Goering gezeichnet von Rudolf Cronau.



Ein vom Baumwürger umschlungener Baum im Urwalde von Venezuela.

Nach einer Studie von Professor A. Goering gezeichnet von Rudolf Cronau.

Bitte, umzukehren. Und so mußte sich Georg von Speier, obwohl an der Schwelle des Goldlandes stehend, entschließen, am 13. August des Jahres 1537 den Rückzug anzutreten.

Derselbe gestaltete sich noch mühsamer als der Herweg, waren doch durch die während der Regenzeit herunterstürzenden unermeßlichen Wassermassen sämtliche Flüsse ausgetreten und in meilenweite Seen verwandelt. Am Guaviare mußte man zwei volle Monate verweilen, bevor dieser Strom überschritten werden konnte. Die mißliche Lage der Europäer war um so größer, als fast alle indianischen Dörfer verlassen und verödet lagen.

„Gott allein," schreibt Philipp von Hutten in einem an seine Angehörigen in Deutschland gerichteten Briefe, „und die gemein (Leute) so es versucht haben, wissen, was Noth und Elendt, Hunger, Durst, Mühe und Arbeit die armen Christen in diesen drei Jahren erlitten haben; ist zu verwundern, daß es menschlich Körper so lang ertragen mögen. Ist ein Grau(n), was Ungeziefers als Schlangen, Kroten, Heydexen, Ottern, Lacerdas, Wurm, Kraut und Wurzeln die armen Christen auf diesen Zug gessen haben, auch etlich wider die Natur Menschen-Fleisch gessen haben, nemlich ward ein Christ gefunden, so ein viertel von einem jungen Kind mit etlichen Kräutern kocht hat, auch die Pferd die erschossen oder an dem Schelm sturben (für) 400 Pesos Golts verkaufft worden und noch theurer, wo manns zugelassen hätt, ein Hund 100 Pesos, deren ich selbs einen mit etlichen Christen kaufft hab; viel Elends Häut, wie sie an etlichen Orten die Indianer tragen für Schild, die eingeweigt, gesotten und gessen, also daß von diesem bößen unkräfftigen unnatürlichen Eßen, auch von der großen Arbeit, im Regen und Wind Liegen, die Christen so gar verschmacht und ausgedorrt waren, daß uns Gott nicht geringe Gnad bewiesen hat (uns am Leben zu erhalten)."

Am 27. Mai 1538, nach dreijähriger Abwesenheit, kamen die Abenteurer halbnackt wieder in Coro an, doch war ihre Zahl von 400 bis auf 160 zusammengeschrumpft. In Coro waren sie längst aufgegeben und ihre zurückgelassenen Effekten bereits verkauft worden. Auch die Welser hatten nicht mehr an die Rückkehr des Heeres geglaubt und die Statthalterschaft dem Nikolaus Federmann übertragen, wogegen die spanischen Kolonisten aber Verwahrung einlegten. Daraufhin hatte die Audiencia in Santo Domingo den Georg von Speier der Statthalterschaft förmlich entsetzt und den Bischof Rodrigo de Bastidas mit dem Oberbefehl betraut.

Zugleich mußte Georg von Speier bei seiner Rückkehr noch die Demütigung erleben, daß ein Untersuchungsrichter seiner wartete, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Auf Befehl des Königs wurde aber diese Untersuchung unterlassen und Georg von Speier in sein Amt wieder eingesetzt.

Während dessen Abwesenheit hatte Nikolaus Federmann, der mit der Anlage einer Kolonie am Cabo de la Vela betraut gewesen war, einen Versuch gemacht, mit 200 Mann dem Georg von Speier zu Hülfe zu kommen. Zu diesem Zwecke brach er im Juni 1536 vom Cabo de la Vela auf, gab aber nach langem vergeblichen Bemühen, den Statthalter zu finden, die Suche auf und wandte sich seinen früheren Entdeckungen in den am mittleren Magdalenenstrome gelegenen Gebieten wieder zu. Da die von den Eingeborenen

erhaltenen Nachrichten nach einem jenseits der Gebirge gelegenen Goldlande verwiesen, so fand er, glücklicher als Georg von Speier, einen Weg über die Kordillerenkette und brach im Jahre 1538 von Osten her in das Reich der Chibchas ein, zur selben Zeit, als Ximenes de Quesada von Westen, Sebastian Benalcazar von Süden her auf der Hochebene von Bogotá erschienen.

Daß es zu einem Abkommen zwischen den in so merkwürdiger Weise hier Zusammentreffenden kam, haben wir bereits auf Seite 191 erwähnt. Federmann, dessen Soldaten in Bogotá verblieben, erhielt eine Abfindungssumme und beschloß mit Quesada gemeinschaftlich nach Europa zu reisen, wo er sich nach den Niederlanden begeben haben soll, um den Kaiser aufzusuchen. Über seine weiteren Schicksale ist nichts bekannt. Sicher ist, daß er gegen 1543 starb, da nach einem Ulmer Ratsprotokoll vom 28. November dieses Jahres sein Schwager Hans Kiffhaber einen Ausweis darüber erhielt, der nächste Erbe Federmanns zu sein. Kiffhaber war auch derjenige, welcher den Bericht seines Schwagers über dessen erste Reise im Jahre 1557 zu Hagenau drucken ließ.

Federmann, der als ein mittelgroßer Mann mit rotblondem Vollbarte geschildert wird, war zweifelsohne sehr tapfer und voller Energie. Hutten nennt ihn einen geschickten Gesellen, auf dem das Glück des Landes stehe und zieht ihn in Bezug auf Feldherrntalent dem Georg von Speier vor.

Dieser ließ sich durch den Mißerfolg seines ersten Zuges nicht abschrecken, einen zweiten zu unternehmen und begab sich im Januar des Jahres 1540 nach Santo Domingo, um Leute anzuwerben und Pferde zu kaufen. Mit solchen Plänen beschäftigt starb aber Georg von Speier.*) Bischof Bastidas ernannte als vorläufigen Nachfolger den allgemein beliebten Philipp von Hutten, der nun das Vorhaben seines Vorgängers auszuführen beschloß. Im Juni 1541 machte er sich mit 200 Fußsoldaten und 150 Reitern auf den Weg, über dessen Richtung aber die verschiedenen Quellen weit auseinander gehen. Herrera**) sagt, daß die Expedition beim Übergange eines Gebirges sämtliche Pferde bis auf acht verloren habe, womit das ganze Unternehmen fehlgeschlagen und Hutten zum Rückzuge gezwungen worden sei. Wesentlich anders lautet der Bericht, den Pedro Simon sowie einige andere Chronisten geben. Danach durchzog Hutten die Ebenen am Casanara, Meta, Caguan und oberen Guaviare. Von da drang er noch zwei Wochen lang in westlicher Richtung vor, bis seine Leute in der Ferne einen Berg erblickten, welcher ganz dem ähnlich zu sein schien, an dessen Fuße der Beschreibung nach die Stadt El Dorado liegen sollte. Beim Anblick dieses Berges bemächtigte sich unermeßliche Freude des bereits stark dezimierten Heeres, doch fand man sich nach dem Ersteigen des Berges in seinen Hoffnungen betrogen. Zum Unglück brach überdies die

*) Über seine Todesursache ist nichts Genaueres bekannt. Der Chronist Benzoni will wissen, Georg von Speier wäre in seinem Bette von den Spaniern ermordet worden. (Benzoni in Hakluyt Collection p. 76.)

**) Herrera, Historia general de los hechos de los Castellanos IV—VIII Decade. — Pedro Simon, Primera parte de las noticias historiales de la conquistas en las costas de tierra firme de las Indias occidentales. Conchae 1626.

Regenzeit herein, welche in diesem Landstriche vom Juni bis November anhält und deren Ende die Abenteurer abwarten mußten, bevor sie an die Fortsetzung ihres Marsches denken konnten. Diese Wartezeit war eine Periode der schlimmsten Entbehrungen, viele Soldaten starben und fast alle übrigen verloren infolge skorbutartiger Krankheiten die Haare, Augenbrauen und Nägel. Im Verkehr mit den Eingeborenen, welche von seiten Huttens durchaus menschlich behandelt wurden, hörte er von den Omegarros oder Omaguas erzählen, einem Indianerstamme, dessen Land das reichste von ganz Südamerika wäre. Obwohl die Zahl seiner Soldaten bereits auf vierzig zusammengeschmolzen war, drang Hutten in tollkühnem Mute mit dieser Handvoll Menschen in der Richtung vor, in welcher jenes Land gelegen sein sollte. Da er sich durch Freundlichkeit das Entgegenkommen der indianischen Häuptlinge zu erwerben und zu erhalten wußte, so kam er ohne große Schwierigkeiten weiter und erhielt allerorten die Bestätigung der ihm gewordenen Nachrichten.

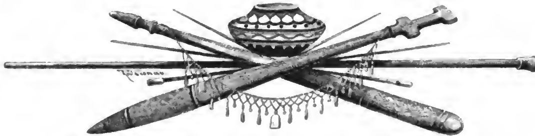
Besonders der Häuptling der Guaypis oder Guaypupas, die mit den im Quellgebiet des Rio Negro hausenden, neuerdings von Wallace beschriebenen Uaupés identisch sein dürften, gab Hutten die Versicherung, daß die Omaguas wirklich sehr reich an Gold und Silber seien, doch warnte er ihn zugleich, weiter vorzudringen, da es ein tollkühnes Unternehmen sei, mit so wenig Leuten gegen eine so mächtige Nation streiten zu wollen. Hutten aber ließ sich durch keine Vorstellungen schrecken und als der Häuptling diese feste Entschlossenheit seines Gastes gewahrte, unternahm er es selbst, Hutten in das Land der Omaguas zu führen. Nach fünf Tagemärschen kamen die Wanderer an einen Berg, von dem aus sie zunächst mehrere einzelne Hütten erblickten, die mit großen Strecken wohlangebauten Landes umgeben waren. Weiterhin in einem reizenden Thale lag eine Stadt von solcher Ausdehnung, daß Hutten das Ende derselben nicht gewahren konnte. Die Straßen derselben schienen vollkommen gerade zu sein, die Häuser standen dicht nebeneinander, in der Mitte des Ortes erhob sich ein ziemlich hohes Gebäude, welches dem Kaziken der Omaguas, Guarica, zum Wohnsitz diente. Hier wären auch, wie der Häuptling versicherte, zahlreiche Götterbilder aus Gold aufgestellt. Die Volksmenge der Ortschaft sei sehr groß, doch enthalte das Land der Omaguas noch mehrere weit größere und reichere Städte.

Trotz der Warnung des Häuptlings stieg Philipp von Hutten mit seinen vierzig Begleitern in das Thal hernieder und marschierte auf die zunächst gelegenen Hütten los, die einigen als Wächter für die Felder bestellten Indianern zum Aufenthalte dienten. Beim Nahen der nie gesehenen Fremdlinge ergriffen diese Wächter die Flucht und wurde Hutten, bei dem Versuche, sie einzuholen und einen derselben zu fangen, durch einen Lanzenstoß zwischen die Rippen schwer verwundet. Während er von seinen Leuten auf den Gipfel des Berges zurückgebracht wurde, hatten die Flüchtlinge die Stadt erreicht, in der bald darauf die Alarmsignale der Bewohner ertönten, ein gewaltiger Lärm von Trommeln und anderen Kriegswerkzeugen. Zum Glück für die Europäer brach die Dämmerung herein und blieben sie für die Nacht unbelästigt.

Mit Tagesanbruch aber sahen sie die Omaguas in einer nach Tausenden zählenden

Schar heranrücken, nichtsdestoweniger sollen die Begleiter Huttens nach einem furchtbar blutigen Kampfe das Schlachtfeld behauptet haben.

In der Erkenntnis, daß eine Eroberung des Landes nur durch eine weit stärkere Truppenzahl möglich sei, traten die Sieger mit ihrem verwundeten Führer den Rückzug nach dem Dorfe des befreundeten Häuptlings an und blieben dort so lange, bis sämtliche Verwundete genesen waren. Auch Philipp von Hutten wurde wiederhergestellt und konnte die Führung des Rückmarsches nach Coro übernehmen. In dieser Stadt hatten sich mittlerweile mannigfache Vorkommnisse zugetragen, deren wichtigstes das war, daß sich ein gewisser Juan de Carvajal, der Sprosse einer angesehenen spanischen Familie, ohne Wissen und Genehmigung der Welser und des Königs zum Statthalter aufwarf und sein Regiment in tyrannischer Weise zu befestigen suchte. Als die Kunde nach Coro kam, Philipp von Hutten kehre nach fünfjähriger Abwesenheit zurück und sei dem Orte bis auf hundert Meilen nahe, fürchtete Carvajal für seine Sicherheit, eilte den Kommenden mit einer bewaffneten Macht entgegen, überfiel zur Nachtzeit ihr Lager und ließ Hutten nebst dessen Leutnant Bartholomäus Welser in der Charwoche des Jahres 1546 enthaupten.



Blasrohr, Blasrohr-Pfeile, Keulen, Halsschmuck und Topf aus dem südlichen Venezuela.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Es dauerte eine geraume Zeit, bevor der Mörder, der sich auch des gesamten Eigentums seiner Opfer bemächtigt hatte, zur Rechenschaft gezogen werden konnte, da der in Coro wohnende Untersuchungsrichter de Frias sich fürchtete, etwas gegen ihn zu unternehmen. Erst mit der Ankunft des Licentiaten Juan Perez de Tolosa erhielt die Sache eine andere Wendung, Carvajal wurde ergriffen und hatte sein Verbrechen mit dem Tode zu büßen. —

Philipp von Hutten, der letzte Statthalter der Welser in Venezuela, war ein echter deutscher Rittersmann. Aus allen seinen Thaten, ganz besonders aber aus den an seine Angehörigen in Deutschland gerichteten Briefen, in denen er seine Erlebnisse im Lande „Venezola“ schildert, leuchtet altdeutsche Treuherzigkeit, Biedersinn und eine den spanischen Abenteurern fremde Humanität hervor. Eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit an seine Angehörigen leuchtet aus allen Briefen Huttens hervor. Wiederholt befiehlt er seinen Brüdern die Fürsorge um seine „treue Mutter“ an und bittet, sie „seines lang Außenbleibens halben zu trösten“. An sie selbst aber richtet er in einem vom letzten März des Jahres 1539 aus Coro datierten Schreiben folgende Worte:

„Freündlichs herzliebes Mutterlein, seid von mir zu tausendmalen freündlich gegrüßt und bitt eüch in aller kindlichen Treü, wollet eüch um mein Reiß und lang Außbleiben nicht zu hoch bekümmern, damit eüch das an eürer Gesundheit nicht schaden bringe, und wir einander mit Freüden und Gesundheit sehen mögen, als ich zu Gott hoff, bald geschehen werde. Hiemit seyd Gott befohlen, der verleyh eüch mit samt dem ganzen Hausgesind tausend guter Nächt."

Auch vom Goldburste war er nicht so geplagt wie seine Mitgenossen, beteuert er doch in einem seiner Briefe: „Weiß Gott, kein Geiz Gelds hat mich bewegt, diese Reise zu thun!" — Ruhmbegierde und der Hang, fremde Länder und Menschen zu sehen, waren die Haupttriebfedern seiner Handlungen. — Mit seinem Tode nahm die Herrschaft der Welser ein Ende.

Zwischen den in Venezuela ansässigen Spaniern und den deutschen Statthaltern hatten sich von Anbeginn Streitigkeiten entwickelt, die immer bedeutender wurden und schließlich zu einem förmlichen Prozesse führten. Die Welser wollten ihre rechtmäßigen Ansprüche auf Venezuela, die von den Spaniern bestritten und hintertrieben wurden, nicht aufgeben. Der Prozeß zog sich bis zum Jahre 1555 hin und wurde endlich von den Räten des indischen Amtes zu Madrid, die mit wenig Neigung die Sache der Ausländer betrachtet haben mögen, zum Nachteil der Welser entschieden. Der Vertrag mit denselben wurde förmlich aufgehoben, die Krone zog Venezuela wieder an sich und sandte einen Königlichen Statthalter dahin. Somit ging Deutschland seines Anteils an Südamerika, an welches es durch so große und schwere Opfer wohlbegründete Anrechte erworben hatte, für immer verlustig.



Idol aus Venezuela.
In der Sammlung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Caracas.

Die Entdeckungen der Portugiesen in Amerika.





Camacan Indianer aus Brasilien.
Nach J. B. Debret, „Voyage pittoresque au Brésil".

Die Entdeckungen der Portugiesen in Amerika.

In den Bestrebungen, ihre Herrschaft über die noch unbekannten Länder des Erdkreises auszudehnen, besaßen die Spanier in den unternehmenden Portugiesen mächtige Rivalen. Dieselben hatten bereits seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts unter der Führung des am 4. März 1394 zu Oporto geborenen Infanten Dom Enrique oder Heinrich dem Seefahrer von hohen Erfolgen gekrönte Entdeckungsreisen eröffnet und strebten nichts Geringeres an, als durch Umschiffung Afrikas einen Seeweg nach Indien und den Gewürzinseln zu finden.

Zur Zeit, als Christoph Columbus mit seinem Plane hervortrat, Indien auf dem Westwege zu erreichen, waren die Portugiesen unter Bartolomeu Dias bereits bis zum Kap der guten Hoffnung vorgedrungen (1487) und setzten, als der große Genuese im Jahre 1493 wirklich von seiner ersten Fahrt heimkehrte, alle Hebel in Bewegung, um vor den Spaniern die Gewürzinseln zu erreichen, wohin Columbus auf seiner epochemachenden Reise augenscheinlich noch nicht gekommen war.

So sehen wir den unternehmenden König Johann von Portugal schon bald nachdem Columbus mit seinem Schiffe den Hafen von Lissabon angelaufen hatte, mit den Vorbereitungen zu neuen Seefahrten beschäftigt, aber der Tod des Königs brachte diese Pläne zum Stillstand und bildete die Ursache, daß das Geschwader erst im Jahre 1497 in See gehen konnte. Befehlshaber desselben war Vasco de Gama, welcher dem von Dias gewiesenen Wege folgte und der erste Europäer war, der durch Umseglung der Südspitze von Afrika wirklich Indien erreichte.

Im September 1499 kehrte Vasco de Gama triumphierend nach Portugal zurück. Die glückliche Vollendung dieser Fahrt gab dem jugendlich kühnen Könige Manuel, der sich die Beinamen „der Große" und „der Glückliche" erwarb, den Impuls zu neuen großartigen Unternehmungen.

Mit fieberhafter Spannung war er den Bemühungen des Columbus gefolgt, der vergeblich in dem von ihm entdeckten Teile der neuen Welt nach einer Meeresstraße gesucht hatte, die eine Durchfahrt nach Indien und den Gewürzinseln gestatte. Als Columbus resultatlos von seinen Reisen heimkehrte, faßte der König von Portugal den Plan, Nachforschungen anstellen zu lassen, ob etwa in den nordwestlichen Regionen des Atlantischen Ozeans ein Durchlaß sich darbiete, mit dessen Auffindung er den Spaniern den Rang ablaufen möge. Von diesen Plänen voll, deren Gelingen die überaus langwierige und gefährliche Fahrt um die von Stürmen umbrauste Südspitze Afrikas unnötig gemacht haben würde, ließ König Manuel zwei Schiffe ausrüsten und übertrug den Befehl über dieselben dem Gaspar Cortereal.*)

Derselbe war ein Sohn des João Vaz Cortereal, von welchem einzelne portugiesische Historiker erzählen, er habe bereits im Jahre 1463 die Insel Tierra di Baccalhaos, das Stockfischland (Neufundland) entdeckt, eine Behauptung, die bis heute nicht hat begründet werden können. (Vergl. I. Bd. S. 146.)

Auch die Nachrichten über Gaspar Cortereals Reisen sind sehr verworren und wenig übereinstimmend, denn während einige Chronisten meinen, er habe nur eine Reise ausgeführt, glaubt Harrisse drei Fahrten bestimmen zu können, deren erste, vor Mai 1500 ausgeführt, resultatlos verlaufen sei. Die zweite falle zwischen Mai und Dezember desselben Jahres, die dritte hingegen sei im Januar 1501 angetreten worden.**)

Aus den dürftigen und verschwommenen Nachrichten, welche über diese Fahrten Cortereals erhalten sind, geht hervor, daß er auf der zweiten Reise bei einem westnordwestlichen Kurse in ziemlich hohen Breiten ein bisher unbekanntes Land entdeckte.

*) Der Name kommt auch unter den Abweichungen Corte Real und Corterreal vor.

**) Winsor, Narrative and critical History of America. IV. 13.

Welchem Teile Nordamerikas diese Küste angehörte, ist aber nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen, manche haben an Neufundland oder Labrador, manche an Grönland, manche wieder an die Küste von Neu England gedacht.

Durch den Erfolg ermutigt wagte Cortereal bald nach seiner Rückkehr mit drei Schiffen eine neue Entdeckungsreise und kam, abermals einen westnordwestlichen Kurs einschlagend, etwa 2000 italienische Meilen von Lissabon entfernt an eine Küste, die er sechs- bis siebenhundert Meilen weit verfolgte, ohne ihr Ende zu erreichen. Das Vorhandensein zahlreicher Flüsse bestärkte Cortereal in der Annahme, die Küste gehöre nicht einer Insel, sondern einem Festlande an.

Dasselbe besaß einen Überfluß an Holz, ganz besonders häufig waren stattliche Fichten, die sich vortrefflich zu Schiffsmasten und Raaen eigneten. Noch erstaunlicher war der Reichtum an Fischen, von denen Lachse, Kabeljaus, Heringe und andere in unermeßlichen Zügen gesehen wurden.

Die Eingeborenen des Landes lebten in Häusern, die aus starken Baumstämmen hergestellt und mitunter noch mit Häuten von Fischen und anderen Seetieren bekleidet waren. Die Wilden, welche in Farbe, Statur und Haltung stark an Zigeuner erinnerten, trugen allerhand Tierfelle als Kleidung, pflegten sich im Gesicht zu tätowieren und benutzten nur rohe Steinwaffen. Die Portugiesen raubten gegen siebenundfünfzig dieser Eingeborenen, um sie daheim als Sklaven zu verkaufen.

Von den drei Schiffen der Expedition kamen aber nur zwei zurück, die am 8. und 11. Oktober 1501 im Hafen von Lissabon einliefen. Diejenige Karavelle, auf welcher sich Cortereal selbst nebst fünfzig gefangenen Indianern befanden, ging während der Rückfahrt verloren und blieb für immer verschwunden.

Den Verschollenen aufzusuchen, machte sich am 10. Mai 1502 ein jüngerer Bruder desselben, Miguel Cortereal, mit drei Schiffen auf den Weg. Wohl erreichte man die fremden Küsten, doch als die Fahrzeuge sich hier voneinander trennten, um die vielen Buchten und Flußmündungen einzeln abzusuchen, kamen am 20. August an dem verabredeten Rendezvousplatze nur zwei Schiffe an, Miguel Cortereal aber teilte das Schicksal seines Bruders und verschwand in derselben geheimnisvollen Weise, ohne daß jemals eine Spur von seinem Schiffe wieder aufgefunden worden wäre. Zwei von König Manuel entsandte Schiffe durchkreuzten längere Zeit das westliche Meer vergeblich, um nach den Vermißten zu suchen, und als dann ein älterer Bruder derselben, Vasqueanas Cortereal, den König um Erlaubnis anging, weitere Nachforschungen anstellen zu dürfen, ward ihm dieselbe verweigert, weil schon genug Menschen auf diesen Unglücksexpeditionen den Tod gefunden hätten.

Die von Portugal ausgehenden Unternehmungen zur Auffsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt nach Indien hatten damit ein Ende. Völlig resultatlos blieben dieselben aber nicht, denn wenige Jahre später begannen die portugiesischen Fischer nach den von den Cortereals entdeckten reichen Fischgründen auszuziehen. Aus mancherlei noch erhaltenen Dokumenten geht hervor, daß die Fischerei dortselbst von den Portugiesen sehr lebhaft und mit großem Erfolge betrieben worden ist.

Das Andenken an die Fahrten der unglücklichen Cortereals blieb lange Zeit hindurch lebendig und wurde von den portugiesischen Kartenzeichnern festzuhalten gesucht, indem sie die von den Verschollenen entdeckte Küste unter dem Namen „Tierra de Corterealis“ in ihre Karten eintrugen.

* * *

Fast um dieselbe Zeit, als Gaspar Corterеal sich zu seiner ersten Reise rüstete, stach am 9. März 1500 von Lissabon aus auch ein großes, aus 13 Schiffen bestehendes Geschwader in See, das, im Gegensatze zu den Karavellen Cortereals, einen direkt gen Süden gerichteten Kurs einschlug. Diese Flotte stand unter dem Befehl von Pedralvarez Cabral, der den Auftrag hatte, die von Vasco de Gama in Indien angeknüpften Handelsbeziehungen zu befestigen und fortzuführen. Daß diese Flotte aus ihrer Fahrtrichtung durch einen schweren Sturm bis an die Gestade von Brasilien verschlagen wurde, haben wir bereits auf Seite 346 des I. Bandes erwähnt.

Die gebirgige Küste, welche man in der zweiten Hälfte des April betrat, gehört der heutigen Provinz Bahia an und ging Cabral am 24. April in der herrlichen Bucht von Porto Seguro vor Anker. Dem zuerst gesehenen Höhenzuge, an welchem ein Berg mit einem abgerundeten Gipfel besonders auffiel, gab er den Namen Monte-Pascoal, da die Entdeckung gerade in die Osterwoche gefallen war; das ganze für eine große Insel angesehene Land aber nannte er Tierra de Vera Cruz, welche Bezeichnung später in Tierra de Santa Cruz umgewandelt wurde.

Mit den Eingeborenen trat Cabral wiederholt in Berührung. Dieselben hatten eine rötlich-braune Hautfarbe, waren muskulös und wohlgebildet, gingen fast völlig nackt und wohnten unter primitiven Dächern aus Laub oder Palmzweigen, unter denen sie ihre aus Pflanzenfasern hergestellten Hängematten aufgeknüpft hatten.

Diese Eingeborenen zählten den der großen Familie der Tapuyos angehörenden Aymorés zu, die, weil sie in den aufgeschlitzten Unterlippen und in den Ohren große, faßspundähnliche Holzscheiben trugen, von den Portugiesen Botokudos (portugiesisch botoque = Faßspund) genannt wurden, sich selbst aber Engeräckmung, „die Alten, welche weit ausschauen“ hießen. Genießen diese Botokuden den traurigen Ruhm, in ihrer geistigen Entwickelung unter allen brasilianischen Indianern die niedrigste Stufe zu behaupten, so können sie hingegen, was Ausdauer, Gewandtheit und die Fähigkeit betrifft, große Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen, als wahre Muster gelten, denn völlig unbekleidet durchschlüpft der Botokude die dicksten Gebüsche und Urwälder, flüchtig eilt er bergauf und ab, ohne zu schwitzen, er durchwatet und durchschwimmt Flüsse und Ströme und legt mit Leichtigkeit weite Märsche zurück. Zum Kriege stets geneigt, fehlt es ihm nicht an Mut, Sinnenschärfe und Verschlagenheit. Kommt es zum Handgemenge, so werden im äußersten Fall selbst Zähne und Nägel gebraucht. Bleibt der Botokude Sieger, so wird nichts verschont und die Gefangenen nach grausamer Behandlung getötet und verspeist.

Das Äußere der Botokuden ist hauptsächlich durch den Gebrauch jener höchst auffälligen Ohren- und Lippenpflöcke verunstaltet, die von Kindern und Erwachsenen beiderlei

Geschlechts getragen werden und wodurch namentlich der Mund in seinem Anblick unter das Tiermaul herabgewürdigt wird.

Die erste Durchbohrung der Lippe findet bei den Kindern nach der Bestimmung des Vaters im siebenten oder achten Lebensjahre statt und wird das Loch allmählich durch Einschiebung immer größerer Pflöcke erweitert. Den prächtigen Superlativ einer solchen Holzscheibe, die immer von dem federleichten Holze des Bombax ventricosa geschnitzt wird, fand Prinz Maximilian zu Wied bei einem Häuptling, der eine $3^1/_2$ Centimeter dicke und 10 Centimeter im Durchmesser haltende Scheibe in seiner Unterlippe trug. Eine derartige Scheibe ist an ihrer Rundseite mit einer hinlänglich tiefen Rinne versehen, in welche sich der ausgedehnte Riemen der Lippe und der Ohren legt und die Scheibe hält. Ein Mann von Ehre sucht mit der Zeit den schmalen Fleischring durch Einsetzen größerer Pflöcke immer mehr auszudehnen. Dabei ereignet es sich wohl, daß der Ring bei zu großer Ehrliebe seines Eigentümers zerreißt und wieder zusammengeflickt werden muß. Die Träger dieses absonderlichen Schmuckstückes können dasselbe übrigens jederzeit herausnehmen oder einsetzen und geschieht dies gewöhnlich beim Essen, doch vermögen die Botokuden das Kaugeschäft auch mit dem Pflocke trefflich auszuführen, wobei aber ein fortwährendes ekelhaftes Geifern aus dem offen erhaltenen Munde höchst abstoßend wirkt.



Botokude.
Nach Rugendas.

Der seltsame Anblick eines Botokudenkopfes wird durch die Haartracht noch erhöht. Die Haare des Hinterhauptes werden nämlich vermittelst eines scharfschneidenden Rohrstückes drei Finger breit und noch höher hinauf ringsum weggeschoren, so daß nur auf dem Scheitel eine kleine perückenähnliche Krone stehen bleibt, deren Haare gleichfalls nur mäßig lang gehalten werden.

Bemalung des Gesichts und Körpers ist unter den Botokuden allgemein üblich, und färben sie gewöhnlich das Gesicht vom Munde aufwärts gelbrot, wogegen der ganze übrige Körper, die Vorderarme und die unteren Teile der Beine von der Wade abwärts ausgenommen, schwarzblau angestrichen wird, wobei ein roter Streifen die bemalten Teile von den nicht bemalten trennt. Andere färben nur die eine Seite des ganzen Körpers der Länge nach schwarz und lassen die andere unbemalt, oder sie malen nur das Gesicht glühendrot und führen durch diesen roten Anstrich einen schwarzblau gemalten Schnurrbart von einem Ohre bis zum anderen.

Die Waffen dieser Wilden bestehen aus Knütteln, sehr elastischen Bogen von über zwei Meter Länge und aus Pfeilen, die oft fast dieselbe Länge erreichen. Um den Anprall der Bogensehne zu mildern, ist die Handwurzel des linken Unterarms mit einer starken Schnur umwickelt. Nahrung bietet die Natur den durchaus nicht wählerischen

Botokuden überall und werden außer mancherlei Früchten allerlei Tiere verzehrt, Schlangen und Insektenlarven nicht ausgenommen. In den Beschäftigungen und Arbeiten vollführt der Mann, wie bei fast allen wilden Indianerstämmen Amerikas, die mit Gefahr verbundenen Thaten, wogegen dem Weibe die Herrichtung der Hütte, der Gerätschaften sowie der Nahrung zufällt. Lust und Vergnügen mischen sich aber auch hier mit dem harten Kampfe ums Dasein und erheben sich in müßigen Stunden nach glücklicher Jagd oder siegreichem Gefechte allerlei Gesänge, die, wenn von den Frauen vorgetragen, weniger laut und unangenehm klingen als die Leistungen der Männer, die aus ihren weit gesperrten, durch die Botoque zugleich so fürchterlich verunstalteten Mäulern ein unartikuliertes Gebrüll hervorstoßen.



Camacan Indianerin.
Nach Rugendas.

In Polygamie lebend oder je nach Neigung und Gutdünken die Weiber wechselnd, durchstreifen die Botokuden so noch heute in einzelnen unabhängigen Horden das zwischen dem Rio Parahyba und dem Rio de Contas gelegene Waldgebiet, kommen aber auch auf dem Hochlande der Südprovinzen vor. Allen Civilisationsversuchen setzen sie hartnäckigen Widerstand entgegen, der freilich um so begründeter erscheint, wenn man ihren tiefen Haß gegen die Weißen verstehen lernt. Nicht nur, daß die Portugiesen schon bald nach ihrer Ankunft im Lande begannen, die Indianer massenhaft in Gefangenschaft zu schleppen, sondern sie verfielen auch, wenn man der Eingeborenen nicht mit Gewalt Herr zu werden vermochte, auf frevelhafte Grausamkeiten, um sie auszurotten. So legte man z. B. das Zeug von Personen, die an den Blattern gestorben waren, auf die Pfade der Indianer, welche die Kleidungsstücke ahnunglos aufnahmen und damit Tod und Verderben in ihre Dörfer trugen.

Cabral selbst, welcher der erste war, der mit den Botokuden in Berührung trat, hielt streng darauf, daß den Eingeborenen mit Freundlichkeit begegnet wurde und erweckte hierdurch bei den Wilden so großes Zutrauen, daß sie ihn in ihre Hütten aufnahmen und entzückt über die kleinen Geschenke waren, die man ihnen bot.

Was die Aufmerksamkeit der Wilden am meisten erregte, war der wunderbare Gebrauch, den die Ankömmlinge von dem Eisen zu machen wußten. Mit Erstaunen sahen sie, die nur Steingeräte besaßen, mit welcher Leichtigkeit den Streichen der Axt

der Baum erlag, aus welchem Cabral das Symbol der christlichen Religion, ein Kreuz zimmern ließ, das am 1. Mai zum Zeichen der Besitzergreifung aufgerichtet wurde.

Zu dieser Besitzergreifung waren die Portugiesen nicht nur durch das Recht der Entdeckung, sondern auch durch jene Entscheidung des Papstes Alexander VI. befugt, welcher bekanntlich durch die merkwürdige Bulle vom 4. Mai des Jahres 1493 die noch zu entdeckenden Länder der Erde unter die rivalisierenden Spanier und Portugiesen derart geteilt hatte, daß die westlich von der Demarkationslinie gelegenen Länder spanisches, die östlichen hingegen portugiesisches Entdeckungsgebiet sein sollten. (Vergl. I. Bd. S. 249.)

Den Abmachungen zufolge, die in Bezug auf die Demarkationslinie am 7. Juni 1494 zwischen Spanien und Portugal getroffen worden waren, fiel der größte Teil des heutigen Brasilien in die portugiesische Interessensphäre. —

Bevor Cabral von dem Lande schied und seine Reise nach Indien fortsetzte, beorderte er den Kapitän Gaspar de Lemos, die Nachricht von der wichtigen Entdeckung nach Portugal zu überbringen. Sofort entschloß sich König Manuel, das Land des heiligen Kreuzes weiter erforschen zu lassen und sandte im Jahre 1501 jene unter dem Befehle Gonzalo Coelhos stehende Expedition, an welcher auch der Florentiner Amerigo Vespucci als Kosmograph teilnahm. Über diese Fahrt haben wir bereits im I. Bande Seite 353 eingehender berichtet und können die Wiederholung umgehen.

Nach der am 7. September 1502 erfolgten Rückkehr Coelhos ging im Jahre 1503 eine neue Expedition unter Christoval Jacques nach Brasilien ab und soll derselbe die ganze Ostküste Südamerikas von Bahia bis zur Magalhãesstraße befahren und an vielen Punkten das Banner seines Monarchen aufgepflanzt haben. Um dieselbe Zeit unternahm auch Gonzalo Coelho eine zweite Fahrt nach Brasilien und hat aller Wahrscheinlichkeit nach Amerigo Vespucci auch an dieser Reise teilgenommen. (Vergl. I. Bd. Seite 354 und 355.)

Der hohe Wert des entdeckten Landes sowie der aus ihm zu gewinnenden Naturprodukte und Schätze fiel bald in die Augen. Vor allem war es das gesuchte, in erstaunlicher Menge vorkommende Farbholz (Cassalpinia echinata), welches die thätigste Aufmerksamkeit der Handelswelt dem Lande des heiligen Kreuzes zulenkte und das thatsächlich längere Zeit hindurch der einzige wesentliche Gewinn blieb, den die neue Entdeckung brachte. Dieses Holz wurde seiner an glühende Kohlen erinnernden Färbung halber Brasilholz genannt und erhielt der Küstenstrich, wo es zuerst aufgefunden wurde, den Namen Brasil oder Brazil, der später auf das gesamte Land ausgedehnt wurde.

Während der Jahre 1502 bis 1516 fanden noch mancherlei Kolonisationsversuche und Landungen statt, jedoch nicht immer segnete dieselben ein glücklicher Erfolg. Die vielfach allzu eilfertig und leichtsinnig angelegten Niederlassungen, von denen Porto Seguro die erste war, lagen auf dem ungeheueren Gebiete meist sehr weit voneinander entfernt und entbehrten der Verbindung miteinander, so daß nicht selten die Kolonisten durch Mangel an Lebensmitteln zu Grunde gingen oder den Angriffen der Eingeborenen zum Opfer fielen.

In der Verteilung des Landes, das man unklugerweise vielfach mit deportierten Verbrechern und anderem abenteuerlichen Gesindel bevölkerte, verfuhr die portugiesische

Regierung ähnlich wie die spanische. Sie verlieh besonders begünstigten Edelleuten, welche Mittel zur Errichtung von Kolonien besaßen, große Länderstrecken zum Lehen. So erlangten manche den erblichen Besitz einer „Capitana“, deren Küstengebiet eine Länge von fünfzig oder mehr Seemeilen hatte, wohingegen die Ausdehnung ins Innere hinein unbegrenzt war. Die Besitzer einer solchen Capitana besaßen das Recht, an zweckmäßig scheinenden Orten Niederlassungen zu gründen, in denen ihnen die richterliche Gewalt, die Gesetzgebung, das Einziehen von Steuern und andere Freiheiten zustanden. Auch durften sie so viele Eingeborene, als ihnen genehm war, zu Sklaven machen und alljährlich eine bestimmte Anzahl derselben abgabenfrei auf den Lissaboner Markt zum Verkauf schicken. Dem Könige vorbehalten blieben dagegen die Verfügung über Leben und Tod, das Münzrecht und der Zehnte von allen Einkünften.

Der erste und mächtigste Besitznehmer eines solchen Lehens war Dom Martim Affonso de Sousa, der im Jahre 1531 persönlich nach Brasilien ging, um in den südlichen Teilen desselben Besitz von der ihm zugewiesenen Küstenstrecke zu ergreifen. Bei dieser Gelegenheit lief er auch in jene herrliche Bucht ein, welche im Jahre 1515 von Juan Diaz de Solis entdeckt worden und im Jahre 1519 von Magalhães mit dem Namen Bahia de Santa Lucia belegt worden war. Sousa, der am 1. Januar 1532 in die Bucht einfuhr, hielt dieselbe irrigerweise für die Mündung eines großen Flusses und taufte sie nach dem Januartage Rio de Janeiro.

Nach mancherlei Kämpfen mit den wilden Eingeborenen gelang es Sousa, von dem südlichen Küstengebiete Brasiliens Besitz zu ergreifen und daselbst die Kolonie St. Vincent zu gründen.

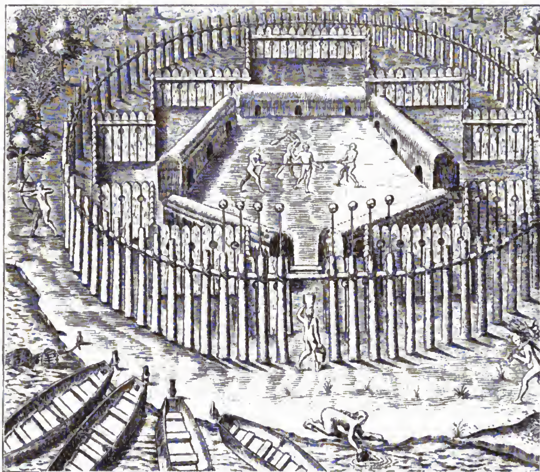
Ein hochinteressanter Bericht darüber, wie sich das Leben der Kolonisten in diesen Niederlassungen abspielte, ist uns in den Aufzeichnungen eines Deutschen, des Hans Stade erhalten worden, der die „Warhafftig Historia“ seiner Irrfahrten im Jahre 1556 zu Frankfurt am Main erscheinen ließ.*)

Besonders reichen Aufschluß giebt derselbe über die in Südbrasilien wohnenden Tupi Indianer, in deren Gefangenschaft er geriet und nahezu ein Jahr lang unter beständiger Gefahr, gefressen zu werden, verweilen mußte.

Diese Tupis schlugen ihre zehn bis zwölf Meter breiten und fünfzig Meter langen, an ein Kellergewölbe erinnernden Hütten mit Vorliebe an solchen Orten auf, wo Jagd und Fischfang ergiebig schienen. Die mit Palmzweigen überdeckten Hütten waren, wie Stade beschreibt, „alle offen inwendig, es hat keiner ein sonderlich zugemacht gemach. Ein jedes der Parteien Mann und Weib, hat einen Raum in der Hütten, auf einer seiten von zwölf füßen, auff der andern seiten desselbigen gleichen ein ander parthey, so sein

*) Der volle Titel dieses Buches lautet: „Warhafftig Historia und Beschreibung einer Landtschafft der wilden, nacketen, grimmigen Menschenfresser Leuthen, in der Newen Welt America gelegen, vor und nach Christi Geburt im Land zu Hessen unbekannt, biß auff diese zwei nächst vergangene Jahr, da sie Hans Staden von Homburg auß Hessen durch sein eyne Erfarung erkant, und jetzund durch den Truck an Tag gibt.“ —

Ein Neudruck des sehr seltenen Werkes wurde im Jahre 1859 durch Klüpfel in der Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart veranstaltet.



Ein befestigtes Dorf der Tupi Indianer.
Nach einem Stiche des 16. Jahrhunderts.

ire Hütten voll, und eine jede parthey hat ir eigen feuer. Der Öberste der Hütten hat sein Losament mitten in der Hütten, sie haben alle gemeinlich drey pörtlein, seind nider daß sie sich müssen bücken, wenn sie auß und in gehen. Ihrer Dörffer wenig haben über sieben Hütten, lassen einen platz zwischen den Hütten, da sie ire Gefangene auf todtschlagen. Auch sein sie geneigt Festungen umb ire Hütten zu machen, die ist so: Sie machen ein Stocket umb ihre Hütten her auß Palmen beumen, die spalten sie von einander. Das Stocket ist wol anderthalb klaffter hoch, machens dick, daß kein pfeil hindurch mag kommen, haben kleine schießlöchlin darinn, da sie herauß flitschen. Und umm das Stocket her machen sie noch ein ander Stocket, von großen hohen Reydeln. Aber sie setzen die Reydel nicht hart bey einander, nur daß ein Mensch nit kan hindurch kriechen. Und es haben etliche den Gebrauch, das sie die Köpffe deren, so sie gessen haben, auff die stocketen stecken, vor den Eingang der Hütten."

„Sie schlaffen in dingern, die heißen Inni (Hängematten) auff ihre spraach, sein von baumwollen garn gemacht, die binden sie an zwen pföle über die Erden, und haben die nacht stets fewr bey sich."

Das Feuer wurde, wie überall in Amerika, durch zwei Holzstücke erzeugt, „reiben eins auff dem andern, das gibt dann staub von sich und die hitze von dem reiben stecket den Staub an."

Die Waffen bestanden aus Bogen und Pfeilen und trennten sie sich niemals von denselben. „Wo sie hingehen, es sey im Gehöltze oder beim Wasser, haben sie stets ir Bogen und Pfeile bey sich. Wann sie im Gehöltze gehn, haben sie steiff ir Gesicht in die Höhe nach den Beumen hin, wann sie etwas vernemen von Vögeln, Meerkatzen oder sunst Thieren, welche sich auff den Beumen halten, gehen sie hinzu, volgen im so lange nach, biß das sie etwas bekommen. Desselbigengleichen ziehen sie den Fischen nach, hart bei den Ufern des Meeres. Haben ein scharpff Gesicht, wenn sich etwan ein fisch erhebet, da schießen sie nach, wenig schüsse felen. Sobald einer troffen wird, springen sie ins Wasser und schwimmen im nach. Etlich grobe fische, wann sie den pfeil in sich fülen, begeben sich nach dem Grundt, denselben ducken (tauchen) sie nach etwan in die sechs klaffter tieff, bringen in mit."

Beim Fischfange, der oft von mehreren gemeinsam betrieben wurde, bedienten sich die Tupis auch kleiner, aus Pflanzenfasern hergestellter Netze. Die Beute kam gleichmäßig zur Verteilung und was nicht sofort gegessen werden konnte, wurde geräuchert und für knappere Zeiten aufbewahrt. Wo die Bodenverhältnisse es erlaubten, wurden Pflanzungen von Maniok angelegt, deren wohlschmeckende Wurzeln nicht nur das Mehl zu Kuchen, sondern auch ein berauschendes Getränk lieferten. Die Prozedur der Herstellung des letzteren beschreibt Stade in folgender Weise: „Das Weibsvolk machet die gedrenken, sie nemen die Wurtzel Mandioka und sieden große Düppen (Töpfe) voll, wenns gesotten ist, nemen sie es auß den Düppen, gießens in ein ander Düppen, lassens ein wenig kalt werden, dann setzen sich die jungen Mägde darbey und kauen es mit dem Munde, und das gekauete thun sie in ein sonderlich gefeß. Wann die gesottenen wurtzeln alle gekauet sein, thun sie das gekauete wider in das Düppen und gießen es widerumb voll Wassers, vermengens mit den gekaueten wurtzeln und dann lassen sie es wiederumb warm werden.

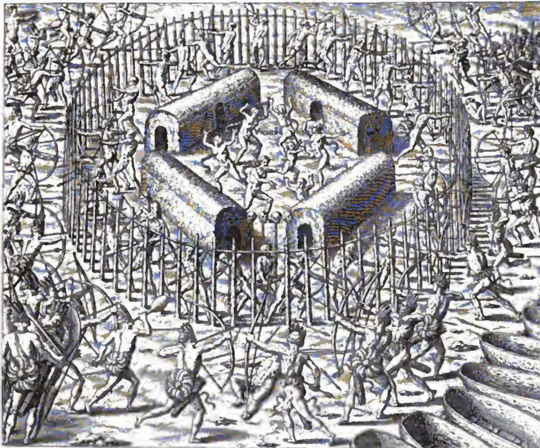
Dann haben sie sonderliche gefeß, welche sie halb in die Erde begraben haben, brauchen sie darzu gleich wie man hie die Faß zum Wein oder Bier gebraucht. Da gießen sie es dann ein und machens wol zu, das giert in sich selbst, wird stark, lassen es also zween tage stehen, darnach trinken sie es, werden trunken darvon. Es machet ein jede Hütte ire sonderliche Gedrenke. Und wann sich ein Dorff will frölich machen, welches gemeinlich des Monats einmal geschicht, so gehen sie erst alle miteinander in eine Hütten, trinken da erst auß, das gehet so um der Reihe her, biß das sie die Gedrenke in allen Hütten außgetrunken haben. Sie setzen sich um die Gefeß her, die Weiber reichen die Getrenke sein ordentlich. Etliche stehen, singen und tantzen und so wehret das Fest die gantze Nacht, rufen und blasen mit Posaunen, machen ein schrecklich Gerücht, wann sie trunken werden."

Besonders große Gelage wurden gefeiert, wenn ein Gefangener unter Beobachtung vieler Ceremonien zur Abschlachtung und Verspeisung kam.

Weiter erzählt unser Gewährsmann über die Tupis: „Es ist ein feines volk von Leib und Gestalt, nur daß sie braun sein, dann sie gehen alle nacket. Sie verstellen sich selbst mit vermalen, haben kein Bärt, denn sie pflücken sie auß mit den wurtzeln, so offt er ihnen wechst."

„Die Männer machen eine platten auf ihrem haupt, darumb her ein Krentzlein von Hare wie ein Münch. Weiter haben sie ein Ding (Federkrone) von roten Federn gemacht, das binden sie umb den Kopff. In den underſten Lippen haben sie ein groß Loch, das machen sie, wann sie noch jung sein, stechen mit einem spitzen Hirschhorns-Knochen ein Löchlein hindurch, darinn stecken sie dann ein Steinlein oder Höltzlein und schmierens mit ihren Salben. Das Löchlein bleibt dann offen. Wenn sie nun so groß werden, daß sie werhafftig sind, so machen sie das Loch größer und stecken einen großen grünen Stein darein. Der ist so geformiret, daß das schmale Ende oben, inwendig in die Lippen zu hangen kompt, und das dicke herauß. Die Lippen des Mundes hengt ihnen allezeit nider von dem Gewicht. Auch haben sie auf beiden Örtern des Mundes, in jedem Backen noch einen kleinen Stein."

„Auch machen sie weiße Korallen von Meerschnecken, die henken sie an den Hals,



Tupi Indianer, ein feindliches Dorf überfallend.
Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts.

binden Federbüsche an die Arme, vermalen sich schwartz, auch mit roten und weißen Federn bunt durch einander. Und die Federn kleben sie auff den Leib mit Materien, die kompt auß den Beumen, das streichen sie auff die Örter, da sie sich befedern wöllen. Und sie malen auch einen Arm schwartz, den andern roth, die Beine und den Leib desselbigen gleichen."

„Haben auch einen zieraht von Straußfedern gemacht, das ist ein groß rund Ding von Federn, das binden sie auf den hintersten, wann sie zu Krieg gegen ihre Feinde ziehen, oder wann sie sunst ein Fest machen."

„Die Weiber malen sich unter dem Angesicht und über den gantzen Leib, auff die vorgesagte weise, wie sich die Männer vermalen. Aber sie lassen das Haar lang wachsen, wie andere Weiber."

„Ire Namen nennen die Männer nach den wilden Thieren, doch geben sie sich viele Namen, erst wann sie geboren werden, so wird ihnen ein Name gegeben, den behalten sie nur so lang, biß das sie werhafftig werden und Feinde todt schlagen. So viel er deren dann getödtet hat, so manchen Namen hat er. Der Weiber Namen sein nach den Vögeln, Fischen oder Früchten der Bäume geheißen, haben in der jugend nur einen Namen, aber so manchen Sclaven die Männer todt schlagen, so manchen Namen geben sich die Weiber auch."

„Es hat der meiste hauff unter inen ein jeder ein Weib, etliche mehr. Etliche von ihren Königen haben XIII oder XIIII Weiber. Eine jede hat ihr eigen losament in der hütten, eigen feuer, ir eigen wurtzel gewechs; mit welcher er dann zu thun hat, in derselbigen losament war er, die gab ihm zu essen, das ging so umb."

„Sie glauben an ein Ding, das wechst wie ein Kürbis, ist so groß wie ein halb maß Düppen. Ist inwendig hohl, stecken ein Stecklein dardurch, schneiden ein Löchlein darein und thun kleine Steinlein darein, das es rasselt. Rasseln darmit wann sie singen und tantzen und heißen es Tammaraka.

Ein jeder des Mannsvolkes hat sein eignes, etliche seind unter ihnen, welche sie heißen Paygi*), werden unter inen geachtet gleich wie hie die Warsager. Dieselbigen ziehen des Jahres einmal durchs Landt in alle Hütten und geben für, wie das ein geyst bey inen gewesen, welcher weit her von frembden Örtern kommen were, hätte ihnen Macht geben, das alle die Rasseln Tammaraka, welche sie wöllen, sollen sprechen und Macht bekommen, wo sie darum bitten; solle es gewäret sein. Ein Jeder will dann, daß in seine Rassel die Gewalt komme, machen ein groß fest mit trinken, singen und Weissagen, halten viel seltzamer Ceremonien. Darnach bestimmen die Warsager einen Tag in einer Hütten, welche sie ledig machen, müssen keine Weiber oder Kinder darinnen bleiben. Dann gebieten die Warsager, daß ein Jeder sein Tammaraka rot vermale, mit Federn schmücke und dahin komme, so wolle er ihnen die Gewalt überlieffern, daß sie sprechen sollen. Darnach kommen die Leute in die Hütten, die Warsager setzen sich oben an und haben ihre Tammarakas bey sich in der Erde stecken. Darbei stecken die andern

*) Diese Paygi oder Piai entsprechen den Medizinmännern oder Zauberdoktoren der nordamerikanischen Indianer. Sie verstanden, wie auch aus Stades Schilderung hervorgeht, die Bauchredekunst.

ihre auch. Ein jeder gibt den Warsagern Geschenk, welches sind flitschpfeile, Federn, Dinge, die sie an die Ohren henken, auf das ja seines Tammaraka nit vergessen werde. So nimbt nun der Warsager ein Jedem sein Tammaraka sonderlich und bereuchert es mit Kraut, welches sie Bittin nennen. Darnach nimpt er die Rassel hart vor den Mundt und rasselt mit und sagt zu ihm: „Nee Kora, nun rede und laß dich hören, bistu darinne?" Dann redet er kleinlich und gerad ein Wort, das man nicht wol merken kann, ob es die Rassel thu oder ob der Warsager. Und das Volk meinet, die Rassel thu es. Aber der Warsager thuts selbs, so thut er mit allen Rasseln, einer nach der andern. Ein Jeder meinet dann, daß seine Rassel große Macht bei sich hab."

„Wann nun der Warsager Paygi aus allen Rasseln Götter gemacht hat, so nimpt ein jeder sein Rassel hin, heißet sie lieber Son, machet ihr ein eigen Hüttlein, da es innen stehet, setzt ihm essen vor, begert von ihm alles, was im von nöten ist, gleich wie wir den warhafftigen Gott bitten. Wie ich den Betrug der Weissager sahe, welche die Dinger sollten sprechen machen, ging ich zur Hütten hinaus, gedachte: Wie ein armes verblentes Volk ist das." —

Dem Beispiele Sousas, des Begründers der südbrasilianischen Kolonien, folgten bald andere und so entstanden die Capitanias von Santo Amaro (jetzt Rio Grande), Tamaraco, Parahyba, Espirito Santo, Porto Seguro, Ilheos und Bahia. Wohnorte und Städte wurden gegründet und zahlreiche Entdeckungszüge kamen zur Ausführung, welche sich allerdings anfänglich bloß auf die Küstengegenden beschränkten.

Weiter ins Innere wagten sich erst die sogenannten Mamelukos oder Paulistas, eine eigentümliche, in der brasilianischen Provinz São Paulo entstandene und an Thatkraft und Intelligenz gut veranlagte Menschenrasse, die den Verbindungen entstammte, welche die ersten portugiesischen Ansiedler mit Frauen und Töchtern der Eingeborenen schlossen. Zu diesen Mischlingen gesellten sich zahlreiche weiße Abenteurer verschiedener Nationen, die nun gemeinsam in São Paulo eine Art Republik bildeten. Dem Könige von Portugal gaben sie Tribut, so lange als er sie sich nicht unterwarf. Als Portugal selbst unter die Botmäßigkeit Spaniens geriet und seine Kolonien dadurch gleichfalls an Spanien übergingen, erkannten die Paulisten die spanische Herrschaft nicht an, sondern widersetzten sich allem, was spanisch hieß.

Diese Paulistas waren von einem ganz besonderen Triebe nach Entdeckungen beseelt. Von jeher an ein unstätes, vagierendes Leben gewöhnt, unempfindlich gegen alle physischen Übel, ausdauernd und alle Gefahr verachtend und hauptsächlich von der Ausbeute der Jagd sowie von wilden Kräutern lebend, führten sie ein wahres Nomadenleben, teils um nach Gold und Edelsteinen zu suchen, teils um die Wilden zu bekämpfen und in die Sklaverei zu führen. In „Bandeiras" oder Banden vereint drangen sie unter der Führung trotziger, verschlagener Häuptlinge, sogenannter „Certanistas" kühn in das unbekannte Innere von Brasilien ein, vornehmlich die Flüsse als natürliche Straßen benutzend.

Von jenen abenteuerlichen Zügen der Paulistas können hier nur einige Erwähnung finden und nennen wir zunächst jene Expedition des Aleyxo Garcias, der um das

Jahr 1533 mit seiner Bande den Paraguay überschritt und bis in die Nähe der Anden kam.

Späteren Datums ist der Zug des Manuel Corréa, der bis in die unermeßlichen Waldwildnisse der Provinz Matto Grosso vordrang, die nach diesen Wäldern ihren Namen erhielt (matto, Wald, grosso, groß).

Noch lebt auch der Name des berühmten Bartolomeu Buenno im Munde der Portugiesen. Er war es, welcher die reichen Gruben bei Goyaz im Jahre 1670 entdeckte.

Buenno war, als er nach den öden Wildnissen von Goyaz aufbrach, von seinem zwölfjährigen Sohne begleitet. Als er mit demselben bei dem Stamme der Goyá Indianer verweilte, bemerkte er, daß die Weiber derselben sich mit Gold schmückten und erhielt auf seine Frage die bestimmte Versicherung, daß das edle Metall in der Gegend gefunden werde. Buenno starb bald nach der Rückkehr zur Küste, die Erinnerung an die gemachte Goldreise kam aber nicht aus dem Gedächtnisse seines Sohnes, den, als im Jahre 1719 die reichen Minen von Cuyabá entdeckt wurden, die Lust anwandelte, den alten Goldplatz wieder aufzusuchen. Von dem Gouverneur Rodrigo Cäsar de Menazes unterstützt, ging er im Jahre 1522 an der Spitze eines starken Streifcorps nach dem Lande der Goyás ab. Aber aus der Vorstellung des Mannes waren alle den Weg zeigenden Merkmale verschwunden, die er vor 52 Jahren als Knabe gesehen. Mit unglaublicher Anstrengung und Geduld suchte er drei Jahre lang vergebens den gleichsam verzauberten Erdfleck und mußte sich endlich zur Rückkehr nach São Paulo entschließen.

Der erste Fehlschlag seiner Bemühungen vermochte ihn aber nicht zurückzuschrecken, denn wenige Monate später durchzog er abermals die pfadlosen Wälder. Mit ungeheuren Schwierigkeiten kämpfend, kam er zum zweitenmal in das Gebiet der Goyás, es glückte, einige derselben zu fangen und leiteten diese den unermüdlichen Forscher nach jener Stelle, wo einst der Lagerplatz ihres Stammes gewesen war. Augenblicklich erkannte Buenno in dieser Stelle den Ort, wo er ehedem mit seinem Vater verweilt hatte und wurden nun jene reichen Goldlager erschlossen, die bald von nah und fern Kolonisten und Goldgräber herbeilockten.

Fast um dieselbe Zeit wurden durch Antonio Rodriguez und zwei andere Paulisten, Manuel Garao und Salvador Fernandez die Reichtümer der Provinz Minas Geraes erschlossen.

Andere „Certanistas“ folgten, deren Namen gar nicht aufbewahrt sind. Als ein besonders glücklicher Abenteurer tritt im Jahre 1719 Pascoal Moreira Cabral auf, der während einer Fahrt auf dem Cuchipo mirim Gold entdeckte und auch die Eingeborenen mit goldenen Zieraten geschmückt fand. Eine von Cabral gegründete Kolonie erhielt von São Paulo aus reichen Zuzug; so machte sich, als weitere Nachforschungen den ungeheuren Goldreichtum der dortigen Gebirge ergaben, im Jahre 1725 eine Karawane von 300 Personen von São Paulo auf den Weg nach Cuyaba, hatte aber mit den kriegerischen Payagua-, Guaycuru- und Bororos Indianern so heftige Kämpfe zu bestehen, daß nur wenige das Ziel erreichten. Die genannten indianischen Völker-



Bororos Indianer.

Nach einer Tafel in J. B. Debret, „Voyage pittoresque au Brésil".

schaften hatten sich miteinander vereint und waren die ersteren sehr erfahrene Stromfahrer, wohingegen die Guaycurus sich auf die Zucht der von den in Asuncion ansässigen Spaniern eingeführten Pferde geworfen hatten und treffliche Reiter geworden waren. Wiederholt stellten sich diese indianischen Stämme verbündet den Paulisten entgegen und zwangen sie durch siegreiche Überfälle, im Jahre 1736 einen neuen Weg durch die Landschaft Goyaz nach Cuyaba zu suchen. 1500 Menschen mit vielen Pferden und Rindvieh zogen nach Matto Grosso, von wo in demselben Jahre 80 Arrobas oder über 1250 Kilo Gold nach São Paulo gebracht wurden. Von solchen Erfolgen angestachelt, setzten die Paulistas die Erforschung der im Herzen des südamerikanischen Kontinents gelegenen Länder fort und entdeckten eine Reihe jener gewaltigen Flüsse, die dem Stromgebiete des Marañon angehören und sich mit ihren Armen bis in diese schwer zugänglichen Gebirgsländer verzweigen. Einer überaus kühnen Fahrt, die im Jahre 1742 Manuel de Lima mit fünf Indianern, drei Mulatten und einem Neger von der Niederlassung Matto Grosso aus unternahm, verdanken wir die erste Kenntnis des mächtigen Madeiraflusses. Die Abenteurer fuhren auf nur einem Kanoe den Guaporá hinab, traten nach dessen Vereinigung mit dem Mamoré in den eigentlichen Madeira ein, befuhren denselben bis zu seiner Mündung in den Marañon oder Amazonenstrom und erreichten glücklich die im Jahre 1616 von Francisko de Caldeiro an der Mündung des letzteren gegründete Stadt Santa Maria de Belem de Gram Pará. Um dieselbe Zeit befuhr Joaquim Ferreira den Mamoré; vier Jahre später (1746) wurde von João de Sousa wiederum eine neue Wasserstraße gefunden und zwar,

als er den Arinos und Tapajoz hinab gleichfalls in den Marañon und nach Pará gelangte.

Zu solchen Pionieren der Forschung, denen das unbekannte und von Gefahren aller Art umgebene Geheimnis zum unwiderstehlichen Reiz ward, ihm den Schleier zu entreißen, gehört jener waglustige Fernandez Tourinho, der im Jahre 1572 den Rio Doca hinauf bis in das Herz jener brasilianischen Schweiz vordrang, die der Provinz Minas Geraes angehört. Er durchquerte dieselbe bis zum Inquitinhonha und verfolgte diesen Strom bis zu seiner Mündung ins Meer.



Indianer aus dem Innern Brasiliens auf der Vogeljagd.
Nach J. B. Debret, „Voyage pittoresque au Brésil“.

Auf dieser Reise lernte er einen sehr kriegerischen Indianerstamm kennen, dem die Portugiesen später von ihrem Gebrauch, die Scheitelhaare tonsurartig abzuscheren, den Namen Coroados, die „Geschorenen“ oder „Tonsurierten“ beilegten. An Wildheit und Grausamkeit den Botokuden nachstehend, waren sie immerhin gefährliche Gegner und von allen Nachbarstämmen gefürchtet. Kriege gegen dieselben, namentlich wider die Puris fanden oft statt und waren die Männer stets bereit, den rasch aufeinander folgenden Hornstößen ihrer zum Kampfe alarmierenden Häuptlinge zu folgen. Als Siegeszeichen galt ein abgeschnittener Arm des Feindes, und wurde dieser Körperteil beim Trinkgelage in das Getränk getaucht und mit den Lippen abgesaugt.



Ein Häuptling der Coroado-Indianer, das Signal zum Kampfe gebend.

Nach J. B. Debret, »Voyage pittoresque au Brésil«.

Auch waren die Coroados vortreffliche Jäger, die allen Tieren mit großer Geschicklichkeit nachstellten und es in bewundernswürdiger Weise verstanden, durch Nachahmung der Tierstimmen ihre Jagdbeute in Schlingen und Gruben oder in Schußnähe zu locken, wo der aus dem Schlupfwinkel abgeschnellte Pfeil sie sicher erlegte.

Ihre Toten bewahrten die Coroados in großen irdenen Gefäßen, welche, nachdem man die Leiche hineingezwängt und in eine sitzende Stellung gebracht hatte, in den Hütten der Verstorbenen eingegraben wurden.

Auch die Portugiesen Antonio Diaz Adorno, Marcos d'Azevedo, Antonio Rodriguez (1693), Buenno (1694), Manuel Garcia (1695), Fernando Diaz Paez,



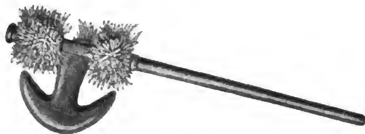
Indianerin aus Brasilien.
Nach J. B. Debret, „Voyage pittoresque au Brésil".

Manuel de Barboa Gato und andere unternahmen, von der Sucht nach Gold getrieben, größere Streifzüge durch diese wilden Gebirgsländer, die ihres Metallreichtums halber bald den Namen Minas Geraes, die „allgemeinen Bergwerke" erhielten.

Durch diesen sich immer mehr offenbarenden Reichtum Brasiliens an den wertvollsten Naturprodukten wurden gar bald aber auch fremde Nationen angelockt. Dieselben kamen zunächst nur als Handeltreibende, aber bald genug trugen sie ihre Annexionsgelüste in der unzweifelhaftesten Weise zur Schau. Französische, holländische und englische Flibustier erschienen, um die heimkehrenden reichbefrachteten Brasilienfahrer abzufangen oder die an den Küsten gelegenen Städte zu plündern. Diese Verhältnisse gestalteten sich noch mißlicher, als Portugal im Jahre 1580 von Spanien abhängig wurde

und bis 1640 unter der Botmäßigkeit seines mächtigeren Nachbars verblieb. Da die brasilianischen Portugiesen die Raubzüge der Franzosen, Niederländer und Engländer nicht mit der nötigen Energie zurückzuweisen vermochten, so gingen diese bald dazu über, selbständige Kolonien in Brasilien zu gründen. So setzten sich die Franzosen an der Bai von Rio de Janeiro fest, die Niederländer kamen im Jahre 1624 mit einer aus 23 Schiffen bestehenden Flotte, mit 500 Geschützen, 1600 Matrosen und 1700 Mann Landungstruppen vor São Salvador, dem heutigen Bahia an, eroberten diese Stadt und unterwarfen das ganze bis zum Rio Grande del Norte reichende Gebiet einschließlich der Stadt Pernambuco. Wurden die Franzosen verhältnismäßig schnell vertrieben, so bedurfte es dagegen, um die Niederländer von dem Boden Brasiliens zu verdrängen, langwieriger Kämpfe, großer Geldopfer und vieler Unterhandlungen, zumal neben den Kämpfen gegen diese Feinde auch blutige Scharmützel gegen die mit den Franzosen befreundeten Tupinambo Indianer auszufechten waren und bald darauf auch die wilden Aymorés oder Botokuden sich wie ein Waldstrom aus dem Innern des Landes ergossen und die ganze Küste zwischen Rio de Janeiro und San Salvador verwüsteten.

Erst im Jahre 1661 kam zwischen Portugal und Holland der Friede zu stande, wonach das letztere gegen eine Entschädigung von 8 Millionen Gulden alle seine Eroberungen an Portugal abtrat. Damit war der Kampf um den Besitz Brasiliens beendet und verblieb das Land unter portugiesischer Herrschaft bis zum Jahre 1822, wo die Loslösung und Unabhängigkeitserklärung dieser Kolonie vom Mutterlande erfolgte.



Altbrasilianische Streitaxt aus Stein.
Im Naturhistorischen Hofmuseum zu Wien.

Die Fahrten von Giovanni und Sebastiano Cabotto.





Scenerie an der Küste von Labrador und Neufundland.
Nach einer Photographie.

Die Fahrten von Giovanni und Sebastiano Cabotto.

Die Kunde von der großartigen Entdeckung, welche Christoph Columbus im Jahre 1492 gelungen war, hatte sich über Europa verbreitet und allüberall gewaltiges Aufsehen erregt. Die erstaunliche Nachricht mußte naturgemäß ganz besonders solche seefahrende Nationen in eine hochgradige Erregung versetzen, die selbst schon Versuche unternommen hatten, jene Inseln und Länder im Westen des Atlantischen Ozeans aufzusuchen, von deren Vorhandensein alle denkenden Geister des fünfzehnten Jahrhunderts mehr oder weniger überzeugt gewesen waren. Daß namentlich in England die erfolgreiche Fahrt des Genuesen auf das lebhafteste besprochen wurde, geht aus der bereits im I. Bande von uns mitgeteilten Aussage Cabots hervor: „When newes were brought, that Don Christopher Colonus, Genoese, had discovered the coasts of India, where of was great talke in all the Court of King Henry the 7, wo then raigned, insomuch that all men with great admiration affirmed it to be a thing more divine than humane, to saile by the West into the Easte, where spices growe, by a map that was never knowen before — by this fame and report there increased in my heart a great flame of desire to attempt some notable thing.“ —

Der rege Unternehmungsgeist der englischen Kaufleute ließ sich denn auch nicht abhalten, in den Wettbewerb um das Besitzrecht an die neue Welt einzutreten und sie thaten dies in völliger Ignorierung jener am 3. Mai 1493 ausgefertigten Bulle, durch welche Papst Alexander VI. bekanntlich die Erde durch einen Federstrich in zwei Hälften geteilt

und die noch unbekannten Länder derselben unter die von ihm begünstigten Könige von Spanien und Portugal verteilt hatte.

Daß mit einem solchen, ein Übermaß an Naivetät bekundenden Akte alle übrigen seefahrenden Nationen sich schlecht zufrieden geben würden, lag auf der Hand und wenn etwa die Italiener und Franzosen sich vielleicht durch Gefühle der Ehrfurcht oder aus Scheu vor den die Übertreter bedrohenden Bannstrafen von kräftiger Einsprache gegen die päpstliche Verfügung zurückhalten ließen, so fragten aber diejenigen Staaten, welche sich ganz oder teilweise von der päpstlichen Hierarchie losgemacht hatten, nicht im geringsten nach den Bestimmungen der Bulle und zögerten nicht, sich ihren Anteil an der neuen Welt, die sich im Westen des Atlantischen Ozeans aufthat, zu sichern.

Die ersten, welche auf dem Plane erschienen, waren die Engländer. Sie erhielten die Anregung zu ihrem Vorgehen durch einen Italiener, den oben erwähnten Giovanni Cabotto, oder wie ihn die Engländer nennen, John Cabot. Derselbe ist gleich seinem berühmten Landsmanne Christoph Columbus in Genua oder in nächster Umgebung dieses Ortes geboren, lebte längere Zeit in Venedig, erlangte daselbst im Jahre 1476 Bürgerrechte und kam wahrscheinlich gegen das Jahr 1490 mit seinem Weibe sowie seinen drei Söhnen Ludovico, Sebastiano und Sancio nach England, wo er sich in Bristol niederließ. In dieser damals schon sehr bedeutenden Seestadt scheint er als Kaufmann und Kosmograph thätig gewesen zu sein und gab er als solcher die Anregung zu mehreren Expeditionen, welche von den energischen Handelsherren Bristols zur Aufsuchung der Insel Brazil und der sieben Städte ausgesendet wurden. (Vergl. I. Band Seite 165.)

Wann die erste dieser Fahrten stattfand, ist nicht ersichtlich, wahrscheinlich ist, daß dies bald nach der Kundwerdung vom glücklichen Verlauf der ersten Fahrt des Columbus geschah.

Blieben die ersten Versuche dieser Art auch ohne Resultat, so wurden sie jedoch, wie aus weiteren hier zum Abdruck gebrachten Berichten hervorgeht, nichtsdestoweniger beharrlich fortgesetzt und schließlich auch von Erfolg gekrönt.

Diese letzte glückliche Fahrt leitete John Cabot persönlich und zwar fuhr er, unzweifelhaft von seinem Sohne Sebastian begleitet, am 2. Mai 1497 auf einem kleinen, mit nur 18 Personen bemannten Schiffe, „Matthew" genannt, von Bristol ab.*) Über den Verlauf der Reise giebt ein noch erhaltener Brief**) des venetianischen Kaufmanns Lorenzo Pasqualigo Kunde, der sich in London aufhielt und am 23. August 1497 an seine Brüder in Venedig schrieb: „Der Venezier, unser Landsmann, welcher mit einem Schiffe von Bristol auslief, um eine neue Insel zu suchen, ist zurückgekehrt und sagt, daß

*) Der Name des Schiffes wird in Barretts, History and Antiquities of Bristol. 1789. p. 172 genannt, als Abgangstag des Schiffes wird in der Encyclopedia Britannica unter dem Artikel „Bristol" auf Grund alter Manuskripte angegeben, daß der „Matthew" am 2. Mai in See gegangen und am 6. August heimgekehrt sei. (Vergl. Winsor, Narrative and Critical History of America. vol. III. p. 53.)

**) Venetian Calendars I. 262, gedruckt in Proceedings of the American Antiquarian Society for October 1866.

er nach einer Fahrt von 700 Leguas in dem Gebiete des Grand Khan Festland entdeckte. Er segelte eine Strecke von 300 Leguas die Küste entlang, landete auch an derselben, sah jedoch nirgendwo ein menschliches Wesen. Dagegen aber brachte er gewisse Fallen mit, die in jenen Ländern zum Fangen des Wildes benutzt werden, desgleichen auch eine zur Herstellung von Netzen dienende Nadel. Auch fand er einige gefällte Bäume, nach welchen Anzeichen er schloß, daß das Land bewohnt sei. Ohne aber davon fest überzeugt zu sein, kehrte er zu seinem Schiffe zurück. Er war drei Monate unterwegs. Auf der Rückreise sah er auf der Starbordseite (also südlich) zwei Inseln, doch wollte er nicht landen, da die Zeit zu kostbar war und die Vorräte zur Neige gingen. Die Nachricht hat den König hoch erfreut. Er (Cabot) sagt, daß Ebbe und Flut in jenen Gegenden langsam sind und anders dahinströmen wie hier.

Der König hat ihm versprochen, im Frühjahr zehn ganz nach seinen Angaben ausgerüstete Schiffe zu geben, und hat ihm auf sein Gesuch alle Gefangenen, ausgenommen die Hochverräter, zur Bemannung seiner Flotte überantwortet. Auch versah er ihn mit Mitteln, bis dahin zu leben und verweilt er gegenwärtig mit seiner Gemahlin, die gleichfalls eine Venezianerin ist, und mit seinen Söhnen in Bristol. Sein Name ist Juam Cabot und er wird Großadmiral genannt. Auch werden ihm außergewöhnliche Ehren erwiesen. Er kleidet sich in Seide und diese Engländer laufen ihm nach wie verrücktes Volk, so daß er ihrer so viele in die Schiffslisten einzutragen vermöchte, als er nur wünschte. Der Entdecker errichtete in seinem neugefundenen Lande ein großes Kreuz, daneben pflanzte er das Banner Englands sowie das des St. Marcus auf, letzteres aus dem Umstande, weil er selbst ein Venezianer ist. So hat unser Banner (der Stadt Venedig) in sehr weiten Fernen geweht."

Ein anderes höchst wichtiges Aktenstück*) zu Cabots Reise ist der Bericht eines am englischen Hofe weilenden Gesandten des Herzogs von Mailand, des Raimondo de Soncino, der am 18. Dezember 1497 von London aus an seinen Herrn folgendermaßen schreibt:

„Allergnädigster und erlauchtester Herr!

Obwohl mit Geschäften überhäuft, werden Ew. Excellenz trotzdem gewiß gerne vernehmen, wie Seine Majestät (König Heinrich VII.) einen Teil von Asien ohne einen Schwertstreich gewonnen hat. Es hält sich in diesem Königreiche ein Venezianer, Messer Joanne Caboto auf, ein Mann mit großen Fähigkeiten und sehr erfahren in der Schiffskunst, der, als er sah, wie die Könige von Spanien und Portugal von bisher unbekannten Ländern Besitz ergriffen, den Gedanken faßte, eine ähnliche Erwerbung für Seine Majestät (den König von England) auszuführen. Mit königlichen Vollmachten und Privilegien versehen, durch welche ihm die Ausbeutung des von ihm zu entdeckenden Landes eingeräumt, das Besitzrecht an dasselbe aber der Krone vorbehalten worden war, machte

*) Dasselbe wurde im Archiv der Stadt Mailand aufgefunden und im Annuario Scientifico für 1865 zuerst veröffentlicht.

er sich in einem kleinen Schiffe auf die Reise, von achtzehn Personen auf seiner Glückssuche begleitet. Nachdem er von Bristol, einem Hafen in dem westlichen Teile des Königreiches aus in See gegangen war, fuhr er an den westlichen Gestaden Hibernias (Irlands) vorüber, nahm einen etwas nördlichen Kurs und durchschnitt den östlichen Teil des (Atlantischen) Ozeans. Alsdann ließ er den Nordstern zu seiner rechten Seite, traf, nachdem er ziemlich lange gesegelt war, endlich ein Festland (terra ferma), von dem er durch Aufpflanzung des königlichen Banners für Seine Hoheit Besitz ergriff und kehrte zurück.

Da dieser besagte Messer Joanne ein armer Fremdling ist, würde man seinem Berichte kaum Glauben geschenkt haben, wenn nicht seine Gefährten, die zumeist Engländer und aus Bristol waren, die Wahrheit desselben bestätigt hätten. Dieser Messer Joanne besitzt die Darstellung der Welt auf einer Karte (in una carta) und außerdem auf einem Globus (in una sphera solida), welche er selbst anfertigte. Er zeigt darauf den Punkt, an dem er landete, und wie er auf seiner Fahrt nach dem Osten viel von dem Lande Tanais passierte. Sie sagen, daß das Land fruchtbar sei und ein gemäßigtes Klima besitze und glauben, daß es Rotholz (el brasilio) und Seide hervorbringe; auch versichern sie, daß die See daselbst so viele Fische enthalte, daß man dieselben nicht nur mit Netzen, sondern sogar mit Körben, die man mit einem Stein beschwert ins Wasser versenkte, zu fangen vermöge. Dies wurde nicht nur von besagtem Messer Joanne, sondern auch von seinen englischen Kameraden erzählt, welch letztere behaupten, so viele Fische liefern zu können, daß dies Königreich fernerhin keine Fische mehr von Islanda zu beziehen brauche, sondern selber einen großen Handel mit jener Gattung von Fischen eröffnen könne, welche sie Stockfisch (stochfossi) nennen. Aber Messer Joanne hat seine Gedanken auf ein noch größeres Unternehmen gerichtet. Er beabsichtet, von dem bereits annektierten Lande aus der Küste entlang noch weiter zum Osten (Levante) vorzudringen, bis er sich der Insel gegenüber befinde, die Cipango genannt wird und in der Äquinoktialregion gelegen ist, wo seiner Annahme nach sämtliche Gewürze der Welt wachsen und woher auch kostbare Edelsteine kommen. Er erzählte, daß er in früheren Jahren in Mekka gewesen, wohin durch Karawanen aus fernen Ländern allerhand Gewürze gebracht wurden. Diejenigen, welche die Gewürze brachten, erwiderten auf die Frage, wo dieselben wüchsen, daß sie dies nicht wüßten, sie erhielten dieselben mit anderen Handelswaaren aus sehr entfernten Ländern durch andere Karawanen, die wiederum über den Ursprung der Gewürze nur die gleichen Auskünfte zu geben vermöchten. Er argumentiert nun, daß, wenn die Orientalen den Südeuropäern versichern, diese Dinge aus sehr entfernten Ländern zu erhalten, und dieselbe Auskunft auch dort wieder von Ort zu Ort der Rundung der Erde folgend erteilt wird, schließlich die letzten die Gewürze aus denjenigen nördlichen Teilen der Welt erhalten müssen, die wieder dem Westen zuliegen; er machte dies in solch überzeugender Weise klar, daß ich von der Richtigkeit seiner Worte durchdrungen bin. Doch was mehr ist, auch der König, ein weiser und unternehmender Mann, setzt Vertrauen in das, was er sagt und sorgt, wie Messer Joanne mir erzählte, in jeder Weise für ihn.

Es wird berichtet, der König beabsichtige, ihn mit mehreren Schiffen zu versehen, auch will er ihm alle Verbrecher zur Verfügung stellen, so daß er in dem neugefundenen Lande eine Niederlassung zu gründen vermöge, durch deren Mitwirkung sie erhoffen, London zu einem noch größeren Gewürzmarkte als Alexandria zu machen. Die Hauptteilhaber an diesem Unternehmen sind Bürger der Stadt Bristol, große Seefahrer, welche nun, da sie den einzuschlagenden Weg kennen, versichern, daß die Reise bei günstigem Winde nicht länger als fünfzehn Tage dauere.

Ich habe auch mit einem Burgunder gesprochen, der an Messer Joannes Fahrt teilnahm. Derselbe bestätigt nicht nur alles, sondern wünscht dorthin zurückzukehren, da der Admiral, wie Messer Joanne genannt wird, ihm eine Insel geschenkt hat. Eine andere schenkte er seinem Barbier, einem Castiglione-Genuesen, und dünken diese beiden sich als Grafen, wie auch der Admiral sich nicht geringer als wie ein Prinz schätzt. Ich glaube, daß auch einige arme italienische Mönche sich der Expedition anschließen werden, und verspricht man ihnen, daß sie in den neuen Ländern Bischöfe werden sollen. Ich, als Freund des Admirals, würde Erzbischof werden, falls ich mich zur Teilnahme an der Reise entschließen könnte. Aber ich ziehe in Betracht, daß die Gnadenbezeigungen, welche Ew. Excellenz für mich bereit halten, sicherere Dinge sind. Darum bitte ich, daß, im Falle solche vakant sind, ich während meiner Abwesenheit nicht vergessen werden möge, obwohl andere, die das Glück haben, in der Nähe Ew. Excellenz zu verweilen, sich nützlicher erweisen mögen als ich, dessen Zweck in diesem Lande hauptsächlich der ist, zehn bis zwölf Gänge zu jeder Mahlzeit zu essen und zweimal täglich drei Stunden lang an der Tafel zu sitzen, alles für die Sache Ew. Excellenz, der ich mich unterthänigst unterwerfe.

Eurer Excellenz
sehr ergebener Diener

London, 18. Dez. 1497. Raimundus."

Diese authentischen Berichte genügen, um festzustellen, daß Cabot einer der ersten, wenn nicht der erste war, welcher den Gedanken einer nordwestlichen Durchfahrt erfaßte, deren wirkliche Existenz erst in der Mitte unseres Jahrhunderts festgestellt wurde. Aus dem Briefe geht weiter hervor, daß Cabot im Frühjahr 1497 von Bristol aus seine erste Reise unternahm und nach einer Abwesenheit von drei bis vier Monaten dorthin zurückkehrte.

Über den Kurs, den der „Matthew" nahm, haben wir, da ein Logbuch Cabots bisher nicht aufgefunden wurde, keine weiteren Nachrichten als die in Raimondos Briefe enthaltenen dürftigen Notizen. Auch der Punkt, wo das Land erblickt wurde, ist völlig unbestimmt, doch dürfte derselbe wohl an der Küste von Labrador zu suchen sein, da die beiden Inseln, welche nach Lorenzo Pasqualigos Briefe Cabot während der Rückreise auf der Starbordseite des Schiffes, also südlich, erblickte, der Insel Neufundland angehört haben mögen.

Für diese Annahme spricht eine Notiz des Historikers Peter Martyr, welchem Sebastian Cabot, der an dieser ersten Reise seines Vaters teilgenommen zu haben scheint,

erzählte, man habe viele weiße Bären gesehen, welche mit ihren Tatzen Fische, ihre Lieblingsspeise fingen. Hieraus darf gefolgert werden, daß in jenem Lande im Sommer Eisbären heimisch waren, und paßt dies eher auf die Küste von Labrador, als auf diejenige von Neufundland oder gar eines noch südlicher gelegenen Landes, wohin Eisbären kaum jemals kommen. Auch der Umstand, daß man keine Bewohner erblickte, weist auf das von einzelnen Eskimohorden außerordentlich spärlich bevölkerte Labrador hin.

In bestimmter Weise verzeichnet der als Kartograph berühmte Diego Ribero im Jahr 1529 in jenen Regionen ein Land „Tierra del labrador", woneben die Bemerkung gesetzt ist: „Esta tierra descubrieron los Ingleses." „Dieses Land wurde durch die Engländer entdeckt."

Über den Zeitpunkt dieser Entdeckung ist zu erwähnen, daß, nach sorgfältiger Abwägung aller vorhandenen Quellen, die in Winsors History of America vol. III. p. 44 zusammengestellt und kritisch beleuchtet sind, das Land am 24. Juni 1497 fünf Uhr morgens in Sicht kam, woraus sich ergiebt, daß die beiden Cabots vierzehn Monate früher als Columbus das Festland von Amerika entdeckten, an welches dieser erst während seiner dritten Reise, im August des Jahres 1498 gelangte. —

Nachdem Cabot heimgekehrt war, wurden die Vorbereitungen zur Fortsetzung der gemachten Entdeckung lebhaft betrieben und ging er, so weit aus den sehr dürftigen Quellen zu ersehen ist, mit dreihundert Mann auf mehreren Schiffen zu Anfang Mai aufs neue unter Segel. Auch an dieser Expedition nahm Cabots Sohn Sebastian, damals ein Jüngling von etwa fünfundzwanzig Jahren teil. Sehr irriger Weise haben verschiedene Historiker die Ansicht ausgesprochen, John Cabot, der Vater, wäre vor der Abfahrt der Flotte gestorben und sein Sohn Sebastian habe das Unternehmen allein weitergeführt. Diese Annahme erscheint im höchsten Grade unwahrscheinlich, da der Tod des berühmten Italieners unbedingt in jener chiffrierten Depesche erwähnt sein würde, die nach der im Mai erfolgten Abfahrt der Flotte von Don Pedro d'Ayala, dem spanischen Gesandten am englischen Hofe, an den König Ferdinand abgeschickt wurde. Das Original dieser vom 25. Juli 1498 datierten Chiffredepesche wurde im Jahre 1860 von dem deutschen Geschichtsforscher Gustav Bergenroth im Archiv zu Simancas aufgefunden und lautet in Übersetzung: „Ich nehme an, Ew. Majestäten haben bereits vernommen, daß der König von England eine Flotte ausrüstete mit der Weisung, gewisse Inseln und Länder zu erforschen, welche durch einige Leute, die zu demselben Zwecke im vergangenen Jahre mehrere Schiffe ausschickten, aufgefunden wurden. Ich habe die von dem Entdecker angefertigte Karte gesehen. Dieser Mann ist ein Genuese gleich Columbus und hat sich, Unterstützung für seine geplanten Entdeckungen nachsuchend, in Sevilla und Lissabon aufgehalten. Die Leute von Bristol haben die letzten sieben Jahre hindurch alljährlich zwei, drei oder vier leichte Schiffe (caravelas) ausgesendet, um nach den Vorschlägen dieses Genuesen die Insel Brazil und die sieben Städte zu suchen. Der König ließ sich zur Aussendung der Schiffe durch die Thatsache bestimmen, daß im verflossenen Jahre Land entdeckt wurde. Die (jetzt abgesandte) Flotte bestand aus fünf Schiffen, welche mit Proviant für ein Jahr versehen waren. Es wird gesagt, eines dieser Schiffe,

in welchem sich der Bruder Buil befand, sei in sehr schlechtem Zustande und stark beschädigt nach Irland zurückgekehrt. Der Genuese aber setzte seine Reise fort. Ich sah auf einer Karte die von der Flotte eingeschlagene Richtung sowie die zurückgelegte Entfernung und schließe daraus, daß dasjenige, was sie gefunden haben oder wonach sie suchen, bereits Besitztum Eurer Königl. Hoheiten ist. Die Flotte wird im Monat September zurückerwartet. Ich nehme Anlaß, all dieses in meinem Briefe zu erwähnen, da der König von England öfter über das Unternehmen gesprochen hat und glaubt, daß dasselbe für Eure Hoheiten von großem Interesse sei. Ich sagte ihm, daß nach meiner Meinung jene Länder sich bereits im Besitze Eurer Majestäten befänden, doch wollte er meine hierfür angeführten Gründe nicht gelten lassen. Ich hoffe, daß Eure Hoheiten in dieser Angelegenheit bereits unterrichtet sind; die Karte oder „mapa mundi“, welche jener Mann gemacht hat, sende ich jetzt nicht mit; meiner Ansicht nach ist dieselbe falsch, da es erscheinen will, als sei das fragliche Land, welches er entdeckte, nicht jene besagten Inseln (Brazil).“ —

Über die in Rede stehende zweite Fahrt der Cabots ist nur wenig bekannt. Wie aus dem Briefe hervorgeht, wurde eines der Schiffe durch Sturm genötigt, in sehr beschädigtem Zustande nach Irland zu flüchten, die anderen hingegen setzten die Reise fort und erreichten die Küste Amerikas, doch verlautet über den Ort der Landung nichts. Eine Durchfahrt nach den Gewürzländern suchend fuhr man in nördlicher Richtung die Küste entlang, doch machten große Eismassen das weitere Vordringen bald unmöglich. Bis wie weit Cabot gelangte, ist nicht nachgewiesen. Der spanische Geschichtsschreiber Gomara, der wahrscheinlich den Sebastian Cabot während dessen späteren Verweilens in Spanien persönlich kennen lernte, schreibt, Cabot sei unter dem 50° n. Br. umgekehrt, der Entdecker habe aber behauptet, viel weiter gen Norden gekommen zu sein. Dem Portugiesen Galvano zufolge, gleichfalls ein Zeitgenosse des Entdeckers, kam Cabot bis zum 60. Breitengrade und habe sich „hier das Land ostwärts gewendet“. Wollen wir der letzteren Bemerkung Vertrauen schenken, so wäre Cabot aber noch weiter und zwar in den unter 67° n. Br. beginnenden Cumberlandsund des Baffinlandes gekommen, wo der ostwärts gerichtete Zipfel der Cumberlandhalbinsel weit hinausstreicht.

Da die gesuchte Durchfahrt nach den Gewürzinseln nicht gefunden wurde, so wandten die Cabots sich wieder südwärts, versorgten sich auf den Neufundlandbänken mit Fischen und segelten dann, das Land zur Rechten behaltend, längere Zeit gen Südwesten. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß die Entdecker etwa bis zum Kap Hatteras gekommen sind; so äußerte Sebastian Cabot dem Peter Martyr, man habe in der Breite von Gibraltar die Rückreise nach England angetreten, zu der man sich durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen sah.

Waren die Cabots so die Wiederentdecker von Helluland, Markland und Vinland, so blieb ihr Bemühen, einen nordwestlichen Seeweg nach Indien zu finden, leider ohne Erfolg. Auch mit der Anlage von Kolonien hatten sie kein Glück und mag daher der Empfang bei ihrer Rückkehr ein sehr kühler gewesen sein, zumal die beteiligten Kauf-

leute von Bristol und London, die auf die Ausrüstung der Schiffe ansehnliche Summen verwendet hatten, anstatt reiche Schätze zu ernten große Verluste erlitten.

Die weiteren Schicksale John Cabots nach dieser Fahrt sind in tiefes Dunkel gehüllt, er verschwindet vollständig vom Schauplatze und wissen wir nicht, wann und wo er gestorben ist. Sein Sohn Sebastian soll eine Reihe von Jahren später nochmals einen Versuch zur Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt gemacht haben, doch liegen über diese Expedition nur höchst fragmentarische Berichte vor. Dieselben sind so verworren, daß man nicht mit Bestimmtheit zu sagen vermag, ob die erzählten Einzelheiten nicht etwa den früheren Fahrten angehören. Auch über den Zeitpunkt der Reise gehen die Meinungen sehr weit auseinander. Wird von mehreren Forschern bezweifelt, daß sie überhaupt stattgefunden habe, so glauben einige sie um 1508, andere sogar um 1517 datieren zu müssen.*) Wahrscheinlich aber fällt sie in das Jahr 1503, findet sich doch in der von John Stow im Jahre 1580 zu London herausgegebenen „Chronicle of England" auf Seite 875 folgender Vermerk: „In diesem Jahre (dem achtzehnten der Regierung des Königs Heinrich VII., welches am 21. August 1502 begann und mit August 1503 endete) wurden drei Männer von jenen durch Sebastian Cabot entdeckten Inseln zum Könige gebracht, welche mit Tierfellen bekleidet waren, rohes Fleisch aßen und eine Sprache redeten, die niemand zu verstehen vermochte. Zwei von diesen drei Männern hielten sich noch zwei Jahre später am königlichen Hofe zu Westminster auf und gingen gekleidet wie Engländer."

Möglicherweise hatte Cabot diese Wilden von seiner Reise mitgebracht, auf der er bis an die Hudsonstraße vorgedrungen sein soll, wo er aber infolge der Meuterei seiner Matrosen und der Zaghaftigkeit seines Vizeadmirals Sir Thomas Pert von der weiteren Verfolgung seiner Pläne habe Abstand nehmen müssen. Über Sebastian Cabots weitere Thätigkeit in England herrscht völlige Ungewißheit. Bestimmt ist, daß er nach dem Tode seines Vaters noch längere Zeit in England verweilte, sich aber vermutlich gegen das Jahr 1512 nach Spanien wandte, wo er mit einem Gehalte von 50 000 Maravedies als „Capitan de Mar" Anstellung erhielt. Im Begriff, als solcher im März 1516 auf eine Entdeckungsreise auszugehen, sah er sich durch den Tod des Königs Ferdinand an der Ausführung derselben verhindert. Am 5. Februar 1518 ernannte ihn Karl V. zum Oberpiloten und hatte Cabot als solcher alle Steuerleute der spanischen Schiffe zu prüfen. Noch im Solde Spaniens stehend bot Cabot seine Dienste dem Rat der Stadt Venedig an, aber die Vorschläge, dieser Republik einen nur ihm allein bekannten Seeweg nach Indien zu zeigen, wurden nicht beachtet und blieben unerledigt.

Erst im Jahre 1526 bot sich dem regen Geiste Sebastians eine neue Gelegenheit, sich zu bethätigen, als jedenfalls auf seine Anregung hin und unter seiner Leitung jene Expedition zustande kam, die ihren Weg durch die Magalhãesstraße nach den Molukken nehmen sollte, bereits am La Platastrome aber ihr Ziel fand. Über den Verlauf dieser großartigen Unternehmung und Cabots Anteil an der Entdeckung von Südamerika haben

*) Diese gegenüberstehenden Meinungen sind in Winsors History of America, vol. III. p. 28 eingehender beleuchtet.



Sebastian Cabot.

Nach einer im Besitz der **New York Historical Society** befindlichen Copie des im Jahre 1845 zu Pittsburg in Pennsylvanien verbrannten Originalgemäldes.

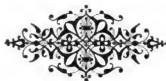
wir bereits auf Seite 160 ausführlicher berichtet. Da man den Mißerfolg dieses Unternehmens Cabot zuschrieb und ihn unredlicher Handlungen bezichtete, so wurde er nach seiner Rückkehr angeklagt und am 1. Februar 1532 nach Oran in Afrika verbannt, doch scheint ihm die Rechtfertigung völlig gelungen zu sein, da das Urteil nicht vollstreckt wurde und er in seinem Amte verblieb, welches er bis zum Jahre 1547 bekleidete. Um diese Zeit sehnte er sich nach England zurück und bezog er dort gleichfalls als Oberpilot des Reiches einen Gehalt von 166 £, was, dem heutigen Geldwerte entsprechend, einer Summe von fast 40 000 Mark gleichgekommen sein mag. Im Jahre 1550 reklamierte Karl V. von Spanien seinen Oberpiloten, doch war derselbe zur Rückkehr nicht zu bewegen. In England nahm Cabot seine Pläne zur Aufsuchung eines kürzeren Seewegs nach Indien wieder auf und sehen wir ihn im Jahre 1553 als „Governor“ einer Handelsgesellschaft, welche, da eine Durchfahrt im Nordwesten Amerikas nicht zu finden gewesen war, eine solche Straße nunmehr im Nordosten von Europa suchte. Wenn diese Bemühungen gleichfalls ohne den gewünschten Erfolg blieben, so eröffneten sie aber über Archangel sehr einträgliche Handelsbeziehungen mit Rußland und führten am 6. Februar 1555 zur Gründung der berühmten Muscovy Gesellschaft, deren Spitze Sebastian Cabot war.

Über den Lebensabend des berühmten Entdeckers wissen wir nur wenig. Obwohl seine Freunde Peter Martyr und Richard Eden, zwei bekannte Historiker des 16. Jahrhunderts, in London an seinem Sterbebette standen und den Tod des bedeutenden Mannes ausführlich geschildert haben, so fehlt uns doch jede Kunde, wann Sebastian Cabot in die Ewigkeit einging. Kein Stein, kein Denkmal schmückt sein unbekanntes Grab und nur ein Bildnis blieb uns erhalten. Das Original dieses Bildnisses wurde, ob mit Recht, ist noch nicht nachgewiesen, Holbein zugeschrieben und soll für König Eduard VI. gemalt worden sein. Es hing lange Zeit in Whitehall, verschwand aber daselbst und kam nach Amerika, wo es im Jahre 1845 in Pittsburg, Pa., verbrannte. Kopien befinden sich im Besitze der Massachusetts- und der New Yorker Historical Society und ist unsere Reproduktion nach der New Yorker Kopie angefertigt. Sebastian Cabot ist auf derselben als ein hochbejahrter Mann dargestellt. In der einen Ecke des Bildes ist der Wahlspruch des Entdeckers zu lesen, während die andere folgende Inschrift trägt:

EFFIGIES·SEBASTIANI CABOTI
ANGLI·FILII·JOHANNIS·CABOTI·VENE
TI·MILITIS·AVRATI·PRIMI·INVĒT
ORIS·TERRÆ·NOVÆ·SUB HERICO VII. ANGLÆ REGE.

Sind die wichtigsten Abschnitte in dem Lebenslaufe der beiden Cabots in tiefes Dunkel gehüllt, so überstrahlt aber nichtsdestoweniger der Glanz ihres Namens den Ruhm vieler jener Männer, die an der Entschleierung Amerikas Anteil haben. Unter allen Entdeckern jener ewig denkwürdigen und ruhmreichen Epoche, die wir „das Zeitalter der Entdeckungen“ nennen, kommen die Cabots durch die Originalität ihrer Gedanken und Unternehmungen Christoph Columbus am nächsten und wie jener der ganzen Menschheit

ein neues ungeheures Arbeitsfeld eröffnete, so waren sie recht eigentlich diejenigen, welche dem britischen Unternehmungsgeiste jenen gewaltigen Impuls gaben, der im Laufe der Zeit dem Reiche Albion zu seiner Weltherrschaft verhalf. Ein ganzes Menschenalter hindurch ließen die Engländer freilich die wichtigen Entdeckungen der Cabots ungenützt und bedurfte es erst des energischen Vorgehens der Franzosen, bevor sie der Bedeutung jener von den Cabots gemachten Entdeckungen inne wurden. Indem sie sich nunmehr auf dieselben beriefen, machten sie ihre Rechte an die neue Welt geltend.



Die Entdeckungen der Franzosen in Amerika.





Janus Verrazanus

Verrazano an der Ostküste von Nordamerika.

Zur Zeit, als die beiden Cabots die reichen Fischgründe bei Neufundland entdeckten, war die Küste Frankreichs von wetterfesten und überaus waglustigen Seeleuten bevölkert, die aus der Versorgung der christlichen Länder Europas mit gedörrten Fischen ein sehr einträgliches Gewerbe machten. Der Fischkonsum war in jenen Zeiten geradezu enorm, als die katholische Kirche eine sehr große Anzahl von Fasttagen anordnete, an denen Fische die vorgeschriebene Kost waren. Da die Binnenländer nicht im stande waren, den gewaltigen Bedarf an Fischen aus den eigenen Gewässern zu decken, so bezogen sie seit langer Zeit gedörrte Fische aus den nördlichen Ländern, und waren es namentlich die Isländer, Norweger und die Fischer der Normandie, Bretagne, Gascogne und von Biscaya, welche Europa mit Stockfischen versorgten. Kaum hatten die französischen Fischer vernommen, daß in den der neuen Welt zugehörigen Gewässern die Fahrzeuge der Cabots in ihrem Laufe durch die Massen der ihnen entgegenkommenden Fischzüge

förmlich gehemmt worden seien, als sie in Scharen dorthin aufbrachen und auf den Bänken von Neufundland jene Großfischerei begannen, welche in den Gewässern jener nebelumlagerten Insel noch heute die Erwerbsquelle vieler tausender Menschen bildet.

Der auf den Neufundlandbänken hauptsächlich gefangene Stockfisch wurde im 14., 15. und 16. Jahrhundert „Bacallaos“ genannt, welches Wort nach Meinung einiger Schriftsteller dem Griechischen, nach Meinung anderer aber einer indianischen Sprache entstammen soll. Neben der obigen Form kommen noch die Schreibweisen „Bacalaos“, „Bacalar“, „Bacaalear“, „Bacalhos“, „Bacaillos“, „Baccalos“, „Bacalieu“ und „Baqualau“ vor. Die niederdeutschen Seeleute verdrehten das Wort in „Kabeljau“.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß auf Karten des 16. Jahrhunderts nicht nur Neufundland, sondern auch große Teile des dahinter gelegenen Festlandes als „Terra de Bacallaos“ oder „Stockfischland“ bezeichnet wurden.

An der weiteren Erschließung der von den Cabots entdeckten Küsten haben unzweifelhaft die französischen Fischer einen bedeutenden Anteil und war es zunächst Jean Denis, der im Jahre 1506 von dem Hafenorte Honfleur aus eine Fahrt nach dem Stockfischlande unternahm. Ihm folgten zwei Jahre später Thomas Aubert und Jean Vérassen aus Dieppe und brachten dieselben im Jahre 1509 mehrere Eingeborene Amerikas nach Rouen. Um das Jahr 1518 soll auch von einem Baron de Lery ein Versuch gemacht worden sein, auf Neufundland eine Kolonie anzulegen, der aber Stürme und harte Winter den Untergang brachten.

Die französischen Seeleute waren neben dem Fischfange aber auch der Seeräuberei keineswegs abhold und fielen mit Vorliebe solche Schiffe an, die mit Schätzen beladen aus der neuen Welt nach Spanien zurückkehrten. Der den Spaniern abgeneigte König Franz I. von Frankreich that nichts, seine Unterthanen von solchen Gewaltthaten zurückzuhalten, im Gegenteil lieh er solchen Korsaren, wo er nur konnte, seine Unterstützung. Der erste, welcher sich einer solchen Begünstigung erfreute, war Giovanni de Verrazano, ein Florentiner von Geburt, der als Korsar die Namen Juan Florin oder Johann der Florentiner führte. Im Jahre 1521 hatte Verrazano mehrere reichbeladene Westindienfahrer weggenommen und 1523 eroberte er das Schiff, mit welchem Hernando Cortes seinem Monarchen einen großen Teil der dem unglücklichen Motecusuma entrissenen Schätze übersenden wollte, deren Wert mehrere Millionen Mark betrug. Diese reiche Beute ermöglichte es dem glücklichen Korsaren, vier Schiffe auszurüsten, mit denen er auf Entdeckungsreisen auszuziehen beschloß und den bisher vergeblich gesuchten nordwestlichen Seeweg nach Cathay ausfindig zu machen, wozu er von König Franz I. eine Konzession erbat und erhielt.

Im Spätsommer desselben Jahres ging Verrazano in See, mußte aber, da die Schiffe während eines furchtbaren Unwetters Havarie erlitten, nach einem bretagnischen Hafen flüchten und daselbst drei seiner Fahrzeuge zurücklassen. Mit dem vierten Schiffe, dem „Dauphine“ (Delfin), verließ der kühne Pirat im Januar 1524 Frankreich, streifte Madeira und traf etwa am 10. März nach einer fünfzigtägigen Fahrt unter 34° nördl. Br. auf die Küste des heutigen Nord-Carolina.

Über den Verlauf der Reise giebt ein Brief Verrazanos ausführliche Kunde, den er nach seiner Rückkehr von der Hafenstadt Dieppe aus an Franz I. richtete und der um so interessanter ist, als er die ersten Mitteilungen über die zu so ungeahnter Entwickelung gekommene Ostküste der Vereinigten Staaten und ihrer damaligen Bewohner enthält.*) Dieser wertvolle Brief lautet mit Ausschluß weniger belangloser Stellen in Übersetzung folgendermaßen:

„Erhabenster Herrscher!

Seit dem letzten Sturme, den wir an den nördlichen Küsten erlitten, habe ich Eurer Majestät, dem sehr christlichen Könige, noch nicht über jene vier Schiffe berichtet, welche ausgeschickt waren, neue Länder zu entdecken. Durch gegenwärtiges teile ich nun mit, daß wir durch die Gewalt der Stürme gezwungen wurden, mit zwei Schiffen, der „Normandie“ und dem „Dauphine“, nach Britannien zu flüchten. Nachdem dort die Schiffe ausgebessert und mit allem Kriegszeug versehen worden waren, segelten wir die spanische Küste entlang und machten reiche Beute, wie Eure Majestät aus den Schätzen ersehen wollen, die wir bringen. Später beschlossen wir, mit dem „Dauphine“ allein die Entdeckungsreise zu unternehmen, von der ich jetzt nach meiner erfolgten Rückkehr Eurer erhabenen Majestät Bericht erstatten will.

Am 17. Januar des Jahres 1524 gingen wir von einem nahe der Insel Madeira gelegenen unbewohnten Felsen (Ilhas Desertas) aus in See. Das Schiffspersonal bestand aus fünfzig Mann und waren wir mit Proviant, Waffen und Munition für acht Monate wohl versehen. Von günstigem Ostwinde getrieben legten wir in fünfundzwanzig Tagen 800 Leguas zurück. Am 14. Februar hatten wir einen Sturm, wie ihn schwerer ein Seemann wohl nie erlebte, doch entrannen wir seiner verderblichen Gewalt mit Gottes Hülfe und Güte. Wir setzten nun, ein wenig nördlich haltend, unsere Fahrt gen Westen fort, legten in fünfundzwanzig weiteren Tagen abermals 400 Leguas**) zurück und erblickten endlich ein unbekanntes, zuvor von keinem Menschen gesehenes Land.

Dasselbe erschien ziemlich niedrig. Als wir uns bis auf eine viertel Legua näherten, sahen wir große Feuer, woraus wir entnahmen, daß das Land bewohnt sei. Die Küste hatte einen südlichen Verlauf und untersuchten wir dieselbe auf eine Strecke von fünfzig Leguas, um einen Hafen zu finden, in dem wir mit Sicherheit verweilen könnten. Da unser Bemühen aber vergeblich blieb und wir bemerkten, daß die Küste in gleicher Beschaffenheit sich noch weiter gen Süden erstrecke, beschlossen wir umzukehren und im Norden unser Glück zu versuchen, fanden aber, daß die Gestade hier ebenfalls eines Hafens ermangelten.

---

*) Der im Original leider bis jetzt nicht aufgefundene Brief ist aus zwei Abschriften bekannt, von denen die eine im 3. Bande der im Jahre 1556 von Ramusio zu Venedig herausgegebenen Navigationi et viaggi zum Abdruck gekommen ist, wohingegen die andere durch den amerikanischen Konsul Greene im Jahre 1837 in der Magliabecchian-Bibliothek zu Florenz aufgefunden und im Jahre 1841 in den Collections of the New-York Historical Society, II. Serie I, 37—68 veröffentlicht wurde. Beide Kopien weichen etwas von einander ab, die letztgenannte hat außerdem einen kosmographischen Anhang, der bei Ramusio fehlt.

**) In seinem geographischen Anhange rechnet Verrazano $62^1/_2$ Meile auf einen Grad und 4 Meilen auf eine Seelegua. Dieser Rechnung zufolge kamen $15^5/_8$ Seeleguas auf einen Grad.

Der eigentliche Zweck meiner Reise war, Cathay, die äußerste Küste von Asien zu erreichen, doch hatte ich erwartet, in dem neuentdeckten Lande einige Hindernisse zu finden, wie sich ein solches jetzt darbot. Wir setzten ein Boot aus und fuhren ans Land, wo sich zahlreiche Eingeborene versammelt hatten, die bei unserem Nahen die Flucht ergriffen. Einige jedoch kehrten um und betrachteten uns voller Erstaunen. Auf unsere freundlichen Zeichen näherten sich endlich mehrere der Wilden und schienen durch



Indianer aus Nord-Carolina.
Nach De Bry.

die Eigentümlichkeiten unserer Kleidung, Gestalt und die helle Färbung unserer Haut höchlich überrascht zu sein.

Diese Eingeborenen gehen nahezu nackend, ihre einzige Kleidung besteht aus einigen kleinen Tierfellen, die um die Lenden geschlungen werden. Ein Gürtel aus gesponnenem Gras ist um die Hüften gebunden und sind an denselben Tierschwänze befestigt, welche bis auf die Kniee herabhängen. Einige tragen außerdem bunten Federschmuck. Die Hautfarbe dieser Menschen ist ziemlich dunkel, das Haar ist schwarz, dick, nicht übermäßig lang und hängt zu einem kleinen Schwanze zusammengebunden vom Hinterkopfe hernieder. Ihre Gestalt ist wohlgebildet; sie sind mittelgroß, breitbrüstig und haben kräftige Arme

und Beine. Die einzige Ausnahme in ihrem guten Aussehen sind die ziemlich breiten Gesichter, aber nicht alle haben solche, denn wir sahen auch viele, welche scharfgeschnittene Züge, große schwarze Augen und einen bestimmten Ausdruck hatten.

Da wir nur kurze Zeit am Lande verweilten, so waren wir nicht in der Lage, über die Sitten und Gebräuche dieser Menschen mehr auszukundschaften.*)

Nicht weit von diesem Volke entfernt trafen wir ein in Sitten und Gebräuchen ähnliches.

Die ganze Küste ist mit feinem Sand bedeckt, der an fünfzehn Fuß tief ist und kleine, gegen fünfzig Schritt breite Hügel bildet. Hinter diesen Sandflächen erhebt sich ein ausgedehntes Land mit schönen Feldern und weiten Ebenen, die mit ungeheuren, mehr oder weniger dichten Wäldern bedeckt sind, deren Bäume das verschiedenfarbigste Laubwerk tragen, zu anziehend und entzückend, als daß es beschrieben werden könnte. Ich glaube nicht, daß sie den herzynischen Wäldern gleich sind, oder den Wildnissen von Scythia, oder den mit Wein und Bäumen gesegneten nördlichen Gegenden, aber sie enthalten einen Reichtum an Palmen, Cypressen, Lorbeer- und anderen in Europa unbekannten Bäumen, die auf weite Entfernung einen geradezu entzückenden Wohlgeruch verbreiten.

Da der Orient bis zu diesem Lande herumreicht, nehme ich an, daß auch hier kein Mangel an denselben Gewürzen und aromatischen Flüssigkeiten ist, auch deutet die Färbung des Bodens an, daß Gold und andere wertvolle Metalle vorhanden sind. Hirsche, Rehe, Hasen und andere Tiere giebt es in Menge; an den zahlreichen Seen und den von fließenden Gewässern gebildeten Tümpeln leben Vögel von außerordentlicher Mannigfaltigkeit. Die Luft ist rein, erquickend und weder zu heiß noch zu kalt. Heftige Stürme walten nicht in diesen Regionen, die See ist ruhig und nicht bewegt, und obwohl die Küste flach und ohne Häfen ist, so bietet ihre Beschiffung doch keine Gefahr, da Klippen oder starre Felsen nicht vorhanden sind. Vier bis fünf Faden vom Strande entfernt ist allezeit vierundzwanzig Fuß tiefes Wasser zu finden und nimmt die Tiefe zu, je weiter man in See kommt. Der Ankergrund ist so vorzüglich, daß kein Fahrzeug von seinen Kabeln losgerissen wird, wie heftig der Sturm auch blasen möge."

Von diesem Punkte aus segelte Verrazano nordöstlich, bog um das Kap Hatteras und folgte nun der nordwärts sich wendenden Küste, die auf eine Strecke von zweihundert Leguas ihren Charakter beibehielt und frei von allen Klippen und Felsen war. Mehrmals wurde gelandet und gelang es, einen indianischen Knaben zu fangen, den man nach Frankreich entführte.

Auf seiner Fahrt gen Norden benutzte Verrazano auch die Nächte und scheint während einer solchen nächtlichen Fahrt seiner Aufmerksamkeit entgangen zu sein, daß unter dem 37° nördl. Br. die Küste eine Öffnung darbot und das Meer eine gewaltige Bai, die heutige Chesapeak Bai bildet, die sich volle hundertundneunzig englische

*) Dies zuerst gesehene Land gehörte dem heutigen Nord-Carolina an und mag Verrazanos Landeplatz etwa unter 34° nördl. Br. in der Nähe des Kap Fear zu suchen sein.

Meilen weit ins Land hinein erstreckt und bei einer Tiefe von neun Faden sieben bis zwanzig englische Meilen breit ist.

Der östlich von dieser Bai gelegene Landzipfel stellt eine langgestreckte, sechs bis fünfzehn englische Meilen breite Halbinsel dar, an welcher Verrazano augenscheinlich landete und die er auf einem Streifzuge völlig durchquerte. Als er nun, auf dem westlichen Ufer der Halbinsel angelangt, vor seinen Augen wiederum einen anscheinend unbegrenzten Wasserspiegel vor sich sah, glaubte er sich auf einer dem Isthmus von Darien ähnlichen Landenge zu befinden und den Spiegel des Indischen Ozeans vor sich zu haben.

Diese irrige Anschauung brachte er später nur auf einer von ihm selbst entworfenen Karte zur Darstellung*), auch die von seinem Bruder Hieronimo um das Jahr 1529 entworfene Weltkarte**) zeigt die vermeintliche Landenge und das dahinter gelegene Meer. Daneben sind folgende Worte gestellt: „Da questo mare orientale si vede il mare occidentale; sono 6 miglia di terra infra l'uno a l'altro", „Von diesem östlichen Meere (dem Atlantischen Ozean) kann man das westliche erblicken; eine sechs Meilen breite Landenge trennt sie voneinander".

Bemerkenswert ist die Thatsache, daß noch im Jahre 1582 der Kartograph Michael Lok, auf die Karte Verrazanos fußend, unter dem 40° nördl. Br. jenen Isthmus zeichnete und das dahinter gelegene Meer „Mare de Verrazano" taufte. Sollte die vermeintliche Entdeckung Verrazanos sich späterhin auch als eine irrige erweisen, so machte er auf der Halbinsel aber einen Fund, der sein Herz mit großer Freude erfüllte: er sah in den Wäldern überall Weinreben. „Dieselben klettern an den Bäumen empor, wie man es im südlichen Frankreich sieht. Würden sie in richtiger Weise kultiviert, so vermöchte man zweifellos den trefflichsten Wein aus ihren Trauben zu erzeugen, die süß und wohlschmeckend sind und den unseren kaum nachstehen. Die Reben scheinen von den Eingeborenen sehr geschätzt zu werden, denn sie säubern die Stellen, wo Reben wachsen, gänzlich vom Unterholz, um ihr Wachstum zu fördern.

Auch bemerkten wir wilde Rosen, Veilchen, Lilien sowie unzählige andere wohlriechende Blumen, die von den unsrigen völlig verschieden sind."

Irgend welche Andeutungen, daß Verrazano auch die Delaware Bai entdeckt und erforscht habe, finden sich nicht in seinem Briefe. Gegen Ende April kam der „Dauphine" an jene weltbekannte niedrige Landzunge, welche heute Sandy Hook genannt wird. Verrazano umschiffte dieselbe und gewahrte einen breiten Strom, der sich zwischen steil abfallenden Hügeln ins Meer ergoß. Von der Flut getragen lief der „Dauphine" in die Strommündung ein und ging innerhalb derselben vor Anker. Dann sandte Verrazano ein Boot aus, damit die Mannschaft desselben den Strom erforsche.

Verrazano erzählt nun weiter: „Wir fanden das Land stark bevölkert, die Eingeborenen waren den bisher gesehenen ähnlich und mit verschiedenfarbigen Federn geschmückt.

*) Dieselbe befindet sich im Museum Borgiana der Universität di Propanda Fide in Rom.

**) Diese Karte wird von Hakluyt in seinem Divers voyages 1582 erwähnt.

Mit augenscheinlicher Freude kamen sie uns entgegen und zeigten die sichersten Stellen, an denen wir mit dem Boote anlegen konnten. Wir fuhren auf dem Strome eine halbe Legua landeinwärts und gewahrten dann, daß er sich zu einem überaus schönen See (un bellissimo lago) erweiterte, der drei Leguas im Umkreise haben mochte und auf dem wir gegen dreißig Kanoes mit zahllosen Menschen erblickten, die von einem Ufer zum andern schifften, um uns zu sehen. Zu unserem großen Mißvergnügen wurden wir durch einen plötzlich hereinbrechenden Sturm gezwungen, diese großartige und anziehende Landschaft zu verlassen und nach dem Schiff zurückzukehren."



Karte der Bai von New York.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Schilderung nur auf die herrliche Bai von New York Anwendung finden kann und daß Verrazano der erste Europäer gewesen ist, der durch die sogenannten „Narrows", jenen paradiesisch schönen Thorweg der neuen Welt in die Bai eingedrungen ist, an der sich heute die vielgenannte Millionenstadt New York mit ihren unübersehbaren Häusermassen lagert. —

Ohne seine Entdeckung weiter zu verfolgen, ging Verrazano wieder in See, segelte die Südostküste von Long Island entlang und entdeckte einige Leguas von der äußersten Spitze derselben entfernt ein dreieckig gestaltetes Eiland, das er der Mutter des Königs Franz I. zu Ehren „Louisa" taufte. Da das Wetter sehr ungünstig war, landete man nicht an dieser mit dem heutigen Block Island identischen Insel, sondern hielt dem Festlande zu, wo man in einer Entfernung von fünfzehn Leguas einen ausgezeichneten Hafen fand.

„An zwanzig Kanoes kamen uns am Eingange entgegen, doch getrauten ihre Insassen, die uns mit Ausrufen der Verwunderung begrüßten, sich nicht in unsere Nähe. Endlich aber, als wir ihre Zeichen der Freundschaft erwiderten, kamen sie nahe genug, um allerhand Kleinigkeiten, wie Glöckchen, Perlen u. s. w. in Empfang zu nehmen. Schließlich stiegen sie auch ohne Furcht an Bord. Unter ihnen waren zwei Häuptlinge (Verrazano nennt sie Könige), die in Haltung und Gestalt über alle Beschreibung stattlich erschienen. Der eine derselben mochte vierzig, der andere vierundzwanzig Jahre alt sein. Der ältere hatte ein mit kunstvollen Stickereien versehenes Hirschfell um seinen nackten Körper geschlagen, war ohne Kopfbedeckung und trug sein Haar hinten mit verschiedenen Bändern zusammengebunden. Um den Nacken schlang sich eine lange aus vielen bunten Steinen gebildete Kette. Der jüngere König trug ein ähnliches Kostüm. Die hier gesehenen Eingeborenen waren die schönsten und am besten bekleideten, denen wir auf unserer ganzen Reise begegneten. An Größe uns überlegen, hatten sie eine sehr helle

Hautfarbe, die sich mehr der weißen zuneigte. Die Gesichter sind scharf geschnitten, die Haare lang und schwarz und wird auf deren Schmuck große Sorgfalt verwendet. Die schwarzen Augen haben einen kühnen Ausdruck, kurz, das ganze Betragen dieser Leute ist anziehend und würdevoll und erinnert sehr an das der alten Römer.

Auch die Frauen sind graziös und schön und ebenso gewinnend in ihrer Kleidung als in ihrem Benehmen. Sie tragen weiter nichts als Hirschfelle, die nach Art derjenigen der Männer mit allerlei Stickereien geschmückt sind. Einige hatten sehr kostbare Wieselfelle an ihren Armen und trugen verschiedenen Zierat in ihrem auf die Brust herniederhängenden Haar. Verschiedene erinnerten in ihrem Aufputz an Frauen aus Ägypten oder Syrien, und trugen manche ältere und verheiratete Frauen in ihren Ohren Schmucksachen ganz in orientalischer Weise.

Diese Eingeborenen besitzen verarbeitetes Kupfer, welches bei ihnen höher geschätzt wird als Gold, das als das gewöhnlichste Metall angesehen wird, da gelb als Farbe durchaus nicht beliebt ist. Blau und rot sind diejenigen Farben, welche am höchsten gehalten werden. Von den Dingen, die wir ihnen gaben, zogen sie kupferne Glöckchen, blaue Perlen und Glasstückchen vor und hingen dieselben ins Ohr oder um den Nacken. Seidenzeuge, Goldstickereien, Kleiderstoffe oder Gegenstände von Eisen werden nicht geschätzt; dieselbe Indifferenz bezeigte man, wenn wir ihnen Spiegel gaben, die sie lächelnd zurückgaben, sobald wir ihnen dieselben eingehändigt hatten. Sie sind sehr freigebig und geben bereitwillig hin, was sie haben.

Wir schlossen enge Freundschaft miteinander und an dem Tage, wo wir mit unserem Schiffe in den Hafen einliefen, was wir vorerst ungünstigen Wetters halber unterlassen mußten, kamen sie mit bemalten Gesichtern in ihren kleinen Booten uns entgegen, brachten Lebensmittel und zeigten unter hellem Freudengeschrei eine Stelle, wo unser Fahrzeug mit Sicherheit vor Anker gehen konnte. Wir verweilten fünfzehn Tage an diesem Orte und versahen uns mit vielen Dingen, deren wir bedurften. Während jener Zeit kamen die Eingeborenen alle Tage, um unser Schiff anzusehen, auch brachten sie ihre Frauen mit, welche aber sorgfältig behütet wurden und stets in den Booten zurückbleiben mußten, wie lange auch die Männer an Bord des „Dauphine“ verweilen mochten. Durch keine Geschenke und keine Überredung konnten wir eine der Frauen bewegen, unser Schiff zu betreten. Einer der beiden Könige kam häufig mit der Königin und zahlreichen Begleitern, uns zu besuchen. Stets machte er zweihundert Schritt vom Uferrande entfernt Halt, sandte ein Boot ab und ließ vorerst seine Ankunft melden. Sobald er Antwort erhalten hatte, kam er selbst, um sich auf dem Schiffe umzusehen. Während er längere Zeit an Bord durch allerhand Zeichen sich mit uns unterhielt, seine Ansichten über diesen oder jenen Gegenstand äußerte und nach dem Gebrauch desselben fragte, mußte die Königin mit ihren Begleitern in einem sehr leichten Kanoe in der Nähe einer kleinen Insel seiner harren.

Im übrigen stellte er alles, was er besaß, zu unserer Verfügung. Einige Male suchte er uns durch seine Fertigkeit im Bogenschießen zu unterhalten oder er veranstaltete Wettrennen zwischen seinen Kriegern.

Mehrmals unternahmen wir auch Streifzüge ins Innere des Landes, das so lieblich erschien, als es nur geschildert werden kann. Zum Anbau jeder Art von Getreide eignet es sich vortrefflich, auch zur Kultivierung von Wein und Öl. Stellenweise giebt es große Ebenen von fünfundzwanzig bis dreißig Leguas Länge, die vollständig baumlos und so fruchtbar sind, daß jede Saat die ausgezeichnetste Ernte hervorbringen muß. Die Wälder sind selbst für große Armeen passierbar und bestehen vorzugsweise aus Eichen, Cypressen und anderen in Europa unbekannten Hölzern. Auch fanden wir Äpfel, Pflaumen und viele ähnliche, aber von den unseren verschiedene Fruchtarten. Die sehr zahlreichen Tiere, wie Hirsche, Rehe, Luchse u. s. w. werden mit Fallen gefangen oder mit Pfeil und Bogen erlegt, welch letztere die hauptsächlichsten Waffen der Eingeborenen sind. Die wunderschön gearbeiteten Pfeile haben eine Spitze aus Marmor, Jaspis oder anderen harten Steinen, aus denen auch die Werkzeuge zum Fällen der Bäume und zum Zimmern der aus einem Stamme gefertigten Boote hergestellt werden. Die mit bewundernswerter Geschicklichkeit ausgeführten Boote bieten für zehn oder zwölf Personen hinlänglich Raum. Die kurzen Ruder haben breite Blätter und werden nur durch die Kraft der Arme bewegt.

Die kreisrunden Hütten besitzen einen Umfang von zehn bis zwölf Schritten, sind aus langen Holzscheiten unregelmäßig zusammengesetzt und mit einer Bedeckung von Stroh gut umkleidet, wodurch Wind und Regen völlig abgehalten werden. Hätten diese Eingeborenen so geübte Werkleute wie wir, so würden sie zweifelsohne stattliche Gebäude aufführen, da die ganze Küste einen Überfluß von Kalksteinen und Marmor aufweist. Die Wohnsitze werden je nach Bedürfnis gewechselt, wie die Jahreszeiten oder Jagdverhältnisse es gebieten.

Die mit geringer Mühe zu errichtenden Hütten dienen nicht nur dem Vater sowie seiner ganzen Familie, sondern auch den Familien der Söhne zum Aufenthalt. Einige Hütten beherbergen zwanzig bis dreißig Personen. Diese Eingeborenen bewahren viele alte Gebräuche, leben vorzugsweise von Jagd und Fischfang und erreichen ein hohes Alter. Werden sie von Krankheit befallen, so suchen sie sich nicht etwa durch den Gebrauch von Medizinen, sondern durch die Einwirkung der Hitze (Dampfbäder) zu kurieren. In den meisten Fällen tritt der Tod erst infolge Altersschwäche ein. Unserer Beobachtung gemäß herrscht unter Angehörigen und Verwandten große Zuneigung zu einander und nehmen alle an Mißgeschick, was einen der Ihrigen betroffen, lebhaften Anteil. Stirbt jemand, so versammeln sich sämtliche Verwandte und betrauern den Verlust des Dahingeschiedenen mit lautem Wehklagen.

Mehr vermochten wir nicht über jene Menschen zu erfahren. —

Diese Region ist unter derselben Breite wie Rom gelegen, unter $41^2/_3{}^0$. Der Kanal ist an seinem südlichen Eingange eng und nur eine halbe Legua weit, zieht sich aber gen Norden zwölf Leguas ins Land hinein und erweitert sich zu einer sehr geräumigen Bai, die wohl zwanzig Leguas im Umkreise haben mag und fünf sehr fruchtbare, liebliche, mit hohen Bäumen besetzte Inseln enthält. Die Bai bietet zwischen den Inseln Raum für eine noch so große Zahl von Fahrzeugen, welche hier von Stürmen nichts

zu befürchten haben. Am Eingange der Bai wird das Auge durch sehr anziehende Hügel zu beiden Seiten des Kanals erfreut, in dessen Mitte sich ein freistehender Felsen erhebt, der für die Anlage eines Verteidigungswerkes zum Schutze des Hafens wie geschaffen ist." —

Wenngleich Verrazano auch in der Zahl der Inseln irrt, so ist seine Beschreibung der heutigen Narragansett Bai aber unverkennbar. Augenscheinlich drang der Entdecker durch den westlichen Kanal in die Bai ein, die mit fünfzehn Inseln besetzt, eine der herrlichsten Wasserflächen der Vereinigten Staaten bildet und mit ihren unzähligen sturmgeschützten Einbuchtungen den Fahrzeugen einen unübertroffenen Zufluchtsort gewährt. Verrazano lernte wahrscheinlich nur den westlichen Teil der Bai kennen, die sich dem „Gazetter of Connecticut and Rhode Island for 1819" zufolge 36 englische Meilen ins Innere hinein erstreckt und ein Areal von 130 englischen Quadratmeilen einnimmt.



Karte der Narragansett Bai.

Am 6. Mai trat der „Dauphine" die Weiterreise an. Die Küste lief scharf gen Osten, wurde gebirgiger, daneben aber auch steriler. Da das Wetter günstig blieb, umschiffte man das flache Vorgebirge Kap Cod und folgte dann der nordwärts sich wendenden Küste, wo ausgedehnte, sehr dichte Wälder von Nadelhölzern auf ein kälteres Klima schließen ließen. Auch die Bewohnerschaft war hier eine andere, erschien bei weitem roher, barbarischer und verhielt sich allen Annäherungsversuchen gegenüber ablehnend.

„Sie kleiden sich mit den Fellen von Bären, Wölfen und anderem Getier und bemerkten wir keinerlei Anzeichen, daß irgendwelche Feldfrüchte gezogen würden. Das Land scheint unfruchtbar. Wollten wir mit den Bewohnern in Handelsbeziehungen treten, so ließen sie ihre Tauschartikel an langen Leinen von den hohen Felsen, auf denen sie standen, hernieder und schrieen uns beständig zu, nicht näher zu kommen. Auch verlangten sie für das Gebotene sofortige Gegengabe. Als solche nahmen sie nur Messer, Angelhaken und scharfen Stahl. Gefälligkeiten ließen sie unbeachtet und als unsere Tauschgegenstände zur Neige gingen und wir weiter fuhren, gaben die Männer in brutalster Weise ihrer Verachtung Ausdruck."

An der Küste des heutigen Staates Maine entdeckte Verrazano zweiunddreißig kleine, anziehende Inseln, die in ihrer Beschaffenheit an die steilen Eilande Illyriens und Dalmatiens erinnerten. Weit landeinwärts erblickte er hohe Gebirge, die Ausläufer der dem Staate New Hampshire angehörenden White Mountains.

Da der Proviant zur Neige ging, so entschloß sich Verrazano zur Rückkehr nach Frankreich und scheint, da sein an den König Franz I. gerichteter Brief vom 8. Juli 1524 „an Bord des Schiffes „Dauphine" im Hafen von Dieppe" datiert ist, zu Anfang jenes Monats dort eingetroffen zu sein.

Seiner eigenen Schätzung nach hatte er eine 700 Leguas messende Strecke der neuen Welt entdeckt und zwar denjenigen Teil, der in den nachfolgenden Jahrhunderten



An der Küste von Maine.

der wichtigste von ganz Amerika wurde und wo die Weltstädte Baltimore, Philadelphia, New York und Boston emporblühten. —

In Frankreich blieb die Entdeckung, so großes Aufsehen sie auch hervorrief, ohne den von Verrazano erhofften Erfolg. Franz I. war in beständige Kriege verwickelt und hatte, als Verrazano heimkehrte, gerade die Provence gegen einen feindlichen Angriff zu verteidigen. Eine Reihe von wichtigen Städten, darunter Aix, fiel den Heeren des Kaisers Karl V. in die Hände, und das hart belagerte Marseille konnte nur mit Mühe entsetzt werden. Als es Franz I. endlich gelang, den Kriegsschauplatz nach Oberitalien zu verlegen, wurde er am 24. Februar 1525 bei Pavia geschlagen und mußte ein volles Jahr als Gefangener in Spanien verleben. Nach seiner Entlassung dachte er nur an Revanche und blieben seine Interessen während der folgenden stürmischen Kriegsjahre lediglich auf diesen einen Punkt gerichtet. Verrazanos Entdeckungen und Brief gerieten in völlige Vergessenheit.

Daß der Entdecker aber gesonnen war, die Resultate seiner kühnen Fahrt zu verfolgen, geht aus mancherlei noch erhaltenen Dokumenten hervor, die den Nachweis liefern, daß Verrazano im Jahre 1526 mit fünf anderen Personen in ein gesellschaftliches Verhältnis trat, wonach er von Philippe Chabot, dem Admiral von Frankreich, mit zwei Schiffen zur Fahrt nach der neuen Welt ausgerüstet werden sollte, während ein drittes von Jean Ango aus Dieppe gestellt wurde.

Bevor Verrazano mit diesen Fahrzeugen unter Segel ging, betraute er seinen Bruder Hieronymus sowie zwei andere Geschäftsfreunde durch gerichtliche Akte, die sich noch im Archiv zu Rouen befinden, mit der Vertretung seiner Interessen.

Über die letzte Reise Verrazanos fehlen authentische Nachrichten, ebensowenig wissen wir Zuverlässiges über das Ende des Entdeckers. Der Chronist Ramusio erzählt, Verrazano sei auf seiner letzten Fahrt mit mehreren Leuten in die Hände der Eingeborenen gefallen und angesichts der auf den Schiffen befindlichen Mannschaften gebraten und verzehrt worden. Dagegen finden sich in spanischen Dokumenten Andeutungen, welche besagen, Juan Florin, der französische Pirat, sei 1527 auf offener See gefangen und im November desselben Jahres in dem kleinen Örtchen Colmenar, zwischen Salamanka und Toledo, gehängt worden.



Altindianische Streitkeule aus dem Staate Maine.
Im Besitze der „Massachusetts Historical Society".



Die Entdeckung von Kanada und die Begründung von Neu Frankreich.

Ein Jahr später, nachdem Verrazano seine erfolgreiche Entdeckungsreise beendet hatte, segelte ein spanisches Schiff unter dem Befehle des Portugiesen Estévan Gomez in denselben Gewässern, doch haben die kargen Notizen über diese Reise für die Geschichte der Entdeckung Amerikas einen ebenso geringen Wert, wie die des französischen Mönches André Thevet, der im Jahre 1556 die gleichen Küsten besucht haben will. Keiner der Punkte, die von den beiden beschrieben wurden, ist mit Sicherheit nachzuweisen und unterliegt es starkem Zweifel, ob die angebliche Reise des letzteren nicht völlig auf Erfindung beruht.

Erst im Jahre 1534 erinnerte man sich in Frankreich wieder der von Verrazano gemachten wichtigen Entdeckungen und zwar war es ein Bretone, der am 31. Dezember 1494 zu St. Malo geborene Jaques Cartier, genannt „der Korsar“, welcher Philippe Chabot, den Admiral von Frankreich zu gewinnen wußte, dem Könige einen Entdeckungsplan vorzulegen und das hierzu erforderliche Patent zu erwirken. Obgleich ein solches Schriftstück noch nicht aufgefunden wurde, so ist es aber gewiß, daß Cartier von

Franz I. ermächtigt wurde, im Namen der Krone eine Reise nach Neu Frankreich auszuführen.

Am 20. April 1534 verließ Cartier mit zwei Schiffen und 162 Mann den Hafen von St. Malo und kam bereits am 10. Mai in Sicht des Vorgebirges Bonavista, das der Insel Neu Fundland angehört. Südlich von demselben erblickte er gewaltige Eisberge, die ein kleines Felseneiland, den heutigen Bird Rock, umschlossen hielten und wo unermeßliche Scharen von Seevögeln ihr Wesen trieben. Ein mächtiger Bär „so weiß wie ein Schwan" erschien gleichfalls auf den steilen Klippen, um die daselbst vorhandenen Nester der Eier und Jungen zu berauben. Nach kurzem Aufenthalte an diesem Orte nahm Cartier einen nordwestlichen Kurs, kam an die nördlichste Spitze von Neu Fundland und drang in die Straße von Belle Isle ein, um nunmehr der Küste von Labrador gen Südwesten zu folgen.

Cartier benannte hier verschiedene Punkte, darunter belegte er einen Hafen, in den er am 10. Juni einlief, mit dem Namen Port Brest. Unfern desselben traf er zu seinem Erstaunen ein Schiff mit Landsleuten aus Rochelle, die hier dem Fischfang oblagen. Auch kam man mit Eingeborenen in Berührung, die, von hohem Wuchse und wohl gebaut, nicht aus dieser Region stammten, sondern aus südlicheren Gegenden gekommen waren, um zu fischen und die Eier der Seevögel zu holen. Cartier konnte sich für die starren, unwirtlichen Gestade Labradors nicht begeistern, die, wie er schilderte, „dem Lande gleichen möchten, welche Gott dem Brudermörder Kain zugewiesen". Deshalb kehrte er auf die Ostseite der immer breiter werdenden Belle Isle Straße zurück und wandte sich der Erforschung von Neu Fundland zu, dessen Inselcharakter er zuerst feststellte.

Vom südwestlichen Endpunkte Neu Fundlands schlug Cartier eine südwestliche Richtung ein und kam nach kurzer Fahrt an einige Felseninselchen, um deren lotrechte Wände Milliarden von Vögeln schwärmten. Weiterhin entdeckte er das kleine Inselchen Bryon, die Magdalenen- sowie die heutige Prinz Edward Insel.

Am letzten Tage des Monats Juni traf Cartier auf das Festland und wurde hierselbst von den Micmac Indianern so umschwärmt, daß er eine Kanone abfeuern mußte, um die zudringlichen Rothäute los zu werden.

Vergeblich nach einer Durchfahrt suchend, die ihm den Weg nach Chatay eröffne, durchforschte Cartier die Miramichi-, Chaleur- und Gaspé Bai. An dem Vorgebirge der letzteren errichtete er am 24. Juli ein mächtiges Kreuz, befestigte daran ein Schild mit den Lilien Frankreichs und dem wunderlichen Motto: „Vive le roi de France!" und nahm durch diesen Akt trotz der Proteste der Eingeborenen von dem Lande Besitz.

Es setzt in Erstaunen, daß Cartier von Kap Gaspé aus nicht der Küste gen Westen folgte, um damit schon jetzt in den eigentlichen St. Lorenzstrom einzufahren. Anstatt dessen durchschnitt er den gewaltigen Golf und fuhr in nördlichem Kurs zu der großen Insel Anticosti hinüber, umschiffte dieselbe und nahm dann durch die ihm bereits bekannte Straße von Belle Isle seinen Rückweg nach Frankreich, wo er am 5. September eintraf.

Ob Cartier inne geworden, daß der durchschnittene Golf die Mündung eines mächtigen Stroms darstelle, ist nicht nachzuweisen, er beschloß aber, seine Entdeckungen weiter zu verfolgen und trat bereits am 19. Mai 1535 mit drei Schiffen seine zweite Reise nach der neuen Welt an.

Schwere Stürme waren Ursache, daß erst spät im Juli die Flotte Neu Fundland erreichte und zu Anfang des folgenden Monats in die Straße von Belle Isle einbiegen konnte. Am 10. August, dem Tage des heiligen Laurentius, ankerte das kleine Geschwader in einer Bucht, die man die Bai des St. Lorenz nannte, welcher Name sich im Laufe der Zeit nicht nur auf den ganzen Golf, sondern auch auf den in denselben mündenden Riesenstrom übertrug.

Während seiner ersten Fahrt hatte Cartier zwei Indianer aufgegriffen und nach Frankreich mitgeschleppt. Jetzt mußten dieselben als Wegweiser dienen und erhielt Cartier von ihnen die Mitteilung, daß er sich in der Mündung des großen Flusses „Hochelaga" befinde, der sich stromaufwärts immer mehr verenge, bis er endlich im Lande „Kanada" so schmal und seicht werde, daß nur noch kleine Boote auf ihm fahren könnten.

Cartier, der beim weiteren Vordringen auf zahlreiche Walfische stieß und daraus schloß, daß eine Salzwasserstraße nahe sei, schenkte den Mitteilungen der beiden Indianer keinen Glauben und drang weiter in die Strommündung ein, an deren Westseite er zu seinem Erstaunen die Mündung eines zweiten Flusses entdeckte, dessen dunkelbraune, zwischen 450 bis 500 Meter hohen Granitwänden hervorschießende Gewässer die enorme Tiefe von 270 Meter besaßen, wonach er von den Indianern auch seinen Namen Chicoutini „tiefes Wasser" erhalten hatte.*)

Cartier wagte nicht, mit seinen Schiffen in die feierlichen Schatten der in Urzeiten von gewaltigen Gletschern geschliffenen Schlucht einzudringen, sondern folgte dem Laufe des St. Lorenz aufwärts und kam an zahlreiche Inseln, von denen eine das Bett des großen Stromes nahezu ausfüllte, so daß die beiden sie umschließenden Stromarme nur mehr eine Breite von 1600 Meter besaßen. Herrlicher Urwald bedeckte diese Insel, auch wuchs wilder Wein in Hülle und Fülle dort, weshalb Cartier diese mit dem Namen Isle de Bachus belegte. Heute heißt sie Isle d'Orléans.

Zahlreicher wurden jetzt auch die Eingeborenen und lernte Cartier einen mächtigen Häuptling Donnacona kennen, der alles Land ringsum beherrschte und seinen Wohnsitz Stadaconna in der Nähe einer Felsenklippe aufgeschlagen hatte, die wie ein trotziges Vorgebirge hoch über den Fluß emporstrebt und gegenwärtig das Gibraltar der neuen Welt, die Bastionen und Wälle der Citadelle von Quebec trägt. Hier fand Cartier am 14. September an der Mündung des St. Charlesflusses einen guten Ankerplatz für seine Schiffe und nannte denselben St. Croix, den Hafen des heiligen Kreuzes.

Der Häuptling Donnacona, der die Fremdlinge gastlich aufgenommen hatte, verfolgte ihre Anstalten zur Erforschung des Landes mit argwöhnischen Blicken. Um sie

*) Heute führt dieser Fluß den Namen Saguenay.



Scenerie am St. Lorenz in der Gegend des alten Stadaconna.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

vor weiterem Vordringen zurückzuschrecken, schickte er den Franzosen eines Tages drei schauerlich aufgeputzte Männer zu, die Dämonenmasken mit ellenlangen Hörnern trugen, mit schwarzer und weißer Farbe bemalt waren und Hundefelle um die Lenden geschlungen hatten. In einem Boote kamen diese als Abgesandte des Gottes Cudragny in die Nähe der Schiffe, um die Weißen zu warnen, den Fluß weiter aufwärts zu fahren, wo sie durch Kälte umkommen würden.

Cartier kehrte sich nicht an diese Einschüchterungsversuche und brach in Begleitung von fünfzig Mann mit dem kleinsten seiner Fahrzeuge und zwei Booten zur Erforschung des oberen St. Lorenzstroms auf. Es war die Mitte des Monats September, die Zeit, wo die Wälder Kanadas in ihrem farbenreichen Herbstgewande zu prangen begannen. Zwischen die dunklen Nadelhölzer drängten sich die schneeweißen Stämme gelbbelaubter Birken, daneben erglühten die purpurroten Blätter der Sumachbäume und das bunte Laubwerk mannigfacher Eichen- und Ahornarten. Es waren die wunderbaren Tage des sogenannten Indianersommers, dessen hehre Pracht die Herzen der Entdecker mit Wonne erfüllte.

Am 28. September kamen die Abenteurer an eine Stelle, wo sich der Fluß seeartig erweiterte und nannte man diesen Punkt Lac' d'Anjoulême — nach dem Geburtsorte des Königs Franz I. Heute heißt dieser See Lake St. Peter. Hier mußte man das größere Fahrzeug, eine Pinasse, zurücklassen, da Stromschnellen ihre weitere Verwendung unmöglich machten. Mit den beiden anderen Booten erreichte Cartier am 2. Oktober die große indianische Ortschaft Hochelaga, die an der Stelle lag, wo im Jahre 1642 Sieur Maisonneuve die Stadt Mont Royal, das heutige Montreal gründete.

Hochelaga war eine gut gebaute, rings mit hohen Pallisaden umschlossene kreisförmige Ortschaft. Um die Innenseite der hölzernen Mauer lief oben eine Galerie, auf welcher Steine zur Verteidigung aufgeschichtet lagen. Die Stadt bestand aus fünfzig Häusern, deren jedes ungefähr fünfzig Schritte lang, zwölf bis fünfzehn Schritte breit

und mit sinnreich zusammengefügten Rindenstücken bekleidet war. Die Häuser enthielten viele Wohnräume und oberhalb derselben Kornspeicher. Nur ein einziges Thor gewährte Zugang zu der Stadt, in deren Mitte sich ein großer freier Platz befand.

Hierher wurden die Weißen von den jubelnden Eingeborenen geführt, welche offenbar die Fremdlinge für göttliche Wesen hielten und mit ihren Kindern herbeieilten, damit Cartier sie segnend berühre. Auch brachten sie die Kranken, die Blinden, Lahmen und Altersschwachen, damit der Franzose sie heile. So ließ sich auch Aguhanna, der gelähmte Herrscher von Hochelaga herbeitragen, um seiner Gebrechen ledig zu werden.

Von Mitleid bewegt, las Cartier eine Stelle aus dem Evangelium St. Johannis, schlug am Ende der Vorlesung das Kreuz und betete. Unter Trompetengeschmetter verteilte er dann allerhand Kleinigkeiten, Messer, Beile, Perlen und ähnliche Dinge.

In unmittelbarer Nähe der Ortschaft ragte ein 230 Meter hoher Granitberg, von dessen Gipfel Cartier einen Überblick über die ungeheuere, dicht mit Wald bedeckte Ebene, den ungestüm über Felsenbänke brausenden Strom bis zu den in blaue Nebel gehüllten Höhenzügen der Adirondack- und Green Mountains genoß.

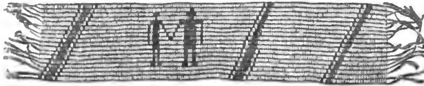
Am 11. Oktober traf Cartier wieder in Stadaconna ein, wo die zurückgelassenen Leute am Hafen von St. Croix ein Fort erbaut hatten, in dem überwintert werden sollte. Der Winter von 1535 auf 1536 war ungewöhnlich streng und bereitete den Bewohnern von Stadaconna schwere Drangsale, indem eine skorbutartige Krankheit ausbrach, welcher viele erlagen. Obwohl die Weißen sich abzuschließen suchten und den Indianern den Zutritt zum Fort untersagten, forderte auch von ihnen die Seuche Opfer und raffte fünfundzwanzig Mann hinweg. Erst als die Franzosen auf den Rat der Eingeborenen eine Abkochung von den Blättern und Zweigen eines gewissen Baumes benutzten, ward die Macht der Seuche gebrochen. Endlich war der furchtbare Winter überstanden und lohnte Cartier den Bewohnern von Stadaconna die Gastfreundschaft damit, daß er ihren Häuptling Donnacona gewaltsam entführte, um ihn mit nach Frankreich zu schleppen.

Nur schwer konnten sich die Indianer über diese Gewaltthat beruhigen; erst als Cartier Donnacona die Versicherung gab, daß er gut behandelt und in Jahresfrist nach seiner Heimat zurückgebracht werden solle, ließ er sich dazu herbei, seinem Volke zu erklären, er gehe freiwillig mit den Fremdlingen, um das Land derselben kennen zu lernen. Durch diese Erklärung beruhigt kamen die Indianer, um den Scheidenden zahlreiche Geschenke zu überbringen, Bündel von Biberfellen, ein Messer aus rotem Kupfer, welches aus dem weit südwestlich gelegenen Lande Saguenay herstammte und, was sie für die kostbarste ihrer Gaben hielten, einen aus weißen Wampumperlen gefertigten Gürtel, welcher als Symbol ewiger Freundschaft gelten sollte.*)

*) Als Symbol des Friedens stand der Wampumgürtel bei allen Indianerstämmen zwischen den großen Seen und der Ostküste der Vereinigten Staaten in hohem Ansehen. Die Perlen, aus denen man die Gürtel zusammensetzte, wurden sehr mühsam aus den Schalen gewisser Muscheln gearbeitet, woher der Gürtel auch seinen der Algonquinsprache entlehnten Namen erhielt: wampum-peage „der Gürtel

Am 6. Mai 1536 trat Cartier die Rückreise nach Frankreich an und traf am 16. Juli wohlbehalten in St. Malo ein. Wohl zeigte sich Franz I. durch den günstigen Bericht des Entdeckers hoch erfreut, bevor es aber zur Ausrüstung einer neuen Expedition kam, verstrichen mehrere Jahre und starb Donnacona mittlerweile an Heimweh, mit ihm acht Häuptlinge, die ihrem Gebieter gefolgt waren, um ihn nicht allein in die Fremde ziehen zu lassen. —

Obwohl Cartiers Bericht über seine zweite Entdeckungsreise einen günstigen Eindruck machte, so hatte doch Franz I. zu viel mit sich selbst zu thun, um den großen und wichtigen Entdeckungen die Aufmerksamkeit zuwenden zu können, welche sie verdienten. Gold und Edelsteine hatte Cartier nicht mitgebracht, und wenn man den armseligen Huronenkönig Donnacona mit Atahualpa, dem stolzen Herrscher des Reiches Tahuantinsuyu verglich, dessen ungeheuere Schätze gerade jetzt Spanien zuflossen, so kamen die Ergebnisse von Cartiers Reisen beinahe einer bitteren Enttäuschung gleich.



Ein Wampumgürtel.
Nach dem im Besitze der „Pennsylvania Historical Society" befindlichen Originale.

So verstrichen mehrere Jahre, bevor Franz I. sich wieder zu neuen Wagnissen entschloß und am 15. Januar 1540 dem Edelmanne **François de la Roque de Roberval** einen Freibrief gab, wodurch er denselben ermächtigte, im Namen des Königs „in den Ländern Kanada, Hochelaga, Saguenay, Neufundland, Belle Isle, Kap Breton und Labrador" Kolonien zu gründen und eine Regierung zu errichten. Cartier erhielt unter dem Titel eines „Generalkapitän und Meisterpilot" das Kommando über das auszurüstende Geschwader und wurde beauftragt, in den neuentdeckten Ländern weiter westwärts vorzudringen.

Da Roberval mit seinen scheinbar ziemlich planlosen Vorbereitungen nur langsam von statten kam, so erhielt Cartier den Befehl, mit der aus mehreren Schiffen bestehenden

---

aus Muschelperlen". Er wurde stets unter Beobachtung vieler Ceremonien und mit feierlichen Worten überreicht. Ein Weißer, der Augenzeuge eines Friedensschlusses zwischen zwei im Muskingumthale wohnhaften Stämmen war, berichtet, daß bei Überreichung des Wampumgürtels ein Häuptling folgende Worte gebrauchte: „Brüder, durch diesen Gürtel bringe ich Euren Ohren freudige Botschaft, — mit ihm nehme ich Trauer und Sorge von Euren Herzen, — mit ihm beseitige ich die Dornen, welche Eure Füße auf Eurer Herreise durchbohrten, — mit ihm reinige ich die Sitze am Ratsfeuer, so daß Ihr in Frieden ausruhen möget, — mit ihm wasche ich Eure Häupter und Körper, damit Euer Geist neues Leben erhalte, — durch ihn werden wir über den Verlust aller unserer Freunde getröstet, — durch ihn wird alles Blut getilgt, was jemals zwischen uns vergossen wurde." —

Der oben abgebildete Wampumgürtel beansprucht insofern ein besonderes historisches Interesse, als er im Jahre 1682 von den Sachems der Leni-Lenapes dem Begründer Pennsylvaniens, William Penn, unter der Ulme zu Shackamaxon überreicht wurde.

Flotte am 23. Mai 1541 vorauszugehen. Die Überfahrt war so stürmisch, daß man erst am 22. August den Hafen bei Stadaconna erreichte, wo der Häuptling Agona, der in Vertretung Donnaconas regiert hatte, die Franzosen freundlich empfing und die Kunde, daß Donnacona gestorben sei, augenscheinlich nicht ungern vernahm, da sie ihn zum legitimen Könige machte. Um Cartier zu ehren, nahm er seine aus gegerbtem Leder und Wampumperlen kunstvoll gearbeitete Häuptlingskrone und setzte sie dem Bretonen aufs Haupt.

Cartier baute nun, näher dem heutigen Quebec, das Fort Charlesbourg Royal, ließ daselbst die Mehrzahl seiner Leute zurück und drang dann, seinem Auftrage gemäß, stromaufwärts, um weitere Entdeckungen zu machen.

Die Expedition passierte Hochelaga, mußte bald aber, als sehr gefährliche Stromschnellen unüberwindliche Hindernisse darboten, von ihrem Vorhaben abstehen.

So wenig Cartier in seinen Bemühungen erfolgreich war, ebensowenig hatte auch Roberval mit seinen Kolonisationsversuchen Glück. Wohl legte er unweit Quebec die befestigte Niederlassung France Roy an und ließ von da aus kleinere Streifzüge nach dem Saguenay und anderen benachbarten Flüssen ausführen, auch schickte er den Piloten Jean Allefonsce zur Aufsuchung eines Seeweges nach Indien aus, im wesentlichen aber wurden durch diese Veranstaltungen jene durch die Cabots, Cortereals und Cartier gewonnenen Kenntnisse nicht bereichert. Die Kolonisten zu France Roy fristeten nur mühsam ihr Dasein und wurden von skorbutartigen Krankheiten und feindlichen Überfällen seitens der Indianer so heimgesucht, daß Cartier, der bereits im Jahre 1542 nach Frankreich ging, um Verstärkung und Hülfsmittel zu holen, anstatt dessen den Befehl erhielt, den Rest der Kolonisten heimzuholen, was auch im Sommer des Jahres 1543 geschah. —

Roberval soll mehrere Jahre später, nach dem Tode des Königs Franz, noch eine zweite Reise nach dem St. Lorenz unternommen haben, ist aber auf derselben verschollen. Sein Vorhaben, in Neu Frankreich Niederlassungen zu gründen, war total gescheitert und da die politische Lage Frankreichs zu jener Zeit kolonisatorischen Plänen keineswegs günstig war, so wären sie vielleicht völlig eingestellt worden, wenn nicht eigenartige Verhältnisse das Interesse daran aufs neue ins Leben gerufen hätten.

In Deutschland war Martin Luther erstanden und hatte durch seine Reformationsversuche eine ungeheuere religiöse Bewegung verursacht, welche zur Spaltung der Kirche führte. Diese Bewegung beschränkte sich nicht auf Deutschland allein, sondern verbreitete sich über das ganze germanische Europa, sowie auch über einen großen Teil Frankreichs, wo die von Johann Calvin gepredigte neue Lehre zahlreiche Anhänger fand, die sogenannten Hugenotten. An der Spitze dieser französischen Protestanten stand Caspar Coligny, der Admiral von Frankreich, ein Mann, der seiner hohen Verdienste halber, welche er dem Vaterlande geleistet hatte, überall geschätzt wurde.

Wie vorauszusehen, wurde die neue Religionsgenossenschaft von der katholischen Partei, an deren Spitze der Herzog von Guise trat, heftig befehdet. Die Versuche, eine Versöhnung unter den beiden Parteien herbeizuführen, schlugen fehl und es entbrannte ein bitterer Kampf, in dem die Hugenotten sich schweren Bedrängnissen ausgesetzt sahen.

Die hoffnungslose Lage seiner Glaubensbrüder brachte in Coligny den Entschluß zur Reife, für sie einen Zufluchtsort in der neuen Welt zu suchen und daselbst ein neues Königreich zu errichten, das zu gleicher Zeit den Hugenotten ein Asyl werden und zum Ruhme und zur Bereicherung Frankreichs beitragen sollte.

Da infolge der harten Winter, die Cartier und Roberval in Neu Frankreich zu bestehen gehabt hatten, das Land verschrieen war, so beschloß Coligny, die erste Hugenottenkolonie an einer südlicheren Küste anzulegen. Hierfür besonders geeignet erschien die herrliche Bai von Rio de Janeiro, welche den Portugiesen offenbar nur wenig bekannt, manchem französischen Kaperschiffe aber bereits ein willkommener Zufluchtsort gewesen war. Hierher wurde im Jahre 1555 der Malteserritter Nicolao Durentio, genannt Villagagnon, mit zwei Schiffen geschickt, damit er sich in der Bai festsetze und die Anlage einer Hugenottenkolonie vorbereite. Wenn es auch Villagagnon gelang, auf einer in der Bai gelegenen Insel ein Bollwerk anzulegen, welches den Namen Colignium erhielt, so scheiterte der Kolonisationsversuch aber an der Uneinigkeit der dabei Beteiligten, die im Jahre 1560 durch eine portugiesische Flotte vollends vertrieben wurden.

Nach diesem Fehlschlag richtete der keineswegs entmutigte Coligny sein Augenmerk auf denjenigen von den Spaniern entdeckten, aber keineswegs besiedelten Teil der Ostküste von Nordamerika, der zwischen Florida und Süd Karolina lag.

Mit der näheren Untersuchung dieses noch völlig unbekannten Landstriches wurde im Jahre 1562 Jean Ribault, ein erfahrener Seemann und zugleich eifriger Protestant, beauftragt und erforschte derselbe den im Jahre 1521 von Gordillo und Queros entdeckten Rio de San Juan Bautista (vergl. II. Band, S. 21), welchen die Franzosen den Maifluß nannten, da sie an einem Maitage in denselben eingelaufen waren. Einige andere Flüsse wurden Seine und Loire, der den Spaniern bekannte Hafen San Helena aber Port Royal getauft. Hier erbaute Ribault eine Befestigung, die er Fort Charles hieß und wo er dreißig entschlossene Männer unter dem Befehle von Albert de la Pierria zurückließ.

Bevor Ribault schied, ließ er auf einem von Cypressen und Palmen umgebenen Hügel eine mit dem Wappen von Frankreich versehene Steinsäule aufrichten, zum Zeichen, daß er im Namen Frankreichs von allem umliegenden Gebiete Besitz ergreife. Die Eingeborenen, welche den Franzosen freundlich entgegenkamen, schmückten das Denkmal mit Kränzen und verehrten es gleich einem Heiligtume. —

Ribault kehrte in der Absicht heim, bald mit Lebensmitteln und Verstärkung nach Florida zurückzukehren, sah in Frankreich aber den Religionskrieg in hellen Flammen emporlodern und sich gänzlich verhindert, seiner jungen Kolonie die versprochene Hülfe zu bringen. Es verflossen zwei volle Jahre, bevor eine zweite Hugenottenschar unter René de Laudonnière nach Florida abgehen konnte, wo inzwischen die von Ribault Zurückgelassenen so schwere Drangsale durch Entbehrungen aller Art zu bestehen gehabt hatten, daß sie ein kaum seetüchtiges Fahrzeug erbauten, um damit nach Frankreich zu segeln. Nur wenige überstanden diese schreckliche Fahrt und wurden von einem englischen Schiffe aufgenommen, welches die Unglücklichen nach London brachte.



Pagus hispanorum, die spätere Stadt St. Augustine in Florida.
Nach einem Kupferstich in Dappers „America". 1673.



Arx carolina.

Nach einem Kupferstich in Dappers „America". 1673.



Floridanische Krieger schmücken die von Ribault errichtete Wappensäule.
Nach De Bry.

Als Laudonnière Fort Charles verlassen fand, entschloß er sich, an den Ufern des Maiflusses, des heutigen St. Johnsrivers, in der Nähe des Punktes, wo Ribault die Steinsäule aufgerichtet hatte, ein neues Fort zu erbauen und erhielt dasselbe zu Ehren des Königs Karl IX. den Namen Karolina.

Dem Künstler Jaques le Moyne de Morgues, der sich in der Begleitung Laudonnières befand, haben wir nicht nur getreue Darstellungen der Eingeborenen von Florida und Süd Karolina (vergl. I. Band S. 372, II. Band S. 27. 29. 32 und 269) zu verdanken, sondern auch eine Abbildung jenes ein Dreieck bildenden Fortes, um dessen Besitz in den folgenden Jahren Ströme Blutes flossen.

Kaum erfuhren nämlich die Spanier, welche Pläne die französischen Protestanten in Florida verfolgten, als sie den Pedro Menendez de Aviles mit neunzehn Schiffen und 1500 Mann dorthin sandten, damit er die Eindringlinge vertreibe. Menendez landete am 6. September 1565 mit großem Pompe nördlich vom Kap Canaveral (vergl. das Kärtchen S. 21), ergriff im Namen Philipps II. förmlich Besitz von dem Lande und erbaute zunächst eine starke Befestigung, die der erste Beginn zu der heute noch bestehenden Stadt San Augustine war, welche sich rühmt, die älteste Stadt der Vereinigten Staaten zu sein.

Spione hatten die Nachricht von der Rüstung der Spanier zur Vertreibung der Franzosen aus Florida nach Frankreich gebracht und machte sich Ribault in Eile mit

einem Geschwader von sieben Schiffen auf, um Laudonnière zu Hülfe zu kommen. Rechtzeitig genug traf er in Fort Karolina ein, mußte es aber erleben, daß, während er mit seinen Schiffen die Stellung der Spanier rekognoszierte, mittlerweile das Fort Karolina von Menendez überfallen wurde. Dem wilden Ansturme der Spanier vermochte die geringe Besatzung nicht zu widerstehen und wurde mit Ausnahme weniger, denen es gelang, in die Wälder zu fliehen, niedergemacht.

Zur selben Zeit zerschellte ein schwerer Sturm Ribaults Schiffe und warf sie als hülflose Wracks ans Land, so daß Ribault sich mit gegen siebzig Mann den Spaniern ergeben mußte, nachdem Menendez ihnen auf Eid und Siegel das Versprechen gegeben hatte, ihr Leben schonen zu wollen. Anstatt aber diese Versicherung zu halten, metzelten die Spanier Ribault mitsamt seinen Genossen nieder und soll Menendez über ihren Leichen eine Tafel mit der Inschrift haben aufrichten lassen: „Dies thue ich ihnen nicht an als Franzosen, sondern als Ketzern!"

Das verräterische Verfahren erregte tiefe Empörung in Frankreich und blieb nicht ungerächt, denn bereits im Jahre 1567 überwältigte der Franzose Dominique de Gourgues die spanische Besatzung von Fort Karolina und ließ die Soldaten an derselben Stelle aufknüpfen, an der seine Landsleute ihre Seele ausgehaucht hatten. Auf der Richtstätte brachte der Sieger gleichfalls eine Tafel an mit der Aufschrift: „Dies thue ich ihnen nicht an als Spaniern, sondern als Verrätern und Mördern!"

Der Sieg Dominique de Gourgues' brachte den Hugenotten aber keine Vorteile mehr, denn de Gourgues fühlte sich dem überlegeneren Menendez auf die Dauer nicht gewachsen und zog es vor, nach Frankreich zurückzusegeln.

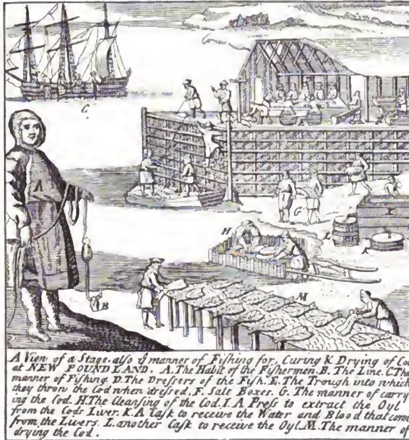
Auch hier hatte sich die Sache der Hugenotten verschlimmert und endlich, am 24. August des Jahres 1572, fielen in der berüchtigten St. Bartholomäusnacht der Admiral Coligny und die Mehrzahl seiner Glaubensgenossen religiösem Fanatismus zum Opfer. —

Erst durch das Edikt von Nantes vom 15. April 1598 wurde diesem fürchterlichen Religionskriege ein Ende gemacht. Ackerbau und Gewerbe begannen wieder aufzublühen und erwachte auch das Interesse an den fast in Vergessenheit geratenen Besitzungen auf dem Boden Nordamerikas, wohin die Fischer von St. Malo, Cherbourg, Dieppe, Houfleur, La Rochelle und anderer Seehäfen ihre Fahrten fortgesetzt hatten, um mit den auf den Neufundlandbänken gefangenen Stockfischen das christliche Europa zu versorgen.

Gar bald beschränkten die französischen Fischer sich nicht auf den Besuch der Neufundlandbänke, sondern drangen auf dem von Cartier gewiesenen Wege in die gewaltige Mündung des St. Lorenzstroms, wo außer dem Fischfange auch die Jagd auf Walfische und Seelöwen großen Nutzen abwarf. Die Mündung des Saguenayflusses war das gewöhnliche Sommerrendezvous dieser kühnen Fischer und hier fanden sich mit der Zeit auch zahlreiche Indianer benachbarter Stämme ein, die auf ihren Rindenkanoes die Ströme hinabkamen, um die Felle erlegter Pelztiere gegen europäische Erzeugnisse einzutauschen.

Der erste Europäer, welcher diesem Tauschhandel ernstlichere Aufmerksamkeit zuwendete und durch denselben auch thatsächlich ein bedeutendes Vermögen erwarb, stammte aus St. Malo und hieß Pont Grevé.

Sein großer Erfolg veranlaßte andere, gleichfalls ihr Glück zu versuchen und so



Der Fang und die Zubereitung des Stockfisches im 17. Jahrhundert.
Nach einem alten Stiche in Sir William Keiths „History of the British Plantations in America", Part I. Virginia.

Die englische Erläuterung zu dem Bilde lautet in Übersetzung: Ansicht eines Platzes in Neufundland, wo Stockfische eingepökelt und getrocknet werden. A. Das Habit der Fischerleute. B. Die Angelschnur derselben. C. Die Art des Fischens. D. Die Zubereitung der Fische. E. Die Tröge, in welche die zubereiteten Fische geworfen werden. F. Die Salzkästen. G. Wie die Stockfische getragen werden. H. Das Reinigen der Fische. I. Eine Presse, vermittelst welcher der Leberthran aus den Lebern der Stockfische gepreßt wird. K. Ein Faß zum Auffangen des den Lebern entquellenden Blutes und Wassers. L. Ein Faß zum Auffangen des Thranes. M. veranschaulicht das Dörren der Fische.

ging im Frühjahr 1598 der Marquis de la Roche mit einem Schiff in See, landete auf der Zobel Insel (Sable Island), neunzig Seemeilen südlich von Neu Schottland, und ließ hier vierzig Mann zurück. Um neue Vorräte zu holen, beschloß er heimzukehren, erkrankte aber unterwegs und starb. Die Zurückgelassenen kamen durch Entbehrungen aller Art um bis auf zwölf, welche erst nach sieben Jahren Europa wiedersahen.



Champlain

Eine zweite Expedition schickte im Jahre 1603 Aymar de Chastes, der Gouverneur der Stadt Dieppe, aus, der vom Könige einen Freibrief zur Gründung von Ansiedelungen in Neu Frankreich erlangt hatte. Befehlshaber dieser Expedition war der bereits erwähnte Pont Grevé, ein tüchtiger Seemann aus St. Malo, dem der aus Brouage in der Saintonge gebürtige Samuel de Champlain tüchtig zur Seite stand. Champlain hatte Westindien, Neu Granada und Mexiko bereits aus eigener Anschauung kennen gelernt und erhielt nun vom König den Auftrag, einen ausführlichen Bericht über die mit Pont Grevé zu machende Reise abzustatten.

Im wesentlichen besuchten die beiden nur die bereits von Cartier beschriebenen Gebiete, machten aber wertvolle Aufnahmen über den St. Lorenz, seine Buchten und Häfen, sowie über die anstoßenden Gebiete. Im Herbste desselben Jahres kehrte Champlain nach Frankreich zurück und veröffentlichte zu Paris ein achtzig Seiten umfassendes Buch unter dem Titel: „Des Savvages; ou, Voyage de Samuel Champlain, de Brovage, faict en la France Nouuelle, l'an mil six cens trois."

Das Werkchen enthielt unter anderem zuverlässige Beobachtungen über die Tier- und Pflanzenwelt von Neu Frankreich und gab mancherlei Fingerzeige, wie aus dem erstaunlichen Reichtum Kanadas an Pelztieren bedeutende Vorteile gewonnen werden könnten. Die Hinweise Champlains blieben nicht unbeachtet und bald traten mehrere

angesehene Männer zu einer Gesellschaft zusammen, die den ausgesprochenen Zweck verfolgte, Neu Frankreich zu besiedeln und daselbst Pelzhandel zu betreiben.

Da der Gouverneur de Chastes mittlerweile gestorben war, so trat der einflußreiche Pierre de Gast, Sieur de Monts, ein Hugenotte, an die Spitze der Gesellschaft und wurde von dem König nicht nur mit einem ähnlichen Freibriefe belehnt, wie er de Chastes ausgestellt worden war, sondern er erhielt außerdem die Würde eines Vizekönigs, sowie die Befugnis zur Besiedelung des gesamten Gebietes vom Kap May bis zum Breitengrade von Quebec, welche Länderstrecke in dem Freibriefe „Acadié“ (eine Verdrehung des griechischen Wortes Arkadien) genannt wird. Zugleich war Herrn de Monts auch das Monopol des Pelzhandels in seinem Landgebiete und dem Küstenbereiche des St. Lorenzgolfes eingeräumt.

Zu Anfang März des Jahres 1604 ging de Monts mit einem ihm befreundeten Edelmanne, Namens Poutraincourt, sowie in Begleitung Pont Grevés, den er zu seinem Leutnant, und Champlains, den er zu seinem Lotsen und Geographen ernannte, in vier wohlbemannten Schiffen von Frankreich ab. Im April erreichte man den St. Lorenzstrom, der aber noch von dichtem Eise umschlossen war. Die bitter kalte Witterung veranlaßte den Vizekönig, den ersten Versuch zu einer Ansiedlung in dem südlicheren Teil seines Herrscherbereiches zu machen. Er umschiffte zunächst das Kap Breton sowie die Halbinsel Neu Schottland und ging dann in der Fundy Bai vor Anker. Während Poutraincourt beschloß, in einem Port Royal genannten Hafen zu bleiben, fuhr de Monts mit den übrigen Mannschaften in die heutige Passamaquoddy Bai ein und gründete auf einer kleinen in der Mündung des St. Croixflusses gelegenen Insel die Niederlassung St. Croix.

Von hier aus unternahm Champlain während der nächsten drei Jahre eine Reihe von Streifzügen, deren Resultat in einer ziemlich genauen Aufnahme der Küste von Neu England bestand, und zwar von der unter 45° nördl. Br. gelegenen Fundy Bai bis zu dem unter $41^1/_2$° gelegenen Vineyard Sund.

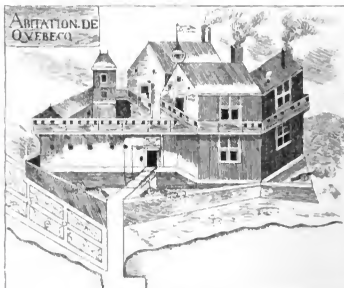
Bei dieser Gelegenheit wurde auch die herrliche Massachusetts Bai entdeckt, an der sich heute das Athen der neuen Welt, die Stadt Boston erhebt.

Während Champlain so mit großem Erfolge thätig war, führten die in den von de Monts und Poutraincourt begründeten Ansiedlungen Zurückgebliebenen ein klägliches Dasein und erlag in St. Croix bereits nach dem ersten Winter die Hälfte der Mannschaft den Strapazen. Um den Rest der Leute zu retten, wurde die Ansiedlung aufgehoben und die Überlebenden der Kolonie Port Royal zugeführt. Aber auch diese hatte um ihre Existenz einen schweren Kampf zu führen und war häufig den Angriffen der Engländer ausgesetzt, welche sich an der Ostküste der heutigen Vereinigten Staaten festgesetzt hatten und den Franzosen das Besitzrecht an Acadien streitig machten.

Ohne auf diese der Kolonialgeschichte Amerikas angehörenden Streitigkeiten weiter einzugehen, bemerken wir, daß de Monts es vermied, sich mit den mächtigeren englischen Nachbarn in Kämpfe einzulassen. Er räumte freiwillig das Feld, faßte den Beschluß, eine Kolonie am St. Lorenz zu gründen und sandte im Jahre 1608 abermals Pont Grevé

und Champlain dorthin aus. Am 3. Juni kamen die beiden an der Mündung des Saguenayflusses an, wo ein kleiner Handelsposten Namens Tadousac entstanden war. Da dort aber die Bedingungen fehlten, die das Emporblühen des Ortes zu einem größeren Handelsplatze hätten garantieren können, so fuhren die Seefahrer den St. Lorenz hinauf und gingen in der Nähe des alten Stadaconna vor Anker. Hier, am Fuße eines kühn aufragenden Vorgebirges legte Champlain am 3. Juli den Grund zu dem heutigen Quebec.

Der Anfang dieser jetzt so bedeutenden Stadt bestand aus wenigen, von Wällen und Wassergräben umgebenen Gebäuden, die überdies ringsum Galerien besaßen, von denen aus nahende Feinde erfolgreich beschossen werden konnten.



Quebec im Jahre 1608.
Nach einer Originalzeichnung von Champlain.

Lange Zeit hindurch blieb die Kolonie auf diesen geringen Umfang beschränkt und zählte während der ersten fünfundzwanzig Jahre ihres Bestehens wohl niemals über hundert Personen. Jener geringe Aufschwung der Kolonie war den überaus strengen Wintern und dem Skorbut zuzuschreiben, welche Krankheit in der kalten Jahreszeit fast regelmäßig auftrat und zahlreiche Opfer heischte. —

Von dem hoch über den Fluß ragenden Vorgebirge, das heute die Citadelle der Stadt Quebec trägt, flog Champlains Blick über die von unermeßlichen Wäldern bedeckten Regionen der Umgegend und eine heiße Begierde erfüllte das Herz des kühnen Abenteurers, die Geheimnisse dieser bisher von keinem Europäer betretenen Wildnis zu erforschen.

Ein solches Unternehmen war aber um so gefährlicher, als seit uralten Zeiten



Ein Häuptling der Irokesen.
Figur aus dem Gemälde von B. West „Der Tod des Generals Wolfe“.

zwischen den hier wohnenden indianischen Stämmen bittere Feindschaft herrschte, die alljährlich in blutigen Kriegen zum Ausdruck kam.

Zur Zeit, als die Europäer begannen, in Nordamerika Kolonien zu gründen, war das zwischen dem oberen Mississippi, dem Atlantischen Ozean und 50° nördl. Br. gelegene Gebiet von zwei großen Völkerfamilien eingenommen, den Algonquins und den Irokesen. Die zu der letzteren Familie gehörigen Stämme, an Zahl die geringeren, wurden von den sie umgebenden Algonquinstämmen so umschlossen, daß ihre südlich vom Ontariosee gelegenen Sitze gewissermaßen eine große Insel bildeten. Ursprünglich bildeten die Irokesen ein einziges zusammenhängendes Volk, das sich Hodenosauni oder „das Volk des Langhauses“ nannte, weil die Stammesangehörigen in langgestreckten Häusern aus Birkenrinde lebten.

Ursachen irgend welcher Art hatten eine Scheidung der Irokesen in fünf einzelne Stämme zur Folge gehabt, deren einzelne Namen wir hier in ihrer ursprünglichen

Schreibweise, in deren Bedeutung, sowie in den sinnentsprechenden Bezeichnungen der Franzosen und Engländer wiedergeben, von denen die letzteren gegenwärtig die bekanntesten sind und fast durchweg angewendet werden.

Ursprünglicher indianischer Name	Bedeutung desselben	Französischer Synonymus	Englischer Synonymus
Ganeagaono	Das Volk mit dem Feuerstein	Agnier	Mohawk
Onayotekaono	Das Volk der Granitfelsen	Onneyut	Oneida
Onundagaono	Das Volk auf den Hügeln	Ononntagué	Onandaga
Gweugwehono	Das Volk des schmutzigen Landes	Goyoguin	Cayuga
Nundawaono	Das Volk des großen Hügels	Tsonnontouans	Seneca

Kriegerische Bewegungen, die vielleicht in den im I. Bande S. 44 und 45 erzählten Sagen angedeutet sein mögen, hatten späterhin die fünf Stämme veranlaßt, wieder zu einem festgeschlossenen Bunde zusammenzutreten, welcher in der Regel als „der Bund der fünf Nationen“ oder der „Irokesenbund“ bezeichnet wird. Als sechstes Volk traten zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Tuscaroras hinzu.



Ein Langhaus der Irokesen.

Die Irokesen waren die kriegerischsten Indianer Nordamerikas*) und befehdeten ganz besonders die am St. Lorenzstrome seßhaften Algonquinstämme, zu denen die zwischen Quebec und Mont Royal seßhaften Attikamegues, die am gleichnamigen Flusse wohnenden Uttawa oder Ottawas und die zwischen dem Ontario- und Huronsee hausenden Huronen gehörten, welch letztere gleichfalls einen Bund aus vier einzelnen Stämmen bildeten, den Ataronchronons, Attignenonyhacs, Attignanentans und den Ahrendárrhonons.

So standen sich die beiden Völkergruppen der Algonquins und Irokesen in zwei einander feindlichen Gruppen gegenüber, und war es diese Feindschaft, welche nicht nur den Plänen Champlains wesentliche Hindernisse bereitete, sondern auch lange Zeit die Kolonisierung Kanadas überaus hemmte.

Champlain hatte vernommen, daß südwestlich von Quebec ein großer See gelegen sei, der zahlreiche Inseln enthalte. Die um Quebec wohnenden Indianer erboten sich, ihn in einer größeren Anzahl dorthin zu geleiten, wenn er sie auf einem mit dieser Expedition verbundenen Kriegszuge gegen ihre Feinde unterstütze.

Champlain zögerte nicht, dies zuzusagen und so konnte er bereits am 18. Juni 1609 zu dem gewagten Unternehmen ausziehen. Außer zwei mit Büchsen bewaffneten Franzosen

*) Francis Parkman nennt sie in seinem Werke „The Jesuits in North America“ die „Indianer unter den Indianern“.

begleiteten ihn sechzig Indianer, die zugleich die Führung der leichten, aus Birkenrinde gefertigten Kanoes übernahmen, auf denen die Expedition sich einschiffte. Nachdem man den St. Lorenzstrom aufwärts bis zur Mündung des Richelieu befahren hatte, drang Champlain diesen letzteren Fluß hinauf und gelangte endlich nach dreiwöchentlicher Reise an jenen 170 Kilometer langen, aber nur zwischen 2—23 Kilometer breiten See, der seinem Entdecker zu Ehren noch heute den Namen Champlainsee trägt und durch seine wilde Schönheit neben dem südlicher gelegenen Lake George die Perle in der Schnur von entzückenden Gewässern bildet, die sich um die Nacken der jungfräulichen Adirondack- und Green Mountains windet.

Die wildromantischen Ufer des herrlichen Champlainsees sollten schon bald von dem Krachen der Büchsen widerhallen, denn bereits in der Abenddämmerung des 29. Juli stießen die Abenteurer auf eine Flotte von indianischen Kähnen, in welchen gegen 200 irokesische Krieger alter Gewohnheit gemäß einen Raubzug in das Gebiet ihrer Feinde zu unternehmen gedachten. Nachdem die beiden feindlichen Parteien sich mit furchtbarem Kriegsgeheul begrüßt, verbrachten sie die Nacht am Ufer, um folgenden Tags den entscheidenden Kampf zu beginnen.

Die Irokesen hatten in Eile ein primitives Bollwerk aus Pfählen und Flechtwerk gefertigt und erwarteten hier den Angriff ihrer Gegner, an deren Spitze Champlain und seine beiden Genossen marschierten. Ein Schuß aus der mit vier Kugeln geladenen Arquebuse Champlains streckte sofort zwei feindliche Häuptlinge tot nieder und verwundete



Champlains Kampf gegen die Irokesen.

Nach einem Stiche in Champlains „Voyages du Sieur de Champlain", Paris 1613.

Erläuterung: A. Das Bollwerk der Irokesen. B. Die Feinde. C. Die Kanoes der Irokesen. D. Zwei getötete Häuptlinge. E. Ein Verwundeter. F. Champlain. G. Seine beiden Musketiere. H. Die indianischen Verbündeten. I. Die Kanoes derselben.

einen dritten, und als gleich darauf unter donnerndem Krachen die Musketen der beiden anderen Franzosen ihre tödliche Ladung in die dichten Reihen der nackten Feinde sandten, ergriffen die Irokesen von Schrecken erfüllt die Flucht. Ihre sämtlichen Kanoes fielen in die Hände der Sieger, desgleichen zehn Gefangene, welche im Beisein der Franzosen unter grauenhaften Qualen den Tod am Marterpfahle erleiden mußten. —

Im Jahre 1610 unternahm Champlain einen zweiten Streifzug nach dem von ihm entdeckten See, 1613 befuhr er den reißenden Ottawafluß auf eine Strecke von zweihundert englischen Meilen und entdeckte im Jahre 1615 eine wichtige, späterhin stark benutzte Wasserverbindung zwischen diesem Flusse und dem Huronsee, welche ihn vom Ottawa den Mattawa aufwärts zunächst in den Nipissingsee und von da durch den sogenannten französischen Kanal (French River) in die Georgian Bai des Huronensees brachte. Mit hellem Jubel begrüßte Champlain dieses gewaltige Süßwassermeer und als er, den indianischen Führern folgend, durch den Severnfluß in den Simcoesee gelangte und dann nach Durchquerung des Huronenlandes aus dem Dunkel der Urwälder den Spiegel des Ontariosees erglänzen sah, wurde seine Brust von der freudigen Hoffnung geschwellt, daß diese Binnenmeere sowohl untereinander, als wie auch mit dem Großen Ozean eine Verbindung besitzen möchten, mit deren Benutzung man von einem Weltmeere bis zum anderen und gen Indien gelangen könne.

Auf dieser Entdeckerfahrt waren zahlreiche Krieger der Ottawa- und Huronenstämme zu Champlain gestoßen, die vor Begierde brannten, unter seiner Führung einen Einfall in das Gebiet ihrer alten Erbfeinde, der Irokesen, anzutreten, welche an dem südlich vom Ontario gelegenen Oneida See eine starke Befestigung aus Pallisaden aufgeführt hatten, von der aus sie die Huronen sehr oft beunruhigten.

Das indianische Fort nahm einen mehrere Acker großen Flächenraum ein, war in Form eines Sechsecks angelegt und von vier Reihen von Pallisaden umgeben, die zusammen gegen dreißig Fuß Höhe hatten. Galerien, die sich an der Innenseite der Pallisadenkränze befanden, erleichterten den innerhalb des Fortes Verweilenden die Verteidigung.

Alle Versuche, diese Festung zu erobern, scheiterten und als Champlain selbst schwer verwundet wurde, sah er sich gezwungen, die Belagerung aufzuheben und über den Ontariosee nach Quebec zurückzukehren.

Es war dies die letzte Entdeckungsreise Champlains gewesen, denn, von Karl von Bourbon zum Statthalter von Kanada ernannt, sah er sich nicht nur durch Geschäfte aller Art an die Handelsposten gefesselt, sondern auch zu häufigen und langwierigen Reisen nach Frankreich gezwungen. Wo er aber auch weilen mochte, da hielt er stets bis zu seinem am Weihnachtstage des Jahres 1635 zu Quebec erfolgten Tode die Wohlfahrt und das Aufblühen Neu Frankreichs im Auge und darf er mit Recht als der eigentliche Begründer der französischen Herrschaft in Nordamerika betrachtet werden.





Französische Voyageurs auf den Stromschnellen der kanadischen Gewässer.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Die Entdeckungen der französischen Voyageurs und Jesuiten.

War es dem unermüdlichen Champlain nicht beschieden, sein großes Entdeckerwerk fortzuführen, so lag dasselbe aber in guten Händen.

Der zu immer größerer Bedeutung gelangende Pelzhandel hatte eine eigenartige Klasse von Menschen hervorgerufen, die zwischen den Indianern und Weißen gewissermaßen als Vermittler und Unterhändler fungierten, die sogenannten Voyageurs und Coureurs des bois. Allein oder zu mehreren vereint trieben diese verwegenen Abenteurer auf eigene Faust sowie auch im Auftrage von Kaufleuten und Genossenschaften Handel mit den Indianern, die von ihnen mit europäischen Erzeugnissen, mit Waffen, Pulver und Blei, Schmucksachen und dergleichen versehen wurden und dagegen die Felle der erlegten Jagdtiere tauschten.

Das Leben dieser Männer war eine Kette von Gefahren aller Art. Auf gebrechlichen Kanoes aus Birkenrinde befuhren sie unbekannte Flüsse voller rauschender Stromschnellen und tosender Wasserstürze, durch welch letztere die verwegenen Abenteurer mitunter gezwungen wurden, meilenweite Umwege zu machen und alles Gepäck sowie die Kähne auf dem Rücken fortzuschleppen, stets der Möglichkeit ausgesetzt, in den unbekannten

Wildnissen irre zu gehen und sich zu verlieren. Bald hatten sie reißende Ströme zu durchschwimmen und tiefe Moräste zu durchwaten, bald mit dem Beile in der Hand einen Weg durch das Dickicht oder hohes Schilfrohr zu bahnen. Auf die Erträgnisse der Jagd und Fischerei angewiesen mußten sie Hunger und Durst Trotz bieten und sich manchmal mit armseligen Wurzeln und wilden Früchten begnügen. Dazu kamen die Unbilde der Witterung, die sie bald in glühender Sonnenhitze verbrennen, bald in markdurchschneidender Kälte erstarren ließ. Tagelang waren die Waldläufer von einem wirbelnden Schneemeer umgeben und mußten, unter einem Baume stehend, das Unwetter vorübergehen lassen. Zu all diesen furchtbaren Strapazen gesellte sich die stets drohende Gefahr, von wilden Tieren oder den noch gefährlicheren wilden Menschen überfallen zu werden.

Doch trotz dieser beständigen Furcht, die sie zwang, mit der Flinte in der Hand und mit offenen Ohren zu schlafen, liebten die Menschen dies unstäte Leben und drangen auf immer neuen Wanderzügen gen Norden über die Felsen von Labrador bis zu den Eskimos, um zu anderer Zeit durch ihr Erscheinen die Indianerstämme des fernen Westens in Erstaunen zu versetzen.

Für viele dieser Voyageurs und Waldläufer hatte dies ungebundene Dasein einen solchen Reiz, daß sie sich in der Wildnis niederließen und mit den Indianern vermischten, aus welcher Vereinigung mit der Zeit jene Rasse von Mestizen hervorging, die noch gegenwärtig in dem ehemaligen französischen Nordamerika ungemein zahlreich sind und den eigentümlichen Namen bois brulé „gebrannte Hölzer“ tragen.

Ist derartigen Voyageurs und Waldläufern die Erschließung der unermeßlichen Einöden des Westens hauptsächlich zu verdanken, so hat die Geschichte aber nur die Namen einiger dieser furchtlosen Abenteurer bewahrt. So wird ein gewisser aus Champigny stammender Etienne Brulé, der mit Champlain an die Georgian Bay gelangte, als der Entdecker des eigentlichen Huronensees genannt und sollen durch ihn auch die ersten Nachrichten über den Lake Superior und die in seiner Nähe befindlichen Kupferminen nach Quebec gelangt sein.

Im Jahre 1634 drang der aus Cherbourg stammende Jean Nicolet im Dienste einer von Champlain begründeten Handelsgesellschaft durch die Straße von Mackinaw aus dem Huronsee in den Michigansee und knüpfte mit den am Westufer desselben hausenden Winnebego (englisch Winnebago) Indianern freundschaftliche Beziehungen an.

Nicolet trat unter diese rauhen Söhne des Urwalds in einem sonderbaren Aufputz, bekleidet mit einem Mantel aus chinesischem Damast, dessen Musterung aus verschiedenfarbigen Vögeln und Blumengewinden bestand. In jeder Hand hielt er eine Pistole und erschien so den unwissenden Rothäuten gleich dem Blitz und Donner in seinen Händen tragenden Manitu, dem Herrn des Geisterlandes.

Von den Jagdgründen dieser Winnebegos drang Nicolet bis zum Wisconsinflusse vor und erhielt Andeutungen über ein nur noch drei Tagereisen entferntes „großes Wasser“. Der Abenteurer glaubte sich dem westlichen Weltmeere, dem Stillen Ozean nahe, doch ergaben spätere Forschungen, daß unter dem „großen Wasser“ nicht eine See, sondern der Mississippi verstanden wurde.

Den oberen Lauf dieses Flusses erreichten 25 Jahre später die Voyageurs Medard Chouart und Pierre d'Esprit, von denen der erstere den Spitznamen Sieur des Groseilliers, der andere Sieur Radisson führte.*) Mit einer Bande heimatloser, vor der Rache der blutgierigen Irokesen fliehenden Huronen- und Ottawakrieger kamen sie im Jahre 1659 an den Wisconsin, fuhren diesen Fluß abwärts bis zu seiner Mündung in den Mississippi, an dessen Ufern die indianischen Flüchtlinge eine neue Heimat suchten. Dort saßen aber bereits die kriegerischen Dakotas, ein mächtiger Stamm, der den Einmarsch der Fremdlinge nicht widerstandslos geschehen ließ, sondern dieselben zwang, weiter nach dem Quellgebiete des Black River zu ziehen. Während die Huronen sich hier niederließen, setzten die mit ihnen wandernden Ottawas die Reise fort und kamen, von den beiden Franzosen begleitet, an den Superior See, wo sie an der Chagouamikon Bai aufs neue Halt machten.

Während jener Wanderzüge lernten Chouart und d'Esprit einen großen Teil des heutigen Staates Wisconsin kennen und kamen auch zuerst mit den mächtigen Dakotas des oberen Mississippi in Berührung. Dieselben wurden von den Winnebago Indianern Nadowessiouex genannt, von welchem Namen die Franzosen aber nur die Endsilbe acceptierten und die Dakotas kurzweg „Sioux" nannten. In ihren Sitten und Gebräuchen wie auch in ihrer Sprache wichen diese Dakotas stark von den Huronen ab, wie sie auch nicht wie jene in festen Hütten, sondern in ledernen Zelten wohnten.



Type eines Dakota Indianers.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Im August des Jahres 1660 kehrten die Voyageurs zurück und nahmen dabei jedenfalls ihren Weg durch die den Superiorsee mit dem Huronensee verbindende Straße St. Marie. Von dreihundert Indianern begleitet, führten sie sechzig mit wertvollen Fellen

*) Winsor, Narrative and Critical History of America, vol. IV. 168.

beladene Kanoes nach dem von Champlain begründeten und immer mächtiger aufblühenden Handelsposten Mont Royal, wo die Erzählungen der Voyageurs mit Staunen vernommen wurden.

Kaum waren die mitgebrachten Felle mit ungeheurem Gewinn verkauft, als Chouart aufs neue nach dem Superiorsee aufbrach, diesmal in Gesellschaft von sechs Landsleuten sowie des Missionars René Menard und dessen Diener Guérin. Der Priester beabsichtigte, von dem neuen Wohnsitz der Ottawas aus die im Innern von Wisconsin zurückgebliebenen Huronen aufzusuchen, verlor aber auf der Reise dorthin in den tiefen Urwäldern den Weg und verschwand spurlos. Sein Brevier und andere Effekten sollen späterhin unter den Dakotas aufgefunden worden sein und ist daraus gefolgert worden, Menard habe den oberen Mississippi erreicht, doch fehlt dieser Annahme jede Begründung.

Chouart, alias Groseilliers führte 1662 in Gemeinschaft mit zehn entschlossenen Männern auch einen Streifzug nach der Hudsonsbai aus und fand anscheinend die Wasserverbindung vom Lake Superior zum Nipegonsee und weiter über den Albanyfluß zur Hudsonsbai. Seine Pläne, über diesen Weg den ganzen Pelzhandel aus den Nordländern nach dem St. Lorenzstrom zu leiten, fanden in Quebec aber keine Beachtung und wandte sich Groseilliers späterhin nach England, wo er den Prinzen Rupert für seine Vorschläge so zu interessieren wußte, daß derselbe im Jahre 1670 die berühmte „Hudsons Bay Compagnie" gründete, die es im Laufe der folgenden Jahrhunderte verstand, den Pelzhandel Kanadas gänzlich an sich zu ziehen.

L. Jolliet

Namenszug des Louis Jolliet.

Um das Jahr 1669 wurde auch das letzte der fünf großen Binnenmeere Nordamerikas, der Eriesee, entdeckt, und zwar durch den Voyageur Louis Jolliet, als er von einer Handelsreise zum Superiorsee nach Mont Royal zurückkehrte.

Jolliet, ein Kanadier von Geburt, war einer der erfolgreichsten der französischen Voyageurs und sandte ihn Frontenac, der damalige Gouverneur von Neu Frankreich, im Jahre 1672 aus, damit er den Lauf jenes unbekannten großen Flusses erforsche, den Chouart und d'Esprit gesehen hatten. Ein harter Winter zwang Jolliet, an der Straße von Mackinaw, dem Eingange des Michigansees zu überwintern und hier traf er mit dem Jesuitenpater Jacques Marquette zusammen, der an diesem Orte die Mission St. Ignace errichtet hatte. Die ersten Jesuiten waren mit de la Roche und Poutrincourt nach Amerika gekommen und fanden von Neu Schottland ihren Weg nach Kanada, wo sie sich einen bedeutenden Einfluß verschafften. In Quebec errichteten sie ihren Hauptsitz und gingen von dort aus ihre Sendlinge nach allen Himmelsrichtungen, um die Indianer der christlichen Lehre zu gewinnen. Hand in Hand mit den Voyageurs und Waldläufern drangen sie in die Wildnisse Amerikas vor, an Mut und Ausdauer hinter ihren unerschrockenen Genossen keineswegs zurückstehend.

Jacque marquette

Namenszug des Jacques Marquette.

Unter diesen frommen Vätern ragen besonders Jean de Brébouf, Antoine Daniel

und Davost hervor, die bereits um das Jahr 1634 unter den Huronen wirkten, ferner Claude Allouez und Louis André, die 1669 unter den indianischen Stämmen am Michigan- und Superiorsee weilten und neben ihren von Pallisaden umgebenen Blockhäusern eine primitive Kapelle erbauten.

Ein solcher Pionier der christlichen Lehre war auch Jacques Marquette und trotzdem die Ottawa- und Winnebago Indianer ihn warnten, mit Jolliet die abenteuerliche Fahrt nach dem „großen Wasser" zu unternehmen, welches voller Verderben sei und dessen Ufer von überaus kriegerischen Wilden bewohnt werde, so vermochten sie doch nicht, ihn von dem einmal gefaßten Plane zurückzuschrecken. Zu Ende Mai des Jahres 1673 glitten die verwegenen Männer, von fünf entschlossenen Waldläufern begleitet, zwischen den von Fluten seltsam geformten Uferwänden des Wisconsinflusses*) dahin, an wunderlich gestalteten Eilanden vorüber, unter deren Bäumen nachts die Reisenden ihr Biwak aufzuschlagen pflegten.



Type eines Indianers vom mittleren Mississippi.

Am 17. Juni änderte sich die Scenerie. Weite, von Büffelherden bevölkerte Grasflächen, von den Franzosen Prairien oder Wiesen genannt, schoben sich zwischen die tafelförmigen Hügel und nach einer kleinen Weile schaukelten die Boote auf den schnellen Fluten eines Flusses, der zwischen waldbedeckten Höhen dahinrollte und durch seine Majestät die Franzosen mit Bewunderung erfüllte.

Es war der obere Mississippi nahe der heutigen Stadt Prairie du Chien. Einen Begriff von der Unermeßlichkeit dieses Riesenstroms erhielten die Reisenden, als sie eine benachbarte Höhe erstiegen und ihren Blick über das tief unter ihnen fließende, von Hunderten von Inseln erfüllte Meer dahinfliegen ließen. Soweit das Auge reichen

*) Dieser Fluß, von dem der heutige Staat Wisconsin seinen Namen entlehnt hat, wird auf den älteren französischen Karten Misconsin und auch Mesconsin genannt.

mochte, leuchtete allüberall zwischen den Baumwipfeln der Inseln der silberne Spiegel des Wassers auf und ringsum war das ganze Riesengemälde von Felsenhöhen umzogen, die, noch unberührt von Menschenhand, in ihrer ganzen ursprünglichen Pracht und wildromantischen Schönheit lagen.

Von den Wellen des Riesenstromes getragen glitten die Kanoes der Reisenden dahin. Tagelang gewahrten die letzteren keine Spur eines menschlichen Wesens in dieser großartigen, einsamen Wildnis,*) deren feierliche Stille nur von dem Gurren der wilden Tauben, von dem Rauschen der um versunkene Baumstämme brodelnden Fluten, von dem Schrei der um die Felsenhöhen kreisenden Adler unterbrochen wurde.

Endlich am 25. Juni entdeckte man frische menschliche Fußspuren auf der Westseite des Flusses und gleich darauf einen stark betretenen Pfad, welcher in die düsteren Uferwälder führte. Nach kurzer Beratung beschlossen Jolliet und Marquette, diesem Pfade zu folgen, überließen die Bewachung der Boote ihren zurückbleibenden Leuten und traten mit hochklopfenden Herzen ihre gefährliche Wanderung an, ohne zu wissen, ob dieselbe sie in das Lager friedlicher Indianer oder blutgieriger und verräterischer Wilden bringen werde. Nachdem die Verwegenen das Dickicht der Wälder hinter sich hatten, kamen sie auf eine sonnige, von wogenden Gräsern bestandene, blumige Prairie und sahen bald darauf an einem kleinen Flüßchen die rauchgebräunten Lederzelte eines indianischen Dorfes, dessen Bewohner die Nahenden gar bald bemerkten. Da die Fremdlinge augenscheinlich nicht in feindlicher Absicht kamen, so gingen ihnen die Häuptlinge des Dorfes entgegen und hielten zwei mit Federn und anderem Zierat kostbar geschmückte Calumets oder Friedenspfeifen empor, deren Bedeutung als Symbole des Friedens den Franzosen bereits bei den östlich vom Mississippi wohnenden Stämmen bekannt geworden war.

Die Indianer gehörten dem mächtigen Stamme der Illinois an, die im Verkehr mit ihren Nachbarn bereits von den Franzosen vernommen und auch verschiedene Tauschobjekte erhalten hatten. Sie nahmen Jolliet und Marquette freundlich auf, rauchten mit ihnen die Friedenspfeife und veranstalteten ein Festmahl, während welches die fremden Gäste mit Fischen und Büffelfleisch fast zu Tode gefüttert wurden. Auch hatten die Indianer für die feierliche Gelegenheit einen feisten Hund geschlachtet und mußten die Bleichgesichter wohl oder übel an dieser hochgeschätzten indianischen Festspeise teilnehmen.

Vergebens erteilten die Häuptlinge den Rat, von der Fortsetzung der Reise abzustehen, da die mit derselben verbundenen Gefahren immer größer würden, je weiter man stromabwärts komme, wo sehr zahlreiche und kriegerische Völker den Flußlauf beherrschten. Die Franzosen ließen sich von ihrem Vorhaben nicht abbringen und traten, von sechshundert indianischen Kriegern bis an die Kanoes begleitet, kühn ihre Weiterreise an, die nunmehr durch wahrhaft großartige, wildromantische Landschaften führte.

Je mehr die Europäer dem Süden zueilten, desto üppiger, wilder und imposanter wurde die Scenerie. An den Uferborden reckten ungeheure Bäume ihre zackigen Äste

*) Eine 1200 englische Meilen messende Bootfahrt auf dem Mississippi wurde vom Verfasser dieses im Jahre 1881 unternommen und mögen die in dem Werke „Im wilden Westen" gegebenen Schilderungen den vorliegenden Bericht vervollständigen.



Blick auf den Mississippi und die Mündung des Wiskonsin.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.



Die Mündung des Missouri in den Mississippi.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

aus dem undurchdringlichen Gestrüpp von Blätterwerk und Schlingpflanzen hervor; wilder Wein schwang sich in erstaunlicher Fülle an den Stämmen hinauf und sandte dann von den Wipfeln aus seine Ranken in weiten Bogen wieder zum Erdboden hernieder. Hier und dort ragten wie Warttürme die nackten, abgestorbenen Greise des Waldes über das unendliche Meer buntfarbiger Baumwipfel empor, Ausgucke für Scharen von Reihern, Habichten und Aasgeiern.

Unterhalb der Mündung des Illinoisflusses waren es lange, überaus phantastisch geformte, wild zerklüftete Felsenklippen, die auf der Ostseite des Flusses die Aufmerksamkeit der Reisenden fesselten und an die verfallenen Burgruinen Europas erinnerten. Von den Wänden einiger dieser grotesken Klippen leuchteten buntfarbige indianische Malereien, Ungeheuer und Götzen von phantastischer Gestaltung.

Bald nachdem diese merkwürdige indianische Bildergalerie hinter den Reisenden lag, wurde die Gegend flacher und hier gerieten sie plötzlich in einen gewaltigen Strudel mißfarbiger Wassermassen, die von Westen her durch eine weite Strommündung in den Mississippi eindrangen und die klaren Wellen desselben in eine gelbe undurchsichtige Lehmflut verwandelten.

Der Charakter des schönen Flusses, der die Reisenden bis hierher getragen hatte, war mit einem Schlage verschwunden, er war untergegangen in den Fluten des mächtigen Missouri,*) der von nun an der gen Süden strömenden Wasserfläche wie auch den Uferlandschaften sein eigenartiges Gepräge verlieh.

Auf den wild kochenden, von treibenden Baumstämmen erfüllten Gewässern des

*) Der Missouri wurde von Marquette Pekitanoui genannt, erscheint auf älteren französischen Karten aber auch unter den Namen Rivière des Osages „Fluß der Osagen" und Rivière des Emissourites oder Omessourits „Fluß der Missouris". Die Missouri Indianer bewohnten zur Zeit, als an der Stelle der heutigen Stadt St. Louis ein Fort gleichen Namens angelegt wurde, einen großen Teil des heutigen Staates Missouri.

vereinigten Mississippi und Missouri tanzten nun die gebrechlichen Kanoes in beschleunigtem Tempo weiter gen Süden.

Manchmal erschien die öde mißfarbige Wasserfläche wie ein weiter, ringsum geschlossener See ohne Ausgang, manchmal wieder war sie durch zahllose Schlamminseln verengt, durch deren düstere Baumgruppen trostlose, fieberhauchende Tümpel stehenden Wassers leuchteten, in denen widrige Reptilien ihr Dasein führten.

Mehrere Wochen verbrachten die Franzosen in dieser Einsamkeit, ohne ein menschliches Wesen zu sehen, endlich, als sie sich der Mündung des heutigen Arkansas näherten, gewahrten sie abermals auf dem Westufer ein indianisches Lager, dessen Insassen unter furchtbarem Kriegsgeheul zu den Waffen griffen und in ihre am Ufer liegenden Kanoes stürzten, um von allen Seiten die Boote der Europäer anzufallen. Vergeblich hielt Marquette eine ihm von den Illinois überreichte Friedenspfeife empor und vielleicht hätte die Entdeckungsreise hier ein tragisches Ende gefunden, wäre nicht im entscheidenden Momente ein Häuptling hinzugekommen, der dem Friedenszeichen Beachtung schenkte und die Krieger aufforderte, ihre Feindseligkeiten einzustellen.

Von Schrecken erfüllt folgten die Weißen dem Häuptling ans Ufer, wo ihrer eine bessere Aufnahme harrte, als sie erwartet hatten. Auch durften sie am folgenden Morgen ihre Reise ungehindert fortsetzen, ja, es war ein Läufer nach einem weiter unterhalb gelegenen Dorfe Namens Akansa gesendet worden, um die Bewohner desselben auf den Besuch der Fremdlinge vorzubereiten. In der That wurden sie in der Nähe des Dorfes von einem völlig nackten Häuptlinge empfangen, der im Bug eines Kanoes stehend eine Friedenspfeife emporhielt und die Europäer in das der Arkansasmündung*) gegenüber gelegene Dorf führte, wo vor dem Zelte des Häuptlings ein freier Platz mit Matten belegt war. Hier ließen sich alle versammelten Krieger nieder, mit nicht geringerer Verwunderung die Blaßgesichter anstarrend, als wie die Blicke jener auf den nackten Körpern der wilden Eingeborenen verweilten. Die Unterhaltung wurde durch einen jungen Illinois Indianer geführt, der in die Gefangenschaft der Akansas geraten war und durch dessen Vermittelung die Weißen mancherlei Nachrichten über den unteren Stromlauf und die dort hausenden Stämme erhielten. Sie erfuhren, daß die letzteren überaus grausam und auch bereits im Besitze von Schießgewehren seien, die sie im Verkehr mit den an der Mississippimündung wohnenden und mit den Spaniern in Tauschhandel stehenden Indianern erhalten hätten. Jene Stämme seien so mächtig und kriegerisch, daß die Anwohner des Arkansasflusses nicht wagten, zur Büffeljagd auszuziehen, sondern sich gezwungen sähen, von Mais und anderen Feldfrüchten zu leben.

Weiter vermochten Jolliet und Marquette aus den Versicherungen der Indianer mit voller Bestimmtheit den Schluß zu ziehen, daß der Mississippi nicht, wie man angenommen und gehofft hatte, sich in den Meerbusen von Kalifornien ergieße und mit dem von Spaniern Rio Colorado genannten Tizon identisch, sondern vielmehr derselbe Strom sei, der von den Spaniern Rio del Espiritu Santo genannt werde und nur noch

*) Der Name dieses Flusses lautete ursprünglich demjenigen des gegenüberliegenden Dorfes Akansa oder Akamia entsprechend. Erst in späterer Zeit entstand daraus die heutige verderbte Form Arkansas.

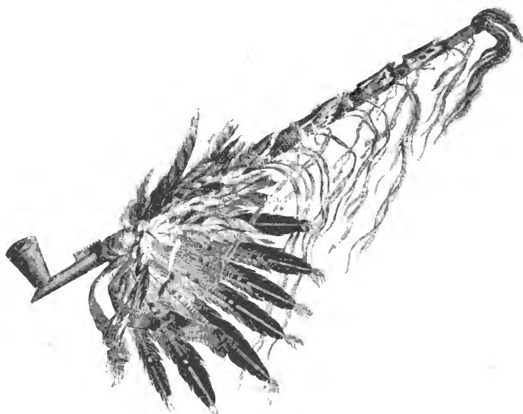
zehn Tagereisen von Akansa entfernt, in den Golf von Mexiko münde. Hatten schon ihre eigenen Beobachtungen sie zu diesem Schlusse kommen lassen, so sahen Jolliet und Marquette dieselben von ihren Wirten bestätigt. Da sie befürchten mußten, bei weiterer Fortsetzung der Fahrt in die Hände der Barbaren oder der den Franzosen feindlich gesinnten Spanier zu fallen, so kamen die Abenteurer überein, nach Kanada zurückzukehren.

In freundlichster Weise von den Rothäuten entlassen, traten sie am 17. Juli die Rückreise an, die sich um so beschwerlicher und mühsamer gestaltete, als nicht nur die mächtige Strömung des Flusses zu überwinden, sondern auch der Hochsommer mit seinen Flammengluten hereingebrochen war. Wochen verstrichen, bevor die Abenteurer sich wieder bis zu der Stelle aufwärts gearbeitet hatten, wo der Illinoisfluß in den Mississippi mündete. Marquette erkrankte infolge der furchtbaren Strapazen an heftigen Fiebern und gestaltete sein Zustand sich zu einem kritischen. Man folgte darum gerne dem Rate einiger Eingeborenen, den Illinois hinauf zu fahren, welcher einen kürzeren Weg zum Michigansee bilde als der weiter nördlich gelegene Wisconsinfluß. So durchschnitten die Reisenden das Herz des heutigen Staates Illinois, dessen Schönheit den kranken Marquette so entzückte, daß er schrieb, nie habe er ein Land gesehen, das dieses an Lieblichkeit und Reichtum an Wiesen, Wasser und Wild übertreffe.

Im Herbst gelangten die Abenteurer endlich an den Michigansee und zwar da, wo heute die Paläste der Weltstadt Chicago, der Königin der Seen, gen Himmel ragen. Von hier kehrte Marquette nach St. Ignace zurück, indes Jolliet nach Quebec fuhr, um Bericht über die wichtige Reise zu erstatten, während welcher der ganze mittlere Lauf des Mississippi, dieser gewaltigsten Verkehrsader des nordamerikanischen Kontinents, entdeckt und befahren worden war. Will man ein klares Bild von der Größe des Mississippi und seiner Bedeutung für den Handelsverkehr und die sich in seinem Gebiete entwickelnde Industrie gewinnen, so muß man Zahlen zu Hülfe nehmen und zunächst bemerken, daß das Mississippi-Flußsystem 1238642 englische Quadratmeilen oder 41 Prozent des ohne Alaska 3025502 Quadratmeilen großen Areals der gesamten Vereinigten Staaten umfaßt. Der schiffbaren Nebenflüsse des Mississippi sind circa 45 und erstrecken sich dieselben über 16000 Meilen, vom Golf von Mexiko im Süden bis zu den Felsengebirgen, den großen Seen und den Alleghanies. Die Schiffbarkeit verteilt sich auf 22 Staaten der heutigen Union, und genügt es, diese 22 Staaten auf der Karte anzusehen und mit europäischen Verhältnissen zu vergleichen, um die geradezu fabelhafte Ausdehnung des Flußgebietes besser zu verstehen, welches unstreitig das wichtigste der ganzen Welt ist. —

Obwohl Marquette noch an den Nachwirkungen seiner Krankheit zu leiden hatte, vollführte er bereits im Herbst des folgenden Jahres auf eigene Faust eine zweite Entdeckungsreise, indem er von der Green Bai des Michigansees aus die ganze Westküste dieses Wasserbeckens bereiste. Er hatte den Plan gefaßt, bis zu jenem Dorfe der Illinois Indianer vorzudringen, wo er das Jahr zuvor so freundliche Aufnahme gefunden hatte. Dort wollte er eine Mission errichten und die Heiden für den christlichen Glauben gewinnen. Kaum hatte aber der eifrige Jesuit den See verlassen und war eine kurze

Strecke den kleinen Chicagofluß hinab gefahren, als sich seine Leiden verschlimmerten und ihn veranlaßten, in einem aus rohen Baumstämmen eiligst errichteten Blockhause zu überwintern. Erst im nächsten Frühling (1675) vermochte er die Reise fortzusetzen. Wohl erreichte er mit Hülfe zweier Waldläufer, die sich ihm anschlossen, das Ziel, sah sich aber nach kurzem Verweilen durch seine aufs neue hervorbrechende Krankheit zur Umkehr genötigt. Mit Mühe gelangte er bis zum Michigansee, um am Gestade desselben das Ziel seiner irdischen Bahn zu finden.



Indianische Friedenspfeife.



Nach einem Stiche in Winsor, History of America.

La Salle und die Begründung von Louisiana.

Hatte die im vorigen Abschnitte geschilderte Fahrt auf dem Mississippi ergeben, daß eine Verbindung zwischen diesem Strome und dem Großen Ozean nicht bestehe, so lebte man aber noch der Hoffnung, daß die fünf großen Seen mit dem letzteren in einem ähnlichen Zusammenhange stehen möchten, wie der St. Lorenzstrom einen solchen mit dem Atlantischen Ozean bildete.

In der Hoffnung, einen derartigen Weg zu finden, durchforschten die Voyageurs Daniel Greysolon du Lhut (von den Engländern und Amerikanern kurzweg Duluth genannt), Perrot, Dupuy, La Monde, Pierre Moreau genannt La Taupine und andere in den Jahren 1678—1684 die Gegenden am Superiorsee. Der erstgenannte dieser kühnen Pelzhändler durchstreifte namentlich die Gegenden zwischen dem Nipigonsee und dem oberen Mississippi, ohne daß aber die Geographie durch seine ausgedehnten Wanderzüge eine wesentliche Bereicherung erfahren hätte.

Diese sollte erst durch einen Mann gebracht werden, der im Jahre 1666 nach Kanada kam und voll von den Spekulationen, die sich an die Hoffnung auf das Vorhandensein jenes Wasserweges zum Großen Ozean knüpften, auf die Entdeckerlaufbahn getrieben wurde.

Es war dies der im Jahre 1643 zu Rouen geborene René Robert Cavelier, Sieur de la Salle. Da er am St. Lorenzstrom keine ihm zusagende Thätigkeit fand, so veräußerte er, um auf Entdeckungsreisen ausgehen zu können, sein bei Mont Royal gelegenes Eigentum, welches, da La Salle nur von einer gen Asien führenden Straße träumte, den Spottnamen La Chine „China" erhielt. Zwei Jesuiten, die zum Superiorsee reisen wollten, schlossen sich ihm an, und so brach die Expedition in einer Stärke von vierundzwanzig Mann am 6. Juli 1669 auf.

Zunächst legte sie den seiner zahlreichen gefährlichen Stromschnellen halber sehr schwer zu passierenden oberen St. Lorenzstrom zurück und trat, nachdem sie sich durch das Labyrinth der sogenannten Tausend Inseln hindurchgearbeitet hatte, auf den Ontariosee hinaus, den die Franzosen Lac de St. Louis oder auch Lac Frontenac nannten.

Während die beiden Jesuiten den See seiner ganzen Länge nach befuhren und dann über Land an den Huronsee gelangten, sah sich La Salle infolge heftiger Fieber gezwungen, am Eingange des Sees zurückzubleiben und ist es gänzlich ungewiß, wohin er sich nach seiner Genesung wandte. Beweise für die Annahme, er habe auf dieser Reise den Ohio entdeckt und befahren, fehlen. Gewiß ist, daß La Salle zufällig mit dem Voyageur Louis Jolliet zusammentraf und von demselben mancherlei Informationen über die oberen Seen erhielt.

Bald nach seiner Rückkehr nach Kanada, im Jahre 1673 erhielt La Salle den am Ontariosee errichteten Handelsposten Frontenac und hier mögen seine Pläne zur Reife gekommen sein, im Herzen des nordamerikanischen Kontinentes und zwar im Thale des Mississippi ein gewaltiges Kolonialreich zu gründen und durch eine Reihe von Befestigungen für Frankreich sicher zu stellen. Um seine Pläne verwirklichen zu können, begab La Salle sich im Jahre 1677 an den Hof von Frankreich und erwirkte von dem Minister Colbert ein königliches Patent, welches ihn unter der Voraussetzung, daß der Staat keinerlei Beisteuer zu leisten habe, zu seinem Vorhaben ermächtigte. Die Kosten des großartigen Unternehmens mußten aus den Erträgnissen jenes Landes, hauptsächlich aus dem Pelzhandel gewonnen werden, dessen Betrieb ein Monopol La Salles bildete. Obwohl letzterer harte Kämpfe gegen die Intriguen der sein Vorhaben mit eifersüchtigen Blicken verfolgenden kanadischen Pelzhändler, sowie der gleichfalls am Pelzhandel stark beteiligten Jesuiten*) zu bestehen hatte, so waren im Herbste des Jahres 1678 aber die Vorbereitungen beendet. La Salle begann das großartig geplante Unternehmen damit, daß er am 18. November einen Teil seiner Leute auf einem kleinen Schiffe von dem in der Gegend der heutigen Stadt Kingston gelegenen Fort Frontenac über den Ontariosee sandte, damit sie an dem diesen See mit dem dahinterliegenden Eriesee verbindenden

*) Vergl. Parkman. The discovery of the Great West. p. 36.

Niagarafluß ein Fort errichten möchten. Am 5. Dezember kamen die Leute an den Ausgang dieses Stromes. Nachrichten über denselben und seine weltbekannten Katarakte hatte bereits Champlain erhalten, welcher im Jahre 1632 auf einer von ihm entworfenen Karte von Neu Frankreich die Niagarafälle verzeichnete und daneben die Bemerkung setzte: „Sault d'eau au bout du Sault (Lac) Sainct Louis fort hault, où plusiers sortes des poissons descendans s'estourdissent." Auch in Ragueneaus „Relation des Hurones" 1648 werden die Fälle des „Onguiaahra" kurz erwähnt, La Salles Leute aber waren die ersten Weißen, denen das Donnern seiner Gewässer ins Ohr schallte.

Dem an der Expedition teilnehmenden Franziskanermönche Louis Hennepin verdanken wir die erste ausführliche Beschreibung dieses Weltwunders und ist dieselbe, wenn auch die Höhe der Fälle fälschlich mit 5—600 Fuß angegeben wird, im übrigen noch heute ziemlich getreu.*)

Hennepin versuchte mit mehreren Leuten in einem Boote den Niagarafluß aufwärts zu fahren, mußte aber der unzähligen Stromschnellen halber schon bald das enge Felsenbette verlassen und erstieg die steile westliche Uferbank, um durch die winterlichen Urwälder bis zu den Katarakten vorzudringen. Schon längst hatten die Wanderer das Getöse der stürzenden Gewässer vernommen, lauter und lauter scholl es mit jedem weiterführenden Schritte herüber, immer betäubender schlug es ans Ohr, und endlich, als sie wieder an den Rand der jählings klaffenden Felsschlucht traten, da sahen sie die Wasserlawinen des Kataraktes in den gähnenden Riesenspalt hernieder fahren.

Wie gebannt standen die Europäer vor dem majestätischen Bilde, in welchem allüberall das rasende Vorwärtsstürzen eines entfesselten Elementes vorherrschend war, ein Chaos wild durcheinander stürmender Wogen, die, wie von der eigenen Wut berauscht, dem Abgrund entgegenbrodelten, als wollten sie Himmel und Erde mit sich in ihren Untergang reißen.

Gleichsam als habe die Sündflut hier ihren Abfluß gefunden, so schäumten die Wasser von vier gewaltigen Binnenmeeren dahin, um nach ihrem donnernden Sturze in mächtigen Wolken leuchtenden Staubes emporzuwirbeln und sich in schwindelnder Höhe mit dem niederhangenden grauen Gewölk des Winterhimmels zu verbinden. —

Nachdem La Salle an der Mündung des Niagaraflusses ein befestigtes Warenhaus

*) Dieselbe findet sich in der 1683 zu Paris erschienenen Description de la Louisiane nouvellement découverte au Sud-Oüest de la Nouvelle France. Par le R. P. Louis Hennepin.

Hennepin fuhr späterhin von dem durch La Salle gegründeten Fort Crèvecoeur aus den Illinois hinab, bereiste den oberen Mississippi, fiel daselbst Dakota- oder Sioux Indianern in die Hände und durchzog in der Gefangenschaft derselben einen Teil des heutigen Staates Minnesota. Er war der erste Europäer, welcher an die von ihm St. Antoine (engl. St. Anthony) genannten Fälle des Mississippi gelangte, an denen sich heute die Stadt Minneapolis ausbreitet.

Nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft kehrte er nach Kanada und später nach Frankreich zurück, wo er Reiseberichte schrieb, die, seiner Zeit viel gelesen, über zwanzig Auflagen erlebten und ins Englische, Deutsche, Holländische, Italienische und Spanische übertragen wurden. Wie neuere Forschungen dargethan haben, sind große Bruchstücke dieser Reiseberichte, so namentlich eine angebliche Reise den Mississippi hinab bis zur Mündung desselben, unverschämte Lügengewebe. Vergl. Francis Parkman, The discovery of the Great West. p. 223 u. flg. — Winsor, History of America. vol. IV. p. 247.



Gesamtansicht der Niagarafälle.
Nach einem im Jahre 1830 gefertigten Gemälde von Ch. Bodmer.

angelegt hatte, ließ er oberhalb der Katarakte ein Schiff, den „Griffin“ (Greif), erbauen, auf dem er am 7. August des Jahres 1679 auf die bisher von keinem Kiel durchfurchte Wasserfläche des Eriesees hinausfuhr, um durch die Straße von Detroit und den Sankt Clairsee in den Huronensee einzudringen und bis nach Mackinaw und zur Green Bai des Michigansees zu fahren. Dort sammelte er eine große Quantität von Fellen, um dieselben auf dem „Griffin“ nach Kanada zu senden und seine ungeduldigen Gläubiger zu befriedigen.

Während das Schiff diese Reise antrat, drang La Salle mit dem Rest seiner Mannschaft zum südlichen Ende des Michigansees, fuhr den Illinois hinab und erbaute an den Ufern desselben ein Fort, das er Crèvecoeur taufte.

Es war, als solle dieser eigentümliche Name eine Vorbedeutung des vielen Mißgeschickes sein, welches La Salle verfolgte. Mehrere seiner Leute desertierten, der schwerste Schlag aber war der Verlust des „Griffin“, welcher mitsamt seiner reichen Ladung auf dem Wege nach dem Fort Niagara verschwand, ohne daß jemals eine Spur von dem Schiffe wieder aufgefunden worden wäre.

Monatelang wartete La Salle auf die Wiederkehr des Fahrzeuges, doch der Sommer verstrich und mit ihm schwand auch die Hoffnung, daß das Schiff seinen Bestimmungsort erreicht habe.

Da neue Vorräte und Mannschaften um jeden Preis herbeigeschafft werden mußten, so entschloß sich La Salle, mit wenigen Getreuen eine Fußwanderung bis nach Kanada zu unternehmen und legte er diese abenteuerliche, über tausend englische Meilen weite



Der Niagara von der kanadischen Seite aus gesehen.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.



Die Fälle des Niagara von der Ostseite gesehen.
Nach einer Photographie gezeichnet von Rudolf Cronau.

Reise in fünfundsechzig Tagen während des äußerst strengen Winters zurück. Einer nach dem andern seiner Begleiter brach unter den furchtbaren Entbehrungen und Anstrengungen zusammen, nur er selbst langte am 7. Mai vor den wohlbekannten Wällen des Fortes Frontenac an, wo eine Reihe von Hiobsposten seiner harrte. Nicht nur fand er die Befürchtung, der „Griffin" habe den Untergang gefunden, bestätigt, sondern auch ein

zweites Schiff, welches ihm Güter aus Frankreich zuführen sollte, war nahe der Mündung des St. Lorenzstromes gesunken, außerdem hatten auf das Gerücht hin, La Salle sei in den Wäldern von Illinois umgekommen, die Gläubiger sein Eigentum mit Beschlag belegt, soweit es nicht von ungetreuen Agenten La Salles gestohlen worden war.

Um zu retten, was noch zu retten war, eilte La Salle nach Mont Royal, ordnete seine verwickelten Angelegenheiten mit großem Geschick und stand im Begriff, nach Fort Crèvecoeur abzureisen und den daselbst Zurückgebliebenen Hülfe zu bringen, als zwei Waldläufer die Meldung nach Frontenac brachten, ein Teil der Besatzung von Crèvecoeur habe gemeutert, das Fort zerstört und sei auf dem Wege nach den Kolonien begriffen, in der Absicht, La Salle zu töten.



Type eines Indianers aus Illinois.

Trotz all dieses Unheils verlor der wackere Franzose nicht den Mut, sondern kam zunächst den Anschlägen der Meuterer zuvor, überraschte sie auf dem Ontariosee und zwang sie, sich zu ergeben. Dann eilte er nach Crèvecoeur, wo er einige noch treugebliebene Leute zu finden hoffte. Doch als er im November das Fort erreichte, fand er dasselbe gänzlich verwüstet und verlassen, ebenso war ein in der Nähe des Fortes gelegenes großes Dorf der Illinois Indianer eine Stätte des Todes. Alle Hütten lagen in Asche, Hunderte von nackten Schädeln grinsten von den verkohlten Zeltstangen hernieder, zwischen denen heulende Wölfe sich um verweste menschliche Leichname stritten. Eine mächtige Irokesenbande hatte nicht nur die La Salle treu gebliebenen Franzosen, sondern auch die denselben freundlich gesinnten Illinois Indianer überfallen und Hunderte von Männern, Weibern und Kindern abgeschlachtet. Das ganze Thal des Illinois bis zum Mississippi hinab bildete eine einzige Stätte der grauenhaftesten Verwüstung.

Die Früchte jahrelanger Arbeit waren dahin, doch wo Tausende verzagt die Hände in den Schoß gelegt hätten, beschloß La Salle, das Werk aufs neue zu beginnen. Nachdem er den Winter mit den Miami Indianern verbracht und Tauschhandel getrieben hatte, begab er sich im Frühling des Jahres 1681 abermals nach Kanada, um seine zerstreuten Hülfsmittel zusammenzufassen. Durch den Einfluß des Gouverneurs von Kanada und den Beistand eines reichen Verwandten gelang es ihm nochmals, eine Expedition aus dreiundzwanzig Franzosen und einer kleinen Schar von befreundeten Indianern zusammenzusetzen, mit der er sich an den Illinois begab, um diesen Fluß hinab in den

Mississippi zu fahren. Am 6. Februar schaukelten bereits die Boote La Salles auf den Fluten des Vaters der Ströme.

An der Mündung des Missouri und Ohio vorüber kamen die Reisenden in das Land der Akansa, bei denen bereits Jolliet und Marquette freundliche Aufnahme gefunden hatten. Weiter südlich lernten sie die Taensas kennen, ein merkwürdiges Volk, das eine große, an einem See gelegene Stadt bewohnte, deren Häuser aus mit Stroh vermischten und an der Sonne getrockneten Schlammziegeln (Adobe) gebaut waren. Die viereckigen Häuser trugen halbkugelförmige Rohrdächer und umschlossen einen freien Platz. Größer als diese Hütten war das Haus des Häuptlings sowie ein Tempel, über dessen Eingange drei roh geschnitzte Adler gen Sonnenaufgang blickten. Das Innere des mächtigen Gebäudes zeigte die groteske Ausstattung eines barbarischen Götzendienstes, in der Mitte erhob sich ein Altar, vor welchem ein von zwei alten Männern unterhaltenes beständiges Feuer brannte.

Weiter stromabwärts kamen die Franzosen mit den Natchez, Coroas, Oumas und Tangibaos in Berührung und langten endlich am 6. April an jener Stelle an, wo der Mississippi sich in drei Arme verzweigte und ein großes Delta bildete. Während La Salle den Weg durch den westlichen Kanal einschlug, fuhren seine Leute durch die beiden anderen und bald schaukelten sämtliche Fahrzeuge auf der wogenden Salzflut des Golfes von Mexiko.

Der Mississippi war nun vom Wisconsinflusse bis zu seiner Mündung befahren und ließ La Salle an der letzteren eine Säule mit der Inschrift errichten: Louis le Grand, Roy de France et de Navarre, Règne; le neuvième Avril 1682.

Zur gleichen Zeit entfaltete er ein Schriftstück, durch dessen Verlesung er in feierlicher Weise von dem Lande Besitz ergriff, und zwar von der im Gebiete der Nadouessious gelegenen Quelle des Mississippi bis zu seiner Mündung in den Golf von Mexiko. Zu Ehren des Königs nannte La Salle dieses ungeheure Reich, das andererseits von den Felsengebirgen bis zu den Alleghanies reichte, Louisiana.

Der erste Schritt zu dem gewaltigen Unternehmen war geschehen und kehrte La Salle zunächst an die Ufer des Illinois zurück, wo er auf dem Plateau eines steilen Felsens ein neues Fort erbaute, welches den Namen St. Louis erhielt. In weitem Kreise um das Fort und zu beiden Seiten des Flusses lagen die Zelte von verschiedenen Indianerstämmen, welche den Schutz des Fortes aufsuchten, um vor den furchtbaren Irokesen sicher zu sein. Zusammen zählten jene vereinigten Stämme, die aus Illinois-, Miami-, Shawanoe-, Ouiatenon- (Weihas), Peanquhichia- (Piankisahs), Pepikokia-, Kilatica- und Ouabona Indianern bestanden, gegen 20 000 Köpfe und vermochten 3880 Krieger ins Feld zu stellen. La Salles nächster Plan ging dahin, an der Mündung des Mississippi eine ähnliche befestigte Niederlassung zu gründen, welche den Besitz des Mississippi sicherstelle, was um so notwendiger schien, als derselbe eine unvergleichlich großartige Wasserstraße bildete, auf welcher nicht nur alle eingetauschten Erzeugnisse des Landes direkt nach Frankreich ausgeführt, sondern auch die Kolonien weitaus leichter mit europäischen Artikeln versorgt werden konnten, als auf dem sehr langwierigen und kostspieligen Wege über Kanada.

Die zahlreichen Feinde, welche La Salle in Kanada besaß, beobachteten seine Pläne und Erfolge mit Eifersucht und Mißgunst und ließen nichts unversucht, dem Unternehmen des bedeutenden Mannes Schwierigkeiten zu bereiten. Ein schwerer Verlust für La Salle war es, daß sein Gönner Frontenac, der Gouverneur von Neu Frankreich abberufen und durch La Barre ersetzt wurde, ein Mann, den die Neider La Salles gar bald für ihre Sache zu gewinnen wußten. Die La Salle bereiteten Hindernisse mehrten sich so, daß er beschloß, nach Frankreich zu gehen, um persönlich dem Könige die Pläne betreffs des weiteren Ausbaues von Louisiana zu unterbreiten und seine mächtige Unterstützung zu gewinnen.



Karte der Kolonie La Salles am Illinois.*)

Die glänzenden Aussichten, welche La Salle dem König eröffnete, veranlaßten diesen, ihm vier Schiffe zur Verfügung zu stellen, welche die nötigen Soldaten, Kolonisten und Vorräte nach dem Mississippi bringen sollten.

Am 24. Juli 1684 ging die Flotte mit zweihundertachtzig Personen in See, doch hatte La Salle während der ganzen Reise gegen die kleinlichen Intriguen des Kapitäns Beaujeu zu kämpfen, der es nicht vermochte, sich La Salles Vorschlägen und Wünschen anzupassen. Streitigkeiten aller Art folgten, eines der mit Vorräten beladenen Schiffe fiel in Westindien den Spaniern in die Hände, La Salle selbst erkrankte heftig und als endlich die Südküste von Cuba und das westliche Vorgebirge dieser Insel umschifft waren, vermochte man die geographisch noch nicht genau aufgenommene Mündung des Mississippi nicht wieder zu finden. Man hatte die Küste von Texas am 28. Dezember in Sicht bekommen und irrte längs des öden Gestades hin, in der Vermutung, daß die Strommündung westlich von dem erreichten Punkte liege. Erst als die Küste sich südlich wendete, erkannte La Salle den Irrtum und ließ den Kurs zurücknehmen, um die weiter östlich gelegenen Gestade zu untersuchen. Das Verhängnis wollte, daß La Salle während dieser Untersuchungen den in die heutige Matagorda Bai fließenden Colorado irrtümlicherweise für einen Arm der Mississippimündung hielt. Noch war La Salle damit beschäftigt, sich über diese Frage Gewißheit zu verschaffen, als der Pilot Aigron angeblich in verräterischer Absicht ein mit Vorräten beladenes Schiff auf den Strand laufen ließ, wodurch viele unentbehrlichen Vorräte verloren gingen. Um das Unglück voll zu machen, kehrte der Kapitän Beaujeu mit dem Hauptschiffe nach Frankreich

*) Die Karte ist eine Nachbildung der in Parkmans „Discovery of the Great West“ gegebenen Kopie einer im Jahre 1684 angefertigten Karte von Louis Franquelin. Die neben den Namen der indianischen Stämme stehenden Ziffern zeigen die Zahl der Krieger an, welche von jedem Stamme aufgebracht werden konnte.

zurück, ohne die für die Kolonien bestimmten Kanonen und Kugeln auszuladen. Unter dem Vorwande, er habe, nachdem er La Salle an die Mississippimündung gebracht, seine Aufgabe erfüllt, ließ er die unglücklichen Kolonisten in der Wildnis zurück, ohne zu fragen, ob dieselben etwaiger Hülfe noch benötigen möchten.

Bald nach der Abfahrt des Schiffes entdeckte La Salle mit Schrecken, daß er an einem unbekannten Flusse verweile. Die ernste Situation erkennend, ließ La Salle zunächst an der Matagorda Bai ein befestigtes Lager errichten, in dem alle Vorräte und sämtliche Leute untergebracht wurden.

Die Lage blieb trotzdem eine mißliche, da der sonnendurchglühte trostlose Strand nichts hervorbrachte, womit man auf die Dauer das Dasein fristen konnte. Energische Maßregeln machten sich unbedingt erforderlich und ließ der wackere La Salle es keineswegs an Bemühungen fehlen, die Unglücklichen dem Elend zu entreißen.

Während zweier Jahre suchte er unter unmenschlichen Anstrengungen und unter heroischer Ertragung schrecklicher Entbehrungen zum Mississippi vorzudringen. Teils kamen seine Begleiter in den reißenden Gewässern und endlosen Sümpfen um; einige wurden von giftigen Schlangen gebissen oder fielen den zahlreichen Alligatoren anheim; andere wieder verbluteten unter den Tomahawks der kriegerischen Wilden, welche die öden Steppen von Texas durchstreiften.

Zweimal mißglückten La Salles Versuche und kehrte er schweren Herzens und mit leeren Händen zu den im Lager verbliebenen Unglücklichen zurück, deren Zahl allgemach bis auf 45 zusammenschrumpfte. Immer hoffnungsloser gestaltete sich die Situation, immer wilder wurden die Ausbrüche der Verzweiflung! Angesichts derselben machte sich La Salle, kaum von schwerer Krankheit genesen, zum drittenmal auf die Wanderung, diesmal in dem tollkühnen Entschlusse, quer durch die Prärien in nordöstlicher Richtung zum Arkansas, von da über Illinois und die großen Seen nach Kanada vorzudringen und von dort Hülfe herbeizuschaffen. Tausende von Meilen betrug dieser weite Weg und dazu führte er größtenteils durch gänzlich unbekannte Länder, von denen man nur das eine mit Gewißheit wußte, daß sie von zahllosen wilden Bestien und von noch grausameren und blutdürstigeren Wilden bewohnt seien.

Und doch erkannte jedermann, daß dieser Zug La Salles die letzte schwache Möglichkeit einer Rettung bot. Scheiterte er abermals, so war alles rettungslos verloren. Von dieser Gewißheit durchdrungen, sahen die Kolonisten von Matagorda voll von trüben Gedanken ihren nur von wenigen Begleitern umgebenen Führer am 7. Januar 1687 scheiden. Sie sollten ihn nie wieder erblicken. —

Nach kurzem Marsche kam La Salle auf die weiten Prärien, die von unzähligen Strömen durchschnitten und nur hier und da von kleinen Wäldern durchzogen von Texas bis zum Michigansee reichen. Unter unsäglichen Beschwerden durchkreuzten die Abenteurer diese unermeßlichen Einöden, bald weite Sümpfe durchwatend, bald auf primitiven Flößen aus Rohr breite Ströme kreuzend, bald versengt von glühender Sonnenhitze, bald vor Frost erstarrend unter eisig kalten Regengüssen.

Fast täglich kam man mit Indianern in Berührung, doch erwiesen sich dieselben

freundlich. Viele dieser Wilden besaßen bereits Pferde, die sie zum Teil von den Spaniern aus Mexiko erhielten, zum Teil auch auf den Prärien fingen, wo einzelne ursprünglich zu dem Heereszuge Coronados gehörende Pferde verwildert waren und sich stark vermehrt hatten. Schon damals übten die texanischen Indianer die Büffeljagd zu Pferde aus, so sah La Salle eines Tages eine hundert und fünfzig Mann starke berittene Bande, die hinter einer großen Herde jener zottigen Wiederkäuer hersetzte und viele derselben mit Lanzen, Bogen und Pfeilen erlegten.



Indianer auf der Büffeljagd.
Nach einem Gemälde von Ch. Bodmer.

Diese Indianer gehörten dem Stamme der Cenis an, in deren bienenkorbähnlichen zehn bis fünfzehn Meter hohen Hütten die Franzosen mehrmals einkehrten und sich stets gastlich empfangen sahen.

Am 15. März waren die Abenteurer bis an den auf Delisles Karte Rivière de la Trinité, auch Rivière des Cenis genannten Trinityfluß vorgedrungen und hier ereignete es sich, daß ein unter den Begleitern La Salles entstandener Streit so verhängnisvoll endete, daß ein Neffe La Salles nebst zwei anderen Leuten auf einem Jagdzuge von ihren Gegnern ermordet wurden. Um der Strafe zu entgehen, beschlossen die Thäter, auch La Salle zu beseitigen und führten diesen Vorsatz aus, indem sie ihn, als er nach den vermißten Leuten das Ufergestrüpp durchsuchte, aus einem Hinterhalte niederschossen. Ihr heimtückisches Werk zu krönen, rissen die Mörder dem Leichnam die Kleider ab und warfen ihn ins Röhricht, eine Beute der Aasgeier und Wölfe.



Indianertype, Wigwams, Schild und Waffen aus Texas.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

So endete La Salle, der Begründer von Louisiana, unbedingt einer der kühnsten und standhaftesten unter den Entdeckern Amerikas, der erste und bedeutendste unter den Pionieren des großen Westens. Sein ganzes Leben hatte er der Verfolgung der wohlberechneten und auf sicheren Grundlagen ruhenden Idee gewidmet, die Länder am Mississippi zu einem gewaltigen Königreiche zusammenzufassen, welches unter einer weisen Regierung fraglos eines der reichsten und blühendsten der Erde hätte werden müssen. Mißgünstige und eifersüchtige Gegner, eine Kette von unglücklichen Zufällen und zuletzt eine Kugel von Mörderhand vereitelten die Verwirklichung des gigantischen Vorhabens, zu dessen Durchführung kaum einer berufener schien, als La Salle, dessen Standhaftigkeit und nie verzweifelnder Mut schwerlich jemals übertroffen wurden. —

Nach dem Tode ihres Führers zerstreuten sich die Begleiter La Salles. Während die Mörder sich den Indianern anschlossen, schlugen einige, darunter Jean Cavelier, der Bruder La Salles, sich wirklich bis zum Arkansasflusse durch und fanden an dessen Ufern zu ihrem Erstaunen ein großes Holzkreuz aufgerichtet. In der Nähe stand ein rohes Blockhaus, das zwei Franzosen zur Wohnung diente. Dieselben hießen Couture und de Lounay und waren mit La Salle nach Illinois und von da mit Tonty, dem Befehlshaber des Fortes St. Louis an den Arkansas gekommen, als derselbe im Februar 1686 mit fünfundzwanzig Mann den ganzen unteren Mississippi sowie die Küsten des Deltas absuchte, ohne eine Spur von La Salle und seinen Leuten zu finden.

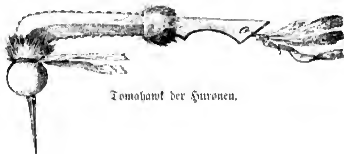
Couture und de Lounay halfen ihren Landsleuten weiter und kamen dieselben glücklich nach Kanada und später nach Frankreich. Obwohl sie hier eingehenden Bericht erstatteten, that Ludwig XIV. nichts zur Rettung der etwa noch lebenden Kolonisten an der Matagorda Bai. Kaltblütig überließ er sie ihrem Schicksale und würde über ihr trauriges Ende völlige Unklarheit herrschen, wenn nicht spanische Quellen Auskunft erteilten. Ein Deserteur war von der Matagorda Bai nach dem an Texas anstoßenden spanischen Neu Leon gelangt, dessen Vizekönig eine bewaffnete Expedition aussandte, um

die Franzosen aus dem von den Spaniern rechtmäßig beanspruchten Texas zu vertreiben. Als diese Expedition am 22. April die Matagorda Bai erreichte, fand sie nur Ruinen und Leichname und ließen alle Anzeichen darauf schließen, daß die letzten der dort verbliebenen Unglücklichen unter den Keulen der Indianer endeten.

Die weiteren Schicksale Louisianas wie auch von Neu Frankreich gehören der Kolonialgeschichte Amerikas an und mögen hier nur in kurzen Zügen erzählt werden. Die Kolonien nahmen einen rapiden Aufschwung und auch entlang des Mississippi entstand eine Reihe von Forts und Niederlassungen, so z. B. St. Louis nahe der Mündung des Missouri und New Orleans oberhalb des Mississippideltas. Gegen sechzig Forts bildeten eine Kette, durch welche der Besitz der beiden Länder gesichert schien. Frankreich war um die Mitte des 18. Jahrhunderts Herr eines über Millionen von Quadratkilometer großen Gebietes, das von Labrador bis an den Golf von Mexiko reichte. Da führten Verwickelungen mancherlei Art zum Kriege mit England und wurde derselbe ganz besonders in den von den beiden Ländern auf amerikanischem Boden begründeten Kolonien ausgefochten. Hier gestalteten sich die zahlreichen Kämpfe beider Nationen um so grausiger, als von Engländern sowohl wie Franzosen wilde Indianerhorden aufgeboten wurden, die in dem Blute ihrer europäischen wie indianischen Gegner wahre Orgien feierten.

Erst der am 10. Februar 1763 zu Paris geschlossene Friede machte dem gegenseitigen Gemetzel ein Ende. Frankreich wurde gezwungen, sein gesamtes Gebiet östlich vom Mississippi an Großbritannien abzutreten, nachdem es im Jahre zuvor den westlich vom Mississippi gelegenen Teil von Louisiana mit Einschluß der Stadt Neu Orleans durch einen geheimen Vertrag an Spanien cediert hatte. Zwar fiel dies letztere Besitztum im Jahre 1800 wieder an Frankreich zurück, Napoleon I. aber verkaufte am 30. April 1803 Louisiana für die Summe von 60 Millionen Francs an die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die beiden Königreiche Neu Frankreich und Louisiana erloschen und ist den Franzosen von ihrem unermeßlichen Besitztum in Nordamerika nichts verblieben als die beiden kleinen bei Neufundland gelegenen Inseln St. Pierre und Miquelon, die ihnen im Pariser Frieden vorbehalten blieben. In Mittelamerika behauptet Frankreich noch gegenwärtig die im 17. Jahrhunderte eroberten Inseln Guadeloupe und Martinique, in Südamerika den unter dem Namen Cayenne verstandenen östlichen Teil von Guyana.



Tomahawk der Huronen.

Die Entdeckungen der Niederländer in Amerika

und die Begründung von Neu Niederland.





Im Hochlande des Hudson.

Entdeckungen der Niederländer in Amerika und die Begründung von Neu Niederland.

Zu den Nationen, welche die Schwächen jenes von Karl V. regierten Reiches studierten, in dem die Sonne nie unterging, zählten, wie wir bereits erwähnten, die Niederländer.

Schon um das Jahr 1596 bildete sich in Amsterdam eine „Grönland Compagnie", die unter dem Vorwande, einen kürzeren Seeweg nach Indien zu suchen, Schiffe aussandte, deren Zweck hauptsächlich der war, von den Reichtümern der neuen Welt so viel als möglich zu erhaschen.

Die Versuche der Niederländer, nach Indien zu gelangen, datieren vom Ende des 16. Jahrhunderts. Schon in den Jahren 1594—1596 machten sie Anstrengungen, auf einer Nordfahrt um Skandinavien und Sibirien herum nach dem Osten Asiens zu kommen, auch hatten sie im Jahre 1595 auf dem sogenannten „Portugiesischen Wege" um das Kap der Guten Hoffnung herum Schiffe nach Ostindien ausgesandt und versuchten es einige Jahre später, dasselbe Ziel auf dem Wege durch die Magalhäesstraße zu erreichen.

Gerade diese letzteren Reisen, die zugleich den Zweck verfolgten, die spanischen Kolonien in Südamerika zu brandschatzen, waren für die Geographie von großer

Bedeutung und führten eine ziemlich genaue Kenntnis Patagoniens, der Magalhãesstraße und des Feuerlandes herbei.

Die erste, aus fünf Schiffen bestehende holländische Flotte ging unter dem Kommando von Jacob Mahu am 27. Juni 1598 von Rotterdam aus nach der Südsee ab, und als sie nach Durchschiffung der Magalhãesstraße von furchtbaren Stürmen zerstreut wurde, gelangte eines der Schiffe, welches von Dirk Gherritz oder Gueritke befehligt wurde, bis zum 64°. südl. Br., wo, „so lange die Welt stand, bis dahin noch keine europäische Menschenseele geatmet hatte“. Gherritz entdeckte hier ein wildes, gebirgiges, mit Schnee bedecktes Gestade, welches an die Küste Norwegens erinnerte und einen Teil des großen antarktischen Festlandes bildete, das, später wieder aufgefunden, den Namen Neu Süd Shetland oder Grahamsland erhielt. Ein kleiner Küstenstrich desselben heißt noch heute Gerrits Land.

Ein zweites, derselben Flotte angehöriges und von Sebald de Weerth befehligtes Schiff fand die nordwestlich von den Falklandsinseln gelegenen Jasons Inseln, die den Namen „Sebald de Weerths Eylanden“ erhielten.

Während seiner unfreiwilligen Reise nach dem antarktischen Polarlande war es Gherritz nicht entgangen, daß zwischen den von ihm entdeckten südlichen Gestaden und dem Feuerland ein offenes Meer sich ausdehne. Dieselbe Beobachtung hatte Franz Drake bereits im Jahre 1578 gemacht, als er bis zum $57^1/_2$° südl. Br. verschlagen wurde. Ganz richtig schloß der holländische Kaufmann Isaak Le Maire hieraus, daß südlich vom Feuerlande eine Passage existiere, welche für die Schiffahrt viel schneller und sicherer zu benutzen sei, als die sehr gefährliche Magalhãesstraße. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, brachte Le Maire mit mehreren anderen, in der Stadt Hoorn etablierten Kaufleuten eine Verbindung zu stande, die sich „Australische Compagnie“ nannte und nach einer neuen Durchfahrt südlich von der Magalhãesstraße suchte. Das Unternehmen war um so wichtiger, als die „Niederländisch-Ostindische Compagnie“, welche sich im Jahre 1602 konstituiert und auf ihre Kosten die Magalhãesstraße für Holland erforscht und eröffnet hatte, von den Generalstaaten mit dem Privilegium der alleinigen und ausschließlichen Benutzung dieses Thores zur Südsee belehnt worden war. Andererseits hatten die Generalstaaten die von diesem Privilegium Ausgeschlossenen dadurch zu neuen Anstrengungen gereizt, daß sie jedem ihrer Unterthanen, welcher neue Entdeckungen vollführe und neue Länder, Inseln und Wege auffinde, das Recht zusprachen, dieselben für sechs Schiffahrten allein zu benutzen, daß jeder, der vor Beendigung dieser sechs Fahrten dieselben Wege nehme, an den Entdecker 50 000 holländische Dukaten bezahlen solle und außerdem die Konfiskation seiner Schiffe und Güter zu gewärtigen habe.*)

Die neugegründete „Australische Compagnie“ rüstete zwei Schiffe für das projektierte Unternehmen aus, die „Eendragt“ (Eintracht) und „Het Hoorn“ (das Horn). Den Befehl über dieselben übernahm Willem Cornelissen Schouten, zugleich beteiligte

---

*) Herrera, Descriptio Indiae Occidentalis. Amstelodami 1622. Anhang.

sich Jakob, ein Sohn des Kaufmanns Le Maire an der Reise, die am 25. Mai 1615 ihren Anfang nahm.

Im Dezember kamen die Schiffe an die Küste von Patagonien, woselbst aber das eine der beiden Schiffe verbrannte. Die „Eendragt" hingegen fuhr zu den Sebaldus de Weerths Inseln hinüber, kreuzte dann in südsüdwestlicher Richtung hinab, traf auf die Küste von Feuerland und nach kurzer Fahrt auf einen breiten Einlaß, aus dem die Gewässer von Südwesten her mit ziemlicher Gewalt hervordrangen und das kleine Schiff unter den Wellenbergen fast begruben.

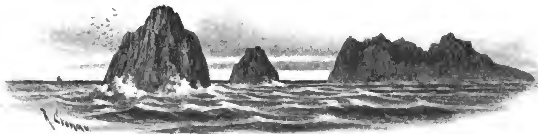
Es war der 25. Januar 1616, als die „Eendragt" die Passage versuchte, und wenn dieselbe bei dem hohen Wogengange auch ziemlich beschwerlich war, so ging sie aber glücklich von statten. Zur Rechten wie zur Linken bildeten wilde, schroffe, mit Schnee bedeckte Felsenküsten die Ufer einer außerordentlich tiefen Fahrstraße, durch welche zahlreiche Walfische aus- und einschwammen.

Alle kamen zu der Überzeugung, daß die gesuchte Straße und mit ihr ein neuer wichtiger Verkehrsweg gefunden sei. Unter allgemeiner Zustimmung nannte man die zur Rechten liegende Ostspitze des Feuerlandes zu Ehren des Moritz von Nassau Mauritius Land, die zur Linken gelegenen Küsten zu Ehren der Generalstaaten Staatenland. Der neue Wasserweg aber erhielt auf Wunsch des an der Fahrt teilnehmenden Jakob Le Maire den Namen Le Mairestraße, welcher ihr auch bis heute verblieben ist.

Bereits in der folgenden Nacht schaukelte das Schiff wieder auf den Fluten des offenen Ozeans. Südwestwärts fahrend, entdeckten die Niederländer in den folgenden Tagen mehrere Inseln und am 29. Januar ein nach Süden gerichtetes Vorgebirge, das aus einem einzigen hohen Berge mit zerklüfteten Abhängen zu bestehen schien. Sie nahmen an, daß dieser Punkt der südlichste Bergpfeiler aller Länder Südamerikas sei und gaben ihm den Namen „Het Kaep van Hoorn" zu Ehren der Stadt Hoorn, welche nicht nur der Geburtsort Willem Schoutens und Le Maires, sondern auch der Mehrzahl der Mitglieder der „Australischen Compagnie" war.

Da die Niederländer das Vorgebirge nur von ferne sahen, erschien ihnen der ganze dortige Inselarchipel (vergl. das Kärtchen S. 73) als ein zusammenhängendes Ganzes und stellten auf ihren Karten das Kap als die Spitze des Feuerlandes dar.

Wie die Küsten des Feuerlandes allerorten etwas Abschreckendes, Grausiges haben,



Kap Hoorn.

Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

so zeigte auch die Gegend bei Kap Hoorn denselben Charakter. Majestätisch unheimlich ragt das Felsenkap aus den vom Winde gepeitschten Meereswogen empor, allüberall erblickt man eine wilde und öde Natur, die Küsten sind vulkanischen Ursprungs und furchtbar zerrissen, die Gebirge starren mit schroffen Zackengipfeln weit in die Region des ewigen Schnees empor und in ihren Schründen ziehen sich die Gletscher bis in die finsteren Buchten hinab.

Gegen West- und Nordwestwinde lavierend, segelten die Niederländer bis zur Breite der Magalhãesstraße hinauf, und hielten später der im Jahre 1574 von dem Spanier Juan Fernandez entdeckten Inselgruppe Juan Fernandez zu.

Hier verweilten sie einige Tage, um Erfrischungen aufzunehmen und dann ihre Reise nach den Molukken fortzusetzen. Dort konfiscierte die „Niederländisch-Ostindische Gesellschaft“ das Schiff und zwar unter dem Vorwande, die Führer desselben hätten das Privilegium der Compagnie, welches in der ausschließlichen Befahrung des südamerikanischen Weltweges bestehe, verletzt. Schouten und Le Maire wurden an Bord des „Amsterdam“ nach Holland transportiert, letzterer starb während der Reise und so blieb es dem ersteren allein vorbehalten, die Sache seiner Rheder zu verteidigen. Er erlebte noch die Genugthuung, daß seine Landsleute in der Folge die durch ihn und Le Maire eröffnete neue und kürzere Straße zu ihren ferneren Weltfahrten benutzten.



Henry Hudson.

Diese Weltfahrten, von denen die des Kapitän L'Hermite in den Jahren 1623 bis 1626 vergeblich den Zweck verfolgte, Chile und Peru den Spaniern zu entreißen, haben für die Geschichte der Entdeckung Amerikas keine Bedeutung und können füglich übergangen werden. —

Die bereits oben erwähnte „Niederländisch-Ostindische Compagnie“ hatte das Privilegium, außer den Seeweg durch die Magalhãesstraße auch den Weg um das Vorgebirge der Guten Hoffnung für ihre Fahrten benutzen zu dürfen, nichts desto weniger forschte sie emsig nach einem kürzeren Seewege nach Ostindien und berief, dieses Ziel vor Augen, im Jahre 1609 den berühmten englischen Seefahrer Henry Hudson in ihre Dienste.

Derselbe hatte bereits zwei Reisen nach den Polargegenden gemacht, um eine nordöstliche Durchfahrt nach China und Indien zu suchen; doch hatten auf beiden Reisen gewaltige Eismassen an den Küsten von Spitzbergen und Nowaja Semlja seinem Vordringen unüberwindliche Schranken entgegengesetzt. Trotzdem entschloß sich der kühne Seemann, dem Rufe der „Niederländisch-Ostindischen Gesellschaft“ zu folgen und den Versuch zu wiederholen, die Eisbarrieren des Nordostens zu durchbrechen.

Am 27. März des Jahres 1609 ging Hudson mit dem Schiffe „Halbmond“ von Texel aus in See, stieß aber im Anfang Mai jenseits des skandinavischen Nordkaps auf dichte Eismassen, die alle Hoffnung auf einen besseren Erfolg des Unternehmens vernichteten. Kurz entschlossen faßte Hudson den kühnen Plan, an den Küsten von Nordamerika nach einer Passage gen Indien zu suchen, durchschnitt in schneller Fahrt den Atlantischen Ozean, befand sich in den ersten Tagen des Juli auf den von vielen französischen Fischerbooten belebten Neufundlandbänken und kam am 12. Juli unter 43° nördl. Br. in Sicht der amerikanischen Küste.*)

Langsam kreuzte er bis zum 37° nördl. Br. hinunter, wandte sich dann wieder gen Nordosten und gelangte auf dem Wege, welchen achtzig Jahre zuvor Verrazano zuerst einschlug, bis an die eigentümliche Landzunge von Sandy Hook. Ohne sich aber, wie Verrazano, mit einer flüchtigen Untersuchung der herrlichen Bai, an deren Ufern sich heute die größte und mächtigste Stadt der neuen Welt erhebt, zu begnügen, drang Hudson kühn über die Bai hinaus in jenen majestätischen Fluß, welcher zu Ehren seines Entdeckers den Namen Hudson erhalten hat und der schönste Strom Amerikas genannt wird.**)

Es war am 12. September, als der „Halbmond“ die Westseite der Insel Manhattan passierte und langsam am Fuße jener gigantischen, lotrecht abfallenden Felsenmauer dahinglitt, die in einer ungebrochenen Linie auf eine Strecke von nahezu zwanzig englischen Meilen das Westufer des Hudson bildet und als „die Pallisaden des Hudson“ weltbekannt ist. Üppiger Baumwuchs bedeckte den Scheitel der nackten, bis 120 Meter hohen Basaltwände, durch deren senkrechte tiefe Rinnen hier und da einzelne Bäche in schäumenden Kaskaden hinabstürzten.

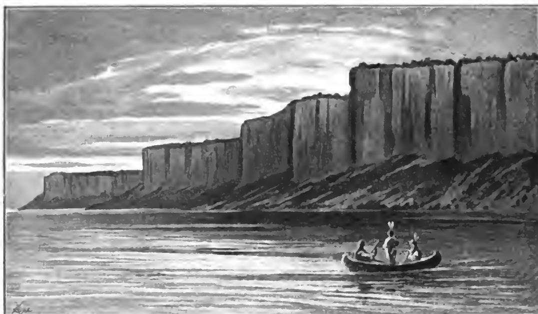
Oberhalb dieser schroffen und düsteren Felsenmauer erweiterte sich der Strom zu einem See von fast einer Meile Breite, der sogenannten Tappan Bai, an welche sich ein zweiter, noch imposanterer Wasserspiegel anschloß, an dessen Nordufer Berge von bedeutender Höhe und wunderbaren Formen sich zu einem Panorama von entzückender Großartigkeit zusammenschlossen. In majestätischer Ruhe rollte der breite Strom seine Wassermassen durch diese mit dichten Urwäldern bedeckten Gebirge dahin, deren trotzige Felsennasen mitunter drohend über die quirlenden Wasser hingen.

Hinter diesen großartigen Scenerien, die das sogenannte Hochland des Hudson bilden, breiteten sich die Gestade des schönen Flusses weiter aus und wurden die Blicke der Stromfahrer von einer imponierenden Gebirgskette gefesselt, in der einige wolkenumzogene Gipfel die Höhe von 1000 Meter erreichen.

Es waren die Catskill Mountains, über welche hinaus Hudson bis zu dem Punkte vordrang, wo der Fluß aufhörte, schiffbar zu sein. Während dieser Flußfahrt traten

*) In unseren Angaben folgen wir der von G. M. Asher herausgegebenen Sammlung von Dokumenten „Henry Hudson, the Navigator.“ Hakluyt Society, Jahrgang 1860.

**) In Justin Winsors History of America. vol. VI. p. 415 wird die Meinung ausgesprochen, der Hudsonfluß sei unter dem Namen Rio de Montañas oder Rio de Montaigne bereits anderen Seefahrern vor Hudson bekannt gewesen. Einzelne Holländer sollen auch bereits um das Jahr 1597 an den Delaware gekommen sein und verlautet, sie hätten daselbst kleine Befestigungen errichtet, in denen sie nicht nur vor den Winterstürmen, sondern auch vor etwaigen Angriffen der Indianer Schutz suchten. (Ders. IV, p. 396.)



Die Pallisaden des Hudson.

die Niederländer häufig mit den Eingeborenen in Verkehr. Dieselben waren kräftig gebaute, wetterfeste Gestalten und legten oft in ihren Kanoen bei dem Schiffe an, um Kürbisse, Bohnen, Mais, Trauben, Biber- und Otterfelle gegen europäische Waren zu tauschen. Auch brachten sie Tabak, den sie aus kupfernen Pfeifen rauchten.

Die Kleidung dieser Wilden beschränkte sich auf einige Felle, welche um Lenden und Schultern geschlagen wurden. Die Hütten lagen meist abseits vom Strome, so daß Hudson und seine Begleiter zu der irrigen Vermutung kamen, diese Wilden schliefen zumeist unter freiem Himmel.

Als Waffen führten sie Bogen und Pfeile. Die Spitzen der letzteren bestanden aus scharfen Steinen und waren mit einem harten Harz an den Schaft befestigt.

Im allgemeinen erwiesen sich diese Indianer freundlich, bekundeten aber einen großen Hang zum Stehlen und führte diese Untugend ein blutiges Scharmützel zwischen den Weißen und Rothäuten herbei. Der „Halbmond" war bereits auf der Fahrt stromabwärts begriffen, als ein Indianer Gelegenheit fand, verschiedene Gegenstände aus Hudsons Kabine zu stehlen. Er wurde dabei ertappt und erschossen. Seinen Tod zu rächen, versammelten sich gegen hundert indianische Krieger auf einer Landzunge und überschütteten das Schiff mit einem Hagel von Pfeilen, während zur selben Zeit andere Indianer von der Wasserseite her einen Angriff versuchten. Einige wohlgezielte Schüsse aus einer kleinen Kanone streckten sofort mehrere der Rothäute zu Boden, worauf die anderen angsterfüllt die Flucht ergriffen.

Weiter unbelästigt, erreichte Hudson am 4. Oktober die Mündung des Flusses und kam im November wieder in den Niederlanden an.

Obgleich er die gesuchte Passage nach Indien nicht gefunden hatte, so erregte sein Bericht über das herrliche neuentdeckte Land und den großartigen Strom bedeutendes

Aufsehen. Alle Teilnehmer an der denkwürdigen Fahrt hoben den ungeheueren Reichtum des Landes an Pelztieren hervor und beschlossen die Niederländer, diesen Reichtum energisch auszubeuten. Zahlreiche kleinere Expeditionen gingen nach dem Hudsonflusse ab und machten die an der Mündung desselben gelegene Insel Manhattan zum Mittelpunkte des Tauschhandels zwischen den Weißen und Indianern. Diese vierzehn englische Meilen lange und zwei Meilen breite Insel besaß auf ihrem unteren Ende einen kleinen See, an dessen malerischem Ufer das Dorf der Manhattan Indianer lag. Eine der ersten Expeditionen, welche nach der Manhattan Insel ging, war die des Kapitän



Scenerie am Hudson.

Adrian Block, dessen Brigantine „die Tigerin" im Spätherbste des Jahres 1613 verbrannte, als sie in Bereitschaft stand, eine große Ladung von Bärenfellen nach Europa zu bringen. Durch diesen Unfall sahen sich die Niederländer zu längerem Verweilen auf der Insel gezwungen und schlugen am Südende derselben mehrere primitive Blockhäuser auf, welche bis zur Vollendung einer neuen seetüchtigen Yacht als Wohnung dienten. Das neue Schiff erhielt den Namen „Oonrust" (die Rastlose) und segelte Block im Jahre 1614 auf ihm durch die schmale Meerenge Hell Gate (Höllengasse) in den Long Island Sund, erforschte die großen Flüsse Housatonic, Connecticut und Thames und kam an die bereits von Verrazano entdeckte Insel Louisa (vergl. S. 255), die aber seit dem Besuche des Niederländers den Namen Block Island trägt. Später befuhr Block die Küsten des Festlandes von der Narragansett Bai bis zu der nördlich von Boston gelegenen Nahant Bai.

Die Hütten, welche Adrian Block auf der Insel Manhattan baute, waren die ersten europäischen Wohnstätten auf dieser weltbekannten Insel, die immer mehr der Mittelpunkt der Handelsunternehmungen der Niederländer am Hudson wurde. Neben den primitiven Blockhäusern erhoben sich bald größere Lagerhäuser, der kleine Weiler gedieh zu einem Flecken und führten die Kaufleute zum Schutze desselben im Jahre 1623 ein Fort auf, das den Namen Nieuw Amsterdam „Neu Amsterdam" erhielt. Um in der Ausdehnung des Handelspostens unbeschränkt zu sein, veranlaßten sie im Jahre 1626 die Manhattan Indianer, die ganze Insel, deren Wert heute kaum noch abgeschätzt werden kann, gegen einen Betrag von vierundzwanzig spanischen Thalern (nicht ganz hundert Mark) abzutreten.

Von Manhattan drangen die Niederländer bis in das Thal des Mohawk und legten unterhalb seiner Mündung in den Hudson, an der Stelle des heutigen Albany, das Fort Orange an. Eine dritte Befestigung, Fort Nassau, lag unweit des heutigen Philadelphia und sicherte den Eingang in den Delawarefluß.

So hatten die Niederländer den wichtigsten Teil der Ostküste von Nordamerika besetzt und erstreckte sich Neu Niederland oder Neu Belgien (so tauften sie ihr Besitztum) vom Delaware bis zum Connecticut, von Nieuw Amsterdam bis zu den Jagdgründen der Irokesen.

Die Besiedelung dieses Kolonialgebietes machte trotz vielfacher Verwickelungen mit den verschiedenen Indianerstämmen rasche Fortschritte, bald aber erhielten die Niederländer sehr unwillkommene Mitbewerber um den Besitz des Landes, indem am Delaware die Schweden eine Kolonie Namens Neu Schweden errichteten, während die Engländer, welche sich in den heutigen Neu England Staaten festsetzten, zunächst das Thal des Connecticut, dann Long Island einnahmen und allmählich bis zum Hudson vordrangen. Dem energischen Gouverneur Peter Stuyvesant gelang es zwar, im Jahre 1655 Neu Schweden ohne Blutvergießen zu erobern, doch mußte er, als im Jahre 1664 ein Krieg zwischen England und den Niederlanden ausbrach, am 8. September Neu Amsterdam einer englischen Flotte, die plötzlich vor der Stadt erschien, übergeben. Neu Niederland fiel damit an die Engländer und wurde im Friedensschlusse zu Breda im Jahre 1667 förmlich an dieselben abgetreten. König Karl II. schenkte das Land seinem Bruder, dem Herzog von York, dem zu Ehren nicht nur der Name des Landes, sondern auch der Name der Stadt Neu Amsterdam in New York umgewandelt wurden.

Noch einmal sollte die Flagge der Niederländer über der Insel Manhattan wehen, und zwar, als im Jahre 1672 ein neuer Krieg zwischen den beiden rivalisierenden Mächten ausbrach. Sechshundert niederländische Soldaten landeten oberhalb der Stadt New York und zwangen die englische Besatzung zum Abzuge. Nach dem Einmarsche der Sieger erhielt die Stadt zu Ehren des Prinzen Wilhelm von Oranien, des damaligen Statthalters der Niederlande, den Namen Neu Oranien, doch blieb derselbe nur bis 1674 in Gebrauch, wo in dem zu London vollzogenen Friedensschlusse Neu Niederland zum zweitenmal an die britische Krone fiel und damit die Stadt wieder den Namen New York annahm. —

In Südamerika hatten die Niederländer, wie wir bereits auf Seite 234 schilderten, an der Küste von Brasilien sowie am Essequibo und in Guyana Niederlassungen gegründet. Während sie die Kolonien in Brasilien im Jahre 1661 den Portugiesen gegen eine Entschädigung von acht Millionen Gulden überließen, haben sie die Kolonie in Guyana, die ursprünglich den Namen Niew Zeeland führte, heute aber Surinam heißt, bis auf unsere Tage behauptet. Desgleichen besitzt Holland gegenwärtig noch die im Jahre 1632 von den Spaniern eroberte Insel Curaçao sowie einige kleinere benachbarte Eilande.



Neu Amsterdam.
Nach einem Kupferstiche aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts.

MISSISSIPI

PAYS DES APACHES ET DES PADOUCAS

PAYS DES OSAGES

LA LOUISIANE

NOUVEAU MEXIQUE

LAC SUPERIEUR

ILINOIS

FLORIDA

GOLFE DU MEXIQUE



Faksimile

einer im 1. Drittel des 18. Jahrhunderts von Joh. Bapt. Homann zu Nürnberg entworfenen Karte von Kanada, Louisiana, Florida und der Ostküste von Nordamerika.

Erläuterung: Wie aus der zwiefachen Nomenklatur hervorgeht, haben bei Anfertigung dieser Karte augenscheinlich sowohl englische, wie französische Karten zu Grunde gelegen. Treten an der Ostküste vorwiegend die damals gültigen englischen Benennungen auf, so sind in den französischen Besitzungen ausschließlich die französischen Bezeichnungen angewendet. Die Stämme der Irokesen sind unter dem Namen der Iroquois, die Ottawas als Outaouacs, die Fuchs-Indianer als Les Renards, die Kikapus als Quicapou, die Joways als Aiaouex, die Dakotas oder Sioux als Nadouessioux aufgeführt.

Der Atlantische Ocean erscheint als Mer du Nord; der Michigan See als Lac des Illinois, wohingegen der Name Michigan wohl irrtümlicherweise zugleich dem Huronen See beigelegt ist.

Die Karte hat ein besonderes Interesse dadurch, daß die um 1750 angenommenen Grenzen der einzelnen Gebiete angegeben sind, so sehen wir z. B. rechts oben die englische Kolonie Neu England. Das vormalige Neu Niederland ist bereits in die englische Kolonie New York umgewandelt, südlich schließen sich daran an die gleichfalls englischen Kolonien Pennsylvanien, New Jersey, Maryland, Virginien und Karolina. Noch nicht benannt sind Georgia und Delaware, auch die Teilung der Kolonie Neu England in die späteren Staaten Connecticut, Rhode Island, Massachusetts, New Hampshire und Maine hat sich noch nicht vollzogen.

Die Grenzen des spanischen Florida reichen nordöstlich noch bis zum Jordanflusse, dem heutigen Santee River, westlich bis zum Mobile, dem heutigen Tombigby River. Das ganze Gebiet vom Golfe von Mexiko bis zu den Großen Seen einerseits, von den Quellen des Ohio bis weit in die Prairien des Westens andrerseits ist von dem französischen Louisiana eingenommen, an welches sich nördlich das gleichfalls französische Kanada anschließt. Von Interesse sind die eingetragenen Reiserouten de Sotos, La Salles, Cavelliers sowie die angeblichen Routen des Paters Louis Hennepin.

Die Entdeckungen der Engländer in Amerika.





Die englischen Seehelden.

Die Wichtigkeit der großartigen Entdeckungen, welche die beiden Cabots nach einem wohldurchdachten Plane ausgeführt hatten, war ungewürdigt geblieben. Wilde Küstenstriche, wo der Lohn erst durch harte Arbeit dem Boden abgerungen werden mußte, waren ebensowenig nach dem Geschmacke der Engländer als wie der Spanier, deren Verlangen danach ging, durch die Eroberung gewaltiger Reiche schnell und mühelos Schätze

zu ernten. Man träumte von volkreichen Städten, von stolzen, mit Zinnen gekrönten Königsschlössern, in denen eine ähnliche Prachtentfaltung herrsche, wie man sie in den von hohen Minarets überragten Serails des Orients hatte kennen lernen. So kam es, daß man den Entdeckungen der Cabots nicht die verdiente Beachtung schenkte und daß diese während der nächsten fünfzig Jahre keine Nachfolger fanden.

Unternehmende Kaufleute, wie die Briten schon damals waren, begannen sie aber bald, mit den spanischen Kolonien in Westindien einen lebhaften Handel anzuknüpfen.

Ihrem Scharfblicke war es nicht entgangen, daß in den spanischen und portugiesischen Kolonien Amerikas das Bedürfnis nach kräftigen Sklaven, die in den Gold- und Silberbergwerken Verwendung fanden, immer stärker wurde und daß sich durch die von dem Bischof Las Casas angeregte Einfuhr von Negern große Vermögen erwerben ließen. Diese Neger konnten nur gewaltsam, durch Überfall und Raub von den afrikanischen Küsten gewonnen werden.

Der Erste, welcher derartige Sklavenjagden und Transporte unternahm, war William Hawkins aus Plymouth, der um das Jahr 1530 die Küsten von Guinea verheerte und einen lebhaften Menschenhandel nach Brasilien eröffnete. Seine Fahrten brachten ihm so großen Nutzen, daß andere Kaufleute sich gleichfalls dem schmachvollen Gewerbe zuwandten, an dem England nahezu drei Jahrhunderte hindurch stark beteiligt blieb.

Wie eigenartig die Anschauungen jener Zeit über diesen heute von allen civilisierten Völkern ausnahmslos verurteilten Menschenschacher waren, wird wohl dadurch illustriert, daß die jungfräuliche Königin Elisabeth von England einen Sohn des William Hawkins, den John Hawkins seiner großartigen Erfolge als Sklavenhändler und des Reichtums wegen, den er durch seine Fahrten England zugeführt hatte, zum Ritter schlug und ihm ein Wappen verlieh, das sehr bezeichnend einen auf blauen Wellen dahin laufenden goldenen Löwen auf schwarzem Grunde trägt, auf dem auch noch drei Goldstücke sichtbar sind. Die Helmzier besteht aus der halben Figur eines mit goldenen Kleinodien geschmückten Negers.


Das Wappen des John Hawkins.

Sir John Hawkins war ein sehr frommer Mann, finden sich doch unter den Befehlen, die er der Besatzung seiner Schiffe zugehen ließ, die Anweisungen, täglich Gott zu dienen und einander zu lieben.

Als er bei dem Überfall eines Negerdorfes nahezu in Gefangenschaft geriet und derselben Gefahr ausgesetzt war, die er selbst rücksichtslos über Hunderte von anderen Menschen verhängte, bemerkte er in dem Schiffstagebuche: „Gott, welcher alle Dinge zum besten wendet, wollte es nicht, daß ich gefangen werde, und so entrann ich mit seiner Hülfe der Gefahr.“ An einer anderen Stelle, wo er die Leiden schilderte, die man während einer langanhaltenden Windstille inmitten des Ozeans

erduldete, fügte er die Worte hinzu: „Der allmächtig Gott, welcher niemals zuläßt, daß seine Auserwählten (!) verderben, sandte uns endlich guten Wind.“

Dieser Frömmigkeit hatte Hawkins einige Jahre später zu danken, daß er in die obere Ecke seines Wappenschildes eine von Pilgerstäben flankierte Pilgermuschel anbringen durfte, als solle dadurch angezeigt werden, daß seine afrikanischen Sklavenjagden die wahren Kreuzzüge unter der Regierung der jungfräulichen Königin Elisabeth gewesen seien.

Nicht ohne Interesse ist es, zu vernehmen, wie der edle Brite seine Ware an den Mann zu bringen wußte. Indem er das Verbot des Königs Philipp II. von Spanien, der es seinen Unterthanen in Westindien aufs strengste untersagt hatte, mit Hawkins zu handeln, gänzlich ignorierte, brachte er seine Sklaven unter dem Vorgeben ans Land, einige derselben seien so krank und schwach, daß sie bei längerem Verbleiben auf den Schiffen zu Grunde gehen, dagegen aber, wenn ans Land gebracht, sich schnell erholen würden. Um ärmeren Ansiedlern die Gelegenheit zu geben, für ein geringes einen Neger zu erstehen, der bald wieder arbeitsfähig sei, wurde in der Regel von den Ortsbehörden der Handel stillschweigend gestattet. An kleineren Ortschaften wußte Hawkins die Behörden dadurch mundtot zu machen, daß er die Boote, in denen die Neger ans Land geschafft wurden, mit einer großen Zahl von Bewaffneten füllte. Auch nahm er einige Kanonen mit, deren auf die Ortschaft gerichteten Mündungen alle etwaigen Einwände der Behörden gar bald zum Schweigen brachten, worauf der Sklavenhandel seinen Anfang nahm.

Daß ein solches allem Gesetze Hohn sprechendes Verfahren Beschwerden gegen Hawkins zur Folge haben mußte, war selbstverständlich und wurde das von Philipp erlassene Verbot verschärft.

Der fromme Hawkins, der Nächstenliebe und Sklavenhandel in so vortrefflicher Weise zu vereinigen wußte, verfiel denn auch bald dem Verhängnisse und zwar auf seiner im Jahre 1567 unternommenen dritten Reise.

Die Fahrt nach Guinea war glänzend verlaufen und hatten seine fünf Schiffe, von denen der von ihm selbst befehligte „Jesus“ das größte war, reiche Ladung nach Westindien gebracht: fünfhundert Negersklaven, die man an den afrikanischen Küsten gewaltsam geraubt hatte. In den spanischen Kolonien angekommen, suchte er seine schwarze Ware wie früher bald im geheimen, bald gewaltsam unterzubringen. Die Ortschaft Rio de la Hache stürmte er förmlich, um von den Behörden die Genehmigung zur Eröffnung seines Handels zu erzwingen. In Cartagena, wo er ein gleiches versuchte, wurde er aber zurückgewiesen.

Bald danach, im Jahre 1568, sah Hawkins sich durch heftige Stürme gezwungen, in den Hafen von San Juan de Ulua im Golf von Mexiko einzulaufen und wurden seine Schiffe als die einer befreundeten Nation auch wohl aufgenommen, da England damals noch mit Spanien in leidlich guten Beziehungen stand. Daß er nicht sofort zwölf im Hafen liegende Schiffe überfiel, welche Silber im Werte von 200000 £ an Bord hatten, rechnete der Sklavenhändler sich später als ein Zeichen seiner Ehrlichkeit an.

Tags darauf erschien im Hafen von Ulua eine von Spanien und den westindischen Besitzungen kommende Flotte. Von den ungesetzlichen Gewaltmaßregeln des Hawkins hatte der Kommandant derselben ohne Zweifel gehört, denn kaum hatte er die Schiffe des berüchtigten Sklavenhändlers erkannt, als im Hafen eine förmliche Schlacht gegen denselben unternommen wurde, die damit endete, daß drei seiner Schiffe in den Grund gebohrt wurden und Hawkins selbst mit knapper Not mit den beiden anderen Schiffen entkam. Unter den Entronnenen befand sich außer Hawkins der später so berühmte Francis Drake, welcher eines der kleineren Fahrzeuge befehligte.

Mit diesem für Hawkins unglücklichen Tage begann eine blutige Feindschaft zwischen England und Spanien, und gingen die Seeleute des ersteren Landes nunmehr offen dazu über, die spanischen Kolonien und Schiffe in der rücksichtslosesten Weise zu plündern.



Type eines Feuerländers.
Nach einer Photographie.

Allen voran Francis Drake, von dem die spanischen Chronisten nur als dem „Erzpiraten des Erdkreises" reden, der wie ein Drache (Dragon) über Spaniens Kolonien hergefallen sei, um dieselben zu verwüsten.

Seinen ersten erfolgreichen Rachezug wider die Spanier unternahm Drake 1570 und 71, ein zweiter folgte 1572 und ergab ebenso reiche Beute. Während dieses Zuges kam Drake an die Landenge von Panama und wagte unter der Führung eines befreundeten indianischen Kaziken einen Marsch ins Innere, wo er von dem Gipfel eines hohen Gebirgszuges aus den Spiegel jenes gewaltigen, von Balbao entdeckten Weltmeeres erblickte, dessen Wogen die Gestade des goldreichen Peru bespülten. Außer den spanischen Fahrzeugen hatte noch kein Schiff einer anderen europäischen Nation die Fluten dieses geheimnisvollen Weltmeeres befahren und stieg in Drakes Brust das heiße Verlangen auf, der Erste zu sein, der auf dem großen Südmeer die Flagge Englands entfalte.

Aber erst im Jahre 1577 sollte sich Drakes Wunsch erfüllen, als er jene Erdumsegelung unternahm, durch die sein Name weithin berühmt wurde. Das zu diesem Zwecke auserlesene Geschwader bestand aus fünf Schiffen, von denen aber nur eines, der „Pelikan" die denkwürdige Reise vollendete.

In vorzüglicher Weise ausgerüstet und von vielen englischen Edelleuten und tüchtigen Seemännern begleitet, trat Drake am 5. November 1577 von Plymouth aus seine Fahrt an, durchschnitt, von vornherein der Route des Magalhães folgend, in südwestlicher Richtung den Atlantischen Ozean und nahm in der durch Magalhães berühmt gewordenen Julians Bai einen zweimonatlichen Aufenthalt, um die Schiffe für die gefährliche Fahrt durch die Magalhãesstraße in stand setzen zu lassen. Nachdem dies

geschehen, lief die Flotte am 20. August in den Eingang dieser Durchfahrt ein, welche von Osten her seit beinahe vierzig Jahren niemand wieder besucht hatte. Vom Winde begünstigt, passierten die Schiffe die gefährliche Straße innerhalb sechzehn Tagen, wurden aber gleich bei ihrer Ausfahrt von wütenden Weststürmen überfallen und nach allen Richtungen hin verschlagen, so daß Drake während seiner ganzen weiteren Reise nicht eines seiner Schiffe wiederfand. Er selbst sah sich auf dem „Pelikan" bis zum 57° s. Br. getrieben und kam auf solche Weise so weit in die Nähe des Südpols, wie noch niemand vor ihm.



Eine Feuerländerin mit Kind.
Nach einer Photographie.

In diesen Breiten sah er wieder Land und ging an einer kleinen Insel vor Anker, von der er Besitz ergriff, indem er sich an dem südlichsten mit Gras bedeckten Punkte auf die Erde warf und seine Arme ausbreitete, als wolle er, gleich wie einst Cäsar von Britannien Besitz genommen hatte, das ganze Ende der südlichen Hemisphäre umspannen.*) Der Prediger Francis Fletcher, der bei diesem Akte zugegen war und später die Reise Drakes schilderte**), sagt ausdrücklich, daß das gesehene Land eine Gruppe kleiner Inseln gewesen sei, und dürften dieselben wohl unzweifelhaft mit den Inseln des Diego Ramirez identisch sein.

Weiter sagt Fletcher, Drake habe auf der Rückfahrt gen Norden unter 55° s. Br. abermals Land gesehen und erkannt, daß das Feuerland nicht etwa, wie man bisher geglaubt habe, die nordwärts hinaufreichende Spitze eines großen südlichen Kontinentes sei, sondern sich südwärts in eine Menge kleinerer und größerer Inseln auflöse und daß der Atlantische und Stille Ozean sich hier verbänden und ein einziges großes zusammenhängendes Meer bildeten. „Das äußerste Kap von allen diesen Inseln," so heißt es in Fletchers Beschreibung, „steht in 56° s. Br. und kann von dort aus keine Insel oder Festland mehr gesehen werden."

Daß Drake demnach mit aller Wahrscheinlichkeit schon im Jahre 1578, lange Zeit

*) Winsor, History of America. III. 66.
**) The World encompassed by Sir Francis Drake. Das Werk erschien zuerst im Jahre 1628 zu London.

vor den Holländern die Südspitze Amerikas, das Kap Hoorn erblickt hat, ist unzweifelhaft.*) (Siehe Illustr. S. 305.)

Drake nannte die von ihm entdeckte Inselgruppe zu Ehren seiner Königin die Elisabethiden. Er fand auf denselben einzelne Eingeborene, die in primitiven Kähnen Fischfang trieben. Sie gehörten jener dunkelfarbigen unansehnlichen Menschenrasse an, die noch heute auf Feuerland und den benachbarten Eilanden ein überaus armseliges Dasein führt und in ihrer Nahrung fast ausschließlich auf Fische, Muscheln, Krabben, Robben und andere Seetiere angewiesen ist. Diese Feuerländer leben in kleinen Hütten, die aus einigen stärkeren Pfählen und Zweigen zusammengebogen und durch darübergelegte Felle, belaubte Zweige oder Erde gegen die Unbill der rauhen Witterung verwahrt sind.



Das Gefecht des „Pelikan“ mit dem „Cacafuego“.
Nach einem Stiche des 16. Jahrhunderts.

In ihrer Kleidung beschränken sich die antarktischen Wassermenschen noch heute vielfach auf höchst ungenügende Mäntel, die aus den Häuten der Pinguins oder Fettgänse, sowie aus den Fellen der Seehunde, Guanakos, Ottern und kleinen Nagetiere angefertigt werden. Als Waffen führen sie Bogen, Pfeile, Harpunen mit eingesetzten knöchernen Spitzen, sowie Schleudern. Die aus Birkenrinde gefertigten Kanoes sind äußerst primitiv und muß das eindringende Wasser beständig ausgeschöpft werden.

Nachdem Drake sich wieder zum Norden emporgearbeitet hatte, fuhr er längs der Westküste von Patagonien nach Chile und fiel wie ein Wolf über die silberreichen spanischen Niederlassungen her. Im Hafen von Valparaiso plünderte er zunächst ein großes Schiff und nahm von demselben außer ansehnlichen Vorräten an Wein Metallschätze im Werte von 37 000 Dukaten. In Tarapaca wurden 4000 Dukaten, an anderen Plätzen 800 Pfund Silber, 80 Pfund Gold, wertvolle Kruzifixe aus Gold und Edelsteinen erbeutet. Ein

*) Vergl. J. G. Kohl, Geschichte der Entdeckungsreisen zur Magellans Straße. Zeitschr. d. Gesellschaft f. Erdkunde. Berlin. XI.



Die „Goldene Gasse".
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Schiff in Callao mußte seine aus 1500 Silberbarren bestehende Ladung hergeben und kaum war dieselbe geborgen, als der „Pelikan" sich zur Verfolgung eines anderen Fahrzeuges, des „Cacafuego" aufmachte, das, wie man erfuhr, vierzehn Tage zuvor mit enormen Schätzen den Weg nach Panama eingeschlagen hatte.

Mit vollen Segeln eilte Drake hinter dem „Cacafuego" her, überholte ihn und beraubte ihn nach kurzem Gefechte seiner Reichtümer, die aus 26 Tonnen Silbers, 13 Kisten Goldes und vielen kostbaren Edelsteinen bestanden. Der Verlust, den hier Drake den Spaniern zufügte, belief sich auf $1^1/_2$ Millionen Dukaten.

Drake argwöhnte mit Recht, daß die Spanier in der Voraussetzung, er werde seinen Rückweg nach Europa wiederum durch die Magalhäesstraße nehmen, versuchen möchten, ihn in dieser Straße abzufangen, was, wie wir bereits auf Seite 156 erwähnten, auch thatsächlich der Fall war. Um sich dieser Gefahr nicht auszusetzen, beschloß er, in den noch unbekannten nördlichen Teilen von Amerika nach einem Durchlasse zu spähen, der die Rückkehr nach England ermögliche. In dieser Absicht segelte er die Westküste von Mittelamerika und der Halbinsel Californien entlang bis zur Höhe von 42° nördl. Br. An Stelle der tropischen Hitze, die bisher geherrscht, trat eine bittere Kälte, so daß sich nachts das Tauwerk des Schiffes mit Eis bedeckte. Auch traten dichte, übelriechende Nebel ein, weshalb man sich entschloß, umzukehren, um mildere Regionen aufzusuchen.

Allem Anscheine nach kam Drake bis zur Küste von Oregon und mag der Eintritt der von Nebel begleiteten kalten Witterung im Juni vielleicht auf die Nähe von Eisbergen zurückzuführen sein, die von den Gletschern Britisch Columbias und Alaskas hierher ihren Weg fanden.

Unter 38° 30′ lief der „Pelikan" in eine schöne Bai, in der man bis zum 23. Juli verweilte, um das Schiff auszubessern. Ob diese Bai mit der herrlichen Wasserfläche

identisch ist, an welcher heute die Weltstadt San Francisko liegt, ist nicht mit voller Bestimmtheit entschieden, doch neigen sich die meisten amerikanischen Historiker der Meinung zu, Drakes „Pelikan“ sei das erste europäische Schiff, welches durch die berühmte „Goldene Gasse“ in die Bai von San Francisko einfuhr.*)

Während ihres Verweilens hierselbst traten die Engländer in regen Verkehr mit den Eingeborenen des Landes, welche augenscheinlich die Fremdlinge als Götter betrachteten und sich in Aufmerksamkeiten gegen dieselben erschöpften. Sie brachten bunte Federn und ein eigentümliches Kraut zum Geschenk, welches sie „Tobah“ oder „Tabah“ nannten, von welcher Bezeichnung das Wort Tabak seinen Ursprung nahm. Auch veranstalteten die Wilden großartige Versammlungen, zu denen alle benachbarten Stämme herbeiströmten. Drake wurde bei dieser Gelegenheit mit einer Federkrone geschmückt und in feierlicher Ansprache von den Häuptlingen ersucht, die Herrschaft über das Land in seine Hand zu nehmen.

Die Eingeborenen lebten in Hütten aus Holzpfählen, die unten einen weiten Zirkel bildeten, oben aber sich gegeneinander neigten. Eine Lage thonigen Schlammes bedeckte dieses Holzgerüst und verhinderte das Eindringen des Regens. Die ziemlich niedrige Thür mußte dazu dienen, auch dem Rauch der im Innern der Hütte brennenden Feuer Austritt zu gewähren.

Nachdem Drake einen kleinen Ausflug ins Innere des Landes unternommen und mit Staunen den außerordentlichen Wildreichtum desselben wahrgenommen hatte, ließ er vor seiner Abfahrt am Strande einen Pfahl errichten und an denselben eine kupferne Platte mit einer Inschrift befestigen, die den Tag der Landung sowie der Besitzergreifung verkündete. Drake benannte das Land, dessen Boden allüberall Anzeichen von Gold und Silber zeigte, Neu Albion.

Am 23. Juli verließen die Engländer die gastliche Küste, deren Bewohner die Scheidenden noch dadurch grüßten, daß sie auf den Hügeln ein mächtiges Feuer entzündeten, dessen Rauchsäule den Seefahrern lange sichtbar blieb. —

Einen zweiten Versuch zur Auffindung einer Durchfahrt im Norden wollte Drake nicht machen, um aber die Rückkehr durch die Magalhäesstraße zu vermeiden, entschloß er sich, den Heimweg um die Südspitze von Afrika anzutreten. Die schwierige Fahrt gelang und lief der „Pelikan“ am 26. September 1580 glücklich wieder in den Hafen von Plymouth ein, überaus reiche Schätze England zuführend. Drakes Empfang war ein geradezu begeisterter, und wenn auch der spanische Gesandte am Hofe von England ihn des Seeraubes beschuldigte und seine Verurteilung verlangte, so wies die Königin Elisabeth die Klage aber ab, und reiste, ihre Abneigung gegen die Spanier dadurch in auffälligster Weise bekundend, am 4. April 1581 auf der Themse nach Deptford, wo damals der „Pelikan“ vor Anker lag, speiste mit Drake an Bord des Schiffes und schlug ihn zum Ritter.

Durch diesen Akt mußte Spanien aufs tiefste beleidigt werden und thatsächlich

*) Die einschlägigen Untersuchungen sind in Winsor, History of America. vol. III. p. 74 zusammengestellt.

führten die Verwickelungen, welche sich an diese Vorgänge knüpften, zu jenem im Jahre 1585 ausbrechenden furchtbaren Kriege, während welches Spaniens Weltherrschaft gebrochen wurde und dauernd an England überging.

Drake spielte in diesem Kriege eine Hauptrolle. Wohl ausgerüstet, segelte er 1585 mit 25 Schiffen und 2300 Soldaten nach Westindien, wo er die Städte Santo Domingo, Santiago, Cartagena und San Augustin eroberte und plünderte. 1588 half er neben Martin Frobisher, John Hawkins und Thomas Fenner unter Lord Effingham die spanische Armada vernichten. 1595 finden wir ihn mit John Hawkins wieder in den westindischen Gewässern, doch war den beiden das Kriegsglück nicht länger hold. Die Anschläge, Panama zu erobern, schlugen fehl, Hawkins starb angesichts der Küste, während Drake, der mit seiner Flotte den Hafen von Porto Cabello aufsuchte, einem tödlichen Fieber zum Opfer fiel, das ihn am 5. Januar 1595 hinwegraffte. Seine Leiche wurde in einen Bleisarg gebettet und ins Meer versenkt.

Längere Zeit wurde Drake das Verdienst zugeschrieben, zuerst die Kartoffel nach Europa gebracht zu haben, doch ist durch Alexander von Humboldt in seinem Werke „Neuspanien", durch Volz in seinen „Beiträge zur Kulturgeschichte" nachgewiesen, daß dies nicht das Verdienst Drakes gewesen ist, dem höchstens der Ruhm gebührt, die Kartoffeln bekannter gemacht zu haben. —

Neben Hawkins und Drake lernen wir noch einen dritten Freibeuter großen Stiles kennen, Sir Thomas Cavendish, der im Jahre 1586 gleich Drake Südamerika umschiffte, die spanischen Kolonien plünderte und nach vollbrachter Weltumsegelung am 9. September 1588 wieder in den Hafen von Plymouth einlief. Am 26. August 1591 brach Cavendish von neuem mit fünf Schiffen auf, brandschatzte die Küste von Brasilien, vermochte aber seinen Vorsatz, durch die Magalhäesstraße wiederum in den Großen Ozean einzudringen, des widrigen Wetters halber nicht zu vollführen. Er wurde nach mancherlei Abenteuern mit seinem Schiffe von der Flotte getrennt, auf den Ozean hinausgetrieben und hat man nie wieder etwas von ihm gehört. Eines der anderen Schiffe, das unter dem Befehle von John Davis stand, wurde gleichfalls weit östlich verschlagen und bekam Davis am 14. August 1592 einige Inseln in Sicht, „die noch niemand vor ihm erblickt hatte". Es waren die heutigen Falklands Inseln, die eine Zeitlang nach ihrem ersten Entdecker „Davis Southern Islands" hießen. Im Februar des Jahres 1594 untersuchte Richard Hawkins dieselben näher und nannte sie der jungfräulichen Königin Elisabeth zu Ehren sowie, um sich zugleich selbst neben ihr zu verewigen Hawskins Maidenland „Hawkins Jungfrauenland". Aber auch dieser Name haftete nicht an der grünen Inselgruppe, denn als im Jahre 1689 der englische Kapitän John Strong den nahezu vergessenen Archipel wieder aufsuchte, erhielten sie den Namen „Falklands Inseln", wohingegen die Franzosen sie zum Andenken an einige kühne Schiffer von St. Malo, die hier überwinterten und Seehundsfang trieben, „Isles Malouines" tauften.





Sir Walter Raleigh in Virginien und Guyana.

Noch bevor es im Jahre 1585 zu jenen Kämpfen kam, in deren Folge Spanien von seiner stolzen Höhe herabgeschleudert wurde, hatten die Engländer Versuche gemacht, sich in den von den Cabots entdeckten Teilen Nordamerikas festzusetzen und Kolonien anzulegen, wozu sie sich um so mehr berechtigt hielten, als sie das Festland von Amerika ein Jahr früher als Columbus aufgefunden hätten.

Die ersten Versuche einer derartigen Kolonisation datieren vom November 1578, wo Sir Humphrey Gilbert in Gemeinschaft mit seinem Halbbruder Walter Raleigh*) mit sieben Schiffen und 350 Mann nach der neuen Welt absegelte. Schwere Stürme zwangen aber die Schiffe zur Umkehr.

*) Der Name dieses seiner Zeit hochberühmten Mannes erscheint in nicht weniger als vierzehn verschiedenen Schreibweisen, von denen die von uns gewählte am meisten gebraucht wird.

Es währte mehrere Jahre, bevor die Pläne zur Gründung von Kolonien wieder aufgenommen wurden und zwar durch Walter Raleigh. Dieser echte Glücksritter hatte mittlerweile seinen Weg an den Hof der jungfräulichen Königin Elisabeth von England gefunden und, da er männliche Schönheit mit glänzendem Genie, grenzenlosem Ehrgeiz, außerordentlicher Thatkraft und vollendeter Galanterie verband, einen tiefen Eindruck auf das Herz der leidenschaftlichen und launenhaften Regentin gemacht. Von ihrer Gunst getragen, erkletterte Raleigh schnell eine Stufe nach der andern, und sah sich mit einer Reihe von sehr wertvollen Privilegien belehnt, durch die er bald zu großem Wohlstande kam. Mit Energie nahm Raleigh nunmehr seine Lieblingspläne, Amerika für England zu gewinnen, wieder auf und rüstete eines der fünf Schiffe aus, womit Humphrey Gilbert im Juni 1583 in See ging, um aufs neue den Versuch zu machen, an der Küste Nordamerikas Fuß zu fassen. Im August ging die Flotte in dem Hafen von St. John auf Neufundland vor Anker und ergriff der Befehlshaber im Namen der Königin Elisabeth Besitz von dieser Insel. Als die Flotte sich dem Festlande zuwandte, wurde sie von heftigem Sturm überfallen und zwei der Schiffe gingen zu Grunde, mit ihnen die Besatzung von mehr als hundert Mann nebst ihrem Befehlshaber Humphrey Gilbert.

Trotz dieses Mißgeschicks erlahmte Raleighs Eifer nicht, er erwarb im März 1584 einen neuen Freibrief und schickte bereits im folgenden Monate, am 27. April zwei Schiffe unter Philipp Amydas und Arthur Barlow abermals auf Entdeckungsreisen aus. Am 4. Juli kamen dieselben in Sicht der Küste von Nord Karolina, doch fanden sie erst eine Ankerstelle, nachdem sie hundertundzwanzig englische Meilen in nördlicher Richtung zurücklegten.

Eine zwanzig Meilen lange und sechs Meilen breite Insel, an welcher die Engländer landeten, zeigte sich über und über mit wildem Wein bedeckt und sah man in den Wäldern unglaubliche Mengen von Wild. Am dritten Tage erschienen einige Eingeborene, wohlgebildete und freundliche Menschen. Ein Häuptling, Namens Guanganimeo, ein Bruder des Königs Wingina, besuchte mit seinen Angehörigen die Engländer auf ihren Schiffen.

Durch dies vertrauenerweckende Entgegenkommen ermutigt, wagte es Barlow, mit sieben Mann dem Häuptling einen Gegenbesuch in der zwanzig Meilen entfernten, gleichfalls auf einer Insel gelegenen Ortschaft Roanoke zu machen. Die Ortschaft bestand nur aus neun Häusern, die mit zugespitzten Pallisaden umgeben waren, durch welche ein gewundener Eingang führte.

In Abwesenheit des Häuptlings bewirtete dessen Weib die Engländer in so freigebiger Weise, daß letztere, nachdem sie nach glücklich vollbrachter Fahrt in ihrer Heimat wieder anlangten, nicht genug die liebenswürdige Gastfreundschaft dieser Wilden preisen konnten, welche, frei von aller Arglist und Verräterei, in ihrem ganzen Betragen an die Menschen des goldenen Zeitalters erinnerten.

Die Schilderungen, welche Barlow und Amydas von dem neuentdeckten Lande gaben, versetzten ganz England in einen Rausch der Begeisterung und entzückten die Regentin so sehr, daß sie dem schönen Lande zur Erinnerung an die Thatsache, daß es

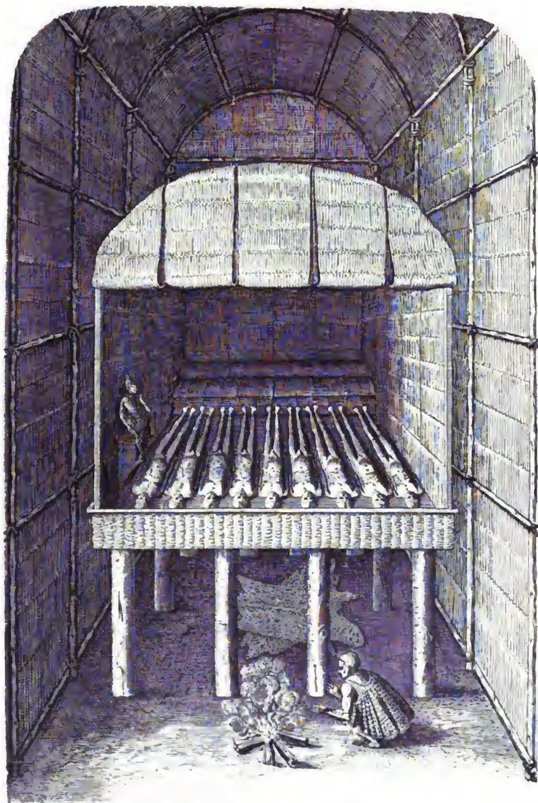
dem britischen Reiche unter der Regierung einer jungfräulichen Königin einverleibt worden, den Namen Virginia „Jungfrauenland“ verlieh. Raleigh wurde in Anerkennung seines Verdienstes um diese Bereicherung in den Adelstand erhoben. Ohne Säumen traf er nun Vorkehrungen, der Kolonie Bevölkerung zuzuführen. Schon am 9. April 1585 segelte eine neue Flotte unter dem Befehl Richard Grenvilles ab, um hundert Männer nach Virginien zu bringen, die unter der Führung von Ralph Lane den Grundstock einer großen Ansiedlung bilden sollten.



Eingeborene von Virginien.
Nach De Bry.

Die Kolonie wurde auf der Insel Roanoke angelegt und schrieb Lane über seine neue Heimat ganz begeistert: „Es ist das gesegnetste und herrlichste Land der Erde und bietet Raum für zahllose Menschen und Wohnstätten. Das Klima ist so gesund, daß wir, seitdem wir hierher gekommen sind, keinen Kranken unter uns haben. Besäße Virginien Pferde und Hornvieh und wäre es von tüchtigen Europäern bewohnt, so könnte kein Reich in der ganzen Christenheit sich mit ihm messen.“

Unter den Kolonisten befand sich auch ein Künstler, John White, dem wir eine Reihe von in Wasserfarben ausgeführten Darstellungen von Land und Leuten in Virginien verdanken. Diese wertvollen Gemälde, die noch gegenwärtig im Britischen Museum aufbewahrt werden, dienten De Bry als Vorlagen zu den Kupferstichen, mit denen er sein berühmtes Werk „Grand Voyages etc.“ illustrierte.



Ein Totenhaus in Karolina.

Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts.

Die Bilder zeigen uns die Bewohner von Virginien als schön gebaute Menschen mit ansprechenden Gesichtern. Die Frauen schnitten ihr über die Stirne niederhängendes Haar oberhalb der Augenbrauen ab, die Männer ließen dasselbe ziemlich lang wachsen, die Häuptlinge, Zauberer und hervorragenden Krieger aber schoren es in eigentümlicher Weise, so daß auf dem Scheitel ein schmaler Streifen stehen blieb, der an einen Hahnenkamm erinnerte. Manchmal wurde am Ansatze dieses Kammes eine lange Vogelfeder befestigt, desgleichen eine kurze hinter jedem Ohr und erhielt durch diesen Aufputz der Kopf das Ansehen, als sei er mit einer Sturmhaube bedeckt. Gesicht und Körper wurden bemalt, als Zieraten dienten Perlen aus Kupfer und Knochen, getrocknete Vogelfüße oder gar die präparierten Hände erschlagener Feinde. Häuptlinge zeichneten sich dadurch aus, daß sie eine viereckige Metallplatte an einer Halskette trugen. Als Kleidung dienten nicht nur Federmäntel, sondern auch trefflich zubereitete Felle, deren Säume in Fransen zerschnitten und mit Stickereien verziert wurden.

Nach Art der Floridaner pflegten die Bewohner von Virginien ihre Dörfer mit Pallisaden zu umgeben, aber es gab auch einzelne Ortschaften, welche dieses Schutzes entbehrten. Eine solche war z. B. das Dorf Pomeiooc, von dem wir eine größere Abbildung geben. Das im Vordergrunde mit A bezeichnete Gebäude diente religiösen Zwecken. Hier hielten die Zauberer und Wahrsager ihre Zusammenkünfte ab, zu denen kein Unbefugter Zutritt hatte. Das an 60 Schuh lange Gebäude besaß keine Fenster und empfing Licht nur durch die Thüre, die zumeist mit Matten verhangen wurde, um neugierige Blicke abzuschließen. Nahe dieser Stätte lag ein freier Platz (B), auf dem die den Göttern geweihten Opfer verbrannt wurden. Daneben stand eine zweite fensterlose Hütte, welche die Leichen der Häuptlinge umschloß. Dieselben ruhten auf einem drei Meter hohen Gerüst und waren künstlich präpariert. Dies geschah, indem man gleich nach dem Tode des Individuums den Leib desselben öffnete und die Eingeweide herausnahm. Danach zog man dem Körper die Haut ab und schälte das Fleisch von den Gliedern, um es an der Sonne zu dörren und später, in Matten gewickelt, den Mumien zu Füßen zu legen. Die entfleischten Skelette wurden durch die sorgfältig geschonten Sehnen zusammengehalten und mit Leder so umwunden, bis sie die Form von wirklichen menschlichen Körpern hatten. Nachdem nun die natürliche Haut wieder über diese Mumien gezogen war, legte man sie an den gebührenden Platz. Auf der Plattform des Gerüstes befand sich auch die aus Holz geschnitzte $1^1/_2$ Meter hohe Figur eines Götzenbildes, das in seiner abschreckenden Bemalung und seinem grotesken Aufputz nur dazu beitrug, den schauerlichen Eindruck der halbdunklen Halle zu erhöhen.

Die Bewachung der Mumien lag einem Priester ob, der unter dem Gerüste seine aus zwei Pantherfellen bestehende Schlafstätte hatte und sich an kalten Tagen durch ein Feuer erwärmen durfte.

Gegenüber diesem Hause des Todes, und von demselben durch eine breite Straße geschieden, befand sich ein großer freier Platz (C), der zur Abhaltung von Festlichkeiten

und Tänzen diente; daran schlossen sich ausgedehnte Felder, die teils Kürbisse (I), Mais (G), Tabak (H), Baumwolle (E) und andere Feldfrüchte hervorbrachten. Um dieselben vor den gefräßigen Vögeln zu schützen, erhoben sich da und dort die kleinen auf Pfählen stehenden Hütten der Feldhüter (F), die durch Geschrei die den Saaten verderblichen Tiere verscheuchen mußten. Die breite Dorfstraße, in deren Mitte nachts große Feuer unterhalten wurden (K), und wo auch größere Gelage stattfanden (D), führte zu einem kleinen See (L), der die Bewohnerschaft mit dem nötigen Wasser versorgte.

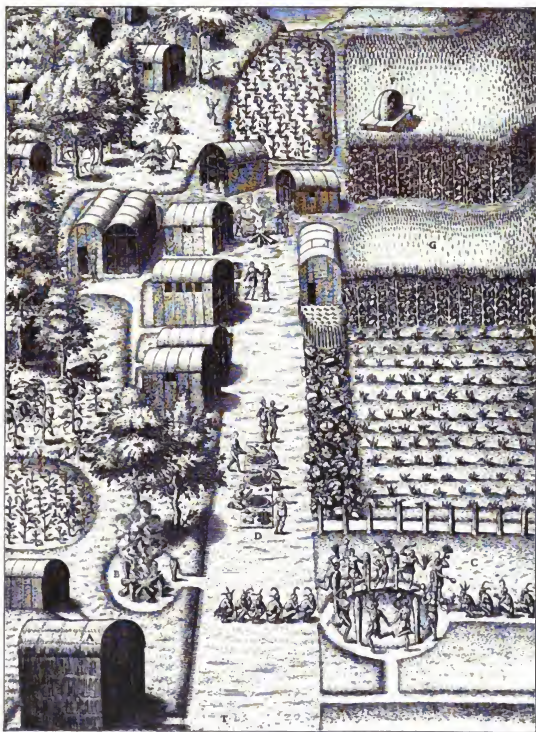
In Jagd und Fischfang waren die Eingeborenen von Virginien Meister und verstanden sie es in der letzteren Kunst nicht nur, die verschiedenartigen Bewohner des Wassers mit Speeren zu erlegen, sondern auch durch Reusen und andere sinnreiche Vorrichtungen zu fangen.

Waren die ersten englischen Besucher über das Benehmen der Eingeborenen des Lobes voll, so erwiderten die nachfolgenden Kolonisten dies freundliche Entgegenkommen leider mit Geringschätzung und Verachtung. Vielfach ließen sie sich Gewaltthaten und Grausamkeiten zu schulden kommen und wandelten bald die Zuneigung der Urbewohner in tiefen Haß um. Dieser Haß schlug in hellen Flammen empor, als Lane, der eine Verschwörung der Indianer befürchtete, den mächtigen Wingina mit mehreren seiner Häuptlinge zu einem Gastmahl in das von den Europäern aufgeführte Fort lud und dort seine arglosen Gäste ermorden ließ. Jene schändliche That brachte der Kolonie den Untergang, denn nun begannen die Indianer den Kolonisten alle Lebensmittel abzuschneiden, wodurch die Lage der Engländer eine unhaltbare wurde. Die Not war bereits hoch gestiegen, als Francis Drake zufällig auf der Heimreise von einem gegen die spanischen Besitzungen in Westindien unternommenen Raubzuge die Insel Roanoke anlief und gerne die Bitten der Bedrängten erfüllte, sie mit nach Europa zurückzunehmen.

Die wichtigste Errungenschaft, welche dieser erste Kolonisationsversuch herbeiführte, bildete der Tabak, den die Bewohner von Virginia „Uppowoc“ nannten. Die Spanier und Portugiesen hatten denselben bereits in Europa bekannt gemacht und nun sorgten auch die englischen Kolonisten, welche sich an seinen Genuß während ihres Aufenthaltes in Virginien gewöhnten, für die weitere Verbreitung. Auch brachten sie Kartoffeln mit und bauten dieselben zuerst auf den Besitzungen Raleighs in Irland an.

Vierzehn Tage nachdem Drake mit den Kolonisten Virginien verlassen hatte, traf Richard Greenville mit drei wohlbemannten Schiffen vor Roanoke ein, um Vorräte und Verstärkung zu bringen. Zu seinem Erstaunen fand er den Ort menschenleer und segelte darum nach England zurück, wo die Kolonisten bereits eingetroffen waren.

Raleigh ließ sich durch den Fehlschlag nicht entmutigen, nochmals einen Versuch zur Begründung einer Kolonie zu wagen und beförderte im April 1587 150 Ansiedler, darunter 17 Frauen nach Virginien. Anstatt auf Roanoke sollte die neue Kolonie an die nördlicher gelegene Chesapeake Bai verlegt werden, der von Raleigh zum Leiter der Kolonie erkorene John White besuchte aber zunächst Roanoke, um einige Männer mitzunehmen, die Greenville bei seinem letzten Besuche dort zurückließ. Er fand das ehemalige



Ein indianisches Dorf in Karolina.

Nach einem Kupferstiche des 16. Jahrhunderts.



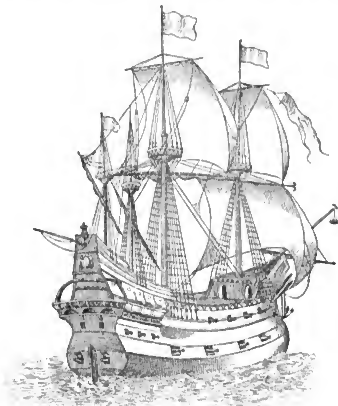
Virginische Indianer auf dem Fischfang.
Nach einem Kupferstiche von De Bry.

Fort niedergerissen und mit Unkraut überwuchert, Greenvilles Leute sämtlich ermordet. Mancherlei Umstände bildeten die Veranlassung, daß die Kolonisten auf Roanoke blieben und den Wiederaufbau der zerstörten Hütten begannen. Eine Tochter Whites, Eleanor Dare, gebar am 18. August hier ein Mädchen, welches den Namen Virginia erhielt.

Da die Eingeborenen die Grausamkeiten der Engländer nicht vergessen hatten und nichts zum Unterhalte der Fremdlinge beitrugen, so sahen dieselben sich bald gleichfalls

Entbehrungen ausgesetzt, weshalb White sich entschloß, nach England zu gehen und Hülfe zu holen.

Dort aber waren die Zeitverhältnisse sehr ungünstig für sein Begehren. Spanien hatte die Armada entsandt und alles erwartete in höchster Erregung den Verlauf der Ereignisse. So kam es, daß White erst im April 1588 mit zwei Schiffen nach Virginien abgehen konnte, unglücklicherweise traf er aber mit spanischen Fahrzeugen zusammen und erlitten seine Schiffe im Kampfe mit denselben derartige Beschädigungen, daß sie nach England zurückkehren mußten, ohne nach Roanoke gekommen zu sein.


Eine Fregatte des 16. Jahrhunderts.

Erst im Jahre 1590 gelang es White, als Passagier eines nach Westindien bestimmten Schiffes auf Roanoke zu landen, aber die dortige Kolonie war inzwischen zum zweitenmal verödet. In die Rinde eines Baumes fand er das Wort „Croatoan“ eingeschnitten und schloß er hieraus, die Kolonisten hätten sich nach diesem südwestlich vom Kap Hatteras gelegenen Wohnsitze des Häuptlings Manteo begeben. Im Begriffe, die Insel aufzusuchen, mußte das Schiff, welches White hierher gebracht hatte, infolge eines schweren Sturmes die offene See suchen und nach England zurückkehren.

Obwohl Raleigh bereits mehr als 40 000 £ auf die Kolonisierung Virginiens verwendet, machte er wiederholte Versuche, den Kolonisten in Virginien Hülfe zu bringen. Alle diese Versuche scheiterten und ist niemals eine sichere Kunde über das Schicksal der Unglücklichen nach Europa gelangt. —

Gebührt Raleigh der Ruhm, zuerst die Engländer zur Kolonisierung Amerikas veranlaßt zu haben, so ist der Mißerfolg seiner Bemühungen hauptsächlich in der Unerfahrenheit derer zu suchen, welche die Leiter des Unternehmens sein sollten. Ferner verhinderte der Krieg mit Spanien Raleigh, seiner Lieblingsidee die Sorgfalt zuzuwenden, welche die Ausführung derselben verlangte.

Noch war der Krieg nicht beendet, als Raleigh die Gunst der Königin dadurch verscherzte, daß er sich mit einer ihrer Ehrendamen, der schönen Elisabeth Throgmorton,

im geheimen vermählte, was die eifersüchtige Regentin so erzürnte, daß sie das Paar mehrere Monate in den Tower zu London einsperren ließ.

Es währte geraume Zeit, bis der Groll der Königin besänftigt und Raleigh aus seiner Gefangenschaft entlassen wurde. Es geschah dies, als gerade eine auf Raleighs Betreiben ausgesendete Flotte von Westindien zurückkehrte, wo sie die spanischen Kolonien geplündert und enorme Schätze erbeutet hatte. Raleigh war wieder der Löwe des Tages, um aber seinen Einfluß am Hofe wieder ganz herzustellen, beschloß er, durch eine kühne That noch mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dunkle Gerüchte von dem El Dorado und dem Goldlande waren nach England gedrungen und wie diese Gebilde einer überhitzten Phantasie bereits Tausende verlockt hatten, ihr Glück zu versuchen, so zogen sie auch den englischen Glücksritter mit magischer Gewalt in die Ferne.

Wie wir auf Seite 194—196 ausführlicher schilderten, hatten die Spanier vergeblich in den Wildnissen des nordwestlichen Südamerikas nach dem El Dorado und dem Goldlande geforscht und suchte man dieselben nunmehr in den noch fast gänzlich unbekannten Wildnissen, welche zwischen der Küste von Guyana, dem Orinoko und dem Amazonenstrom liegen. Zwar hatten die Spanier auch hierher im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts mehrere Expeditionen gesendet, dieselben verliefen aber erfolglos und verursachten ungeheuere Kosten und Verluste an Menschenleben.

Trotzdem Raleigh durch einen im Jahre 1594 ausgeschickten Kundschafter Namens Jakob Whiddon nur unbestimmte Nachrichten über El Dorado erhalten hatte, ging er doch am 9. Februar 1595 mit einer aus fünf Schiffen bestehenden Flotte von Plymouth aus in See. Er segelte geradeswegs nach der Insel Trinidad, überfiel die Stadt St. Joseph und nahm den dortigen Gouverneur Antonio de Berrio gefangen. Dieser hatte bereits selbst große Anstrengungen zur Entdeckung von El Dorado gemacht und besaß eine merkwürdige Reiseschilderung, die ein spanischer Abenteurer, Juan Martinez, niedergeschrieben hatte. Derselbe war mit Diego Ordaz im Jahre 1531 an den Orinoko gekommen (vergl. S. 194), eines Vergehens halber in der Wildnis ausgesetzt und seinem Schicksale überlassen worden.

In seiner angenscheinlich aus Lügen zusammengesetzten Reisebeschreibung gab Martinez an, er sei von den Eingeborenen gefangen und mit verbundenen Augen weit ins Innere des Landes geschleppt worden. Nach langer Wanderung hätten sie ihm die Binde abgenommen, worauf er gesehen, daß er sich in den Mauern einer ungeheuer großen Stadt befand. In dieser will Martinez mehrere Monate verweilt und unermeßliche Schätze an Gold und Edelsteinen gesehen haben. Als er nach siebenmonatlicher Gefangenschaft in Manoa (dies war der Name der Stadt) die Freiheit erhielt, beschenkten ihn die Bewohner mit einer großen Menge Goldes, welches aber feindlichen Indianern zur Beute fiel.*)

*) Trotzdem das Lügengewebe dieser Erzählung unschwer zu erkennen ist, schenkten die Spanier ihr Glauben und sandte der Gouverneur Berrio einen speziellen Boten nach Spanien, um dem Könige einen Plan zur Eroberung von Manoa vorzulegen. Auf sein Betreiben kam thatsächlich eine großartige

Raleigh glaubte an das Vorhandensein der großen Stadt Manoa und drang nach kurzem Verweilen auf Trinidad mit vier Booten durch den nordwestlichen Arm des Orinoko in das eine ungeheure Wildnis bildende Delta desselben ein.

„Kein Teil der Erde hat großartigere Urwälder aufzuweisen, als das Delta des Orinoko. Ungeheure, brettartig auslaufende oder schlangenartig gewundene Riesenwurzeln, nach allen Seiten umher sich windend, gigantische, seltsam geformte graue Stämme, halb in den Fluß gestürzte Bäume, über das Wasser hervorragende stachlige Palmenkronen, auf dem Wasser schwimmende, runde, ausgezackte Purpurblätter großer Nymphäen, azurblaue Blütenrispen der Pistia stratiotes mit salatähnlichen Blättern, eine lange Reihe pallisadengleich sich hinziehender brauner Stengel mit graziös aufrecht stehenden Pfeilblättern des Mucumucu, alles dies, verwoben von dichten Guirlanden scharlachrot, gelb und weiß blühender Bignonien, Bauhinien, Paullinien, Passifloren und einer Menge unbekannter anderer schönblühender Schlingpflanzen bildet den Untergrund des Urwaldes an der Orinokomündung.

Darüber erheben sich die riesigen Urwaldbäume mit großen, lederartigen glänzenden Blättern, eine dichte kolossale, dunkelgrüne Pflanzenmauer bildend, die nur hier und da von den ungeheuren, schirmartigen Kronen des durch einen dicken, in der Mitte tonnenartig aufgeschwollenen Stamm des Ceiba, wie von der hohen, alles überragenden pyramidenförmigen Krone der Santa Maria, die über und über mit prachtvoll dunkelkarminroten Blütenrispen und langen Blättern geschmückt ist, unterbrochen wird.

Aus dem dichten Urwaldgebüsch ragen die zwanzig Fuß langen ungeteilten Wedel der Timichepalme und ihre jungen, in leuchtend gelber und blaßrosa Färbung prangenden Riesenblätter stehen in scharfem Kontrast zu dem dunklen Grün ihrer Umgebung.

Hoch darüber reckt die Sejepalme ihre breiten, glänzenden, die Sonnenstrahlen auf das blendendste reflektierenden Wedelkronen empor, während ihre Verwandte, die zierliche, auf dünnem schlanken Stamme sich erhebende Manaque für ihre graziös gestellten herabhängenden Wedel mit einem bescheideneren Plätzchen vorlieb nimmt. Den eigentümlichsten Anblick bieten die auf 100—200 Fuß hohen, grauen glatten Stämmen prangenden kolossalen Blätterkronen der Moriche, die ihre umfangreichen, auf dicken langen Blattstielen sitzenden Fächerblätter nach allen Richtungen hin ausbreiten. Ihr fünf bis sechs Fuß langer Spadix, mit tausend dunkelroter schuppiger Früchte besetzt, ragt horizontal ausgestreckt, jedoch mit herabhängenden Zweigen, unterhalb der Krone aus der Basis der Blattstiele hervor, und eine Lage vertrockneter, braunroter Wedel hängt steif am Stamme herab, von dem leisesten Lufthauche spielend hin und her getrieben.“*)

In diesen großartigen Wildnissen trafen die Abenteurer mehrfach mit den Tiuitivas

Expedition unter Domingo de Vera zu stande, an der gegen 2000 Personen teilnahmen. Diese Expedition segelte nur siebzehn Tage später, nachdem Raleigh Plymouth verlassen hatte, am 23. Februar 1595, von San Lucar ab, wurde aber von unsäglichem Mißgeschick verfolgt und total vereitelt. Kaum dreißig der Unglücklichen kehrten völlig heruntergekommen nach Europa zurück. — **Robert Schomburgk**, The discovery of the large, rich and beautiful Empire of Guyana. Hakluyt Society 1848. p. 18 flg.

*) C. F. Appun, Unter den Tropen. Bd. I. S. 482.

Indianern zusammen, welche sich in zwei Stämme schieden, die Ciauani und Warauite, von denen die letzteren noch heute in Guyana weit verbreitet und als vortreffliche Bootbauer bekannt sind. Die im Delta wohnenden Indianer lebten während der Regenzeit, wo die Fluten der unzähligen Stromarme alles Land weit und breit überschwemmten, auf den Bäumen, zwischen deren Ästen sie ihre Wohnstätten aufschlugen.

Alle diese Eingeborenen waren Kannibalen und manche Stämme übten den seltsamen Brauch, daß sie die Gebeine ihrer Verstorbenen zu Pulver zerstießen, dasselbe den Getränken beimischten und verschluckten. Andere wieder setzten ihre Toten in Hüllen



Eine indianische Grabstätte am Orinoko.

aus Palmenblättern auf niedrigen Gerüsten so lange aus, bis alles Fleisch von den Gebeinen geschwunden war, worauf die letzteren gesammelt, zusammengefügt und mit Federn und Goldschmuck beladen in der Hütte des Toten aufgehängt wurden.

Mit ungeheurer Mühe erzwangen die Engländer sich einen Weg gegen die gewaltige Strömung, traten bei dem indianischen Dorfe Arowacai in den eigentlichen Orinoko ein, schifften denselben aufwärts bis zur Mündung des Rio Caroni und drangen zu den großartigen Fällen dieses Flusses vor, der in mehreren Absätzen über turmhohe Felsen herniederstürzte, um in mächtige weiße Staubwolken zu zerstieben. Der Anblick dieser Katarakte machte auf Raleigh einen überwältigenden Eindruck durch die ungeheure Wassermasse, die gleich einem riesigen Schleier die grauschwarzen Felswände herabfiel, um

sodann, Nebelwolken gleich, vom Luftzuge weit hinweggeführt zu werden. Kein menschliches Wesen, keine Hütte war in dieser wilden Einsamkeit zu sehen, nur die großartig schöne Natur, die seit Jahrtausenden sich immer und immer wieder aufs neue ergänzte.

Raleighs Besuch an den Fällen des Rio Caroni fiel in die Zeit, wo die Flüsse zu schwellen begannen und eine so reißende Strömung erlangten, daß jedermann die Unmöglichkeit einsah, gegen dieselbe anzukämpfen. Obwohl Raleigh glaubte, das Goldland sei nur noch zweihundert Meilen entfernt, so mußte er sich doch zur Rückkehr entschließen, da der mitgeführte Proviant völlig zur Neige ging.



Eingeborene von Guyana.
Nach R. Schomburgk, „Views in Guyana“.

Wenngleich die Expedition ihren Zweck nicht erreichte, so deuteten aber mancherlei Anzeichen darauf hin, daß Guyana reich an wertvollen Metallen und Steinen sei. Erfolgreich waren die Bemühungen, die Eingeborenen für die Sache der Engländer zu gewinnen. So versprach ein alter Häuptling, Topiawari, die verschiedenen am unteren Orinoko wohnenden Stämme zu einem Bunde zu vereinen, um bei Raleighs Rückkehr nach Guyana in Gemeinschaft mit ihm gegen die ihrer Grausamkeit halber gehaßten Spanier zu kämpfen.

Zur Bekräftigung des Bundes ließ der Häuptling es geschehen, daß sein Sohn die Engländer in ihre Heimat begleitete, dagegen vertrauten sich seinem Schutze zwei Europäer an, die von Raleigh den Auftrag erhielten, bis zu seiner Wiederkehr das Land zu erforschen und die Lage der Stadt Manoa auszukundschaften.

Gegen Ende des Sommers kam Raleigh wieder in England an und veröffentlichte bald darauf eine farbige Reiseschilderung,*) die reich an interessanten und zutreffenden Beobachtungen ist. Nur wo Raleigh auf die Berichte anderer angewiesen ist, wird der Wert seiner Schilderung durch mancherlei Fabelgeschichten beeinträchtigt. Unter anderem schreibt Raleigh über die Amazonen, von welchen die Eingeborenen erzählten, diese streitbaren Weiber lebten in den Wildnissen des südlichen Guyana und seien äußerst grausam. Männer würden unter ihnen nicht geduldet und nur einmal im Jahre fände

*) The Discoverie of the Large, Rich and Bewtiful Empire of Guiana, with a relation of the Great and Golden City of Manoa (with the spaniards call El Dorado) etc. London 1596.

eine Zusammenkunft der Amazonen mit benachbarten Stämmen statt, bei welcher Gelegenheit ein jedes der Weiber für mehrere Wochen einen Gefährten erwähle. Nachdem unter gemeinschaftlichen Tänzen und Gelagen ein voller Monat verbracht sei, kehrten die Krieger in ihre Heimat zurück. Die dem flüchtigen Bunde entsprossenen Knaben würden getötet oder ihren Vätern ausgeliefert, die Mädchen dagegen zurückbehalten und in allen kriegerischen Dingen erzogen.

Auch giebt Raleigh die Erzählungen der Eingeborenen über sonderbar gestaltete Menschen wieder, die eines Kopfes gänzlich ermangelten, die Augen in den Schultergegenden und den Mund inmitten der Brust besäßen.

Da Raleigh durch den fortdauernden Krieg mit Spanien an die Heimat gefesselt blieb, so sandte er im Jahre 1596 die Kapitäne Keymis und Berry nach Guyana, um die Erforschung des Landes fortzusetzen, doch hatten dieselben nur einen geringen Erfolg. Um seine Kolonisationspläne energischer betreiben zu können, suchte er die Krone für dieselben zu interessieren, zum Unglück aber starb die Königin Elisabeth und ihr Nachfolger, Jakob I., war gegen den vielbeneideten Raleigh gänzlich eingenommen. Aus Verdruß hierüber soll Raleigh einen Bund veranstaltet haben, das Scepter aus Jakobs Händen in die der Arabella Stuart zu legen. Genaue Beweise für diese Angaben sind nicht vorhanden, aber die Feinde Raleighs wußten ihren Einfluß so zu Ungunsten desselben zu verwenden, daß der in Anklagezustand versetzte Raleigh wegen Hochverrats zum Tode verurteilt wurde. Der König wandelte diese Strafe in eine dreizehnjährige Gefangenschaft um, die Raleigh im Tower zu London zumeist mit der Abfassung einer großen Weltgeschichte verbrachte. Doch genügte einem Manne von Raleighs Thätigkeit diese Sphäre auf die Dauer nicht. Unablässig schweiften seine Gedanken nach dem schönen Guyana hinüber und endlich wußte er es mit Hülfe mächtiger Freunde zu erreichen, daß der König ihn im Jahre 1616 aus der Haft entließ und ihm die Erlaubnis zu einer neuen Expedition nach Guyana erteilte.

Im Juni 1617 segelte Raleigh, begleitet von seinem Sohne, mit elf Schiffen ab, doch schlug das Unternehmen gänzlich fehl, da nicht nur Raleigh heftig am Fieber erkrankte, sondern die Spanier auch alle Vorkehrungen zur Vereitlung seiner Expedition trafen. Der schlaue spanische Gesandte am Hofe von England hatte es verstanden, dem Könige die Pläne Raleighs zu entlocken, worauf die Regierung Spaniens nicht nur alle Hebel in Bewegung setzte, dieselben zu durchkreuzen, sondern es auch erreichte, daß Raleigh das strenge Verbot erteilt wurde, keine Streitigkeiten mit den Spaniern zu beginnen, mit denen England zur Zeit gerade auf Friedensfuße stand.

Von Trinidad aus sandte Raleigh den Kapitän Keymis mit mehreren Hundert Mann voraus an den Orinoko, wo derselbe zu seinem Erstaunen an der Mündung des Caroni eine Stadt Santo Thomé erblickte, welche von den Spaniern seit Raleighs erstem Besuche in Guyana angelegt worden war. Die Bewohner derselben beschossen die nahenden Engländer aufs heftigste, mußten aber vor der Übermacht die Stadt räumen. Die Engländer behaupteten dieselbe mehrere Wochen, traten jedoch den Rückzug an, als die Spanier die Indianer der Umgegend aufboten und die Zahl der Engländer durch mehrere glückliche

Ausfälle so reduzierten, daß keine Aussicht blieb, Guyana für Raleigh zu behaupten. Vor ihrem Abzuge zündeten die Engländer Santo Thomé an und ließen keinen Stein auf dem andern.

Der kaum zu stande gekommene Friede zwischen England und Spanien erlitt durch diese mißglückte Expedition eine empfindliche Störung und wurde Raleigh nach seiner Rückkehr nach England auf Ansuchen des spanischen Gesandten verhaftet und wegen eigenmächtigen Friedensbruches abermals zum Tode verurteilt.

Am 29. Oktober 1618 fiel Raleighs Haupt unter dem Beile des Henkers und damit schied der eigentliche Urheber des englischen Kolonialreiches auf dem Boden des amerikanischen Kontinents aus dem Leben.





Jo Smith.

Die Begründung des englischen Kolonialreiches in Nordamerika.

Es war das große Verdienst Walter Raleighs, daß durch sein unentwegtes Festhalten an den gefaßten Plänen, durch die befruchtende Aufmunterung, welche er auf seine Zeitgenossen übte, das große Werk der Kolonisation Amerikas nicht ins Stocken geriet.

So sehen wir bereits am 26. März 1602 den Kapitän Bartholomeus Gosnold in der kleinen Barke „Concord" von Falmouth nach Amerika segeln. Mit ihm ging eine Anzahl Kolonisten nach der neuen Welt, deren Küste am 14. Mai am Horizonte empor tauchte. Diese Gestade gehörten dem heutigen Maine an. Da Gosnold keine geeignete Landestelle fand, umschiffte er eine große sandige Landzunge, die er wegen der

Menge der dort vorkommenden Stockfische Kap Cod*) „das Stockfisch Kap" nannte und warf erst an einer Gruppe kleiner bewaldeter Inseln Anker, die südöstlich von der durch Verrazano entdeckten Narragansett Bai liegt und die Elisabeth Inseln heißt.

Auf dem unbewohnten Eilande Cuttyhunk errichteten die Ansiedler ein festes Steinhaus, von wo sie verschiedene Streifzüge nach dem Festlande unternahmen. Als aber Gosnold die Heimreise nach England antrat, fehlte den Kolonisten der Mut, in der Wildnis zurückzubleiben und kehrten sie, nachdem sie das Schiff mit einer Ladung der damals in der Heilkunde hochgeschätzten Sassafraswurzeln sowie mit Cedernholz und Fellen befrachtet hatten, wieder nach England zurück.

Die begeisterten Schilderungen von der Schönheit und Fruchtbarkeit des neuen Landes veranlaßte einige Kaufleute aus Bristol, am 10. April 1603 die beiden von Martin Pring befehligten Schiffe „Speedwell" (Ehrenpreis) und „Discoverer" auszusenden und kamen dieselben zu Anfang Juni in die Massachusetts Bai. In der Nähe des Plymouth Hafens erbauten die Sassafrasjäger eine Befestigung, kehrten jedoch, nachdem sie eine Ladung Sassafras eingenommen, gleichfalls nach Europa zurück.

Zwei Jahre später landete Georg Waymouth an der kleinen Insel Mouhegan, segelte zum Festlande hinüber, erforschte den unteren Lauf des Kennebecflusses und trieb einen erfolgreichen Tauschhandel mit den Eingeborenen, von welchen er fünf gewaltsam entführte.

Diese ziemlich lukrativen Fahrten lenkten immer mehr die Aufmerksamkeit der englischen Kaufleute auf die kommerzielle Bedeutung der Küstenländer von Nordamerika und bildeten sich im Jahre 1606 zwei große Handelsgesellschaften, von denen die eine den Namen „London Company", die andere „Plymouth Company" annahm. König Jakob verteilte unter diese beiden Gesellschaften die von den Engländern gemeinhin „Virginia" genannte Ostküste der heutigen Vereinigten Staaten von Nordamerika derart, daß die erste Gesellschaft den zwischen 34 und 38° n. Br. gelegenen Landstrich Süd Virginien, die Plymouth Company hingegen das zwischen 41 und 45° n. Br. gelegene Nord Virginien zugesprochen erhielt, um daselbst Kolonien zu gründen.

Der zwischen diesen beiden Landstrichen gelegene Teil wurde, obwohl noch kein Engländer seinen Fuß dorthin gesetzt hatte, gleichfalls von den Briten beansprucht, so wenig aber diese die Rechte anderer Nationen achteten, ebensowenig sahen sie die ihrigen von den Niederländern gewürdigt, die sich zwischen dem 40 und 41° n. Br. festsetzten und hier ihr Kolonialreich Neu Niederland gründeten, dessen Geschichte wir bereits erzählt haben.

Die beiden englischen Gesellschaften ergriffen fast zu gleicher Zeit Maßregeln zur Kolonisierung ihrer Ländereien, hatten anfänglich aber beide mit diesen Versuchen nur sehr geringe Erfolge. In Nord Virginien, wo im Sommer 1607 die ersten hundert Kolonisten unfern der Mündung des Kennebecflusses bei Sagadahoc ein kleines, durch Pallisaden geschütztes Fort erbauten, gestalteten sich infolge eines sehr harten Winters

*) Der Kabeljau oder Stockfisch wird von den Engländern Cod-fish genannt.

und schwerer Krankheiten die Zustände so mißlich, daß einmütig beschlossen wurde, wieder nach England zurückzukehren. Nach diesem Fehlschlage beschränkte sich die Plymouther Gesellschaft jahrelang auf Tauschhandel mit den Eingeborenen und auf Fischfang in den in ihren Gebieten gelegenen Gewässern.

Mit unsäglichen Schwierigkeiten hatte auch die Londoner Gesellschaft in Süd Virginien zu kämpfen. Sie sandte am 1. Januar 1607 drei Schiffe mit hundertundfünf Kolonisten dorthin mit der Weisung, auf der Insel Roanoke zu landen, wo vor zwei Jahrzehnten Raleighs Kolonie zu Grunde gegangen war. Stürme trieben die Fahrzeuge über die Insel Roanoke hinaus in die Chesapeake Bai, deren äußerste Spitzen die noch heute gültigen Namen Kap Henry und Kap Charles erhielten. Eine mit hohem Walde bedeckte Landzunge, an welcher die Kolonisten rasteten, taufte man Point Comfort, dagegen behielt man den indianischen Namen eines bei dieser Landzunge mündenden Flusses, Powhattan, bei. Zehn Meilen oberhalb der Mündung dieses Stromes gründeten die Kolonisten eine Niederlassung, die zu Ehren des Königs von England Jamestown genannt wurde.

An einem herrlichen Maitage erscholl hier aus dem Munde des Priesters Robert Hunt, der die Kolonisten begleitete, die erste Predigt in englischer Zunge auf dem Boden Nordamerikas. Die junge Kolonie hatte schwer um ihr Dasein zu kämpfen, der Boden, auf dem die Blockhäuser standen, erwies sich als ungesund und bevor der Herbst endete, schlummerte die Hälfte der Ansiedler bereits unter dem grünen Rasen.

Vielleicht wäre auch diese Kolonie zu Grunde gegangen, wenn nicht der wackere Kapitän John Smith, ein in mancherlei Kriegszügen gegen die Franzosen, Spanier und Türken erprobter Soldat energisch die Führung übernommen und mit starker Hand die Ansiedlung über die Zeiten des Ungemachs hinweggeführt hätte.

Der Thätigkeit des John Smith ist auch die erste genauere Erforschung Virginiens zu verdanken. In einem kleinem Ruderboote und nur von wenigen Leuten begleitet, befuhr er die unzähligen Wasserläufe, welche sich in die unvergleichliche Chesapeake Bai ergießen, die volle vierhundert englische Meilen weit ins Land hineinreicht. Daß diese Streifzüge mit großen Gefahren verbunden waren, ergab sich, als Smith eines Tages den von Nordwesten her in den Powhattan oder Jamesfluß mündenden Chickahomini hinauffuhr und bei dieser Gelegenheit in die Gefangenschaft der Indianer geriet, welche ihn von Ort zu Ort bis zu ihrem mächtigen Häuptling Powhattan schleppten. Dieser wollte den Abenteurer töten lassen und schon hatten die schauerlich bemalten Wilden einen großen Stein vor dem Häuptling niedergelegt, um auf demselben den Kopf des Gefangenen mit Keulenschlägen zu zerschmettern, als im entscheidenden Moment Pocahontes, die junge Tochter des Häuptlings vorsprang, ihre Arme um den Kopf des dem Tode Geweihten schlang und um sein Leben bat.

Nur ungern bewilligte Powhattan die Bitte seiner Lieblingstochter und kehrte Smith bald darauf nach Jamestown zurück, um wieder die Leitung der jungen Kolonie zu übernehmen, die durch neue Zuzüge aus England sehr willkommene Verstärkung erhielt. So brachte im Jahre 1608 der Kapitän Newport hundertundzwanzig, im darauffolgenden

Jahre siebzig neue Ansiedler, darunter befanden sich zwei Frauen, die Gattin von Thomas Forrest und ihr Dienstmädchen Anna Burrows, deren baldige Hochzeit mit dem Zimmermann John Laydon die erste war, die zwischen Weißen in Virginien geschlossen wurde.

Im Jahre 1609 zählte Süd Virginien bereits an fünfhundert Kolonisten und als John Smith infolge einer schweren Verwundung durch eine Pulverexplosion sich genötigt sah, nach England zu gehen, um ärztliche Hülfe anzurufen, schied er in der Hoffnung, daß die Kolonie die schwerste Zeit überstanden habe und ruhiger Entwickelung entgegen gehe.


Der Häuptling Powhattan und sein Kriegsrat.
Nach einem Holzschnitte aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Diese Hoffnung erwies sich leider als eine trügerische, denn bereits während des folgenden Winters brachte eine furchtbare Hungersnot dem aufblühenden Gemeinwesen nahezu den Untergang. Jene Schreckenszeit, die noch heute in Virginien als „the starving time“ bekannt ist, reduzierte die Zahl der Ansiedler binnen sechs Monaten von vierhundertundneunzig Personen auf sechzig und schon hatten diese letzten in Verzweiflung vier Pinassen bestiegen, um nach Neufundland zu flüchten, als sie an der Mündung des Jamesflusses durch den Anblick weißer Segel erfreut wurden. Es war Lord Delaware, ein vom Könige der Kolonie Süd Virginien vorgesetzter Gouverneur, welcher nicht nur neue Einwanderer, sondern auch reiche Vorräte brachte und der Schreckenszeit ein Ende bereitete.

In der Folgezeit entwickelte sich die Kolonie rasch, besonders als Sir Thomas Dale, der Nachfolger Lord Delawares, die Aufmerksamkeit der Kolonisten auf den Anbau des Tabaks lenkte, welcher, trotzdem der König den Konsum desselben in England verbot, doch bald allgemein Eingang fand und in kurzer Zeit der hauptsächlichste Ausfuhrartikel Virginiens wurde. Es gab eine Periode, wo die Ansiedler sich der Kultivierung dieser Pflanze mit solchem Eifer hingaben, daß sie den Tabak sogar in den Straßen von Jamestown zogen. Tabak war die übliche Rechnungsmünze Virginiens, ein Pfund desselben galt sechsundsechzig Cent (circa $2^3/_4$ Mark) und mit dieser eigentümlichen



Erste Wohnung eines Ansiedlers in den Südstaaten.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Münze erstanden, als im Jahre 1621 dem immer empfindlicher werdenden Mangel an Frauen durch die Ankunft einer ganzen Schiffsladung von jungen Mädchen ein Ende bereitet wurde, die Junggesellen von Jamestown ihre längst ersehnten Begleiterinnen durchs fernere Leben. Der Preis einer solchen Schönen betrug das Passagegeld von

England nach Amerika und belief sich in der ersten Zeit auf hundertundzwanzig Pfund Tabak, die Nachfrage nach diesem eigentümlichen Importartikel war aber so groß, daß sich der Preis bald bis auf hundertundfünfzig Pfund steigerte.

Die Einfuhr dieser Jungfrauen war ein Segen für die Kolonien, denn nun hingen die Ansiedler die wenig ergiebige Goldsucherei an den Nagel und begannen mit Energie den Häuser- und Feldbau. Fleißige Arbeit wurde die Regel für jeden Kolonisten und wenn dieselben neben dem Pfluge auch manchmal zur Büchse greifen mußten, um die feindlichen Angriffe der Wilden abzuwehren, so war aber die dauernde Begründung von Süd Virginien nunmehr vollzogen.

Im Jahre 1670 zählte Virginien bereits 40000 Seelen und vermochte 8000 Reiter ins Feld zu stellen. Fünf Forts mit dreißig Kanonen sorgten für die Sicherheit des Landes, dessen jährlicher Export an Tabak sich auf 12 Millionen Pfund gesteigert hatte.

Nach seiner Rückkehr nach England trat Kapitän John Smith in den Dienst der Plymouth Gesellschaft und machte in ihrem Auftrage im März des Jahres 1614 eine Reise noch Nord Virginien, um Walfische zu fangen und Pelzwerk einzutauschen. Während dieser Fahrt besuchte er die ganze Küste von der Penobscot Bai bis zum Kap Cod und lieferte später eine Beschreibung derselben,*) in welcher er dem Lande den Namen New England gab.

Obwohl Smiths Beschreibung die früheren Ansichten über Neu England wesentlich korrigierte, so verstrichen doch mehrere Jahre, bevor es die ersten ständigen Kolonisten erhielt.

Es waren englische Flüchtlinge, die sogenannten Puritaner, welche sich den Boden dieses als unwirtlich verschrieenen Landes zur neuen Heimstätte wählten.

Die gewaltige, durch Martin Luther hervorgerufene religiöse Bewegung hatte sich über das ganze mittlere und nördliche Europa verbreitet und auch in England und Schottland eine „reformierte“ Partei erzeugt. Die ursprünglich katholische Staatsreligion wich einer protestantischen, welche aber mancherlei Dogmen und Bräuche der früheren Kirche beibehielt. Zahlreiche Protestanten verlangten eine gründlichere Umgestaltung, die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate und eine völlige Freiheit der religiösen Lehre. Sie forderten, daß es jeder christlichen Gemeinde gestattet sein solle, ihre Priester selber zu wählen, ohne die Genehmigung der Bischöfe einholen zu müssen, ferner daß jede einzelne Kirchengemeinschaft durch Presbyterien und die ganze Kirche durch die Beschlüsse der aus denselben gebildeten Synoden geleitet werde. Außerdem verwarfen sie allen äußerlichen Prunk beim Gottesdienste und verlangten Rückkehr nach der Einfachheit der ältesten apostolischen Kirche. Unter Anspielung auf ihren Reinigungseifer erhielten die Anhänger dieser Partei den Namen Puritaner.

Da die im Jahre 1562 von der Königin Elisabeth verordneten sogenannten Uniformitäts Akte allen englischen Unterthanen die kirchliche Gleichförmigkeit zum Gesetz

*) Dieselbe erschien im Jahre 1616 zu London unter dem Titel: A Description of New England: or the Observations and Discoveries of Captain John Smith (Admirall of that Country) etc. Dieses vielgelesene Buch wurde in verschiedene Sprachen übersetzt.

machte, so wurden die widerstrebenden Puritaner vielfach verfolgt, einige hingerichtet oder des Landes verwiesen, andere gefangen gesetzt oder mit schweren Geldstrafen belegt.

Da eine Einigung nicht erzielt werden konnte, so entschlossen sich die Puritaner, eine Zuflucht in einem duldsameren Lande zu suchen und wandten sich zuerst nach den Niederlanden und zwar nach den Städten Amsterdam und Leyden.

Trotz ihrer Verfolgung war die Liebe zum Vaterlande nicht erstorben und als William Brewster, einer der hervorragendsten Puritaner, den Vorschlag machte, nach Virginien auszuwandern, wo sie, wenn auch nicht im Vaterlande selbst, so doch unter dem Schutze desselben leben könnten, fiel dieser Vorschlag auf einen günstigen Boden.

Das Anerbieten der Niederländer, sie samt ihrer Habe auf Staatskosten nach dem Hudson zu bringen, schlugen sie aus und traten mit der Plymouth Gesellschaft wegen Überlassung eines Teiles von Neu England in Unterhandlung, da ihnen zugleich der König von England das Zugeständnis machte, daß ihrem Vorhaben von Seiten der Regierung kein Hindernis bereitet werden solle.

Im Sommer 1620 rüstete sich ein Teil der Gemeinde zu Leyden zur Überfahrt nach der neuen Welt und segelte auf dem „Speedwell" nach Southampton, wo andere Puritaner in der „Mayflower" zu ihnen stießen. In Erinnerung an ihre Heimatlosigkeit nannten sich die Auswanderer „the pilgrims" die „Pilger" und sind sie auch in der Geschichte Amerikas unter diesem Namen bekannt.

Bald nach der Abfahrt von England wurde der „Speedwell" seeuntüchtig und mußte zurückkehren, die „Mayflower" hingegen langte am 9. November nach einer stürmischen Fahrt von dreiundsechzig Tagen beim Kap Cod an. In der heutigen Bucht von Provincetown gingen die Auswanderer vor Anker und verpflichteten sich am 11. November durch eine Urkunde zu gegenseitiger Unterstützung, zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zum Gehorsam gegen die Gesetze und zur Treue gegen das Vaterland und den gemeinsamen Glauben.

Das denkwürdige Schriftstück lautete:

„In the name of God. Amen. We, whose names are underwritten, the loyall subiects of our dread soveraigne lord, King James, by the grace of God, of Great Britaine, France, and Ireland King, Defender of the Faith, etc, having undertaken, for the glory of God, and the advancement of the Christian faith, and honour of our King and country, a voyage to plant the first colony in the northerne parts of Virginia, doe, by these presents, solemnly and mutually, in the presence of God and one of another, covenant and combine ourselves together into a civill body politike, for our better ordering and preservation, and furtherance of the ends aforesaid; and by vertue hereof to enact, constitute, and frame such iust and equal lawes, ordinances, acts, constitutions, offices, from time to time, as shall be thought most meet and convenient for the generall good of the Colony; vnto which we promise all due submission and obedience. In witnesse whereof we haue hereunto subscribed our names. Cape Cod, 11 of November, in the

year of the raigne of our soveraigne lord King James, of England, France, and Ireland 18, and of Scotland 54. Anno Domini 1620.“

Der an Einfachheit und Klarheit nichts zu wünschen übrig lassende Vertrag war der Kitt, welcher in den Tagen des Ungemachs die Pilgrime zusammenhielt. Mehrere Wochen vergingen unter Küstenfahrten, die infolge heftigen Schneefalls wesentlich erschwert wurden. Endlich am 22. Dezember 1620 landeten die Auswanderer an einem in der Nähe der heutigen Stadt Plymouth gelegenen Felsen, der nach diesem denkwürdigen Ereignisse den Namen „Plymouth Rock“ erhalten hat. Da den Pilgervätern die Umgebung zur Anlage einer Kolonie besonders geeignet erschien, so schritten sie ohne Säumen

Namenszug des Sir Ferdinando Gorges.

Namenszug des John Mason.

Namenszug des John Endecott.

Namenszug des Roger Williams.

Namenszug des Lord Baltimore.

zum Aufbau primitiver Häuser und bald bot die bisher so einsame Gegend das Bild rühriger Geschäftigkeit.

Der strenge Winter verhängte über die Ansiedler Prüfungen schwerster Art und als endlich der Frühling wieder Sonnenschein und milde Witterung brachte, ruhten bereits vierundvierzig der Pilger im Grabe.

Der Charakter dieser Klasse von Ansiedlern war aber wohl geeignet, um solche Prüfungen getrost zu ertragen und je weiter die bessere Jahreszeit vorrückte, desto froher gestaltete sich die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Diese Hoffnung sollte nicht zu schanden werden, die wohlbestellten Äcker lieferten hundertfältige Frucht, die ausgedehnten Wälder Wild aller Art, die zahlreichen Ströme wohlschmeckende Fische, das Meer nahrhafte Muscheln und andere Seetiere. Zuzüge aus der alten Heimat verstärkten die Kolonie und wenn dieselbe auch nur langsam zur

Blüte kam, so bildete sie aber den Grundstein zu dem Staate Massachusetts, dessen Sternbild in dem Wappen der heutigen Vereinigten Staaten eines der strahlendsten ist.

Nachdem die Puritaner die hohe Kulturfähigkeit des verschrieenen Neu England glänzend bewiesen, folgten zahlreiche Gesinnungsgenossen ihrem Beispiele und ließen sich allein in den Jahren 1629 bis 1639 über 20000 Puritaner in Neu England nieder.

Zu diesen Puritanern gesellten sich andere, so gründeten 1622 und 1623 Sir Ferdinando Gorges und der Kapitän John Mason die Kolonien Maine und New Hampshire, 1628 stiftete John Endecott die Niederlassungen an der Massachusetts Bai, wo im Jahre 1630 der Gouverneur Winthrop den Plan zu der heutigen Stadt Boston entwarf. In den Jahren 1633 bis 1638 entstanden Hartford, Windsor, Wethersfield und New Haven in Connecticut, 1636 rief der flüchtige puritanische Geistliche Roger Williams die Niederlassung Providence in Rhode Island ins Leben.

Von diesen Punkten aus drangen die Engländer Schritt für Schritt gegen den Hudson vor, während zur selben Zeit ihre Landsleute im Süden, die sich im Jahre 1634 unter George Calvert, dem ersten Lord Baltimore in Maryland festsetzten, ihre Wohnstätten bis nach New Jersey vorschoben, welches ursprünglich von den Schweden besiedelt, dann aber von den Niederländern erobert und ihrem Kolonialreiche Neu Niederland einverleibt worden war.

Das zwischen den beiden englischen Kolonien gelegene Neu Niederland vermochte auf die Dauer dem mächtigen Drucke der von beiden Seiten vordringenden Briten nicht zu widerstehen, es wurde 1664 erobert und bildete, später mit dem Gebiete der Irokesen



Im Lande der Irokesen.

vereint unter dem Namen New York das verbindende Glied zwischen dem ehemaligen Nord- und Süd Virginien. —

Aber auch nach Süden und Westen hin begannen die Engländer ihr Besitztum auszudehnen.

1661 erschienen abenteuernde Briten auf dem Kap Fear-Flusse und entstanden wenige Jahre später die beiden Staaten Nord- und Süd Carolina.

In der Richtung gen Westen wurde William Penn zum Pionier europäischer Kultur. Derselbe gehörte der um das Jahr 1647 in England entstandenen Sekte der



Eine entstehende Ansiedlung.
Nach einer Zeichnung von Ch. Bodmer.

Quäker an, die ihrer eigentümlichen Satzungen halber ähnliche Verfolgungen zu ertragen hatte, wie die Puritaner. Sie weigerten sich, Kriegsdienste und Kriegssteuern zu leisten, Abgaben an Kirchen und Geistliche zu entrichten, und enthielten sich gänzlich des Eides. Daneben beobachteten sie eine strenge Moral, eiferten gegen Luxus, Theater, Jagd und andere sinnlichen Vergnügungen und zeichneten sich in ihrer Kleidung durch äußerste Einfachheit aus. Die Männer trugen dunkle Röcke, ferner einen Hut mit breiten Bändern, während sich die Frauen durch grüne Schürzen und schwarze Kopfbedeckungen auszeichneten.

Für eine Schuldforderung von 16 000 £ an die Krone erlangte Penn im Jahre 1680 ein großes Landgebiet jenseits des Delawareflusses und erhielt dasselbe zugleich in Rücksicht auf seinen großen Waldreichtum den Namen Pennsylvanien.

Hier siedelte Penn mehrere Hundert britische Quäker an und bildeten dieselben im Verein mit dreitausend älteren Ansiedlern — Schweden, französischen Hugenotten, Niederländern und Deutschen den Stock für den zu begründenden Staat, dessen ungestörte Entwickelung durch einen mit den Indianern geschlossenen ewigen Friedens- und Freundschaftsbund gesichert wurde.*) Dieser Vertrag kam unter einer großen Ulme bei Schackamaxon zu stande und überreichten die Rothäute Penn jenen auf Seite 266 abgebildeten Wampumgürtel, mit dessen Übergabe der Bund die Weihe erhielt. Von beiden Seiten ward der Bund gehalten und während in den andern englischen Kolonien die blutigen Kämpfe zwischen den Ansiedlern und den Urbewohnern kein Ende fanden, kam es zwischen den weißen und dunkelhäutigen Bewohnern des Staates Pennsylvanien niemals zu Streitigkeiten. —

Namenszug des William Penn.

Mit der im Jahre 1733 erfolgten Gründung des Staates Georgia durch James Oglethorpe stieg die Zahl der englischen Kolonien an der Ostküste von Nordamerika auf dreizehn und bildeten sie den glorreichen Beginn des ungeheueren anglo-amerikanischen Kolonialreiches.

Die Volkszahl dieser dreizehn Kolonien bezifferte sich um das Jahr 1750 auf 1165000 Weiße, dazu kamen gegen 260000 Neger, die als Sklaven von Afrika eingeführt waren.

Die roten Urbewohner des Landes sahen sich Schritt für Schritt durch die Europäer zurückgedrängt und zogen sich endlich in die Thäler und Schluchten der Alleghanygebirge zurück, deren dunkelblaue Ketten den Ansiedlern bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die Grenzen der bekannten Welt bildeten.

Namenszug des James Oglethorpe.

Dann aber begann der Strom der europäischen Einwanderung auch diesen Gebirgswall zu überfluten. Einzelne kühne wetterfeste, im Kampfe mit Indianern und den Bestien der Urwälder erfahrene Männer, die jeder Gefahr furchtlos ins Auge schauten, bildeten die Pioniere, welche zuerst die Gipfel der Alleghanys erkletterten und ihre Blicke über jene Wildnis hinwegschweifen ließen, durch deren Wälder und Prairien die Flüsse in einem westwärts gerichteten Laufe dem sagenhaften Mississippi zueilten. Büffelherden, die nach Tausenden zählten, weideten damals ungestört auf den berühmten Blaugrasebenen des heutigen Kentucky; die Wälder bargen zahllose Hirsche, Bären, Biber und

*) Die Hauptstadt dieses Staates wurde das im Jahre 1683 von Penn am Delaware gegründete Philadelphia, die Stadt der brüderlichen Liebe. In ihrer Entwickelung übertraf sie lange Zeit das langsamer aufblühende Neu Amsterdam.

andere kostbare Pelztiere, und zu gewissen Jahreszeiten verfinsterten sich die Lüfte durch die endlosen Scharen der Wandertauben.

Mächtig zog der Anblick dieser Terra incognita die weißen Abenteurer an und entschlossen stiegen sie von den wolkenumzogenen Höhen hernieder, um in den tiefen Urwäldern ihre versteckten, roh gezimmerten Blockhäuser aufzuschlagen und einzelne Pelzhandelsstationen zu errichten. Diesen kühnen Jägern und Fallenstellern, deren Thaten die Geschichte leider nicht aufgezeichnet hat, folgte eine Klasse ebenso heroischer Ansiedler, die sich in den von Fruchtbarkeit strotzenden Thälern des Ohio, Cumberland und Tennessee niederließen und den Vortrab jener mächtigen Heersäule europäischer Einwanderung bildeten, die seitdem ihren Triumphmarsch bis an die Gestade des Großen Ozeans fortgesetzt hat.


Ein indianischer Skalp.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Unter jenen thatkräftigen Vorläufern der Kultur ragen einzelne durch Mut und Unternehmungsgeist hervor, so z. B. der deutsche Graf Graffenried, der noch verwegenere Christopher Gist, welcher im Jahre 1750 das westliche Virginien, Ohio, Pennsylvanien und Kentucky durchstreifte, ferner John Sevier und James Robertson, die im Winter des Jahres 1779 mit einer größeren Zahl ebenso entschlossener Ansiedler den Cumberlandfluß hinabfuhren und auf dem Boden der heutigen Stadt Nashville ihre Heimstätten errichteten. —

Mit ihrem weiteren Vordringen gen Westen stießen die englischen Kolonisten aber mit den Franzosen zusammen, welche das ganze westlich von den Alleghanys gelegene Gebiet beanspruchten und auf der Linie von Mont Royal am St. Lorenzstrome bis Neu Orleans an der Mississippimündung mehr als sechzig Forts angelegt hatten. Der Zusammenstoß der beiden Nationen rief Feindseligkeiten aller Art hervor und endlich entbrannte im Jahre 1755 ein furchtbarer Krieg, während dessen sowohl die Engländer wie die Franzosen neben ihren eigenen Truppen Tausende von indianischen Verbündeten ins Feld führten, wodurch der Krieg um die Hegemonie in Nordamerika sich zu einem der erbittertsten und grausamsten gestaltete, den die neue Welt je gesehen.

Auf Seite der Franzosen kämpften die Huronen, die Ottawas, die Illinois, Miamis und Schawnees, auf Seiten der Engländer hingegen die furchtbaren Irokesen, die Delawaren, Tuscaroras, Cherokesen und Chikasawas. Unter den Kriegsbeilen dieser wilden Völkerschaften verbluteten Tausende von Weißen und schmückten ihre blutigen Kopfhäute (Skalpe) als schauerliche Trophäen die Wigwams und Waffen der roten Krieger.



Indianerlager in Nordamerika.

Nach einem Stiche in dem Werke des Prinzen Maximilian zu Wied „Reise in das Innere von Nordamerika“.

Glücklich durften diejenigen sich preisen, die auf dem Schlachtfelde ein schnelles Ende fanden und nicht das schreckliche Los zogen, uraltem indianischen Kriegsbrauche gemäß am Marterpfahle zu sterben.

Welche Leiden solche Unglückliche zu bestehen hatten, die das Mißgeschick traf, lebendig in die Gewalt der Rothäute zu geraten, geht aus einer Beschreibung des Franzosen Le Beau*) hervor, welcher zur Zeit jenes Krieges Augenzeuge der Marterung eines jungen Outagami- oder Fuchs-Indianers war, der den Huronen in die Hände fiel.

Die erste Marter des Unglücklichen, der unerschrockenen Mutes ein trotziges Totenlied sang und seine Feinde verhöhnte, bestand darin, daß zwei der Huronen vor ihm niederknieten und mit ihren Zähnen sämtliche Nägel von den Füßen rissen. Zwei andere rissen in gleicher Weise die Nägel von den Fingern ab und steckten, um die Qual zu erhöhen, die Spitzen der letzteren in ihre Tabakspfeifen, um sie zu räuchern. Mit stumpfen Messern lösten die Henker sodann die einzelnen Glieder aus den Gelenken und schnitten sämtliche Fleischteile von den Gliedmaßen, so daß die Nervenbündel und Sehnen bloß lagen.

Zwischen die Nerven schoben die Wilden kleine Stäbchen in Gestalt von Kreuzhaspeln und zogen die einzelnen Nerven hin und her, so daß der Unglückliche, der bisher keinen Schrei gethan, zwei- bis dreimal ein erschreckliches Geheul ausstieß.

Nach dieser schauderhaften Marter brachen ihm die Peiniger mit heißgemachten Brecheisen sämtliche Zähne aus, zermalmten jeden einzelnen Knochen, skalpierten sein Haupt und schütteten über die entblößte Hirnschale einen Regen von Feuer und glühender Asche.

Hernach gossen sie über den verbrannten Schädel siedendes Wasser, welches über den ganzen Leib hinablief, so daß allerorten Blasen auffuhren. Schließlich, als der Körper des Unseligen nur eine einzige Wunde bildete, kamen zwei Männer, welche ein Seil voller Knoten trugen, womit sie, indem jeder an einem Ende hielt, den Bauch entzwei sägten, daß die Eingeweide herausfielen.

Unter ähnlichen Martern, die nur in den raffinierten Greuelthaten Gegenstücke finden, wie sie die Henkersknechte des christlichen Mittelalters über angebliche Ketzer und Hexen verhängten, hauchte der Armselige nach dreistündigen unsäglichen Leiden seinen Geist aus, ohne daß er während dieser Leiden andere Klagen ausgestoßen hätte, als seine Henker zu verspotten. —

Der Friedensschluß zu Paris vom 20. Februar 1763 machte endlich dem schauderhaften Blutvergießen zwischen den beiden um den Besitz von Nordamerika rivalisierenden Nationen ein Ende. Daß dieser Friede Großbritannien um das gesamte östlich vom Mississippi gelegene französische Besitztum mit Einschluß von Kanada bereicherte, haben

*) Des Herrn Claudii le Beau Parlements Advokaten zu Paris neueste Reise unter die Wilden in Nord Amerika; oder merkwürdige Nachricht von den alten und neuen Gebräuchen und Sitten samt der Lebensart dieser Völker, nebst der Beschreibung seiner sonderbaren Begebenheiten. Frankfurt und Leipzig 1752. Abteilung II. Seite 192 flg.

wir bereits auf Seite 300 erwähnt. Gleichzeitig trat Spanien, mit welchem die Engländer seit Jahresfrist Krieg führten, große Teile von Florida ab und so konnten sich die Engländer um das Jahr 1770 als die Herren der ganzen östlichen Hälfte des nordamerikanischen Kontinents betrachten.



Verpallisadierter Zufluchtsort einer Niederlassung des 18. Jahrhunderts.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.



martin frobysher.

Die älteren Versuche zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt.

Während die in den vorigen Kapiteln erzählten Ereignisse sich abwickelten und die Engländer allmählich alle anderen europäischen Nationen von der Ostküste Amerikas verdrängten, hatten sie nicht vergessen, daß noch eine wichtige Frage der Entscheidung harre: das Problem der nordwestlichen Durchfahrt.

Daß bereits die beiden Cabots, die Cortereals, Gomez, Verrazano, Cartier, Hudson und andere nach einem derartigen Durchlasse forschten, haben wir geschildert. Trotzdem ihre Fahrten einen solchen nicht eröffneten, hielten die Geographen des 16. Jahrhunderts den Glauben an das Vorhandensein jener Durchfahrt so unerschütterlich fest, daß einzelne

nicht anstanden, die nordwestliche Durchfahrt auf den von ihnen entworfenen Weltkarten einzutragen. So findet sich z. B. in dem von Sebastian Münster im Jahre 1542 herausgegebenen Atlas des Ptolemäus im Norden der neuen Welt eine Meerenge gezeichnet, neben welcher die Bemerkung zu lesen ist: „Per hoc fretum iter patet ad Molucas“, „Durch diese Straße führt der Weg nach den Molukken“.

Man nannte die nordwestliche Durchfahrt die „Straße von Anian“ und führt den Ursprung dieses Namens auf Gaspar Cortereal zurück, der ihn einer Meerenge beigelegt, die er auf seiner Reise unter 60° n. Br. gesehen habe. Der Glaube an das Vorhandensein der Anianstraße befestigte sich um so mehr, als manche Kosmographen behaupteten, die Anianstraße sei bereits durchschifft worden. Zu diesen angeblich erfolgreichen Fahrten gehören diejenigen des Portugiesen Martin Chaque oder Chague (1555), der Spanier Andreas de Urdanietta (um 1560) und Lorenzo Ferrer Maldonado (1588), doch haben neuere gründliche Forschungen dargethan, daß diese Reisen, für welche früher manche gewichtige Stimmen eintraten, völlig auf Erfindung beruhen.

Mit Sicherheit wissen wir dagegen, daß im Jahre 1527 die Engländer Robert Thorne und John Rutt einen Versuch zur Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt machten, der aber ohne Erfolg blieb.

Nahezu fünfzig Jahre verstrichen nun, bis unter der Regierung der Königin Elisabeth von England der junge Marineoffizier Martin Frobisher die Suche nach der Nordwestpassage wieder aufnahm und den ersten Vorstoß in die Eiswüsten der Polarregionen von Nordamerika machte. Als er zu Anfang Juni des Jahres 1576 mit zwei kleinen Barken („Gabriel“ und „Michael“) von je fünfzehn Tonnen und fünfunddreißig Mann die Themse verließ, besaß er zum Führer nur eine Kopie der im I. Band unseres Werkes auf Seite 151 in Faksimile nachgebildeten Karte Nicolo Zenos, welche nordwestlich von Schottland (Scocia) die übermäßig vergrößerte Gruppe der Faröer Inseln als das im 14. und 15. Jahrhunderte vielgenannte „Frislanda“ zeigt. Es darf nicht verwunderlich erscheinen, daß Frobisher, als er am 11. Juli unter 61° n. B. auf die hohe, schneebedeckte Küste von Grönland stieß, diese Küste für Friesland erklärte. Bei der Umschiffung des südlichen Vorgebirges von Grönland, dem Hvitserkr der Normannen, dem heutigen Kap Farewell ging eine kleine Pinasse mit Mann und Maus unter und geriet über diesen Unfall die Besatzung des „Michael“ in solche Bestürzung, daß sie mit dem Schiffe heimlich entwich und nach England zurückkehrte.

Frobisher aber durchschnitt kühn in nordwestlicher Richtung die breite Davisstraße und erblickte am 20. Juli ein hohes Vorgebirge, das er der Königin zu Ehren „Queen Elisabeth Forland“ taufte. Etwas weiter nordwärts fahrend, sah er ein zweites Vorgebirge und drang nun zwischen den beiden in einen weiten Einlaß ein, der zwei Kontinente von einander zu trennen schien.*)

In der frohen Hoffnung, die gesuchte Straße nach Indien gefunden zu haben, blieb Frobisher, ohne gewahr zu werden, daß er sich in einer gen Nordwesten geschlossenen

*) Collinson, The three voyages of Martin Frobisher. Hakluyt Soc.

Sackgasse befinde. Er hielt das Land zur Rechten für das Festland von Asien, das zur Linken als zum Festlande von Amerika gehörig, wohingegen in Wirklichkeit beide Küsten Teile des heutigen Baffinslandes bilden und die sogenannte Frobisher Bai umschließen. Sechzig Leguas weit drang der Entdecker gegen Eisschollen ankämpfend in dieselbe hinein, ohne daß der Irrtum sich aufgeklärt hätte. Als die Matrosen eines Tages die Landung an der von Eis blockierten Küste erzwangen, sahen sie menschliche Wesen, die in Lederbooten allerhand Seetiere jagten.



Type eines Eskimo.
Nach einer Photographie.

Sie hatten kleine Gestalt, breite Gesichter, langes schwarzes Haar, eine bräunliche Hautfarbe und trugen Kleider aus Seehundsfellen. Die Frauen unterschieden sich in ihrem Kostüm nur wenig von den Männern.

Es gelang, einen der letzteren zu fangen und beschloß man, denselben mit nach Europa zu nehmen, wohin Frobisher die Rückreise am 25. August antrat, um nicht vom nordischen Winter überrascht zu werden.

Unter anderen Merkwürdigkeiten brachte Frobisher einen eigentümlichen schwarzen, metallisch glänzenden Stein mit, der nach Aussage des italienischen Alchemisten Agnello sehr viel Gold enthielt.

Da Frobisher ganze Schiffsladungen dieser auf Baffinsland häufigen Steine versprechen konnte, die in Wirklichkeit nichts weiter als Kupferkies sind, so rüstete England im nächsten Jahre eine zweite Expedition unter Frobisher aus, damit derselbe nicht nur möglichst viel des kostbaren Minerals sammle, sondern auch in der von ihm entdeckten Straße so weit vordringe, bis er die Überzeugung gewonnen habe, daß er in die Südsee gelangt sei.

Am 16. Juli 1577 befand Frobisher sich mit drei Schiffen wieder am Eingange der vermeintlichen Straße, die aber durch große Eismassen so versperrt war, daß er nur dreißig Leguas weit vorzudringen vermochte. Er verwendete deshalb alle Zeit darauf, möglichst viel des vermeintlichen Golderzes zu sammeln und hatte in dieser Arbeit einen solchen Erfolg, daß nach kaum vier Wochen die Schiffe eine 200 Tonnen starke Ladung des Minerals besaßen.

Mit gutem Gewissen trat Frobisher die Heimreise an und sah sich dort nicht nur von dem aufjubelnden Volke, sondern auch von der Königin auf das enthusiastischste begrüßt. Letztere war es, welche die von Frobisher entdeckten Länder Meta incognita „das unbekannte Ziel“ nannte.

Merkwürdigerweise erhielt sich der Glaube, Frobisher habe ein zweites Peru entdeckt, und stand eine eigens zur Prüfung des mitgebrachten Metalles eingesetzte Kommission nicht an, den Kupferkies als Gold zu erklären. Dieser großartigen Täuschung hatte Frobisher es zu danken, daß er im Jahre 1578 den Befehl über eine aus fünfzehn Schiffen bestehende Flotte sowie die Weisung erhielt, von der Nordwestpassage und allen anstoßenden Ländern Besitz zu ergreifen. Zwölf Schiffe sollten mit Erz beladen baldmöglichst nach England zurückkehren, während die drei anderen in Meta incognita verbleiben und für die Anlage von Befestigungen Sorge tragen sollten, um dadurch den Besitz der wichtigen Straße für England zu sichern.

Im Juni langte die Flotte an der Küste von Grönland an, wo Forbisher gleichfalls Eskimos sah und mit denselben handelte. Während der Überfahrt nach Queens Forland wurden die Schiffe von einem heftigen Sturm südwärts getrieben und kamen an eine Straße, die Frobisher anfänglich für die von ihm entdeckte hielt. Sie zeigte sich ziemlich frei von Eis und eine starke Strömung setzte in sie hinein. Es war die sogenannte Hudsonsstraße, deren Wichtigkeit Frobisher wohl erkannt haben mag, da er aber den Befehl hatte, in der von ihm entdeckten Straße eine Befestigung anzulegen und er auch nicht die gesamte Flotte den Gefahren unbekannter Gewässer aussetzen mochte, so verließ er die Hudsonsstraße nach flüchtigem Besuche und wandte sich seiner nördlich gelegenen Bucht zu, die er immer noch für die eigentliche Anianstraße hielt.

Während der Fahrt dorthin geriet aber das mit Baumaterial beladene Schiff in dichte Eismassen, die das Fahrzeug gänzlich zerdrückten, weshalb die Seefahrer sich damit begnügen mußten, anstatt der geplanten Befestigungen ein Steinhaus zu errichten, in dem sie zahlreiche Vorräte und Gegenstände unterbrachten. Nachdem sie ferner 1300 Tonnen Kupferkies an Bord genommen hatten, kehrten sämtliche Schiffe nach England zurück.

Gründlichere Untersuchungen des vermeintlichen Erzes hatten inzwischen die goldenen Träume von einem arktischen Peru vernichtet und zu der Erkenntnis geführt, daß ungeheure Kosten und Mühen vergebens aufgewendet waren. Man gab die Träume von einem arktischen Goldlande auf, um sich ausschließlich der weiteren Erforschung der nordwestlichen Durchfahrt zuzuwenden.

Namenszug des John Davis.

Da Frobisher im Dienste gegen die Spanier Verwendung fand, so unterzog sich der zu Sandbridge in Devonshire geborene Kapitän John Davis der Aufgabe, die Forschungen fortzusetzen. Gleich seinem Vorgänger vollführte Davis drei Polarreisen und wurde auf der ersten derselben im Jahre 1585 der Wiederentdecker jener bereits den alten skandinavischen Kolonisten auf Grönland bekannten herrlichen Wasserstraße, die noch heute den Namen Davisstraße führt.



Hope Sanderson.

Indem er gleichfalls die Karte Zenos als Führer benutzte, kam Davis an die Ostküste von Grönland, das er, da es als eine vegetationslose, von Eis umschlossene und von hohen Schneebergen überragte Einöde erschien, Land of Desolation „das Land der Verlassenheit“ nannte.

Davis umschiffte das südliche Vorgebirge und drang unter 64° n. Br. in einen jener zahlreichen fjordähnlichen Einschnitte, durch welche die Westküste Grönlands sich auszeichnet. Hier trieb er Tauschhandel mit den friedlich gesinnten grönländischen Eskimos, die in großer Zahl in ihren Kajaks oder Fellbooten die Schiffe umschwärmten. Am 1. August durchschnitt Davis die nach ihm benannte 350 Kilometer breite Straße und erblickte am 6. August das östliche Vorgebirge von Baffinsland, das Kap Dyer. Bei südlichem Kurs entdeckte Davis das Kap Walsingham und folgte dann der Küste bis sie in eine Spitze auslief, die den Namen Cape of Gods Mercy „Gottes Gnadenkap“ erhielt, heute aber Kap Albert heißt. Als er um dasselbe bog, erblickte er die gewaltige Einbuchtung der Cumberland Bai vor sich, die er, gleichwie Frobisher den nach ihm benannten südlicher gelegenen Sund für eine Straße gehalten hatte, ebenfalls für die gesuchte Norwestpassage hielt. Obwohl die Schiffe tief in den Golf eindrangen, kamen sie nicht weit genug, um den Irrtum aufzuhellen, und als Davis im nächsten Jahre auf seiner zweiten Reise zurückkehrte, fand er den Eingang des Golfes durch Eisberge so

verschlossen, daß er, nachdem er noch ein Scharmützel mit den Eskimos bestanden hatte, heimkehren mußte, ohne die bisherigen Forschungen bereichert zu haben. 1587 sehen wir Davis zum drittenmal in denselben Gewässern und gelang es ihm, in der eisfreien Davisstraße bis zu der Höhe von 72° 42′ n. Br. vorzudringen. Eine hier gesehene über 1000 Meter hohe eisbedeckte Felswand nannte er nach einem der hervorragenden Männer, welche das Zustandekommen seiner Reise unterstützt hatten, Hope Sanderson (vergl. die Illustration S. 355), die umliegenden Gestade von Grönland aber Londonküste.

Als Davis auf der Rückreise abermals die Cumberland Bai aufsuchte, gelang es ihm, dieselbe bis zu ihrem Endpunkte zu verfolgen, mußte damit aber den Glauben aufgeben, daß die Nordwestpassage hier zu suchen wäre. Not und widrige Winde zwangen den Polarfahrer zur Rückkehr, und wenn er auch während der Fahrt quer über den Eingang durch die Hudsonsstraße zu der Erkenntnis gekommen sein mag, daß die gesuchte Durchfahrt sich hier eröffne, so war es ihm aber nicht beschieden, diese wichtige Entdeckung zu vollführen.

Fest davon überzeugt, daß die Nordwestpassage möglich sei, schrieb er kurz nach seiner Rückkehr: „Die Passage ist höchst wahrscheinlich und ihre Ausführung sicherlich leicht.“

Trotz dieser sanguinischen Hoffnungen verstrichen fünfzehn Jahre, bevor die Anregung zu neuen arktischen Unternehmungen kam. Diesmal waren die Kapitäne George Waymouth (1602) und John Knight (1606) die Führer, doch hatten die Expeditionen derselben nur geringe Erfolge, letzterer verlor sogar, als er mit vier Begleitern am 26. Juni 1606 an der Küste von Labrador landete, sein Leben und wurde anscheinend von Eskimos erschlagen. Knight war der erste in der langen Kette derjenigen, die in den Eiswüsten Nordamerikas ihr Leben der Wissenschaft zum Opfer brachten. Ein noch furchtbareres Los wurde seinem Nachfolger, dem unglücklichen Henry Hudson zu teil, der, um die Mitte des 16. Jahrhunderts in England geboren, bereits in den Jahren 1607 und 1608 im Auftrage englischer Kaufleute zwei Expeditionen ins nördliche Polarmeer geführt hatte, um auf der sogenannten Nordostpassage um die Nordküste von Asien nach China vorzudringen. Daß er im Jahre 1609 auf Kosten der Niederländisch-Ostindischen Compagnie eine dritte Fahrt in derselben Richtung unternahm, nach der Aussichtslosigkeit, in jener Richtung durchdringen zu können, sich kurz entschlossen nach den amerikanischen Gewässern begab und dort den Hudsonstrom entdeckte, haben wir bereits früher eingehend geschildert.

Von dieser erfolgreichen zur Gründung von Neu Niederland führenden Reise zurückgekehrt, trat Hudson in den Dienst der englisch-moskowitischen Gesellschaft und erhielt den Auftrag, jene zwischen der Frobisher Bai und der Nordspitze von Labrador befindlichen Gewässer zu untersuchen, wo Frobisher und Davis eine Durchfahrt vermuteten.

Am 17. April 1610 verließ Hudson in der „Discovery“, einem Schiffe von 55 Tonnen, Gravesend, befand sich am 9. Juni an der Frobisher Bai, umschiffte unter schwierigen Verhältnissen die an der Südspitze von Baffinsland gelegene Insel Resolution und kam am 24. Juni in den Eingang der breiten Durchfahrt, die zur Erinnerung an ihren kühnen Entdecker den Namen Hudsonsstraße erhielt. Eine heftige Strömung trieb

am Eingange der Straße dem Schiffe solche Massen von Eisschollen entgegen, daß es für einige Zeit in der Ungawa Bai Zuflucht suchen mußte. Das Festland, welches sich hier den Blicken darbot und zu Labrador gehört, nannte Hudson Neu Britannien.

Erst gegen Ende Juli vermochte Hudson die Reise fortzusetzen, rückte langsam in der immer breiter werdenden Straße vor, segelte am 2. August an der Salisbury Insel vorüber, bog am 3. August um das nach einem Förderer der Expedition benannte Kap Wolstenholme und sah am selben Tage ein weites Meer vor sich ausgebreitet. Die Küste schlug eine direkt südliche Richtung ein und niemals konnte man sich, wie Peschel treffend bemerkt, in den drei Jahrhunderten der britischen Nordwestfahrten dem erstrebten Ziele, der Südsee, näher glauben, als an jenem 3. August 1610, wo das gewaltige Becken der Hudsons Bai scheinbar unbegrenzt vor den Augen des Entdeckers lag.

Ob dieser frohe Glaube Hudsons Herz bewegte, wissen wir nicht, denn mit dem 3. August enden die eigenen Aufzeichnungen in seinem noch erhaltenen Tagebuche. Aus den Aussagen der Mannschaft hingegen erkennen wir, daß der kühne Seemann die Westküste von Labrador bis in die südliche Verlängerung der Hudsons Bai, die sogenannte James Bai verfolgte. Hier suchte er vergeblich nach einem Ausgange, wurde vom Winter überrascht und verbrachte denselben unter großen Entbehrungen in einem der James Bai angehörigen Hafen. Erst am 18. Juni des folgenden Jahres lösten sich die gewaltigen Eismassen, die das Schiff umschlossen hielten und schon befand sich Hudson auf der Rückreise, als unter seinen Leuten eine Empörung ausbrach, welcher Hudson trotz energischen Eingreifens nicht Herr zu werden vermochte. Er wurde im Schlafe überfallen und, da er gedroht hatte, die Widerspenstigen an dem unwirtlichen Gestade auszusetzen, überlieferten die Meuterer ihn demselben Schicksale, setzten ihn gefesselt mitsamt seinem noch im Jugendalter stehenden Sohne sowie acht anderen Getreuen in einer Schaluppe aus und überließen die Unglücklichen ohne Waffen und ohne Nahrung ihrem Schicksale. Obwohl niemals etwas Genaueres über dasselbe bekannt geworden, ist das schaurige Ende des wackeren Seemannes und seiner Gefährten unschwer zu erraten.

Als die „Discovery" ohne ihren Führer nach England zurückkehrte und das traurige Los Hudsons bekannt wurde, sandte die Gesellschaft sofort zwei Schiffe unter Sir Thomas Button und Ingram aus, um die Unglücklichen aufzusuchen, doch blieben alle Bemühungen ohne Ergebnis. Die Expedition verfolgte zugleich den Auftrag, die Entdeckungen fortzusetzen und ist ihr die weitere Erschließung der Hudsons Bai zu verdanken.

Nachdem die Seefahrer die große Insel Southampton aufgefunden hatten, durchquerten sie in westlicher Richtung die ganze Hudsons Bai, sahen aber, als sie unter 60° 40′ n. Br. auf die den Westrand der Hudsons Bai bildenden Gestade stießen, die Hoffnung, daß die Nordwestpassage endlich gefunden sei, wiederum vereitelt. Der einem Vorgebirge erteilte Name Hopes checked „gehemmte Hoffnungen" spricht deutlich für die Enttäuschung, welche die unliebsame Entdeckung hervorrief.

Die Schiffe kreuzten in Sicht der Küste gen Süden, bis sie unter 57° 10′ n. Br. an die Mündung eines Stromes gelangten, der den Abfluß des tief im Inlande gelegenen



Im nordischen Eis.
Nach einer Zeichnung des Polarfahrers Dr. Kane.

Winnipegsees bildet. An den Ufern dieses mächtigen, seiner unzähligen Schnellen und Wasserfälle halber unbefahrbaren Stromes, der den Namen Nelson erhielt, verbrachten die Entdecker den ungewöhnlich milden Winter und kehrten im Sommer des Jahres 1613 nach England zurück.

Die im Jahre 1614 folgende Expedition des Kapitän Gibbons hatte einen noch weit geringeren Erfolg, indem sein Schiff, die „Discovery" des Hudson, in der Hudsons Bai von gewaltigen Eismassen umschlossen in eine Bucht an der Küste von Labrador trieb und hier zwanzig Wochen lang festgehalten wurde. Als endlich anhaltendes Tauwetter die Eismassen zum Schmelzen brachte, war der Proviant aufgezehrt und mußte Gibbons zurückkehren, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben.

William Baffin

Namenszug des William Baffin.

Nochmals bot die „Discovery" den Eisschollen des Polarmeeres Trotz, als sie im Jahre 1615 Robert Bylot und William Baffin nach der Inselwelt des arktischen Amerika trug.

Indem diese beiden Seefahrer, von denen Baffin als Pilot bereits mehrere Polarfahrten bestanden hatte, vom Ende der Hudsonsstraße aus im Gegensatze zu ihren Vorgängern eine nordwestliche Richtung einschlugen, gerieten sie in den sogenannten Foxkanal, ohne jedoch bis zu der unter 70° n. Br. gelegenen Fury- und Heclastraße vordringen zu können. Da sie allenthalben die Küsten von Eis umschlossen fanden und die Flut anstatt von Westen her von Südosten in diesen Kanal eindrang, so gaben sie die Hoffnung auf, daß hier eine Passage erwartet werden könne und kehrten nach England zurück, um Vorbereitungen für einen im folgenden Jahre zu versuchenden Durchbruch in dem nördlichen Teile der Davisstraße zu treffen. Wiederum war es die „Discovery", welche für diesen Versuch ausersehen wurde.

Früher als gewöhnlich verließen Bylot und Baffin England am 26. März 1616, drangen am 14. Mai in die Davisstraße ein und kamen am 30. Mai unter 72° 42′ n. Br. in Sicht von Hope Sanderson, dem nördlichsten von Davis im Jahre 1587 erreichten Punkte. Vergeblich versuchten sie das Packeis zu durchbrechen, welches sich in der Mitte der weiten Bai zusammendrängte, die späterhin zu Ehren ihres kühnen Entdeckers den Namen Baffins Bai erhielt. Gezwungen, das Küstenfahrwasser wieder aufzusuchen, verfolgte die „Discovery“ die Westküste von Grönland, durchschnitt die Melville Bai und drang durch das sogenannte North Water bis zu dem unter 77° 30′ n. Br. gelegenen Eingange einer gen Nordosten führenden Straße empor, die Baffin zu Ehren seines Gönners, des Sir Thomas Smith, Smithsund benannte. Zwei Tage lang trieb hier die „Discovery“ von Stürmen gepeitscht umher, auch setzten größere Eismassen dem weiteren Vordringen ein Ziel.

Die Polarfahrer entschlossen sich, ihren Rückweg nicht der Küste von Grönland, sondern entlang der westlich gesehenen Länder zu nehmen. Hierbei entdeckten sie die Gruppe der Carey Inseln und südwestlich von denselben einen weiten durch große Massen Eises verschlossenen Sund. Man nannte denselben zu Ehren des Alderman Jones Jonessund, während ein zweiter, noch südlicher gelegener Sund, der am 12. Juli in Sicht kam, zu Ehren des Sir James Lancaster den Namen Lancastersund erhielt. Aber auch hier sperrten Eismassen den Weg und so kamen die kühnen Entdecker nicht zu der Erkenntnis, daß der Jonessund sowohl wie der Lancastersund thatsächlich Pforten seien, welche in den dahinter gelegenen Arktischen Ozean und durch diesen in die Südsee führen.

Bei dem abermaligen Versuche, das Packeis der Baffins Bai zu durchbrechen, um wieder nach den grönländischen Küstengewässern zu kommen, blieb die „Discovery“ mitten in dem gewaltigen Schollenmeer stecken und trieb mit demselben bis zu 65° 40′ n. Br. hinab, wurde dort frei und kam am 30. August wohlbehalten in England an. Die beiden Seefahrer hatten eine glänzende Entdeckungsreise hinter sich und eine nördliche Höhe erreicht, die bis zu unserer Zeit nur von wenigen überschritten ist. Mit vollem Rechte konnte Baffin in einem an seinen Gönner Wolstenholme gerichteten Briefe sagen: „Ohne zu prahlen darf ich behaupten, daß in so kurzer Zeit bessere Entdeckungen kaum gemacht werden können, zumal wenn man in Erwägung zieht, daß die Eismassen sowie die in jenen Gegenden von uns beobachtete fabelhafte Abweichung der Magnetnadel die Segelfahrt ungemein erschweren.“

In demselben Briefe sprach Baffin in entschiedenster Weise seine Zweifel an dem Vorhandensein einer Nordwestpassage aus und erklärte die Gewässer nördlich von der Davisstraße für einen großen, der Hudsons Bai ähnlichen Golf, der rings von Land umschlossen sei. Dieser Ausspruch eines so bewährten Polarfahrers kühlte die Hoffnung auf die Auffindung einer Nordwestpassage ganz außerordentlich ab und als auch die Expeditionen von Luke Fox und Thomas James, die beide unabhängig von einander im Jahre 1632 ausliefen, resultatlos blieben, die Reisen von Christopher Middleton und William Moor (1741—1742), sowie diejenige von Franz Smith und Henry Ellis

(1746—1747) auch keine besseren Erfolge hatten und nur die Kenntnis der Hudsons Bai abrundeten, wurde die erfolglose Suche nach der Nordwestpassage gänzlich eingestellt. Erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts sollte das wichtige Problem aufs neue aufleben. —

Obgleich die Fahrten eines Frobisher, Davis, Hudson und Baffin nicht die gewünschten Erfolge erzielten, so waren sie jedoch für den englischen Handel und Unternehmungsgeist von großem Wert, denn der ungeheure Reichtum an Walfischen und Pelztieren der arktischen Gewässer Nordamerikas lockte alsbald Scharen von Walfischfängern dorthin und bildete dieser überaus anstrengende und gefahrvolle Beruf die harte Schule, in welcher viele der späteren Polarfahrer ihre Ausbildung erhielten.



Sonderbar gestaltete Eisberge im Polarmeer.



Cri Indianerin.
Nach einem Gemälde von Paul Kane.

Die Erschließung des großen Nordwestens.

Der in den arktischen Polargegenden Nordamerikas außerordentlich ergiebige Walfischfang sowie der noch größere Vorteile abwerfende Pelzhandel lenkten gar bald die Aufmerksamkeit auf die Hudsons Bai. Scharen riesiger Walfische waren in den eisigen Fluten dieses Beckens gesehen worden und die unabsehbaren Wälder der anstoßenden Küsten bargen zahllose Moschusochsen, Elentiere, Hirsche, Renntiere, Bären, Wölfe, Füchse, Ottern, Moschusratten, Minke, Marder, Hermeline, Biber, Zobel und andere kostbare Pelztiere.

Die erste Anregung, diesen Reichtum auszubeuten, erhielten die Engländer durch den kanadischen Waldläufer Médard Chouart des Groseilliers (vergl. S. 282), der im Jahre 1662 von Kanada aus bis zur Hudsons Bai kam. Die auf die Ausbeutung

der von ihm durchzogenen Wildnisse gerichteten Pläne fanden in Kanada keine Beachtung, erweckten dagegen in England, wohin Groseilliers um das Jahr 1665 reiste, das Interesse des Prinzen Rupert von der Pfalz, der, zum Herzog von Cumberland ernannt, im Dienste seines Oheims, des Königs Karl II. von England stand.*)

Auf das Betreiben dieses Prinzen wurde im Jahre 1668 das englische Schiff „Nonsuch" unter dem Kapitän Zachary Gillam nach der Hudsons Bai ausgesendet und lief in der südlichen Verlängerung derselben, der James Bai in einen Strom ein, welcher den Namen Ruperts River erhielt. An der Mündung desselben führten die Engländer eine steinerne Befestigung auf, Fort Charles, wo sie überwinterten.

Die Berichte, welche die Heimkehrenden über den Pelzreichtum des Landes gaben, lauteten äußerst günstig, daß man aber keine Ahnung von dem wahrhaft unerhörten Überfluß desselben besaß, geht wohl aus der Thatsache hervor, daß König Karl II. mit einer ähnlich verschwenderischen Freigebigkeit, womit Papst Alexander VI. im Jahre 1493 die nicht ihm gehörenden heidnischen Länder der Erde unter die Spanier und Portugiesen verteilt und die Regenten Spaniens ganze Provinzen der neuen Welt an einzelne bevorzugte Entdecker und Günstlinge verliehen hatten, das ganze an die Hudsons Bai stoßende Gebiet seinem Vetter Rupert zum Geschenke machte, mit dem einzigen Vorbehalt, daß „Rupertsland" (so wurde die betreffende Region getauft) als englische Kolonie zu gelten und jährlich zwei Elentiere und zwei schwarze Biber als Abgabe zu entrichten haben solle.

Prinz Rupert gründete zur Ausbeutung seines Besitztumes eine nur aus wenigen einflußreichen Personen bestehende Gesellschaft, die den Titel „Company of Adventurers of England trading into Hudsons Bay" erhielt.

Diese kurzweg „Hudsons Bai Company" genannte Gesellschaft wurde mit wahrhaft königlichen Privilegien ausgestattet und verstand es, durch geschickte Auslegung derselben ihre Herrschaft über ein Gebiet auszudehnen, welches von den unwirtlichen Regionen des höchsten Nordens bis zu den großen Seen, von Labrador bis über die Felsengebirge hinaus reichte. In diesem, viele Millionen von Quadratkilometer großen Besitztum besaß die Hudsons Bai Compagnie völlig unbeschränkte Gewalt und das ausschließliche Recht des Handels.

Niemand kann behaupten, daß die Hudsons Bai Compagnie ihr ungeheures Monopol anders als zu selbstsüchtigen Zwecken ausgenutzt hätte, sie überwachte dasselbe vielmehr mit der eigennützigsten Eifersucht und gab sich die ganze Zeit ihres Bestehens hindurch Mühe, durch abschreckende Berichte über Land und Leute alle nicht in Abhängigkeit zu ihr stehenden Personen aus ihren Gebieten fern zu halten.

So blieb die Kenntnis des „großen einsamen Landes" lange Zeit hindurch äußerst beschränkt und bildete mehr ein Privatgeheimnis der Hudsons Bai Compagnie, die sich damit begnügte, an einigen, an der Hudsons Bai gelegenen Punkten Handelsstationen zu errichten, wohin die verschiedenen Indianerstämme zu gewissen Zeiten kamen, um die

*) Er war der dritte Sohn des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz mit Elisabeth von England, wurde am 17. Dezember 1619 zu Prag geboren und starb am 29. November 1682 zu London.

Felle der von ihnen erlegten Tiere gegen europäische Erzeugnisse einzutauschen. Solche Plätze waren die Forts Churchill, Nelson oder York, Prince of Wales, Rupert u. a.

Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts begannen die Europäer in das einsame nordwestliche Land vorzudringen und zwar waren es kanadische, von der Hudsons Bai Gesellschaft unabhängige Voyageurs, welche die allmähliche Erschließung der nordwestlichen Terra incognita herbeiführten. Unbekümmert um die Privilegien der großen Gesellschaft drangen dieselben von den großen Seen aus immer weiter gen Westen und Nordwesten vor und gründeten im Red Riverthale, am Winnipegsee und am Saskatschewan einzelne Handelsposten.



Ein kanadischer Voyageur des 18. Jahrhunderts auf Schneeschuhen.

Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Varennes de Vératrye unternahm im Jahre 1731, von mehreren Voyageurs und dem Pater Messager begleitet, einen Zug in die Gegenden nordwestlich vom Superior See und entdeckte auf dieser Reise den Winnipegsee und -Fluß, den unteren Lauf des Red River und des Assiniboine.

Thomas Curry und James Finlay waren die ersten, die bis zu den Gewässern des Saskatschewan kamen, ihnen folgten die Pelzhändler Joseph Frobisher und Pierre Ponde, von denen Frobisher im Jahre 1775 den mittleren Lauf des Churchillflusses, der letztere 1778 sogar den Athabaska See erreichte und dort den folgenden Winter im Verkehre mit den Knistenaux- und Chipewyan Indianern verweilte, deren Horden sich alljährlich zu einer gewissen Zeit an den Ufern dieses Sees versammelten, um gemeinschaftlich die Felle der erlegten Tiere nach der Handelsstation Churchill zu bringen.

Das von diesen kühnen Pelzjägern durchzogene Land besitzt ungemein ausgedehnte Wälder und Prairien, mit Tausenden von großen und kleinen Seen, die durch ein erstaunlich reiches Geäder von Kanälen, Bächen und Flüssen vielfach miteinander in Verbindung stehen und ihren Überfluß in mächtigen Strömen in die Hudsons Bai oder ins Eismeer ergießen.

Dieser merkwürdige, für das Land so ungemein charakteristische Reichtum an zusammenhängenden Gewässern ermöglichte es den Voyageurs, auf ihren leichten Kanoen aus Baumrinde tief in das Herz des Territoriums einzudringen. Bedeckte der Winter Gebirge, Thäler und Prairien mit Schnee und Eis, so fanden die Voyageurs in den Schneeschuhen, deren Gebrauch sie von den Indianern acceptierten, vortreffliche Mittel, ungehindert ungeheure Strecken zurückzulegen, die ohne Hülfe der Schneeschuhe völlig unpassierbar gewesen wären.

Gar bald machten sich die großen Erfolge dieser Pelzhändler der Hudsons Bai Compagnie empfindlich fühlbar, die Karawanen der Inland Indianer blieben aus, da die kanadischen Voyageurs nicht nur den größten Teil sämtlicher im Inlande vorhandenen Felle aufkauften, sondern es auch verstanden, den Handel ihren Faktoreien zuzulenken.

Hierdurch sah sich die Hudsons Bai Compagnie genötigt, ihr bisheriges System zu verlassen und gleichfalls Sendlinge nach allen Richtungen hin auszuschicken. Einer derselben war Samuel Hearne, der Entdecker des Kupferminenflusses.

Als einige aus dem fernsten Nordwesten herkommende Indianer Proben von Kupfer nach dem Fort Churchill brachten und angaben, daß dasselbe in bedeutender Menge an den Ufern eines großen Stromes gefunden werde, erhielt Hearne den Auftrag, Fluß und Minen aufzusuchen. Die überaus beschwerlichen Wanderungen Hearnes erstrecken sich über den Zeitraum vom 6. November 1769 bis 25. Juni 1772. Zweimal sah sich der kühne Reisende zur Rückkehr gezwungen, da seine indianischen Führer entwichen und räuberische Wilde ihn ausplünderten. Der Marsch legte den daran Beteiligten ungemein große Entbehrungen auf, da Wild nur selten in Sicht kam. Gelang es, solches zu erlegen, so herrschte großer Überfluß, dann wieder trat gänzlicher Mangel ein; bisweilen hatte man zu viel, selten gerade genug, häufig zu wenig und sehr oft gar nichts. Die felsige Landschaft war eine überaus eintönige und bot nur hin und wieder an den zahlreichen Seen und Flüssen zwergartig verkümmertes Nadelholz und Birken. Im Januar 1771 befand sich Hearne am Doobauntflusse in einem kleinen Lager der Nord Indianer, die dem Fange des Rotwildes oblagen und mit abgehauenen Zweigen einen vollkommenen kreisrunden Irrgarten angelegt hatten, zu dessen Eingange zwei immer enger zusammentretende Reihen von Strauchwerk hinleiteten. Durch diesen Paß wurde das Wild in den Irrgarten getrieben, in welchen sich dann mehrere bewaffnete Männer begaben, um die gefangenen Tiere abzuschlachten.

Im Verkehre mit diesen Indianern beobachtete Hearne mancherlei interessante Eigentümlichkeiten derselben. Vielweiberei war gang und gäbe und betrachtete man die Weiber als eine Ware, deren Wert sich nach ihrer Fertigkeit im Fellebereiten, Kleidermachen und nach ihrer Fähigkeit im Tragen richtete. Neben dem Kaufen und Rauben



Ein Blockhaus im Urwalde.

Nach einer Originalzeichnung von Rudolf Cronau.



Ein befestigter Handelsposten der Nordwest Compagnie.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

der Frauen ereignete es sich häufig, daß um ihren Besitz gerungen werden mußte, auch wenn die Frau bereits Eigentum eines Mannes war. Sobald sie einem anderen gefiel, mußte ihr Besitzer mit demselben um sie ringen und, falls er unterlag, sie dem Sieger überlassen. Dieserhalb stand die Ringkunst bei den Nord Indianern in großem Ansehen und wurde von Jugend auf geübt.

Im Monat Februar überschritt Hearne die nördlichste Grenze der Wälder. An ihre Stelle traten niedriges Knieholz, Weidengestrüppe, Gras und Moos. Als der Reisende am 13. Juli 1771 endlich den unteren Lauf des Kupferminenflusses erreichte, lag eine fast völlig nackte, sumpfige und hügelige Gegend vor ihm, durch welche der Fluß langsam hinzog, um sich bald darauf in das von eisumschlossenen Inseln und Sandbänken erfüllte und von Nebel überlagerte Meer zu ergießen. In diesem Mündungsgebiete hausten umherziehende Eskimos, die in Lederzelten wohnten und in Tracht und Aussehen den Eskimos von Labrador und Grönland glichen, im Gegensatze zu jenen den Kopf aber völlig kahl trugen und allem Anscheine nach die Haare desselben mit den Wurzeln herausrissen. Ihre Gerätschaften bestanden in hölzernen Trögen und Schüsseln, Kellen und Löffeln aus den Hörnern der Moschusochsen, aus viereckigen, schön gearbeiteten steinernen Kesseln, sowie aus Äxten und Messern aus Kupfer, das den in der Nähe des Flusses gelegenen, aber schon stark erschöpften Kupfergruben entstammte.

Den Rückweg nahm Hearne über den großen Sklavensee und traf nach mancherlei Abenteuern am 15. Juni 1772 wieder in Fort Churchill ein.*) —

Ein für die weitere Erschließung des großen Nordwestens wichtiger Zeitpunkt war das Jahr 1783, wo eine Anzahl der bedeutenderen Pelzhändler in Mont Royal und Quebec zu der sogenannten „Nordwest Compagnie" zusammentrat. Sie zog eine große Anzahl Voyageurs französischer und schottischer Abkunft in ihre Dienste und gelang es mit Hülfe derselben, das Handelsgebiet der Nordwest Compagnie auf Kosten der Hudsons Bai Gesellschaft bedeutend zu erweitern, infolge dessen Reibereien zwischen den beiderseitigen Beamten, Jägern und Händlern nicht ausblieben. Gar oft kam es zu blutigen

*) Sein Reisebericht erschien erst im Jahre 1795 zu London unter dem Titel: „A Journey from Prince of Wales Fort to the Northern Ocean."



Alexander Mackenzie.

Kämpfen, während welcher die schweigenden Wälder von dem Krachen der Büchsen wiederhallten.

Im Auftrage der Nordwest Compagnie vollführte der Schotte Alexander Mackenzie im Jahre 1789 eine wichtige Forschungsreise,*) deren Ausgangspunkt das am Athabaska See errichtete Fort Chipewyan war. Am 3. Juni des genannten Jahres brach Mackenzie von diesem Punkte mit vier Kanoes und zwölf Begleitern auf, fuhr den Sklavenfluß hinab zum Sklavensee und trat am 29. Juni die gefährliche Stromreise auf jenem mächtigen Flusse an, der jetzt mit vollem Rechte den Namen seines kühnen Entdeckers trägt. Dieser zu den größten Strömen der Erde zählende Fluß, auch wohl Naotscha genannt, bildet mit seinen andere Namen führenden Quellströmen den Abfluß einer Kette von mächtigen Binnenseen, von denen der Athabaska See bei einer Breite von 32 Kilometer 368 Kilometer lang ist, während der durch den Sklavenfluß mit ihm verbundene große Sklavensee bei einer Breite von 110 Kilometer 290 Kilometer Länge besitzt. Der große

*) Seine Reiseschilderungen erschienen im Jahre 1801 zu London unter dem Titel: Voyages from Montreal on the River St. Laurenze through the continent of Northamerica to the frozen and pacific Oceans in the years 1789 and 1793. Eine deutsche Ausgabe wurde 1802 in Hamburg herausgegeben.

Bärensee, der seinen Überfluß gleichfalls dem Mackenzie zusendet, mißt in der Richtung von Nordost nach Südwest 280, und von Nordnordwest nach Südsüdost 220 Kilometer.

An den von Nadelwäldern bedeckten felsigen Ufern des mitunter 50 Faden tiefen und manchmal mehrere Kilometer breiten Mackenzieflusses traf der Entdecker desselben nur selten mit einzelnen kleinen Banden von Indianern zusammen. Diese waren zumeist



Typus eines Assiniboine Indianers.
Nach einer Tafel aus dem Werke des Prinzen Maximilian zu Wied: Reise in das Innere von Nordamerika.

sogenannte Hundsrippen Indianer, häßliche Menschen von mäßig großem Wuchse, von denen einige ältere Männer lange Bärte trugen, wohingegen andere nach dem über ganz Nordamerika verbreiteten Indianerbrauch alle Haare mit Ausnahme derjenigen des Kopfes auszurupfen pflegten. In den durchbohrten Nasenknorpeln trugen die Wilden Gänsefedern oder kleine Holzstücke. Die Kleidung bestand aus Röcken, die, aus den gegerbten Fellen der Renn- und Elentiere gefertigt, bis auf die Mitte der Schenkel reichten. Die Gewänder waren unten nicht viereckig geschnitten, sondern gingen vom Gürtel an allmählich,

sowohl vorn wie hinten, spitz zu bis zum Knie und waren am Saume mit bunten Fellstreifen oder den Steinen von Beeren besetzt. Die gleich an die Beinkleider genähten Mokassins zeigten wie die übrigen Kleider Stickereien von gefärbten Stachelschweinborsten oder waren mit Borten aus verschiedenfarbigen Haaren des Elentieres besetzt.

Die Hundsrippen- sowie die nördlicher wohnenden, nach ihrer vorwiegend aus Hasenfellen zusammengesetzten Kleidung genannten Hasen Indianer gehören der großen, in viele Stämme zerfallenden Familie der Athabasken an, die sich selbst Dènè-Dindjeé oder Tinne, d. i. „Menschen“ nennen und den ganzen zwischen Alaska und der Hudsons Bai gelegenen Teil des Nordwestterritoriums mit Ausnahme des von den Eskimos besetzten und an das Eismeer stoßenden Nordrandes einnehmen. Der Typus der Tinne Indianer ist von demjenigen ihrer nördlichen Nachbaren, der Eskimos total verschieden, nähert sich dagegen sehr demjenigen der Assiniboins und Dakotas, welche südlich vom Saskatschewan und am Missouri leben und in einzelnen Banden die zwischen den beiden Flüssen sich ausdehnenden Prairien durchziehen. Mancherlei Eigentümlichkeiten finden sich bei den Tinnes und den den Dakotas zugehörigen Assiniboins gemeinsam und lassen auf eine ehemalige Verwandtschaft jener beiden großen Familien schließen. So ist z. B. der Glaube an den Donnervogel beiden Völkergruppen eigen, wonach sie sich ein Gewitter als durch die Gegenwart eines hoch in den Lüften schwebenden Riesenvogels verursacht denken. Der Flügelschlag desselben erzeugt den Donner und Sturm, zuckt er mit seinen Augen, so fährt ein Blitzstrahl hernieder, und wenn er gleichzeitig Schwanz und Flügel bewegt, so fließt ein See, den er auf seinem Rücken trägt, über und es regnet auf Erden. Ist der Himmel dagegen klar und heiter, so denkt man sich den Vogel weit entfernt und mit der Ernährung seiner Jungen beschäftigt.*)

Auch die bei den Dakotas herrschende Sitte, die Toten in von zwei Meter hohen Stangen getragenen Sargkisten zu bestatten, findet sich bei den Tinnes und werden dem Verstorbenen gleichfalls alle Kleider, Waffen und Geräte mitgegeben, alle übrigen Besitztümer hingegen verbrannt, ins Wasser geworfen oder an die nächsten Bäume gehängt.

Als Fischer und Jäger ziehen die Tinnes in ihrem unermeßlichen Gebiete von Ort zu Ort, bald die Moschusochsen und Renntiere der tundraartigen Steppen, bald die Elentiere und das Rotwild der Wälder, bald die Büffel und Bergschafe der Felsengebirge jagend, bald wieder den die Flüsse belebenden Fischen, Bibern und Ottern auflauernd. In Zeiten der Not verschmähen sie nicht, eine besondere Flechtenart von den Felsen zu kratzen und daraus eine nahrhafte Gallerte zu kochen.

Mackenzie fand die Eingeborenen im Besitz von Angelruten, deren Schnüre aus Renntiersehnen gefertigt waren, während die Haken aus Holz, Horn oder Knochen bestanden. Ferner besaßen sie sehr große, gut gearbeitete Netze, ein bis zwei Meter lange Bogen mit meterlangen, scharfe Widerhaken zeigenden Pfeilen, endlich noch Streithämmer, die aus den ihrer Zacken beraubten Geweihen der Renntiere verfertigt wurden.

Durch allerhand fabelhafte Nachrichten versuchten die Tinnes den kühnen Mackenzie

*) Vergl. Cronau, Fahrten im Lande der Sioux.

von der Fortsetzung seiner Reise abzuschrecken. Sie versicherten, er werde, um bis zum Meere zu kommen, mehrere Winter nötig haben und alt werden, ehe er zurückkomme; auch werde er auf scheußlich gestaltete und mit verheerender Stärke begabte Ungeheuer sowie auf zwei unpassierbare Wasserfälle stoßen.

Mackenzie ließ sich durch diese Berichte, deren sich nicht einer bestätigte, nicht beirren. Breit und gewaltig rollte der mächtige Strom zwischen den an einigen Stellen völlig nackten, an anderen Stellen mit Fichten und Birken bewachsenen und mit schneebedeckten Gipfeln versehenen Gebirgen dahin. Später flachten sich die Ufer mehr und mehr



Biber in den Gewässern des Nordwestens.

Nach einer Zeichnung von Ch. Bodmer.

ab, der Fluß verzweigte sich in verschiedene Kanäle und bildete ein ungeheures Delta, dessen Inseln aus Morast und Sand bestanden.

Gleichwie Hearne im Mündungsgebiet des Kupferminenflusses eine äußerst öde, trostlose Landschaft kennen lernte, so zeigte sich auch das Mündungsgebiet des Mackenzie völlig vegetationslos. Als der kühne Schotte am 29. Juni hierher gelangte, erblickte er gen Norden ein mit Eis bedecktes Meer, in dem einzelne Walfische schnaubend dahinfuhren. Gen Osten lagen mehrere kahle Inseln, gen Süden aber in weiter Ferne eine dunkle Bergkette, welche den letzten Ausläufer des Felsengebirges bildete.

Obwohl Mackenzie allenthalben auf Spuren und verlassene Hütten von Eskimos stieß, gelang es ihm nicht, einzelner Individuen dieses Menschenschlages ansichtig zu



Scenerie in den Felsengebirgen von Britisch Columbia.
Nach einer Photographie.

werden, und da eine weitere Erforschung der Küste nicht in seinen Absichten lag, so kehrte er nach kurzem Verweilen am Rande des nördlichen Eismeeres nach Fort Chipewyan zurück, wo er am 12. September nach einer Abwesenheit von 102 Tagen wohlbehalten anlangte.

Derselbe kühne Forscher, dem späterhin in Anerkennung seiner Leistungen die Ritterwürde zu teil ward, vollführte in den Jahren 1792 und 1793 eine ebenso gewagte Reise nach den Ufern des Großen Ozeans. Wieder bildete Fort Chipewyan am 10. Oktober des erstgenannten Jahres den Ausgangspunkt, doch drang er diesmal mit seinen zehn Begleitern auf dem Peace- oder Friedensflusse direkt gen Westen und kam zunächst in das von den gleichfalls den Athabasken angehörigen Biber Indianern bewohnte Land.

Diese Biber Indianer erwiesen sich als lebhafte Menschen mit scharfen, durchdringenden Augen und waren ebenso leicht zu besänftigen als in Zorn zu bringen. Wie fast bei allen nordamerikanischen Indianerstämmen, so nahmen auch hier die Frauen eine sehr untergeordnete Stellung ein und lagen ihnen alle Mühseligkeiten ob, die das an Beschwerden so reiche Wanderleben der Indianer mit sich bringt.

Weiterhin kam Mackenzie zu den Berg Indianern, überstieg im Mai des Jahres 1793 unter Bewältigung furchtbarer Hindernisse die Felsengebirge des heutigen Britisch Columbia, setzte auf der Westseite derselben das über den Rücken des Gebirges geschleifte Boot in ein dem Großen Ozean zueilendes Gewässer und kam nach mancherlei Gefahren

an die Gestade des Großen Ozeans und zu jenen merkwürdigen Volksstämmen, die vom Columbia bis hinauf nach Alaska die Küstengebiete beherrschen und circa 40 Jahre zuvor den Russen zuerst bekannt geworden waren. Am 24. August 1793 kam Mackenzie von seiner in ihrer Art großartigen Entdeckungsreise nach Fort Chipewyan zurück. —

Gegen Anfang des 19. Jahrhunderts wurde der Kampf zwischen der Nordwest- und Hudsons Bai Compagnie immer heißer und kontrollierte die erstere das ganze Terrain zwischen den großen Seen bis zum Pacific Ozean, während die Faktoreien der letzteren über die ganze Breite des nordamerikanischen Kontinentes von Labrador bis tief in Alaska hinein zerstreut lagen.

Die fernsten, von der Hudsons Bai Compagnie errichteten Posten waren Fort Selkirk und Yukon, beide an dem mächtigen, Alaska durchströmenden Yukon gelegen, in einer Weltabgeschiedenheit, daß es stets mehrere Jahre bedurfte, bevor die für diese Faktoreien bestimmten Waren ihr Ziel erreichten.

Daß das Leben der in solch entlegenen Posten stationierten Beamten sich überaus hart und monoton gestalten mußte, ist leicht begreiflich und fast will es scheinen, als seien die Leiter der Hudsons Bai Compagnie bei der Wahl der Namen für manche der in den unwirtlichsten Regionen des Mackenzie gelegenen Faktoreien von der Absicht geleitet worden, durch diese Namen den Mut, die Ausdauer und die Hoffnung auf bessere Tage bei denjenigen aufrecht zu erhalten, die das Los traf, nach solchen weltfernen Punkten geschickt zu werden.

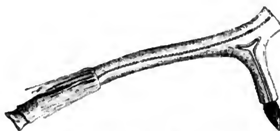


Hundeschlitten der Indianer im Nordwestterritorium.

Reliance (Vertrauen), Confidence (Zuversicht), Resolution (Entschlossenheit), Providence (Vorsehung), Good Hope (gute Hoffnung), das waren die Namen der Forts, die in den unwirtlichsten Einöden am Mackenzie, großen Sklaven- und großen Bärensee lagen und vielleicht nur einmal im Jahre durch die Indianer, welche mit ihren armseligen Hundeschlitten die Verbindung mit den Hauptstationen herstellten, Nachricht von den Vorgängen der Außenwelt erhielten.

Während in diesen nördlichen Einöden jede Besiedelung ausgeschlossen erscheint, entstand in den südlicheren Teilen des Nordwestterritoriums und zwar in dem Vereinigungsgebiet des Red River mit dem Assiniboine schon frühzeitig eine Kolonie.

Dieselbe wurde von dem britischen Earl of Selkirk im Jahre 1812 ins Leben gerufen, der hierher eine Anzahl schottischer Hochländler überführte. Große Erwartungen knüpften sich an dies sogenannte Red River Settlement, aber diese Erwartungen blieben unerfüllt, indem die junge Kolonie unter den Streitigkeiten, die zwischen der Nordwest- und Hudsons Bai Compagnie obwalteten, nicht zur Blüte gelangen konnten. Erst nachdem, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, die erstere Gesellschaft mit der letzteren verschmolzen und auch die Macht der Hudsons Bai Gesellschaft im Jahre 1869 gebrochen wurde, begann für das Nordwestterritorium die Zeit einer ungeahnten Entwickelung.



Ein Tomahawk der Athabasken.



Gebirgsscenerie im amerikanischen Nordwesten.
Nach einer Photographie.

Die Entdeckung der nordamerikanischen Nordwestküste.

Nordamerikas Ostküsten waren längst den Europäern bekannt und zum größten Teile unterworfen, ehe man die unter den gleichen Breiten liegenden Westküsten entdeckte. Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts wußte man nicht, ob daselbst die alte Welt mit der neuen zusammenhänge oder ob beide durch einen Ozean getrennt seien.

Daß bereits die Spanier unter Hernando Cortes, Cabrillo und anderen versuchten, die Geheimnisse der Nordwestküste von Nordamerika aufzuhellen, haben wir bereits früher eingehend geschildert.

Ferner ist nachgewiesen, daß im Jahre 1582 der Spanier Francisko Gali oder Gualle auf einer Reise von Macao nach Acapulco unter 37° 30′ in Sicht der Küste von Kalifornien kam, dagegen entbehren die angeblichen Fahrten des griechischen Piloten Juan de Fuca, der im Jahre 1592 zwischen 47 und 48° n. Br. in einen weiten Meeresarm geraten sein soll, in welchem er zwanzig Tage lang segelte, sowie die Reise des spanischen Admirals de Fonte, der im Jahre 1640 eine ähnliche Fahrstraße suchte und angeblich in der Südsee mit einem von Boston stammenden Schiffe zusammentraf,

gänzlich der Begründung und sind, wie die bereits früher erwähnte mythische Reise des Ferrer de Maldonado, in das Gebiet der Fabel zu versetzen.

Die ersten bestimmten Nachrichten über die Nordwestküste von Nordamerika verdanken wir den Russen, die unter der Regierung des Zaren Peter des Großen in unaufhaltsamem Siegeszuge ganz Sibirien unterworfen und zu Beginn des 18. Jahrhunderts ihr Reich bis an die äußersten Grenzen Ostasiens ausgedehnt hatten.

Hier, an den Gestaden des Großen Ozeans, erhielten ihre Eroberungs- und Entdeckungsgelüste unvermutet neue Nahrung.

Mächtige Baumstämme, wie sie in Kamtschatka unbekannt waren, fremdartig gebaute Boote und andere ungewöhnliche Gegenstände trieben gelegentlich von Osten her an die Küste. Russische Walfischfänger, die in den kamtschadalischen Gewässern jagten, erlegten bisweilen Walfische, die im Rücken Harpunen trugen, wie sie von den sibirischen Völkern nicht gebraucht wurden.

Die den äußersten Nordosten von Asien bewohnenden Tschuktschen erzählten von einem noch weiter östlich gelegenen Lande, das ohne Ende sei und lange Ströme, hohe Gebirge und mächtige Wälder besitze. Bei ihnen sah man gelegentlich auch einzelne Leute, die Tauschhandel trieben und eine Sprache redeten, welche die Russen bisher noch nicht gehört hatten. All dies erweckte bei den Russen den unwiderstehlichen Drang, ihre Entdeckungen noch über das die Ostgrenze Sibiriens bildende Meer hinaus bis in jene fernen Regionen auszudehnen, das von den Tschuktschen „das große Ostland“ genannt ward.

Die Pläne zur Entdeckung und Eroberung des „großen Ostlandes“ gingen von dem Zaren Peter dem Großen aus, der mit Aufmerksamkeit jene Gerüchte vernommen hatte und im Jahre 1724 den Befehl zur Ausrüstung einer Expedition erteilte, welche die bestimmte Weisung erhielt, das Geheimnis jenes Ostlandes zu lösen.

Diese Expedition, welche am 5. Februar 1725, nur drei Tage vor dem Tode des Zaren, St. Petersburg verließ, um sich auf dem Landwege über den Ural und durch ganz Sibirien nach Kamtschatka zu begeben, stand unter der Führung des 1680 zu Horsens in Jütland geborenen Dänen Vitus Bering.*) In dreijähriger Wanderung legte die Expedition den ungemein langwierigen und beschwerlichen Weg zurück und verfolgte im Jahre 1728 von dem dortigen Hafen Nischnij Kamtschatskoj aus die eine nordöstliche Richtung einschlagende Küste Asiens bis etwa zum nördlichen Ausgange jener berühmten Straße, welche die beiden Kontinente Asien und Amerika scheidet und später zu Ehren ihres Entdeckers Beringsstraße genannt wurde. Da Bering hart unter dem Schutze der Küste von Asien segelte und nebliges Wetter herrschte, so erblickte er die Gestade Amerikas nicht, doch stellte er fest, als nach Umseglung des Ostkaps von Asien die Küste sich wieder westwärts wendete, daß eine Landverbindung zwischen Asien und Amerika nicht bestehe, beide Festländer vielmehr durch ein Meer getrennt seien.

Im Juli 1729 lief Bering von Nischnij Kamtschatskoj nochmals zur Aufsuchung

*) Der Name kommt auch in den Schreibweisen Beering und Behring vor.

des Ostlandes aus, kehrte aber, als heftige Stürme sein Schiff aufhielten, und er nach einer Strecke von 200 Leguas noch kein Land erblickte, unverrichteter Sache zurück.

Zum erstenmal soll die nordwestlichste Spitze Amerikas, das heutige Kap Prinz von Wales, im Jahre 1730 von einem Kosaken, Namens Gwosdew besucht worden sein, der während der Unterwerfung der Tschuktschen durch die Kosakenführer Schestakow und Pawlowski die Beringsstraße gekreuzt und an der dem Tschuktschenlande gegenüberliegenden Küste Menschen gefunden haben soll, mit denen er sich nicht verständigen konnte.*) Auf einer älteren russischen Karte ist danach das genannte Kap Alaskas mit dem Namen „Gwosdews Landspitze" bezeichnet.

Im Jahre 1741 unternahm Bering in Gemeinschaft mit Alexej Tschirikow von dem auf Kamtschatka gegründeten Petropawlowsk aus mit zwei Schiffen einen neuen Versuch zur Auffindung des Ostlandes und nahm dabei eine Karte des berühmten französischen Geographen Guillaume Delisle zum Führer, die südöstlich von Kamtschatka unter 46° n. Br. eine 15 Längengrade betragende Küste zeigte, neben welcher die Bemerkung stand: „Terres vues par Don Juan de Gama, en allant de la Chine à la nouvelle Espagne."

Diese Worte beziehen sich auf die Reise eines spanischen Seefahrers, der angeblich auf einer Fahrt von Neu Spanien nach Asien Alaska gesehen haben soll. Bald überzeugte sich Bering von der Nichtexistenz jenes „Gamalandes" unter dem genannten Breitengrade und schlug darum eine nordöstliche Richtung ein. Am 20. Juni wurden die beiden Schiffe unter 50° n. Br. durch heftige Stürme und dicke Nebel getrennt und setzten ihre Fahrt unabhängig voneinander fort.

Tschirikow, welcher das Schiff „St. Paul" befehligte, kam am 15. Juli unter 55° n. Br. in Sicht der amerikanischen Küste und schickte, da die Steilheit derselben dem großen Schiffe keine Annäherung erlaubte und ein Hafen sich nicht darbot, zwei Boote mit je zehn Mann zur Untersuchung des Landes aus. Aber keines der Boote kehrte zurück, dagegen erschienen bald darauf die Eingeborenen in zwei vollbemannten großen Kanoen und schickten sich an, unter dem Geschrei: „aga, agai" das russische Fahrzeug anzugreifen, zogen sich aber, als die Besatzung den Kampf aufnahm, schnell zurück. Da Tschirikow kein Boot mehr besaß, so mußte er die ans Land geschickte Mannschaft ihrem Schicksale überlassen und nach Kamtschatka zurückkehren.

Bering hatte die amerikanische Küste einige Tage später als Tschirikow erblickt und zwar fünf Grade nördlicher als dieser. Am 31. Juli, dem St. Eliastage, ging das Schiff an einer Insel vor Anker, deren genaue Lage aber nicht mit völliger Sicherheit festgestellt werden kann. Sie lag zwischen zwei Vorgebirgen, die Bering St. Elias und Hermogenes nannte. Bering war schwer erkrankt und konnte sich nur zu kurzem Aufenthalte verstehen, weshalb der deutsche Naturforscher Georg Wilhelm Steller die erstbeste Gelegenheit ergriff, dem Lande einen flüchtigen Besuch abzustatten. Die von diesem Gelehrten niedergeschriebenen Wahrnehmungen sind die ersten, welche über die in vielen Beziehungen so

*) G. F. Müller, Sammlung russischer Geschichten. Bd. III. S. 132.

hochinteressante Nordwestküste veröffentlicht wurden. Verschiedene Anzeichen deuteten an, daß die Insel bewohnt sei, denn Steller entdeckte nicht nur abgenagte Knochen und geöffnete Muscheln, sondern auch einen hölzernen Trog, in dem die Bewohner der Insel kurz zuvor Wasser mit glühenden Steinen zum Kochen gebracht hatten. Weiter vordringend, sah er gefällte und entrindete Bäume; ein schmaler Fußpfad leitete zu einem Ort, der mit abgeschnittenem Grase bedeckt war, unter welchem sich ein ziemlich tiefer Vorratskeller befand, der verschiedene, mit gedörrten Fischen und Süßkraut gefüllte Gefäße sowie große Massen zusammengerollten und getrockneten Cedern- und Lärchenbastes enthielt, die augenscheinlich die Bestimmung hatten, in Zeiten der Not genossen zu werden, wie dies in Kamtschatka und Sibirien beobachtet war.



Ein Wohnhaus der Aleuten.

Steller berichtet ferner, daß der Steuermann Chytrew eine aus Holz erbaute Wohnung sah, deren Wände so glatt waren, daß es schien, als seien die Bretter mit einem schneidenden Werkzeuge behobelt. In dieser Wohnung fand man einen Wetzstein, dessen Oberfläche die Streifen eines auf ihm geschärften kupfernen Messers zeigte, ferner nahmen die Matrosen ein Handruder, ein hölzernes Geschirr und eine Hohlkugel von hartgebranntem Lehm, die im Innern einen sogenannten Klapperstein enthielt.

Nach kaum eintägigem Aufenthalte ging Bering wieder in See, sah am 2. August die große Insel Kadjack und entdeckte wenige Tage später die östlichsten Inseln der Aleuten, die sich in einem geschwungenen Bogen von Kamtschatka bis zur Halbinsel Alaska hinziehen.

Die Aleuten sind eine Kette mächtiger feuerspeiender Pyramiden und Kegel, welche einem gewaltigen unterirdischen Gebirgszuge aufgesetzt sind und stellenweise mehr als 2000 Meter hoch über die eisigen Fluten des Ozeans ragen. Sieben Monate lang herrscht auf diesen schroffen und finsteren Felseneilanden ein eisiger Winter und furchtbare Schneestürme umtoben die trotzig geformten Vulkane, aus deren Schlünden blutigrote Flammensäulen hervorschießen, um mit ihrem Schein die ewig bewegte Wasserwüste des Ozeans

und die auf seinen Wogen dahintreibenden phantastisch geformten Eisberge schaurig zu beleuchten. Von April bis Mitte Juli sind die überaus grasreichen Eilande in dichte Nebel gehüllt, sonnige Tage sind äußerst selten (nach Petroff wurden innerhalb sieben Jahren nur 53 sonnige Tage beobachtet), strahlt aber einmal während der von Mitte Juli bis September herrschenden Sommerzeit der Himmel in reinem Azur, so läßt er dem Reisenden, der in diese Breiten verschlagen worden, den Aufenthalt unter denselben unvergeßlich erscheinen.

Rauh wie Klima und Land, so sind auch seine Bewohner und wissen Geschichte und Sage gar viel von blutigen Kämpfen der tapferen Aleuten mit den Russen zu erzählen, welch letztere glaubten, ungehindert die Frauen und Töchter der Insulaner vergewaltigen zu können. Walfischfang, Robben- und Otterjagd bilden die Hauptbeschäftigung der Aleuten, die sich an ihre östlichen Nachbarn, die zu den Innuit oder Eskimos gehörenden Küstenbewohner von Alaska, eng anschließen, in Sprache und Sitte aber mancherlei Eigentümlichkeiten bewahren.

Die Wohnungen der Aleuten bestehen zumeist aus Rasen, dem nur wenige Balken von Treibholz Festigkeit verleihen. Zumeist sind diese Wohnungen so tief in die Erde gegraben, daß die kleinen Fensteröffnungen unmittelbar über der Bodenfläche beginnen.



Totenmasken der Aleuten.

Die darüber aufgetürmten Rasendächer sind mit allerlei Grasarten üppig bewachsen, und geben den Gebäuden mehr das Ansehen von Gräbern als von menschlichen Wohnungen. Manche solcher Aleutendörfer scheinen auf den ersten Blick in der That einen Friedhof darzustellen.

Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß die alten Aleuten ihre Toten dadurch präservierten, daß sie die Eingeweide entfernten, die Höhlung mit Gras füllten und die Leichen trockneten. Wie im Leben bekleidet wurden sie dann mit Zieraten geschmückt, so fand man die Mumien von Frauen, die so gesetzt waren, als ob sie nähten, Felle zubereiteten oder Kinder säugten; an anderen Orten entdeckte man die Leichen von Männern, welche aus Holzplatten zusammengesetzte Rüstungen trugen, ihr Jagdgerät und die Ruder neben sich liegen hatten und in ihren Fellbooten hockten. Andere wieder saßen

auf dem Boden, als ob sie auf eine Trommel schlügen, wie es noch heute bei den Wintertänzen der Fall ist. Sehr häufig tragen diese Mumien hölzerne, mit verschiedenen Farben bemalte und mit Federn und Haarbüscheln besetzte Masken, ähnlich denen, wie sie noch gegenwärtig von den Eskimos Alaskas und einzelnen Indianerstämmen der Nordwestküste während der Tänze getragen werden.

Zur Jagd auf das kostbarste Wild, die Seeotter, ziehen die Aleutenbewohner noch heute in der alten Weise in größeren Trupps aus, in vier bis zwanzig Fellbooten, deren jedes mit zwei Männern besetzt ist. Als Waffen dienen Speer, Bogen und Pfeile. An irgend einer einsamen Küste oder kleinen Felseninsel wird das Lager aufgeschlagen und geduldig des Momentes gewartet, wo Wind und Wetter günstig sind, was freilich in diesen Breiten Wochen dauern kann.

Dann rudern die Fellboote langsam und in einem großen Bogen angeordnet über die glatte Meeresfläche, bis einer der die Oberfläche gespannt beobachtenden Jäger lautlos das Ruder hebt und damit die Richtung andeutet, wo er den Kopf einer atemholenden Otter auftauchen sah. Schnell schließen die Boote einen Kreis um die Stelle und wenn nach zehn Minuten scharfen Beobachtens der Kopf des Tieres aufs neue erscheint, fliegt, von sicherer Hand geworfen, der tödliche Speer hinüber. Macht er der Otter nicht sofort den Garaus, so nimmt das untertauchende Tier die Waffe mit hinunter, eine an dem Eisen befestigte Blase aber läßt es nicht tief kommen, nach ein paar Minuten muß es zurück, um nun die Beute der Jäger zu werden.

Weniger mühsam ist der Fang der Robben, die mit ihren unförmlichen Leibern die Ränder der Inseln wie mit einem schwarzen Kranze bedecken. Mit wunderbarer Geschicklichkeit wissen die Aleutenbewohner sich an diese Schlafplätze heranzuschleichen, erwecken die Robben mit lautem Geschrei und treiben sie in Herden von 2000 bis 3000 Stück landeinwärts langsam der Schlachtstätte zu, wo die mit gutem Pelz versehenen Tiere den Todesstreich mit der Keule erhalten und ihres Felles entkleidet, die schwächeren und verletzten Exemplare aber mit einem leichten Stoße wieder zum Meere gejagt werden.

Bering entdeckte nur wenige der Aleuten Inseln. Auf einer derselben begruben die Russen den Steuermann Schumagin, und trägt das Eiland noch heute den Namen desselben. Schumagin war das erste Opfer des alsbald mit vollster Heftigkeit ausbrechenden Skorbut, der unter der Mannschaft so um sich griff, daß Bering sich gezwungen sah, mit dem von Stürmen hart mitgenommenen Schiffe an der Kamtschatka zunächst gelegenen Berings Insel vor Anker zu gehen. Ein böses Mißgeschick fügte es, daß das Schiff am 5. November während eines heftigen Sturmes losgerissen und gegen die felsige Küste geschleudert wurde, wo es zerschellte. Die Schiffbrüchigen mußten sich entschließen, auf der öden Insel zu überwintern. Die Entbehrungen aber, welche dieser Winter über die Unglücklichen verhängte, gestalteten sich so furchtbar, daß Bering und der größte Teil seiner Mannschaft den Leiden erlagen. Nur 45 Personen überstanden die Schreckenszeit und retteten sich im Frühling 1742 in einem aus den Schiffstrümmern gezimmerten Boote nach Kamtschatka.

Mußte Bering seine Forschungen mit dem Leben bezahlen, so sind seine Fahrten aber heute noch unvergessen, denn außer der nach ihm benannten Straße und Insel trägt auch das ganze, durch die Aleuten gen Süden abgeschlossene und zwischen Kamtschatka, der Tschuktschenhalbinsel und Alaska gelegene Binnenmeer seinen Namen.

Auf die Russen machten Berings Entdeckungen einen großen Eindruck, da die Überlebenden eine Anzahl überaus kostbarer Tierfelle aus dem Schiffbruche gerettet hatten, die in dem benachbarten China sowohl wie in Europa ungeheure Preise erzielten. Es waren die herrlichen, tiefschwarzen und mit einzelnen Silberhaaren besprengten Felle einer nur auf den Aleuten und an der Nordwestküste Amerikas heimischen Seeotter (Lutra marina), welche Veranlassung gaben, daß die Russen die Entdeckungen Berings eifrig fortsetzten.

Schon bald nach seinem Hingange brachen zahlreiche kleinere Expeditionen von Kamtschatka aus auf, zumeist russische Walfischfänger und Pelzhändler, sogenannte Promyschlenniks, welche sich auf ihren „Schitiken" den Reichtum der Aleuten an Pelztieren zu nutze machten. Diese Schitiken oder „genähte Schiffe" waren eigentümliche Fahrzeuge, bei denen mitunter die Planken mit Lederstricken und Tiersehnen aneinander befestigt und an die Rippen gebunden waren, während die Fugen mit Moos, Harz und anderen Dingen gedichtet waren. Da sich an vielen dieser Fahrzeuge kein einziger Nagel befand und sie keine besondere Widerstandskraft besaßen, so gingen alljährlich mehrere dieser Schiffe an den von furchtbaren Stürmen umbrausten Felseninseln zu Grunde, welch reiche Beute aber einzelne dieser Schiffe damals von den Aleuten und Alaska heimbrachten, geht daraus hervor, daß mitunter eine einzige Schitike eine Ladung im Werte von zwei Millionen Rubel nach Kamtschatka brachte, für die man höchstens zehn Prozent in Tauschartikeln bezahlt hatte.

Schritt für Schritt dehnten die Promyschlenniks ihre Fahrten von der Kamtschatka zunächst liegenden Berings Insel bis zu der östlichen Insel der Aleutengruppe aus. Der Kosak Emilian Bassoff begann im Jahre 1745 mit der Ausbeutung der Kamtschatka zunächst liegenden Berings Insel, im Herbste desselben Jahres kam Michael Newodsikoff nach Attu und Karaga, 1754 Rodion Durnew nach Agattu, 1760 Demetrius Paikoff nach den Inseln Goreli, Sitschin und Aback oder Atach, 1760 wurde die sogenannte Andreanoff-Gruppe durch Peter Wasyntinskoi und Maxim Lazaroff eingehender untersucht und schloß sich daran der Besuch Drusinins auf Umnak und Unalaska im Jahre 1762. Stephan Glottoff kam im darauffolgenden Jahre bis zu der großen Insel Kadjak und 1768 betraten endlich die russischen Marineoffiziere Krenitzyn und Lewaschew die Westspitze der dem amerikanischen Festlande angehörigen Halbinsel Alaska.

Vierzehn Tagereisen weit untersuchten die beiden die Küsten Alaskas in nordöstlicher Richtung, durchquerten dann die Halbinsel und brachten von dieser Reise eine Reihe interessanter Beobachtungen mit.

Die Unternehmungen der russischen Pelzhändler wurden nun immer häufiger. Die Jagd auf die Seeottern, Seelöwen, Walrosse und Walfische nahm immer größeren

Umfang an, besonders als die Schiffsführer Solowiew und Bragin mehrere Jahre lang auf den Aleuten und Alaska ausharrten und als Resultat dieses Aufenthaltes ganze Ladungen der kostbarsten Felle heimbrachten.

Die russischen Entdeckungen, sowie die Furcht, der unternehmende Handelsgeist anderer Nationen möge leicht an der Nordwestküste ähnliche Unternehmungen hervorrufen, machten die Eifersucht der spanischen Regierung rege und veranlaßte sie zur Absendung mehrerer Expeditionen, die das angebliche Recht der spanischen Nation auf jene Küsten wahren und über die Ausdehnung der russischen Herrschaft Nachricht einziehen sollten. Diese Expeditionen gingen von den Häfen Mexikos aus ab und kam diejenige des Juan Perez im Jahre 1774 bis zur Nordspitze der Königin Charlotte Inseln, ankerte auf dem Rückwege in dem später von Cook besuchten Nutka Sunde der Vancouver Insel und kehrte nach achtmonatlicher Abwesenheit in den Hafen von Monterey zurück.

Bereits im folgenden Jahre gingen unter dem Befehle des Kapitäns Bruno Heceta drei andere Schiffe nach den nordischen Gewässern, wurden aber durch einen Sturm voneinander getrennt. Nur ein kleiner von Juan Francisko de la Bodega y Quadra befehligter Schooner setzte die Weiterreise fort und sahen die Spanier am 16. August unter 57° n. Br. einen schneebedeckten Gebirgskegel, den sie San Jacinto nannten und der mit dem von Cook Edgecumbe getauften Berge bei Sitka identisch ist. Hier ergriffen die Spanier unter feierlichen Ceremonien Besitz von dem Lande und errichteten ein Kreuz, welches aber die wilden Eingeborenen sofort entfernten, nachdem die Europäer die Stelle verlassen hatten.

Während der Rückreise entdeckte Bodega den sogenannten Bucareli Hafen unter $55^1/_2$° n. Br., sowie eine Fahrstraße zwischen der Prinz von Wales Insel und dem Kap Margarita, welche noch lange Zeit nachher Entrade de Perez hieß.

Bodega besuchte in Gemeinschaft mit Ignacio Arteaga im Jahre 1779 den Hafen Bucareli aufs neue, jedoch sind über diese Fahrt nur dürftige Berichte vorhanden.

Eine weitaus größere Bereicherung erhielt die Erdkunde durch den großen Seemann James Cook, dem bei Antritt seiner dritten Reise die Aufgabe gestellt wurde, zu versuchen, ob von der Südsee aus ein Durchbruch zum nördlichen Eismeer und weiter durch die arktischen Gebiete Nordamerikas nach dem Atlantischen Ozean möglich sei.

Namenszug des James Cook.

Die geheime Instruktion, die der kühne Seefahrer von der englischen Regierung erhielt, bestimmte ausdrücklich, daß Cook nach seiner Ankunft in dem von Francis Drake entdeckten Neu Albion einen Hafen anlaufen solle, um die Holz- und Wasservorräte zu ergänzen. Ferner habe er längs der Küste nordwärts bis zu 65° n. Br. zu fahren, dabei aber darauf bedacht zu sein, keine Zeit mit Untersuchung der Flüsse und Häfen zu verlieren, sondern damit erst unter dem gedachten Breitengrade zu beginnen. Diese

Vorschrift hinderte Cook, größere Entdeckungen an der Nordwestküste zu machen, und so beschränken sich seine Aufnahmen nur auf wenige Punkte, von denen Kap Foulweather (unter 44° 55'), Kap Flattery, der Nutka Sund, Mount Edgecumbe, Kap Croß, die Berings- und Comptrollers Bai genannt sein mögen. Am 4. März erblickte Cook den weithin leuchtenden Schneegipfel des Mount St. Elias, des Wahrzeichens von Alaska.

Als hier die Küste anfing eine westliche Richtung einzuschlagen, begann Cook genauere Untersuchungen anzustellen und verdanken wir ihm die ersten Aufnahmen des Prinz William Sundes und der tief ins Festland hineinreichenden Cooks Bai. Da der Entdecker hier keinen Durchgang fand, umschiffte er die Halbinsel Alaska bis in den innersten Winkel der Bristol Bai, benannte das Kap Newenham und drang durch die Beringsstraße in das nördliche Eismeer ein, wo er die letzte von ihm gesehene Landspitze auf amerikanischer Seite das Eiskap (Icy Cape) nannte. Nach vielem fruchtlosen Bemühen, die ihm entgegendringenden Eismassen zu durchbrechen, welche die weitere Fahrt nach Norden versperrten, entschloß sich Cook gegen Ende August 1778 zur Rückkehr, erforschte noch den Norton Sund und kehrte über Unalaska nach den Sandwichs Inseln zurück, wo er am 14. Februar 1779 unter den Keulen der dortigen Bewohner den Tod fand.



Kapitän Clerke, der Begleiter Cooks, machte im folgenden Jahre nach Passierung der Beringsstraße einen zweiten, aber gleichfalls erfolglosen Versuch, das Eis zu durchbrechen.

Der nächste Besucher der Nordwestküste war der französische Admiral Jean François de Galoup, Comte de la Pérouse. Er wurde von Ludwig XVI. im Jahre 1785 mit zwei Fregatten auf eine Entdeckungsreise um die Welt gesandt und erblickte während derselben am 23. Juni 1786 den Eliasberg. Vom 4. bis 30. Juli verweilte er mit seinen der Ausbesserung bedürftigen Schiffen in einer unter $58^1/_2$° gelegenen Bai, die lange Zeit den von la Pérouse verliehenen Namen Port de Français

behielt, gegenwärtig aber mit dem einheimischen Namen Lituya Bai auf den Karten eingetragen ist.

Später segelte la Pérouse an den Königin Charlotte-Inseln vorüber bis zum Nutka Sunde, von wo er sich nach Manila begab. Daß er mit seinen beiden Fregatten bei der Insel Vanikoro den Untergang fand, ist erst in den Jahren 1827 und 1828 durch die Nachforschungen der Kapitäne Dillon und d'Urville erwiesen worden.



La Pérouse.

An der Nordwestküste lernten diese verschiedenen Nationen angehörenden Entdecker jene höchst eigenartige Menschenrasse kennen, die das ganze vielfach zerschnittene und an die Küste von Norwegen erinnernde Gebiet vom Columbia nordwärts bis zur Halbinsel Alaska innehaben. Zu ihnen gehören die in mancherlei kleinere Stämme zerfallenden Thlinkit oder Koloschen, die Haida, Tschimsian, Bella coola, Nutka, Aht Indianer und andere. Ihre Heimsitze bilden ein Areal, von welchem Bastian treffend bemerkt, daß es in ethnologischer Hinsicht eins der bedeutungsvollsten der ganzen Erde sei, indem zu der Annäherung zweier Kontinente in der Beringsstraße noch eine dritte aus dem zwischenliegenden Inselreiche hinzutrete, weshalb die eigentümliche Physiognomie, die somit gerade an dieser Küste einerseits im polynesischen Reflexe und anderseits mit den Verzweigungen in den Nahuatl Wanderungen schillert, auch schon häufig die Aufmerksamkeit der Beobachter gefesselt habe. In der That deuten mancherlei Züge dieser Nordwestindianer, die unbestreitbar einen Zweig der großen amerikanischen Völkerfamilie bilden, auf Berührungen mit Hyperboräern auf der einen und Polynesiern auf der andern Seite hin, und will es fast scheinen, als habe eine jede dieser Rassen ihre Spuren in dem Dasein jener Völker niedergelegt.

Die Kleidung der Männer bestand entweder aus Kitteln, die aus dem Baste der Cedern sowie anderer Pflanzen geflochten und an den Rändern mit Pelzstreifen besetzt wurden, oder aus Mänteln von Seeotterfellen, von denen man zwei große auf der einen Seite zusammennähte. Sie reichten vom Halse bis an die Knöchel, ließen beide Arme frei und waren über der rechten Schulter mittels eines ledernen Riemens zusammengeknüpft. Auch dienten häufig Felle von Bären und Wölfen als Kleidung.

Zu diesen prächtig aussehenden Kostümen kamen Mützen und kegelförmige, fein geflochtene Hüte, deren Seiten allerlei gemalte Figuren von Vögeln und anderen Tieren zeigten. Derselbe Schmuck ist auch gewissen Festtagskleidern und umhangartigen Decken eigen, die aus den Haaren der Bergziegen gewebt sind und bei besonderen Gelegenheiten benutzt werden. Diese Kleider und Decken tragen in seltsamer Zusammenstellung immer wiederkehrend die verschiedenen Klanszeichen, die konventionell umgeformten Fratzen der Wappentiere. Die Farben der mit langen Fransen besetzten Decken sind stets schwarz, blaßblau, mattgelb und weiß.



Typen der Bewohner der Vancouver Insel.
Nach einem Kupferstich vom Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Als eigenartiger Schmuck dienten Adlerfedern und Daunen, mit welch letzteren die Indianer bei feierlichen Gelegenheiten die Haare bestreuten. Tätowierung und Bemalung des Gesichtes und Körpers war gleichfalls üblich, zudem trugen die Nordwestamerikaner in Ohren und Nasen allerhand Knochen, Zähne, Muscheln und Federspulen.

Als besonders auffallenden Zierat bemerkten die Entdecker des 18. Jahrhunderts bei einigen an der Nordwestküste wohnenden Stämmen den Lippenpflock. La Pérouse sah denselben bei den Weibern der Eingeborenen an der Lituya Bai, wo alle Frauen, ohne Ausnahme, die Unterlippen in ähnlicher Weise gespaltet hatten, wie wir dies von den in Südamerika wohnenden Botokuden schilderten.

In dem Spalt trugen sie ein ovales oder elliptisches Schüsselchen, eine Art von hölzernem Löffel ohne Griff, welcher sich gegen das Zahnfleisch stützte und die gespaltene Lippe nach außen dehnte, so daß sie zwei bis drei Zoll weit hervortrat. Portlock beschreibt ein altes Weib, das einen derartigen Schmuck von dem Umfange einer kleinen Untertasse trug und dessen Gewicht die Lippe so herunter zog, daß sie das Kinn bedeckte, dagegen aber die Zähne und das Zahnfleisch der Unterkinnlade auf das ekelhafteste bloß ließ. An Stelle dieser sonderbaren Zierat ist neuerdings ein silberner Stift getreten.

Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts war auch die Verunstaltung des Kopfes weit verbreitet, ganz besonders huldigten die am unteren Columbia und auf Vancouver

hausenden Stämme der Sitte, den Schädel zu Platt- oder Spitzköpfen umzuformen. Letztere erzielte man dadurch, daß die Mütter ihre Neugeborenen auf ein mit weichem Moos oder Cedernbast bedecktes Brett schnallten, ein Polster auf die Stirn des Kindes und darüber ein Stück glatte Baumrinde legten, welche mehr und mehr angezogen wurde, bis der noch weiche, im Genick durch ein Polster gestützte Schädel allmählich eine kegelförmige Gestalt annahm. Die ganze Prozedur erforderte einen Zeitraum von acht bis zwölf Monaten. Bei der Herrichtung von Plattköpfen kam das formende Brett mitten auf den Schädel zu liegen.

So eigenartig die Tracht der Nordwestamerikaner, so eigenartig waren auch ihre Wohnstätten.

Von einem dieser Dörfer liefert Cook folgendes anschauliche Bild. Das Dorf stand auf einer vom Strande bis an den Rand des Waldes allmählich ansteigenden Abdachung, auf welcher die Häuser in drei Reihen hintereinander standen. An beiden Enden des Dorfes sah man noch einige zerstreute Wrhnungen. Zwischen den drei Häuserreihen liefen schmale Gäßchen. Die verschieden großen Häuser selbst waren unregelmäßig aus sehr langen und breiten Planken gezimmert, die auf ihren Kanten übereinander lagen und hin und wieder mit Bändern von Fichtenbast gebunden waren.

Bei den Haida Indianern auf den Königin Charlotte-Inseln, bei den Nutka und Aht von Vancouver Eiland sowie bei einigen anderen Stämmen des Festlandes ist die Außenseite der Häuser häufig mit Tierfiguren bemalt, und als absonderlichster Schmuck erscheinen gewaltige, bis zu 20 Meter hohe geschnitzte Pfähle, die in überaus grotesker Zusammenstellung die Klanzeichen der einzelnen Familien, allerhand Tiergestalten, wie Bären, Biber, Adler, Frösche u. s. w. aufweisen. Diese sogenannten Hauswappen- oder Totempfähle repräsentieren den Stammbaum desjenigen, der den Pfahl anfertigen und aufstellen ließ, mitunter sind sie auch zum Andenken an Verstorbene errichtet.

„Von alten berühmten Geschlechtern abzustammen," so schreibt Adrian Jacobsen, einer der vorzüglichsten Kenner der Nordwestküste,*) „gilt auch bei den dortigen Indianern als ein hoher Vorzug und leiten manche Häuptlinge ihren Ursprung geradeswegs, wie einstmals die griechischen und römischen Helden, von einer Gottheit her. Um nun ihren Nachbaren und Untergebenen ihre Familiengeschichte vor Augen zu führen, errichten sie die sogenannten Totempfeiler, deren oberste Spitze der Stammvater des Geschlechtes, meist in Gestalt eines Tieres einnimmt.

Die Familienüberlieferung lautet bei allen diesen Stämmen so, daß ehemals Götter bald in Gestalt von Tieren, bald auch in Menschengestalt sich mit den Urahnen der Indianer verheirateten und auf diese Weise Ahnherren des betreffenden Geschlechtes wurden.

Die meisten Stammbäume sind in einer Entfernung von drei bis vier Meter vor dem Hause aufgestellt, so daß zwischen ihnen und den Häusern sich eine Straße bildet. Zuweilen aber sind sie unmittelbar an der Hauswand befestigt, so daß der

*) Globus, Bd. LX. S. 253.



Ein Dorf der Haida Indianer an der Nordwestküste von Nordamerika.
Nach einer für Ferd. Hirt's „Geographische Bildertafeln" gefertigten Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

Totempfeiler den Giebel des Hauses hoch überragt. Auch wird die unterste Figur manchmal so hergerichtet, daß ihr Mund als Eingangsthür benutzt werden kann, was aber nur bei besonders festlichen Gelegenheiten geschieht. Für den täglichen Gebrauch ist rechts und links vom Stammbaum in der Hauswand eine Thür angebracht.

Man unterscheidet bei den Haida- und Tschimsian Indianern dreierlei Pfeiler, erstens solche, welche die obenerwähnten Familientraditionen darstellen, zweitens solche, welche die Dachbalken des Hauses stützen und drittens solche, welche zum Andenken an einen berühmten verstorbenen Häuptling errichtet werden. Diese letzteren Pfeiler sind gewöhnlich kurz und durch eine große Tafel am Ende des Pfahles gekennzeichnet oder sie werden in Gestalt eines Walfisches oder eines anderen Tieres einfach vor dem Hause des Verstorbenen auf die Erde gelegt.

Die Anordnung der einzelnen Häuser beschreibt Kapitän Meares, indem er den Besuch schildert, welchen er einem an der Westküste der Vancouver Insel wohnenden Häuptlinge abstattete.

„Als wir in das Haus eintraten, erstaunten wir über den großen Raum, den es bedeckte. Es war ein weites Viereck und ringsum mit ungewöhnlich breiten und hohen Dielen abgeschlagen, die eine zwanzig Fuß hohe Wand bildeten. Drei ungeheure, grob geschnitzte und angemalte Bäume bildeten die Balken und sowohl ihre Enden als die Mitte ruhten auf kolossalen, aus unermeßlichen Klötzen gehauenen Bildsäulen. Die Bäume, die das Dach stützten, waren insgesamt so groß, daß die Masten eines Linienschiffes ersten Ranges dagegen nur klein geschienen hätten. Unsere Neugierde und unser

Staunen stiegen mit jedem Augenblick, wenn wir erwogen, welche Kraft dazu gehörte, die ungeheuren Balken aufzurichten und wenn wir dann vergebens nachforschten, woher dieses Volk, das keine mechanische Hülfe kennt, eine solche Kraft nehme. Die Thüre, durch welche wir in das sonderbare Gebäude traten, war der Mund einer von den erwähnten ungeheuren Bildsäulen; und so groß man sich ihn auch denken mag, stand er dennoch mit den übrigen Zügen des greulich großen Gesichtes im Verhältnis. Wir stiegen von außen einige Stufen zu diesem ungewöhnlichen Portale hinan und auf der inneren Seite wieder bis an das Kinn der großen Figur in das Haus hinab. Auch das Dach des Hauses bestand aus breiten Dielen, die so geschickt gefügt waren, daß man sie nach Gefallen ausheben konnte, um Licht und Luft herein, oder den Rauch hinaus zu lassen. In der Mitte dieses großen Zimmers brannten mehrere Feuer und an denselben standen hölzerne Bütten mit Fischsuppe. Große Schnitte von Walfischfleisch lagen in Bereitschaft, um in ähnliche mit Wasser gefüllte Gefäße gelegt zu werden. Die Weiber nahmen mit einer Art von Zangen glühende Steine aus dem Feuer und steckten sie in diese Kübel, um das Wasser zum Kochen zu bringen. Ringsumher lagen Fische in Haufen aufgetürmt, und in der Mitte standen große Seehundsfelle mit Öl gefüllt, mit welchem Tranke man die Gäste bewirtete. Rings um die Wände des großen Zimmers ging eine etwa zwei Fuß hohe Bank, auf der die Einwohner sitzen, essen und schlafen.



Ein indianischer Häuptling der Nordwestküste.
Nach einer Photographie.

Der Häuptling zeigte sich, von den vornehmsten Bewohnern des Dorfes umgeben, am oberen Ende des Hauses auf einem kleinen erhöhten Gerüst, welches von verschiedenen Kasten umgeben war. Über diesen hingen Blasen voll Öl, große Schnitte von Walfischfleisch und mächtige Klumpen Fett. In Festons symmetrisch aneinandergereiht, hingen überall Menschenschädel und wurden augenscheinlich als die glänzendste Zierde der königlichen Wohnung angesehen.

Bei unserer Ankunft waren die Gäste, deren Zahl sich auf wenigstens achthundert belief, schon tapfer mit der Mahlzeit beschäftigt. Vor jedem lag ein großes Stück gekochten Walfischfleisches und neben ihnen standen kleine hölzerne Schalen voll Öl und Fischsuppe, nebst einer großen Miesmuschel als Löffel. Wenn die Herrlichkeit dieses Gastmahls nach der Gefräßigkeit der Gäste und der Menge der verzehrten Vorräte berechnet werden dürfte, so war dies eins der prächtigsten Feste, die ich jemals gesehen habe."

Die von Meares erwähnten Kisten und Kasten, welche häufig mit Tierzähnen besetzt sind, dienen zum Aufbewahren der Kleider, des Pelzwerks, der Masken und aller Dinge, welche in den Augen der Indianer einen Wert haben. Der übrige Hausrat besteht aus kahnförmigen und runden Schüsseln und Schalen, Eimern, Körben, Fischblasen und dergleichen, wobei zu bemerken ist, daß fast alle Gegenstände von mehr als ganz gemeinem Gebrauche in der kunstvollsten Weise geschmückt sind. Die aus Holz und Horn gearbeiteten Schalen, Löffel, Waffengriffe, Pfeifen, Ruder, Speere, Kämme, Rasseln und andere Dinge zeigen phantastische Tier- und Menschengestalten.



Ein Panzer aus Holzplatten vom Nutka Sunde.
Nach dem im Ethnographischen Museum zu Kopenhagen aufbewahrten Originale gezeichnet von Rudolf Cronau.

An Waffen führten die Nordwestamerikaner einst Bogen, Pfeile, Lanzen, Keulen und Schleudern. Weite Verbreitung besaßen kleine tomahawkähnliche Äxte sowie zweischneidige Dolche, die früher aus Knochen und Kupfer bestanden haben mögen, gegenwärtig aber durchweg aus Eisen gearbeitet sind und vielfach oberhalb des Griffes noch eine zweite gleichfalls zweischneidige Doppelklinge aufweisen.

Als Schutzwaffen kannten die Indianer der Nordwestküste dicke Leder- und Holzpanzer, welch letztere man aus aneinander gereihten, durch Baststreifen verbundene Stäbe oder Platten zusammenfügte. Hölzerne und lederne Helme mit fratzenartigen Visieren, die an die mittelalterlichen Rüstungen der Japaner erinnern, sowie Schilde aus Elchhäuten werden gleichfalls von den ersten Entdeckern der Nordwestküste erwähnt. Der Gebrauch der häufig mit Malereien geschmückten Schutzwaffen ist aber seit längerer Zeit aufgegeben.

In ihrer Nahrung sind die Nordwestamerikaner vorwiegend auf das Meer angewiesen. Ackerbau ist gänzlich unbekannt und verzehrt man von Vegetabilien nur einige Wurzeln, Kräuter und Beeren, ferner den weichen Bast der Rotceder, der fest aufeinander gepreßt und zu Kuchen geformt die Stelle des Brotes vertritt und mit Lachsöl getränkt genossen wird.

Auch in anderen Beziehungen bieten die Nordwestamerikaner viel des Interessanten. Vor allem mögen ihre wunderlichen Tänze Erwähnung finden, während welcher die Teilnehmer in den seltsamsten Vermummungen erscheinen und bald fratzenhaft verzerrte Masken in Gestalt von Menschenantlitzen oder aber groteske Nachbildungen von Vogel-



Ruder, Spieß, Fischspeer, Äxte und Kamm der Thlinkit Indianer.
Nach in den Museen zu Berlin, Kopenhagen und Leipzig befindlichen Originalen gezeichnet von Rudolf Cronau.

köpfen tragen. Die Masken sind sehr geschickt aus Holz geschnitzt und derart ausgehöhlt, daß sie sich dem Kopf und Gesicht genau anpassen. Zumeist besitzen sie Vorrichtungen so daß Kiefer und Augen der buntbemalten Masken von dem Tanzenden bewegt werden können. Dabei nehmen die Indianer allerhand charakteristische Stellungen ein, indem sie, gleichsam auf den Waden sitzend, die hüpfenden oder auffliegenden Bewegungen der Vögel nachahmen. Zugleich öffnen und schließen sie die gewaltigen Unterkiefer der Masken, deren hochrot gefärbte Lippen die Gier nach Blut andeuten sollen. Die am Tanze nicht unmittelbar Beteiligten begleiten denselben mit einem schauerlichen, wild fanatischen Gesang unter gleichzeitiger energischer Bearbeitung der Trommeln und anderer Lärminstrumente.

Vielfach haben diese absonderlichen Tänze einen gewissen religiösen Kern, vornehmlich diejenigen der berüchtigten Hametze oder Menschenfresser, welche unter ihren Stammesgenossen eine eigene abgesonderte Kaste bilden, die jetzt, wo sie nicht mehr wie in der guten alten Zeit Kriegsgefangene verzehren dürfen, in einer noch gräßlicheren Weise sich zu entschädigen suchen. Diese Hametze haben, bevor sie ihrer hohen sozialen Vorrechte und Ehren würdig erscheinen, ein vier Jahre andauerndes Novizentum zu bestehen und sich durch außerordentliche körperliche Entbehrungen auf die letzte Ceremonie vorzubereiten, die darin besteht, daß der Hametze eines Tages, alle Bewegungen einer gierigen Bestie nachahmend, aus dem Dickicht hervor mitten in das Dorf hereinstürzt, über einen Bewohner desselben herfällt und demselben ein Stück Fleisch aus dem Arme oder der Brust beißt, um es hinunterzuschlingen. Mit dieser Prozedur ist der Hametze gemacht, er ist in den Bund jener Ungeheuer eingetreten, die sich noch gegenwärtig zu gewissen Jahreszeiten in tiefster Einsamkeit zusammenfinden, um in Ermangelung frischen Menschenfleisches ein scheußliches Kannibalenmahl von menschlichen — Leichen zu sich zu nehmen. So unglaublich es auch klingen mag, so ist die Verspeisung menschlicher Leichen durch die Hametze Nordamerikas eine feststehende Thatsache und wird von Augenzeugen*) geschildert, wie diese menschlichen Hyänen die mumifiziert gewesenen menschlichen Gliedmaßen in Wasser aufgeweicht und mit einer Gier zerrissen haben, daß das eigene Blut aus den im Eifer erhaltenen Schrammen an Mund und Lippen zur Erde triefte. —

*) Kapitän Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas. S. 48. 50.



Hametzentanz bei den Bella Coola Indianern.

Nach einer für Ferd. Hirt's „Geographische Bildertafeln" gezeichneten Naturaufnahme von Rudolf Cronau.

Um den Besitz der Nordwestküste konkurrierten nunmehr drei mächtige Nationen. Die Russen setzten sich nicht nur auf den Aleuten, sondern unter der energischen Führung des Alexander Baranoff vornehmlich auch am Südrande von Alaska und auf den Inseln des Alexander Archipels fest, so legten sie z. B. im Jahre 1787 am Cooks River einige Handelsposten an und besaßen im Jahre 1790 bereits acht Niederlassungen mit 252 weißen Bewohnern.

Im Jahre 1799 bildete sich die Russisch Amerikanische Compagnie, deren Hauptsitz eine im Jahre 1805 in der Sitka Bai gelegene, durch ein Fort geschützte Faktorei war, die den Namen Neu Archangel erhielt.



Maskentänzer aus Britisch Columbia.
Nach einer Zeichnung von George Catlin.

Dies Vorschreiten der Russen erweckte die Eifersucht der Spanier, welche behaupteten, daß die gesamte Nordwestküste der Entscheidung des Papstes Alexander VI. gemäß ihnen gehöre. Zur Verteidigung ihrer Ansprüche sandten sie mehrere bewaffnete Expeditionen aus, schoben zur gleichen Zeit eine Reihe von Kolonien und Missionen von Mexiko aus gen Norden vor und besetzten die Häfen Kaliforniens, vor allem diejenigen von Monterey und San Francisko. Dies blieben aber die einzigen Resultate ihrer nordischen Unternehmungen, die im großen Ganzen wie die Ansprüche der Spanier unbeachtet blieben.

Als dritte Nation erschienen die Engländer, deren Interesse durch die Entdeckungsreise Cooks auf die Nordwestküste gelenkt worden war. Da dieselbe einen anscheinend unerschöpflichen Reichtum an Pelztieren verhieß und namentlich die Felle der Seeotter in China ganz ungeheure Preise brachten, so bildeten sich in Kalkutta, Bombay, Hongkong und England Handelsgesellschaften, in deren Auftrag zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts zahlreiche Schiffe nach der Nordwestküste gingen und vornehmlich in jenen Gebieten Handel trieben, welche zwischen den Besitzungen der Spanier und Russen lagen. Diese Handelsfahrten führten allmählich eine genauere Kenntnis der durch tief einschneidende Fjorde überaus zerrissenen Küste sowie der ihr vorgelagerten Inselarchipele herbei und haben sich in dieser Beziehung die Kapitäne Lowrie und Guise, John Meares und Tipping, George Dixon und Nathanael Portlock, Barclay und Charles Duncan besonders ausgezeichnet.

Die Engländer übertrugen im Jahre 1791 die nähere Erforschung der Norwestküste dem genialen Vancouver, welcher mit Beihülfe seiner wackeren Offiziere Puget, Whidbey und Broughton eine exakte Aufnahme der Küste von der de Fucastraße an bis Cooks Inlet lieferte und auch die wilden Völkerschaften mit großer Aufmerksamkeit beobachtete.*)

Seine Fahrten, welche die wichtigsten aller an der Nordwestküste vollführten Entdeckungsreisen sind, währten bis zum Jahre 1794. Vancouver begann mit seinen Arbeiten am 17. April 1792 unter der Breite von $34^1/_4{}^\circ$ und segelte nun bis zum 49° so dicht längs der Küste, daß ihm keine Einfahrt und kein Hafen entging. Unter $48^1/_2{}^\circ$ entdeckte er die angeblich von Juan de Fuca aufgefundene und nach diesem benannte Straße, untersuchte die zahlreichen Fjorde des Puget- oder Admiralitäts Sundes, wendete sich dann durch die Straße von Georgia, entdeckte die fjordähnlichen Einschnitte des Howe-, Jarvis- und Desolation Sundes und nahm durch die Johnstonstraße seinen Ausgang in den Königin Charlotte Sund, wodurch die Abtrennung der großen, nach Vancouver benannten Insel festgestellt war. Nachdem der Entdecker die Insel völlig umschifft und darauf den kurz zuvor von dem Amerikaner Gray entdeckten Columbia besucht hatte, überwinterte er auf den Sandwichs Inseln, um im Mai 1793 nach der Vancouver Insel zurückzukehren und seine Forschungen fortzusetzen. Im Laufe des genannten Jahres nahm er die zwischen 52 und 54° gelegene Küste auf, welcher Arbeit sich 1794 die Aufnahme der Südküste von Alaska und des Alexander Archipels anreihte. Am 20. Oktober 1795 kam Vancouver wieder in England an und brachte die reichste geographische Ausbeute mit, die seit Cooks dritter Reise gemacht war.

Zur selben Zeit, als Vancouver diese Reisen vollführte, kamen von den Neu England-Staaten amerikanische Schiffe nach der Nordwestküste, von denen die „Columbia" unter dem Befehle des Kapitäns Robert Gray am 10. Mai 1792 unter $46^1/_2{}^\circ$ n. Br. an einen Teil der Küste gelangte, wo die Brandung ganz besonders hoch aufschäumte und alle Anzeichen dafür zu sprechen schienen, daß hier ein großer Fluß münde. Gray beschloß, die Bucht oder Flußmündung, was es auch sein möge, zu erforschen und segelte mit günstiger Brise mitten durch die emporspritzenden Brandungswellen, die durch den Zusammenprall der gewaltigen Wassermassen des Flusses mit den Fluten des Meeres erzeugt wurden. Das Wagstück gelang und warf Gray an der Stelle, wo heute die blühende Stadt Astoria steht, ohne Unfall Anker. Er hatte den Rhein des Nordwestens, den königlichen Columbia entdeckt, den Gray nach dem Schiffe benannte, welches zuerst seine jungfräulichen Wellen durchschnitt.

Nur wenige Monate später kam Vancouvers Lieutenant Broughton ebenfalls an den Columbia und drang hundert Meilen weit auf demselben landeinwärts.

Allmählich begannen auch die Nordwest- und Hudsons Bai Gesellschaften bis an die Nordwestküste vorzudringen. 1793 erschien auf dem Landwege von Osten her der kühne Alexander Mackenzie (vergl. S. 370), ein Jahrzehnt später folgte ihm Simon Fraser.

*) Vancouver, Voyage of Discovery to the Pacific Ocean. London 1798.

der an dem nach ihm benannten großen Strome im Jahre 1806 das Fort Fraser, die erste Pelzstation im heutigen Britisch Columbia anlegte.

Noch erfolgreicher gestalteten sich diese Unternehmungen, als die beiden rivalisierenden Handelsgesellschaften im Jahre 1821 ihre langjährigen Kämpfe einstellten und die Nordwest Compagnie sich mit der Hudsons Bai Compagnie vereinigte, worauf nun die verbundene, den Namen der Hudsons Bai Compagnie weiterführende Genossenschaft sich schnell zu Herren des ganzen zwischen dem Columbia und dem 54° n. Br. gelegenen Territoriums machte. Zudem traf sie im Jahre 1839 mit der russischen Regierung ein



Geschnitzte Thürpfosten in einem Hause der Chilcat Indianer.
Nach einer Photographie.

Abkommen, wonach der von genanntem Breitengrade nördlich gelegene Strich bis Kap Spencer gegen eine jährliche Abgabe von 2000 Seeotterfellen an sie verpachtet wurde. Im Jahre 1849 erwarb die Hudsons Bai Compagnie die Insel Vancouver unter der Bedingung, dieselbe zu kolonisieren. Sie baute am Südende der Insel, wo jetzt die Stadt Viktoria liegt, ein Fort und gründete die kleinen Stationen Nanaimo und Fort Rupert. Viktoria entwickelte sich bald zu dem bedeutendsten westlichen Niederlageplatz für den Pelzhandel und hier rüsten sich noch gegenwärtig die Händler der Gesellschaft aus, um mit ihren Tauschwaren die Küsten entlang bis nach Alaska, die Ströme hinauf bis tief ins Innere vorzudringen und ihre Waren gegen die Felle der von den Indianern erlegten Land- und Seetiere einzutauschen.

Wie die Hudsons Bai Compagnie in dem Nordwestterritorium nur eigennützige Interessen verfolgte, so that sie auch nichts zu der versprochenen Kolonisierung der Insel Vancouver und des gegenüberliegenden Festlandes, lag es doch nicht in ihrer Absicht, Kolonisten dorthin zu ziehen, durch welche ihr Pelzhandel hätte beeinträchtigt werden können. So kam es, daß im Jahre 1853 auf ganz Vancouver nur 450 Weiße, zumeist Angestellte der Gesellschaft, lebten.

Das erste Jahrzehnt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führte eine ungeheure Revolution der bisherigen Verhältnisse herbei. Rußland entzog der Hudsons Bai Compagnie das bislang gewährte Privilegium auf russischem Gebiete und verkaufte im Jahre 1867 seine ihm unbequem werdenden amerikanischen Besitzungen für die Summe von 7 200 000 Dollars an die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die feierliche Übergabe des Fortes Neu Archangel fand am 18. Oktober 1867 statt und ward der Name desselben in die der Thlinkit Sprache entstammende Bezeichnung Sitka umgeändert. Ein Ereignis von ebenso großer Wichtigkeit bildete die Aufhebung des Privilegiums der Hudsons Bai Compagnie. Ihr Freibrief war zum letztenmal im Jahre 1853 bestätigt worden, nunmehr erhob aber die kanadische Regierung Einspruch dagegen und drang auf Einverleibung des ungeheuren, der Hudsons Bai Compagnie zustehenden Gebietes in die sogenannte „Dominion of Canada“. Diese Einverleibung erfolgte nach Entschädigung der Gesellschaft durch eine Summe von 300 000 Pfund Sterling, außerdem behielt sie ihre Handelsposten und beträchtliche Strecken an Grund und Boden.

Alle Schranken, welche bisher einer frischen Entwickelung des großen Nordwestens entgegenstanden, waren durch diese beiden Ereignisse gefallen, Tausende von Ansiedlern drangen in die eröffneten Gebiete und besiedelten zunächst die großen Distrikte Manitoba und Saskatschewan, während ganze Karawanen von Goldsuchern nach den Gebirgen von Britisch Columbia und Alaska zogen, wohin sich auch Scharen von Holzfällern wendeten. Diese ungeahnte Entwicklung gewinnt immer mehr an Umfang, seitdem eine regelmäßige Dampferverbindung Alaska mit den Häfen der Westküste von Nordamerika verknüpft und seitdem die kanadische Pacificeisenbahn vom Atlantischen bis zu den Gestaden des Großen Ozeans geschlagen worden ist.



Schamanenrassel.

Die Entdeckungen im arktischen Polargebiete.





Inneres einer Eskimohütte.
Nach einer Skizze des Polarreisenden Dr. Kane.

Die Erforschung von Grönland.

Die englischen Seefahrer, welche zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts sich vergeblich bemühten, den eisigen Polarregionen Nordamerikas das Geheimnis der Nordwestpassage abzuringen, hatten auf ihren Fahrten wiederholt das fast zu einer Mythe gewordene Grönland gesehen und betreten, mit dem seit Mitte des 15. Jahrhunderts aller Verkehr abgeschnitten gewesen war.

Die Wiederentdeckung Grönlands erweckte die Erinnerung an die verschollenen Niederlassungen der Skandinavier in den Herzen ihrer Landsleute zu neuem Leben und beschlossen die Dänen, zugleich verlockt durch die vermeintlichen Goldfunde Frobishers, eine neue Nordfahrt nach ihren weltfernen Besitzungen zu unternehmen. Es war König Christian IV., der den Anstoß dazu gab, daß im April 1605 drei Schiffe unter dem Schotten John Cunningham, den Engländern James Hall, John Knight und dem Dänen Godske Lindenov die Reise nach Grönland antraten. Bereits am 30. Mai sichteten sie die Südspitze Grönlands, das Hvitserkr der Normannen, das heutige Kap Farewell. Dem Könige zu Ehren tauften sie dasselbe Kap Christian.

Nach längerem Suchen an den eisumschlossenen Küsten liefen die Schiffe in verschiedenen Häfen ein, traten in Tauschverkehr mit den Grönland bewohnenden Eskimos,

vermochten aber über die zu Grunde gegangenen skandinavischen Kolonien nichts zu erfahren. Gewaltsam entführten die Dänen einige der Eskimos und kehrten dann nach der Heimat zurück.

Godske Lindenov brachte im Jahre 1606 abermals eine aus fünf Schiffen bestehende Expedition nach Grönland und kam unter 66° 25′ n. Br. an ein Eskimodorf, aus dem er fünf Bewohner raubte. Das Aussehen Grönlands entsprach aber keineswegs den gehegten Erwartungen, nirgendwo zeigten sich Spuren von edlen Metallen und segelte Lindenov enttäuscht nach Dänemark zurück. Eine dritte im folgenden Jahre ausgeschickte Expedition unter Karsten Richardsen und James Hall vermochte nicht einmal das die Küste versperrende Treibeis zu durchbrechen, ebenso erlebte der von den Dänen im Jahre 1619 ausgeschickte Norweger Jens Munk nur bittere Enttäuschungen, als er durch die Hudsonsstraße in die Hudsons Bai drang, und dort, als gewaltige Eismassen das Schiff umschlossen, einen so furchtbaren Winter verbringen mußte, daß ihm nur zwei Gefährten verblieben, mit denen er in gänzlich herabgekommenem Zustande und kaum noch Menschen ähnlich in einem kleinen Boote nach Kopenhagen zurückkam.

Nur wenig erfolgreicher gestalteten sich die Fahrten des unter dänischer Flagge segelnden David Dannel oder de Nelles (1652 und 1653), Otto Axelsen (1670 und 1671), die zwar beide an die Küste Grönlands gelangten, aber die geographische Kenntnis Grönlands nicht erweiterten. Axelsen kam auf einer zweiten, im Jahre 1671 unternommenen Reise mitsamt seiner Mannschaft um.

Was ihnen nicht gelang, sollte erst durch den verdienstvollen Hans Egede geschehen, einen Geistlichen, der in seinem Eifer, den Nachkommen der alten skandinavischen Kolonisten auf Grönland die Wohlthaten der Religion zu teil werden zu lassen, seine Pfarrstelle zu Vaagen auf den Lofoten aufgab und am 3. Mai 1721 nach Grönland aufbrach.

Hans Egede landete an der Westküste von Grönland, vermochte aber nirgendwo Spuren zu entdecken, daß noch einzelne Nachkommen der alten skandinavischen Kolonisten am Leben sein möchten.*) Er fand die ganze Küste von Eskimos besetzt und mußte sich darauf beschränken, unter diesem Volke eine Missionsstation zu errichten. Dieselbe lag in der Nähe der jetzigen Kolonie Godthaab und wirkte hier Egede fünfzehn Jahre lang mit gutem Erfolg als Bekehrer und Apostel der Eskimos.

Egede vollführte mehrere Reisen in Grönland und lernte während derselben sowie während seiner Amtsthätigkeit die grönländischen Eskimos auf das genaueste kennen.

Dieselben bilden einen Zweig jener Innuit, welche den ganzen Nordrand des nordamerikanischen Kontinents sowie einige der amerikanisch-arktischen Inseln bewohnen.

Wann die grönländischen Eskimos sich von dem Hauptstamme absonderten und nach Grönland einwanderten, ist unbekannt, aus isländischen Handschriften wissen wir, daß bereits die alten skandinavischen Kolonisten mit ihnen in Berührung kamen und sie überall töteten, wo sie dieselben trafen. In einer isländischen Chronik wird vom Jahre 1379

*) Daß es ihm gelang, Ruinen und Gräber der altskandinavischen Kolonisten aufzufinden, haben wir bereits im I. Bande unseres Werkes auf Seite 134 erwähnt.

angeführt, daß die „Skrälinger" (so wurden die Eskimos von den Skandinaviern genannt) einen Angriff auf die grönländischen Kolonien machten, achtzehn Mann töteten und zwei Knaben gefangen nahmen, die sie zu Sklaven machten.*)

Gegenwärtig sind die grönländischen Eskimos an Zahl sehr gering, sie haben sich so stark mit Europäern vermischt, daß namentlich in der Umgebung der Kolonien an der Westküste eine völlig neue Mischrasse entstanden ist. Nach Nordenskiöld sind die Westgrönländer klein, untersetzt, breitschulterig, aber wohlgestaltet und mit kleinen Händen und Füßen versehen. Die Hautfarbe ist olivenbraun; die dunkelbraunen zwinkernden





Eskimotypen von der Westküste Grönlands.
Nach Photographien.

Augen stehen ein wenig schief, die Nase ist klein und tief zwischen den Backenknochen stehend, so daß sie im Profil des Gesichts wenig zu sehen ist, der Mund ist groß, die Lippen sind dick, die Zähne gewöhnlich gleichmäßig, bei den Männern lange gut erhalten und weiß, bei den Frauen hingegen erscheinen sie durch das Kauen der Häute beim Gerben mit der Zeit abgenutzt. Das Haar ist schwarz und struppig und wird von den Männern lang und wenig geordnet getragen, während die Frauen es mit bunten Bändern über dem Scheitel zu einem festumwickelten, aufrecht stehenden Knäuel zusammen binden.

Wo der Einfluß der Weißen sich nicht geltend macht, tragen beide Geschlechter

*) Nordenskiöld, Grönland. S. 412.

ausschließlich Kleider aus Fellen und Vogelfedern, zur Winterszeit im Freien zwei Kleidungen übereinander, von denen die untere mit der Haar- oder gefiederten Seite nach innen, die obere mit der Haarseite nach außen getragen wird. Die Oberkleider sind mit buntfarbigen Pelzstreifen und Stoffen hübsch besetzt oder mit Stickereien verziert. Die Frauen gehen beinahe ganz so wie die Männer in Hosen und Pelzjacken gekleidet, nur sind die an den Jacken befestigten Kapuzen bei den Frauen so weit, daß darin ein dreijähriges Kind bequem Platz findet. Beine und Füße sind mit Pelzstrümpfen bekleidet, wozu wasserdichte Stiefeln aus Seehundsleder kommen, die bei den Männern bis zum Knie reichen, während sie bei den Frauen auch den Oberschenkel bedecken. Zum Schutz der Hände dienen Fausthandschuhe aus Robbenleder. Wo ein häufigerer Verkehr mit Weißen stattfindet, verwenden die Grönländer zu Hemden, Hosen, Jacken oder Strümpfen auch gern europäische Stoffe.



Ein Eskimo der Westküste von Grönland.
Nach einer Photographie.

Die Wohnungen der grönländischen Eskimos waren zur Zeit, als der Einfluß der Europäer sich noch nicht so stark geltend machte wie heute, vier bis zwölf Klafter lang und so hoch, daß man eben aufrecht stehen konnte.

Zumeist standen sie auf einem erhabenen Ort, einem steilen Felsen, wo das geschmolzene Schneewasser schnell abfloß. Die Wände waren aus übereinander gelegten und mit Erde und Rasen verbundenen klafterbreiten Steinen gefertigt, das flache Dach aus Balken, Pfosten, Heidekraut, Rasen und darüber geschütteter Erde. Schornsteine und Thüren kannte man nicht und bestand der stets der See zu gerichtete Eingang aus einem von Stein und Erde gewölbten niedrigen Gange, durch den man mehr auf Händen und Füßen kriechen, als gebückt gehen mußte. Mit Fellen bedeckte Pritschen dienten als Sitze und Lagerstätten. Auf den Feuerstellen, einem mit flachen Steinen belegten Holzklotze, steht noch heute in der Regel ein niedriger dreifüßiger Schemel und darauf eine aus dem sogenannten Topfstein geschnittene beckenartige Lampe, die mit Seehundsthran gefüllt ist und einen aus Moos gedrehten Docht besitzt, der so hell brennt, daß dadurch nicht nur das Haus erleuchtet, sondern auch erwärmt wird. Über der Lampe hängt in der Regel ein aus demselben Weichstein gefertigter schachtelförmiger Kessel, in dem die Speisen gekocht werden. Da in der Regel mehrere Familien ein Haus gemeinschaftlich bewohnen und dann auch mehrere Feuerstellen vorhanden sind, so ist infolge der großen Zahl der versammelten Menschen und

der Wirkung der Lampen die Hitze für Europäer fast unleidlich, weshalb die Bewohner im Innern der Hütte fast nackend gehen und Männer und Frauen nur eine Bekleidung in Form einer Badehose tragen. Der Geruch der vielen Thranlampen und ganz besonders der selten gereinigten Uringeschirre zwingt Europäer häufig, sich ins Freie zu begeben, um frische Luft zu schöpfen, da die wenigen, mit Walfischdärmen verschlossenen Fenster wohl dem Lichte, nicht aber auch dem Winde Zutritt gewähren. Als Sommerwohnungen besitzen die nomadisierenden Eskimos leichte Fellhütten.

Das Hausgerät der Grönländer besteht außer den bereits erwähnten Pritschen und Lampen aus etlichen zum Aufbewahren des Thrans dienenden Schalen, einigen Messern und Schabern zum Zurichten der Felle sowie dem Nähgeräte der Frauen und dem aus Puppen, Tierfiguren und kleinen Schlitten bestehenden Spielzeug der Kinder.

Eine Stammeseinteilung ist bei den Grönländern nicht vorhanden, sie kennen keine Häuptlinge, kein Oberhaupt und keine Gesetze. Ihnen genügt es, nach der Väter Weise zu leben. Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus dem Fleisch der Walfische, Robben, Bären, Wasservögel und Fische, woneben mitunter auch schwarze, in Thran eingelegte Rauschbeeren treten.

Infolge des Verkehrs mit den Europäern haben die Grönländer auch Kaffee, Zucker, Tabak, Brot und Obst kennen gelernt.

Kein anderes Volk der Erde kann so lange fasten und so viel essen wie die Eskimos. Von ihrer roh und häufig in gefrorenem Zustand genossenen Nahrung bilden acht bis zehn Pfund pro Mahlzeit das Durchschnittsmaß. In Zeiten des Überflusses liegt solch ein Eskimo wohl auf dem Rücken, zwar außer stande, noch selbst Nahrung zu sich zu nehmen, von Frau und Kind jedoch mit Leckerbissen von Speck und Fett gefüttert. Doch gelten diese Zeiten des Überflusses eher als Ausnahme denn als Regel, da der Eskimo keine Vorsorge kennt und nicht daran denkt, in den Schneehütten, die sich vortrefflich dazu eignen würden, Vorräte niederzulegen. Er zieht es vor, in den schaurig finsteren Wintertagen vor einem Schlupfloch Wacht zu halten, in dem er eine Robbe vermutet. In schneidender Kälte, wirbelndem Schneegestöber und tagelang anhaltendem Nebel, gepeinigt von wütendem Hunger und dem Gedanken an die in den Schneehütten dem Verschmachten nahe Familie, liegt der Eskimo Stunden und Tage hindurch auf dieser Wacht, deren Ergebnis von der Schnelligkeit und Geschicklichkeit seines Wurfes abhängt. Doch selbst wenn die wohlgezielte Harpune im Körper des Tieres haftet, hat er noch nicht gewonnenes Spiel, denn da die Waffe um den Leib des Jägers geknüpft ist, muß er augenblicklich die Füße in die zu diesem Zweck bereits eingeschnittenen Kerben stellen, um sich so hinzuwerfen, daß der von seiner Beute ausgeübte Druck ihn nicht unter das Eis herabzerrt und ihn so rettungslos dem Tode überliefert, zugleich muß er sich hüten, dergestalt vor das Schlupfloch niederzufallen, daß die Zuckungen der Robbe ihm das Rückgrat zerschmettern.

Im Sommer dagegen erliegen den Pfeilen der Eskimos die Robben herdenweise und selbst der ausschweifende Nahrungstrieb dieses Volkes findet Monate hindurch die allerreichste Befriedigung.

In seinen Jagden auf Eisbären, Robben und Walrosse sind dem Eskimo seine Hunde treue Gefährten. Sie bilden, da die Eskimos nicht wie die Polarvölker Asiens und Europas das Renntier zu züchten verstehen, die einzigen Haustiere und sind ausschließlich dazu ausgebildet, im Winter auf Reisen die Schlitten zu ziehen, wobei sechs bis acht Hunde nebeneinander vor die aus Knochen, Walfischbarten und Lederriemen zusammengefügten Schlitten gespannt werden.

Dient der Schlitten dem Landverkehr, so benutzen die Grönländer auf dem Wasser die sogenannten Umjaks, große, offene Boote aus Seehundsfellen mit hölzernem Gerippe und flachem Kiel, welche vermittelst schaufelförmiger Ruder von Männern und Frauen fortbewegt werden.

Die weitaus leichteren, weltbekannten Kajaks sind ausschließlich Jagdboote der Männer und bereits im I. Bande unseres Werkes Seite 153 eingehend beschrieben worden. Mit seinem Doppelruder bewegt der Eskimo dies fischförmig gestaltete Fellboot schnell und gewandt nach jeder beliebigen Richtung. Vor ihm ruhen handgerecht die vollendet



Grönländischer Hundeschlitten.

gearbeiteten Harpunen und Wurfspeere, von denen die aus Knochen oder Eisen bestehende Spitze der ersteren bis zum Gebrauche in einem Futterale ruht, aber schnell aufgesetzt und befestigt werden kann. An ihr befindet sich eine lange Leine, die in einem hölzernen, tellerartigen Aufsatz in der Mitte des Kajaks aufgerollt liegt, während das andere Ende an einem aufgeblasenen Seehundsfell befestigt ist.

Wird die Harpune geworfen und ist der Wurf geglückt, so löst sich vom Schafte die gelenkartig eingesetzte Spitze und bleibt im Körper des getroffenen Tieres sitzen, die Leine läuft ab und die als Boje oben schwimmende Blase zeigt den Weg, den das Tier nimmt.

In seinem Familienleben erweist sich der grönländische Eskimo als großer Kinderfreund. Vielweiberei ist gestattet, kommt an der Westküste aber kaum mehr vor. Geselligkeit und große Gastfreundschaft sind den Grönländern in hohem Grade eigen und werden besonders die eigentümlichen Tänze gern geübt. Dieselben werden nach den Klängen einer über einen dünnen hölzernen Reifen gespannten tambourinartigen Trommel ausgeführt und von dem Chorgesang „Eia-eia-a, Eia-eia-a“ der Teilnehmer begleitet. Während des Gesanges halten die Singenden sich in einer vornübergebeugten Stellung

und wenden und verdrehen die Köpfe auf die merkwürdigste Weise. Nichts ist lächerlicher als die Bewegungen, welche die Tanzenden mit dem mittleren Teile des Körpers vollführen, indem sie unaufhörlich richtige Kreise, ja nahezu einer 8 ähnliche Figuren beschreiben, was in richtiger Weise zu bewerkstelligen die teilnehmenden Eskimofrauen und Fräuleins sich ebenso bemühen wie die Männer.

Kranke werden ziemlich gefühllos behandelt. Vermag der ein gewisses Ansehen genießende Angekok, der Zauberdoktor nicht zu helfen, so wird der Sterbende ruhig seinem Schicksal überlassen, höchstens daß man sich auf die Darreichung der Nahrung einläßt.

Im Falle, daß die Kranken genesen, nehmen sie vielfach neue Namen an und glauben so als vollständig neue Personen ins Leben zurückzukehren.

Trotzdem das Dasein der grönländischen Eskimos sich überaus eintönig abspielt, so lieben sie ihr froststarrendes, uns fürchterlich erscheinendes Land mit einer wahrhaft leidenschaftlichen Ergebenheit und sind zahlreiche Beispiele bekannt, daß Grönländer, die nach Dänemark gebracht wurden, dort in Gram und Sehnsucht nach der Heimat starben. —

Trotz unsäglicher Schwierigkeiten behauptete sich Egede in Grönland und entstand infolge seiner Anregung eine Reihe von Handels- und Missionsstationen an der Westküste, welche, von dem dänischen Kaufmann Jakob Severin angelegt, im Jahre 1750 von der „Allgemeinen Handelscompagnie" zu Kopenhagen übernommen und weiter geführt wurden und gegenwärtig für Rechnung des dänischen Staates verwaltet werden. Unter den Auspicien der „Allgemeinen Handelscompagnie" vollführte im Jahre 1751 Peder Olsor Wallöe von Godthaab aus eine Forschungsreise nach der Ostküste Grönlands und hatte diese Reise das Ergebnis, daß die südlich von Godthaab gelegenen Distrikte der Westküste, sowie ein kleiner Teil der Ostküste bekannt wurden. Ungeheure Schwierigkeiten stellten sich der weiteren Erforschung der Ostküste entgegen, an der man ursprünglich irrigerweise die alten skandinavischen Niederlassungen vermutete. Vergebens suchte in den Jahren 1786 und 1787 Paul Egede, ein Sohn des Missionars und Bischofs von Grönland, in Gemeinschaft mit seinem Vetter Thestrup Egede und dem Kapitänlieutenant Paul de Löwenörn nach der Ostküste vorzudringen, da ein ungeheurer Eisgürtel die Annäherung unmöglich machte. Auch die Bemühungen Egedes, von der Westküste aus über das Inlandeis das erstrebte Ziel zu erreichen, mißlangen.

Erst im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts sollte es dem britischen Walfischfänger William Scoresby glücken, in sehr hohen Breiten einen neuen Teil Grönlands zu entschleiern.

Bereits im Jahre 1806 hatte er in den Spitzbergischen Gewässern eine ungeheure Polhöhe (81° 30′ n. Br. und 19° östl. L.) erreicht und in den Jahren 1810 bis 1822 gemeinschaftlich mit seinem Sohne eine Reihe von Walfischfahrten ausgeführt, die ihm insgesamt gegen drei Millionen Mark einbrachten.

Im Jahre 1822 unternahmen die beiden Scoresbys unabhängig voneinander neue Polarreisen und drang der jüngere Scoresby in der sogenannten Grönland See bis zur

Höhe von 80° 31′ empor. In Ausübung der Walfischjagd schlug er von diesem Punkte aus eine südwestliche Richtung ein und traf am 8. Juni unter 74° 6′ auf die grönländische Küste. Ohne große Schwierigkeit gelang es, das Treibeis zu durchbrechen und untersuchte Scoresby die sehr zerrissenen und steilen Gestade bis zum 69. Breitengrade. Viermal gelang es, zu landen und entdeckte man nicht nur Spuren früherer Besuche der Eskimos, sondern traf auch überall eine Vegetation, wie man sie unter diesen Breiten nicht vermutet hatte. Renntiere belebten die grasreichen Niederungen, zahlreiche Insekten und Schmetterlinge wiegten sich über den blumigen Wiesen, ja man stieß sogar auf Bienen und einen Bienenstock.*)



William Scoresby.

In dem breiten Einlasse des Scoresby Sundes hatte der Entdecker das Glück, auf das Schiff seines Vaters zu stoßen, der gleichfalls einen Teil jenes zur Ostküste Grönlands gehörenden Gebietes untersucht hatte, der zur Erinnerung an die beiden kühnen Seefahrer noch heute den Namen Scoresby Land trägt.

Diese glückliche Reise hatte eine wesentliche Korrektur der in Bezug auf die Gestaltung Grönlands herrschenden Ansichten zur Folge und wurde konstatiert, daß die Ostküste volle vierzehn Längengrade weiter westlich ihren Verlauf nehme, als die derzeitigen Karten angaben.

Bereits im folgenden Jahre wurden die wichtigen Entdeckungen durch die wissenschaftliche Expedition der Kapitäne Clavering und Edward Sabine fortgesetzt und gelang es, während der letztere auf der unter 74° 30′ gelegenen Sabine Insel seinen vorwiegend der Pendelbeobachtung gewidmeten Studien oblag, dem ersteren, in zwei kleinen Ruderbooten bis zu 76° emporzudringen. Während dieser Fahrt traf Clavering am 18. Mai auf eine Wohnhütte von Eskimos, die sich beim Anblicke der Weißen erschreckt auf einige Felsen zurückzogen, durch einige am Fuße derselben niedergelegte Geschenke

*) Petermanns „Geograph. Mitteilungen“ 1868. S. 220—222.

sich aber allmählich bewegen ließen, näher zu kommen. Als die Europäer ihnen die Hand reichten, schienen sie diese Ceremonie nicht zu kennen und zitterten die ganze Zeit über heftig. Clavering führte die Geängstigten zu ihrem Zelte, welches einen Raum von etwa 4 Meter im Umfange einnahm, 1,6 Meter hoch war und aus einem Gestell von Holz und Fischbein bestand. Zusammengenähte Seehundsfelle bildeten die Bedeckung. An Gerätschaften besaßen sie ein Boot aus Seehundsfellen, einige Harpunen und Speere, deren Spitzen teils aus Knochen, teils aus Meteoreisen bestanden.



Zusammenstürzende Gletschermassen in den Polargegenden.
Nach einer Zeichnung von Faulquier in „La Tour du Monde".

Clavering ließ eins der Kinder waschen, um die durch Schmutz und Thran unkenntlich gemachte Hautfarbe zu sehen, und zeigte es sich, daß dieselbe ein lohbraunes, kupfriges Ansehen hatte. Die Haare waren schwarz, die Gesichter rund, Hände und Füße sehr fleischig.

Zum erstenmal in ihrem Leben hörten diese Eskimos den Knall einer Flinte, als man aber einem derselben selbst eine Pistole in die Hand gab und er beim Abschuß der Waffe ihren Rückschlag kennen lernte, erschrak er so, daß er sich sofort in sein Zelt schlich und seine übrigen Stammesgenossen veranlaßte, in der folgenden Nacht mit Zurücklassung sämtlichen Eigentums das Weite zu suchen. —

Die Unternehmungen von Scoresby und Clavering erweckten bei den Dänen die Befürchtung, die Engländer möchten von den durch die genannten Forscher entdeckten Teilen Grönlands Besitz nehmen; sie entschlossen sich daher im Jahre 1828, eine Kommission unter Führung des Seeoffiziers Wilhelm August Graah dorthin zu senden, damit derselbe von den südlichen Niederlassungen ausgehen, die ganze Ostküste vermessen und für Dänemark sichern solle.

Nachdem Graah im Distrikte Julianehaab alle Vorbereitungen für das schwierige Unternehmen getroffen hatte, brach er am 21. März 1829 mit fünf Grönländern,

zehn Frauen derselben und vier Dänen in zwei grönländischen Ruderbooten von je 11 Meter Länge auf und kam am 1. April an die Ostküste, womit seine eigentliche Aufgabe begann. Dieselbe erwies sich als eine ungemein schwierige und gefahrvolle, denn die ganze, an tiefen Fjorden reiche Küste zeigte sich mit mächtigen Gletschern überlagert, von denen sich dann und wann unter dem Drucke der nachrückenden Massen gewaltige vom Meer unterspülte Eisblöcke lösten und mit donnerndem Getöse ins Meer hinabstürzten. Wie eine Springflut schäumten die Wogen empor, eine Weile verschwanden die Blöcke in den tosenden Fluten, um aber sogleich wieder bisweilen mehrere hundert Meter hoch über den Seespiegel emporzusteigen, während die mit emporgenommenen Wassermassen wie Wasserfälle von ihnen niederrauschten. Eine Zeit lang drehten sich nun die Berge um sich selbst oder stürzten auf die Seite, bis sie ihren Schwerpunkt gefunden hatten, um nun langsam ihre abenteuerliche Reise in das Weltmeer anzutreten, auf der diese grotesken Kolosse bis weit über die Breite von Neufundland hinausgelangen.

Beständig den durch diese schwimmenden Eispaläste drohenden Gefahren ausgesetzt und von mehreren seiner Leute verlassen, untersuchte Graah die zahlreichen Fjorde der steil aufstrebenden Küste, welcher er den Namen „König Friedrich VI. Land“ beilegte. Mehrfach traf Graah Eskimoniederlassungen mit im ganzen etwa 500 bis 600 Bewohnern, auch fand er im Süden Grönlands eine verhältnismäßig reiche Vegetation.

Nachdem er bis zu der unter 65° 15′ gelegenen kleinen Dannebrogs Insel gekommen war, kehrte er auf demselben Wege langsam zurück, überwinterte unter 63° und kam am 15. Oktober 1830 nach der auf der Südspitze von Grönland gelegenen



Die Kolonie Frederiksdal auf der Südspitze von Grönland.

Nach Nordenskiöld.

Kolonie Frederiksdal, wo dem aufs äußerste erschöpften Forscher die erste Hülfe zu teil wurde.*) —

Bald nach Graahs Rückkehr nach Europa, am 29. Juli 1833 besuchte der Franzose Jules de Blosseville mit dem Kriegsschiffe „La Lilloise" die Ostküste Grönlands, befuhr dieselbe zwischen 68° 34′ und 68° 55′ ohne jedoch zu landen, sah sich durch Stürme gezwungen, Island aufzusuchen und ging während des Bemühens, nochmals die Ostküste Grönlands zu erreichen, mit seinem Schiffe zu Grunde, wo, ist unbekannt.

Drei Jahrzehnte verstrichen nach dieser Katastrophe, bevor die Ostküste Grönlands der Schauplatz neuer Entdeckungsreisen wurde.

Im Jahre 1860 bis 1865 versuchten es die englischen Kapitäne Mac Clintock, Allen Young und T. W. Taylor vergeblich, die Küste zu erreichen, erst in den Jahren 1868 und 1869 hingegen gelang es dem Kapitän Karl Koldeway (geb. 1837 in Bücken in Hannover), zwei deutsche Forschungsexpeditionen in bis dahin noch nie betretene Gebiete Ostgrönlands zu führen.

Die erste dieser hauptsächlich durch die vieljährigen Bemühungen des verdienten Geographen August Petermann ins Leben gerufenen Expeditionen stach am 24. Mai 1868 von Bergen aus in See und ging über die Insel Jan Mayen in nordwestlicher Richtung nach Ostgrönland. Die „Germania" geriet hier in dichte Eismassen und trieb mit denselben in Sicht des Landes von 75° 19′ n. B. bis auf 73° 20′ hinab, ohne sich der Küste nähern zu können. Ein zweiter Versuch, von Spitzbergen aus Grönland zu erreichen, mißlang ebenfalls und so mußte die wichtigste Aufgabe der Expedition als gescheitert betrachtet werden.

Die zweite deutsche Polarexpedition bestand aus dem von Koldeway geführten Schraubendampfer „Germania" und dem von Friedrich August Hegemann befehligten Segelschiffe „Hansa".

Beide Schiffe verließen Bremen am 15. Juni 1869, wurden aber am 20. Juli infolge starken Nebels getrennt und verfolgten nun unabhängig voneinander ihren Weg. Unter 74° n. Br. gelang es dem Dampfer „Germania" das Treibeis zu durchbrechen und zu den von Clavering und Sabine entdeckten Inseln Sabine und Pendulum zu kommen, von wo das Schiff am 10. August nordwärts dampfte. Doch kam man nur bis an den unter 75° liegenden Südrand der Shannon Insel, wo schweres Packeis dem Vordringen ein Ziel setzte.

Koldeway beschloß, an der günstigere Verhältnisse aufweisenden Sabine Insel zu überwintern und verbrachten die wissenschaftlichen Mitglieder der Expedition den Rest der günstigen Jahreszeit mit der Aufnahme des benachbarten Landes.

Am 5. November mittags zeigte sich die Sonne zum letztenmal am Horizonte und nun begann die lange, eintönige, drei Monate währende Polarnacht, während welcher die ganze Natur starr, öde und ohne Leben lag.

Dann und wann erhellte der Schein des Mondes oder die flammende Pracht des

*) Graah veröffentlichte die Ergebnisse seiner wichtigen Reise im Jahre 1832 zu Kopenhagen unter dem Titel „Undersögelses Reise til Ostkysten af Grönland".

Nordlichts die Dunkelheit, im übrigen aber herrschte völlige Einsamkeit, deren Schrecken nach der Schilderung, die Kent Kane von der langen Polarnacht entwirft, durch das durch nichts gestörte Schweigen der Natur sich zuletzt zu einem unerhörten steigert und den Geist in eine Unruhe versetzt, die zu der Stille ringsum in furchtbarem Kontraste steht. Die Stille wird unerträglich und der durch die Natur fast erdrückte Reisende eilt erschreckt zu dem eingeschlossenen Schiffe, um wieder lebende Wesen zu sehen. Alles ist in diesem Eislande im riesenhaften Maßstabe kolossal: starr ragen die Gebirge hervor, auf den unendlichen Eisflächen spielt geisterhaft der Strahl des Mondlichts und der einzige Ton, der gehört wird, ist die Kanonade der krachenden Eisberge. —

Endlich am 3. Februar 1870 konnten die Eingeschlossenen von einem 250 Meter hohen Berge das Wiedererscheinen der Sonne begrüßen und ihre, der Aufnahme des Landes gewidmeten Arbeiten aufs neue beginnen und verschiedene Schlittenreisen ausführen. Auf einer derselben gelang es Koldewey, in Begleitung des österreichischen Oberlieutenants Julius Payer und sechs Mann auf dem Küsteneise zwischen der Insel Shannon und dem Festlande bis über den 77° n. Br. vorzudringen. Allenthalben bot sich hier den Blicken der Entdecker das Bild einer grandiosen Hochgebirgsscenerie. Von einem Berge des sogenannten Hochstettens Vorland aus gewahrten die Reisenden nach Norden eine große Bai mit den Mündungen mehrerer Fjorde, nach Osten nichts als Eis und das Nordende der Shannon Insel mit den sanften Bogenschwingungen seiner Berge. Die riesigen, jäh abfallenden Massen des Adalbertlandes im Nordosten erschienen im Glanze der untergehenden Sonne als verkörpertes Märchen, das im Gegensatz zu der unendlichen, bläulichgrau beschatteten Schneewüste, die sich bis zum Fuß dieser Massen ausdehnte, um so wunderbarer erschien. Im äußersten Süden winkten die den Reisenden bereits bekannten Berge, durch die Entfernung und Erdrundung zu wenigen Minuten Bogenhöhe herabgedrückt.

Am 6. April überschritten die Reisenden den 76. Breitengrad und trafen am Nordrande der Bessels Bai zu ihrer Überraschung in diesen Einöden auf Überreste einstiger Eskimowohnungen. Es waren Sommerzelte, markiert durch in Kreis gestellte Steine, welche dereinst den Rand der Felle beschwerten, die das durch eine Centralstütze aufgerichtete und getragene Zelt bildeten.

Nördlich von der Bessels Bai nahmen die Eisberge an Zahl wie an Höhe zu, die Landschaft zeichnete sich durch eine großartige Wildheit aus und meilenbreite, zerrissene Gletscherkaskaden zogen von den Gebirgen herab.

Am 15. April 1870 erreichten die Polarfahrer nach Überschreitung des 77. Breitengrades den nördlichsten bis jetzt erreichten Punkt an der Ostküste Grönlands.*)

Von einem unter 77° 1′ gelegenen und gegen 500 Meter hohen Berge aus sahen die Forscher, daß die Küste Grönlands in gerader Linie nach Norden verlaufe. Die See bildete eine ununterbrochene Eisfläche bis zum Horizont, war mit hohen Eishöckern bedeckt und machte den Eindruck eines für die Ewigkeit gebauten Bollwerkes.

*) Um das Jahr 1770 soll zwar ein gewisser Lambert unter 78° n. Br. die Ostküste Grönlands gesehen haben, doch sind bestimmte Nachrichten darüber nicht vorhanden.

Dieser neu entdeckte Küstenteil Ostgrönlands erhielt zu Ehren des Königs Wilhelm von Preußen den Namen „König Wilhelm Land“.

Unter ähnlichen Forschungsreisen verstrich die Zeit bis zum Einbruch des arktischen Sommers. Im Juli wurde das Schiff frei und dampfte nach einem vergeblichen Versuche, nochmals gen Norden vorzudringen, dem Süden zu, um dort noch eine wertvolle Entdeckung zu machen. Südlich von Kap Franklin zeigte sich ein ins Innere von Grönland führender, bisher unbekannter Fjord frei von Eis und als das Schiff in denselben eindrang, erschloß sich vor den Augen der Entdecker eine Scenerie, die an Großartigkeit die der Alpen übertraf. Ein unbekanntes Land, das Innere Grönlands, eröffnete sich immer schöner und imposanter. Zahlreiche Gletscher, Kaskaden, Sturzbäche kamen von den immer höher und höher ansteigenden Gebirgen herunter, am rechten Ufer erblickte man in einer gen Norden gerichteten Abzweigung des Fjords einen ungeheuren, viele Kilometer breiten Gletscher, der in einer hohen Wand gegen die dunklen Fluten abfiel. Nach längerer Fahrt durch den Fjord, dessen mittlere Breite zwischen 7 bis 10 Kilometer betrug, befand sich das Schiff in einem Kessel, dessen Wände von den bizarrsten und großartigsten Felsburgen gebildet wurden, die bis zu 2000 Meter hoch aufragten. Einer dieser Kolosse, dessen Riesenleib sich 1500 Meter hoch aus dem grünen Wasserspiegel erhob, hatte mit seinen Erkern und Türmen ganz das Ansehen einer zerfallenen Citadelle und erhielt darum den Namen Teufelsschloß.

Von zwei Leuten begleitet, unternahm Lieutenant Payer die Ersteigung einer über 2000 Meter hohen Bergmasse und gewann vom Gipfel derselben ein Bild, das er in folgenden Worten schildert: „Weit über hundertmal war es mir bei meinen früheren Arbeiten in den Alpen vergönnt, von mehr als 3000 und 3600 Meter hohen Gipfeln aus jene erhabene Pracht ihrer eisigen Hochregion bewundern zu können, welche in unserer Zeit das Ziel fast aller Reisenden und Naturfreunde geworden ist. Doch welch ein Unterschied! In der umfassenden Fernsicht, welche sich uns nach jeder Himmelsrichtung erschloß, herrschte die Erstarrung des Todes und kein Zeichen von Leben unterbrach die rauhe Größe des Berglandes. Statt der üppigen Sohlen unserer Alpenthäler mit ihren Gehöften und Ortschaften lag hier der dunkle Wasserspiegel des Fjords 2100 Meter tief zu unseren Füßen. Unzählige Eisberge, in der Ferne glänzenden Perlen vergleichbar, schwammen auf dessen Fläche umher; eine furchtbare Wand fiel anscheinend senkrecht in denselben hinab. Von allen Bergstufen, aus jedem Thale senkten sich gigantische Gletscher in die Tiefe der gewaltigen Felsgasse und von den hohen Eisbarrieren ihrer unteren Enden lösten sich jene prächtigen Eispaläste ab, welche Ebbe, Flut und Strömung durch das sundreiche Hochland dem Ozean zuführen. Mehr als irgend ein anderer Gegenstand fesselte eine ungeheure Eispyramide, die Petermann Spitze, im Westen unsere Aufmerksamkeit. Gegen 3500 Meter ragte dieselbe empor und ein an 30 Kilometer langer und am Ende mindestens 6 bis 7 Kilometer breiter Gletscher erstreckte sich von derselben bis ins Meer herab. Rings am Horizont strebte eine Alpenwelt mit unzähligen, das Niveau von 3000 Meter überschreitenden Gipfeln empor. Den Fjord, der zu Ehren des Kaisers von Österreich den Namen „Kaiser Franz Joseph Fjord“ erhielt, vermochte

man noch gegen 70 Kilometer weit gen Westsüdwest zu verfolgen. In dieser Ferne erkannten wir noch mehrere Arme, in die sich der Fjord zu verzweigen und deren größter nach Süden abzubiegen schien. Deutlich ließen sich durch die perspektivische Trennung der Landmassen die Fortsetzung dieser Kanäle jenseits der hohen Inselmassiven erkennen."

Der überaus schlechte Zustand, in welchem sich der Dampfkessel des Schiffes befand, verbot leider die weitere Verfolgung der Entdeckungen und kehrte die „Germania" unter Segel nach Deutschland zurück, wo die Entdecker am 11. September 1870 eintrafen und staunend die großen Ereignisse vernahmen, die während der letzten Monate in dem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich sich zugetragen hatten.

Das Begleitschiff der „Germania", die unter dem Befehle des Kapitäns Hegemann stehende „Hansa" hatte nach der am 20. Juli 1869 erfolgten Trennung ihren Weg allein verfolgt, geriet aber bei dem Versuche, unter 74° n. Br. das Eis zu durchbrechen, um die Küste Grönlands zu gewinnen, in dichte Eismassen, die es vom 24. August an umschlossen hielten. Während eines Sturmes am 19. Oktober hoben die sich zusammenschiebenden Schollen das Schiff empor und beschädigten es so, daß alle Anstrengungen zu seiner Erhaltung vergebens blieben.

Die aus vierzehn Personen bestehende Mannschaft gab die Hoffnung auf Rettung nicht auf, flüchtete die Boote und alle an Bord befindlichen Vorräte auf ein großes Eisfeld und rechnete darauf, daß sie mit dem letzteren durch die Strömung nach Süden getragen werden möchte.

Am 23. Oktober 2 Uhr morgens sank die mit Wasser gefüllte „Hansa" unter 70° 50′ n. Br. und 21° w. L. in die Tiefe und nun begann jene denkwürdige Schollenfahrt der Bemannung der „Hansa", von der noch späte Zeiten reden werden.

Zunächst errichteten die Schiffbrüchigen auf dem 7 Seemeilen im Umfange betragenden Eisfelde ein primitives, aus Steinkohlen zusammengesetztes Haus, das ihnen 87 Tage lang zur Wohnung diente. Kleider waren zur Genüge vorhanden, Brennmaterial lieferten die gekappten Masten und andere Bestandteile des Schiffes, einmal auch brachte das Fleisch eines erlegten Eisbären, der sich auf das Eisfeld verirrte, Abwechslung in die Eintönigkeit der Mahlzeiten.

Wenn auch langsam, so ging die Trift nach Süden aber unausgesetzt vor sich und schwamm das Eisfeld gegen Ende Dezember unter dem 68. Breitengrade. In stiller Weihe ging das Weihnachtsfest vorüber, das neue Jahr hingegen begrüßte die in Sicht des Landes dahintreibenden Eisfahrer mit schweren Gefahren. Furchtbare Schneestürme traten ein, unter den Füßen der Schiffbrüchigen begann ein Singen, Knistern, Krachen und Dröhnen, als wenn das Eis durch ungeheure Gewalten stark gepreßt werde und als das Tageslicht hereinbrach, gewahrten die Schollenfahrer mit Entsetzen, daß das Feld, so weit sie sehen konnten, zertrümmert war. Dunkle Gegenstände, welche hin und wieder in dem dichten Schneegestöber sich erkennen ließen, waren die Trümmer des großen Feldes. Am 11. Januar traten neue Stürme ein und verringerten die Scholle, auf der das Haus und die Boote standen, wieder um ein bedeutendes, so daß sie nur noch 50 Meter im Durchmesser besaß. Die schlimmste Nacht war die vom 11. auf den 12. Januar, als



Das Hansahaus auf der treibenden Scholle.

Nachbildung der Illustration aus dem Werke: Die zweite deutsche Nordpolfahrt in den Jahren 1869 und 1870.

die Boote in Gefahr standen, weggebrochen zu werden. Die Mannschaft teilte sich in Gruppen und nahm voneinander Abschied, jede Abteilung stand mit gefüllten Brottaschen neben einem der Boote, um bei der schnellen Flucht wenigstens noch auf kurze Zeit das Leben fristen zu können. Am 14. Januar barst die Scholle in unmittelbarer Nähe des Hauses und mußte dasselbe verlassen werden. Fünf Tage kampierten die um das Leben Kämpfenden in den Booten, bis sich die Stürme gelegt hatten und aus den Trümmern des Hauses eine neue Hütte erbaut war, die den Schollenfahrern weitere 108 Tage als Zufluchtsort diente.

Die Kleinheit der Scholle war in der Region der schwimmenden Eisberge ein unverkennbarer Vorteil; die Scholle wand sich oftmals zwischen den Kolossen durch, als werde sie von unsichtbarer Hand gesteuert; bisweilen war sie rings von gewaltigen Eisbergen umgeben, wie die Sohle eines tiefen Gebirgskessels. Das Äußere dieser leuchtenden Massen war zerklüftet und allenthalben öffneten schwarze Höhlen ihren Schlund, in deren Innern es ohne Unterlaß polterte, grollte und murrte, als ob Geister darin ihr Wesen trieben.

Endlich am 7. Mai 1870 zeigte sich nach der Küste zu offenes Wasser. Kap Farewell, die Südspitze von Grönland war nicht mehr fern und da die Weiterreise große Gefahren bringen konnte, so beschlossen die unverdrossenen Seemänner, das nur noch 200 Schritt im Umfang messende Eisstück, das sie volle 2002 Kilometer weit getragen hatte, zu verlassen. Bis auf sechs Kilometer Entfernung näherten sich die Schiffbrüchigen der Küste, fanden dieselbe aber von dichten Eisbarrieren umlagert und mußten über dieselben die Boote hinwegziehen, welche Arbeit volle fünfundzwanzig Tage

beanspruchte. Endlich am 4. Juli erreichten die Unverdrossenen die auf 61° gelegene öde Felseninsel Idluitlik, fuhren von dort an der Küste herunter, bis am 13. Juni sich eine Bucht zeigte, an deren Saum rote Häuser sichtbar wurden. Menschen standen auf den Klippen und schauten erstaunt der rätselhaften Fahrt der Boote zu, von denen aus die Mannschaft zu nicht geringem Erstaunen die deutsche Flagge über den Häusern wehen sah. Es waren deutsche Missionare aus Frederiksdal, die sich ihrer in so wunderbarer Weise geretteten Landsleute in herzlichster Weise annahmen, bis sie von Julianehaab aus auf einem dänischen Schiffe die Heimreise antreten konnten. —

Die letzte Reise an der Ostküste Grönlands ist diejenige des dänischen Kapitäns G. Holm. Sie bildete einen Teil der seit 1876 von der dänischen Regierung begonnenen geologischen und geographischen Untersuchungen in Grönland und währte drei volle Jahre, beschränkte sich aber nur auf die bereits von Graah erforschten Distrikte.

Bewegten sich die bisher geschilderten Fahrten ausnahmslos an den Küsten von Grönland, so wurden aber auch schon frühzeitig Versuche angestellt, sich über das geheimnisvolle Innere des Landes zu unterrichten.

Daß bereits die alten skandinavischen Kolonisten eine ziemlich richtige Anschauung von den Verhältnissen Grönlands besaßen, geht aus einer Stelle des aus dem 15. Jahrhundert stammenden sogenannten „Königspiegels“ hervor, welche also lautet: „Wenn du aber fragst, wie das Land beschaffen sei, so sollst du wissen, daß es einen kleinen Teil des Landes giebt, der frei von Eis ist, daß aber all das Übrige mit Eis bedeckt ist, weswegen man auch nicht weiß, ob das Land groß oder klein ist, sintemallen alle Gebirge und Thäler mit Eis bedeckt sind, so daß man nirgends eine Öffnung findet. Oft haben Leute es versucht, auf die Berge, welche die höchsten sind, zu kommen, um sich umzuschauen und um zu erfahren, ob sie Land erblicken möchten, das frei von Eis und bewohnbar sei, aber sie haben es nirgends gefunden, ausgenommen dort, wo jetzt Menschen wohnen, und das sind nur sehr kleine, am Rande des Meeres gelegene Strecken.“

Bald nachdem Hans Egede die Kenntnis Grönlands notdürftig wieder hergestellt hatte, begannen auch aufs neue die Versuche, sich über das Innere Grönlands zu unterrichten, und gelangte man bald zu der Auffassung, daß sich, wie es in einem Briefe vom Jahre 1727 heißt, „von dem Rücken oder der Mitte des Landes aus nach Süden und Norden zu eine schreckliche Eisfläche oder ein mit Eis bedecktes Gebirge erstrecke“.

Der erste größere Versuch, zu diesen Eisflächen vorzudringen, datiert aus dem Jahre 1728 und beabsichtigte Grönlands erster und letzter Gouverneur, Major Claus Enevold Paars, von der Westküste quer über das Inlandeis nach der Ostküste zu reiten. Fünfundzwanzig Soldaten, verschiedene Offiziere und Feuerwerker sollten den Gouverneur auf seiner Fahrt begleiten und hatte man elf Pferde aus Europa nach Godthaab geschafft, damit dieselben bei der Expedition verwendet werden sollten.

Sämtliche Tiere kamen aber um, bevor der Ritt angetreten werden konnte und scheint damit auch das ganze Unternehmen aufgegeben worden zu sein.*)

*) Nordenskiöld, Grönland. S. 144.



A E Nordenskiöld.

Reproduktion eines im Jahrgang 1880 der „Gartenlaube“ veröffentlichten Porträts.

Im nächsten Jahre wiederholte Paars seinen Versuch, diesmal nur in Begleitung von zwei Offizieren, fünf Soldaten und zwei Grönländern, sah sich aber, als er vom Ameralikfjord aus gegen das Inlandeis vorrückte, durch furchtbare Klüfte in demselben in seinem Vordringen gehemmt. „Das Eisgebirge,“ so schreibt er in dem an den König gerichteten Rapport, „ist anzusehen, als wenn man in das wilde Meer hineinschaut, wo kein Land zu sehen ist. Nichts ist zu sehen als der Himmel und blankes Eis, welch letzteres so scharfkantig wie der weiße Kandiszucker ist, so daß man, wenn man über das Eis vordringen will, eiserne Sohlen unter den Schuhen haben müßte.“

Den ersten erfolgreichen Vorstoß ins Innere von Grönland unternahm am 28. August 1751 der dänisch-grönländische Kaufmann Lars Dalager, doch kam er, schlecht ausgerüstet, unter furchtbaren Anstrengungen nur wenige Meilen weit, denn überall stieß er auf unermeßliche, von tiefen Spalten durchzogene Eiswüsten, wo vornehmlich nachts eine so unerträgliche Kälte herrschte, daß nach seiner Meinung es beinahe undenkbar sei, daß irgend ein lebendes Wesen die vielen Nächte hindurch atmen könne, die ein Übergang von der einen Küste bis zur anderen erfordere. Auch sei es unmöglich, so viel

Proviant mit sich zu führen, als man für eine derartige Fahrt voraussichtlich nötig habe.*)

Auch die grönländischen Eskimos, welche im Eifer der Verfolgung flüchtender Renntiere sich ein Stück auf das Inlandeis wagten, betrachteten derartige Fahrten als sehr kühne Unternehmen, deren Gefahren sie sich nicht gern aussetzten, ja als am 1. März 1830 der Walfischfänger O. B. Kielsen von seinem Wohnsitze Holsteinborg aus einen Marsch nach dem Inlandeise begann, wurden die ihn begleitenden Grönländer beim Anblick der ungeheuren Eiswüsten von einer nahezu kindischen Furcht ergriffen und waren nicht zu bewegen, weiter zu gehen. Kielsen setzte seine Wanderung allein fort, mußte aber gleichfalls bald sein Vorhaben aufgeben.



Zusammengeschraubtes Inlandeis.
Nach einer Zeichnung von A. Kornerup.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts beschäftigten sich der Priester Fabricius, der deutsche Mineralog Giesecke mit Untersuchungen über das Inlandeis Grönlands, vor allem aber war es der Däne H. Rink, welcher das Interesse der wissenschaftlichen Welt um das Jahr 1850 auf Grönlands mächtiges Eisfeld hinlenkte und dadurch die Lehre von der großen Eiszeit der Erde mächtig unterstützte, womit für die Geologie eine neue Epoche anbrach.

Weitere Versuche, die Geheimnisse der Eiswüste Grönlands zu entschleiern, wurden im Jahre 1860 von den Nordpolfahrern Dr. Rae, J. J. Hayes, 1867 von den englischen Alpensteigern Eduard Whymper und Dr. Robert Brown unternommen, doch vermochten alle nur den kleinsten Teil ihres Programms auszuführen, indem sie nur wenige Kilometer weit kamen.

Whymper bestieg im Umenakfjord eine über 2200 Meter hohe Bergspitze, von wo er, durch klare Luft begünstigt, einen deutlichen Überblick über das Inlandeis im Norden, Osten und Süden gewann. Im Osten bildete dasselbe einen etwa hundert englische Meilen entfernten ebenen Eiswall, dessen Höhe an 10000 Fuß betragen mochte.

Ungleich erfolgreicher gestaltete sich die Rekognoscierung, welche der berühmte schwedische Forscher Adolf Erik von Nordenskiöld im Jahre 1870 von dem in der Nähe der Station Egedesminde gelegenen Aulaitsivikfjord aus unternahm. In sorgfältigster Weise zu seinem Vorhaben ausgerüstet, trat Nordenskiöld in Begleitung des

*) Nordenskiöld, Grönland. S. 118. 119.

Botanikers Berggren und zweier Grönländer am 19. Juli die beschwerliche Fahrt nach dem Inlandeise an, doch sahen sich die Wanderer am Rande desselben durch gefährliche, den Charakter tiefer, bodenloser Klüfte annehmende Gletscherspalten zu großen Umwegen gezwungen, so daß sie erst am zweiten Tage diese Kluftregion hinter sich hatten, wo nun in einer Seehöhe von 240 Meter das Eis eine gleichartigere Oberfläche zeigte. Dieselbe glich bis auf die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Kluftgegenden einem vom Sturm erregten, plötzlich unter der Kälte erstarrten Meere. Ein Kamm erhob sich neben dem andern, alle mit sehr steilen Seitenwänden, und wo das Eis diesen Charakter zeigte, war es nahezu unübersteiglich. Zuweilen war es mit kleinen dicht nebeneinander liegenden



Ein Fluß auf dem Inlandeise.
Nach einer Zeichnung von A. Kornerup.

Hügeln wie übersät, während an anderen Stellen die Oberfläche wieder ziemlich ebene Gestalt zeigte, ohne deshalb gerade leicht passierbar zu sein.

Die Steigung landeinwärts hin war fortwährend sehr merklich, obgleich oft unterbrochen durch seichte, schalenförmige Vertiefungen, deren Mitte von Teichen oder Seen ohne sichtbaren Ablauf eingenommen war, obgleich dieselben ihr Wasser von unzähligen Flüßchen erhielten, die in ihrem reißenden Laufe tiefe Rinnen ins Eis geschnitten hatten.

Bis zum 22. Juli hatten die Reisenden eine Höhe von 670 Meter erreicht, doch obwohl alles ringsumher tot war, herrschte keineswegs Schweigen hier. Neigte man das Ohr gegen das Eis, so hörte man von allen Seiten ein eigentümliches Brausen, das von den im Innern des Eises dahinströmenden Flüssen herrührte, auch gab dann und wann ein starkes, isoliertes, kanonenschußähnliches Gekrach von dem Entstehen einer neuen Gletscherkluft Kunde.

An genanntem Tage waren die beiden Grönländer nicht zur Fortsetzung der Reise zu bewegen und kehrten um, worauf Nordenskiöld und Berggren den Marsch allein fortsetzten und spät abends in der Ferne eine starke Nebelsäule aufsteigen sahen.

Als sie sich derselben näherten, erblickten sie einen mächtigen Fluß, dessen brausende Wassermassen ein an 400 Meter tiefes senkrechtes Loch durch das Eis bis zu dem unten gelegenen Felsen gebohrt hatten, auf welchem die gewaltige Masse des Inlandeises ruhte. Schaute man von dem Rande in dieses Loch hinab, so verlor sich alles in ein durch den Widerschein der umgebenden wunderbar klaren himmelblauen Klippen blauschwarz schimmerndes Dunkel.



Fridtjof Nansen.

An einer anderen Stelle erblickten die Forscher ein Loch, aus dem zeitweilig ein mit Luft untermischter Wasserstrahl hervorschoß, welcher, vom Winde hin und her gepeitscht, die Eisklippen der Umgebung bespritzte.

Vielfach zeigte sich die Oberfläche des Eises mit runden, bis zu einem Meter tiefen wassergefüllten Löchern übersät, welche einen Durchmesser von wenigen Millimetern bis zu einem Meter hatten. Überall, wo der Jahresschnee weggeschmolzen oder die ursprüngliche Eisfläche nicht durch die Frühjahrsflüsse zerstört war, traf man diese Schmelzröhren so dicht bei einander, daß es schwer, ja unmöglich war, auf dem Eise eine Stelle von der Größe eines Hutes ohne solche Löcher zu finden.

Dieser Inlandeisfahrt Nordenskiölds folgte diejenige der Dänen Jensen, Kornerup und Groth im Jahre 1878, wobei die Genannten vom Frederikshaab-Gletscher aus bis zu einer Höhe von 1523 Meter auf das Binneneis gelangten, das von dem erreichten Standpunkte aus gen Osten hin immer höher und höher stieg, bis es mit dem Himmel an einem Horizonte verschmolz, der bedeutend höher als der Standpunkt der Reisenden lag.

Wenige Jahre später, im Jahre 1883, wiederholte auch Nordenskiöld von dem früheren Ausgangspunkte aus seine Eisfahrt und drang dabei bis zum 48° w. L. gen Osten vor, während zwei seiner Expedition angehörende Lappen sogar bis etwa 42½° w. L. gelangten und damit einen Standpunkt von 1947 Meter Höhe erreichten.

Diese Leistungen, denen sich im Jahre 1888 die Expedition des Amerikaners Robert Peary anreihte, wurden hingegen weit übertroffen durch die kühne Fahrt des jungen

Norwegers Dr. Fridtjof Nansen, der in der Zeit vom 15. August bis zum 26. September die erste Überschreitung des Inlandeises von Grönland vollführte. Im Gegensatze zu seinen Vorgängern brach Nansen mit seinen Begleitern, worunter mehrere Lappen, anstatt von der Westküste von der an der Ostküste Grönlands gelegenen Bucht Umivik aus auf.

Die erste zu passierende Wegstrecke des Inlandeises war wie diejenige der Westseite von breiten Spalten durchzogen und konnte nicht ohne Gefahr passiert werden. Dann ging es in gleichmäßigen Tagesmärschen vorwärts. Bereits vom zweiten Tage an war kein Wasser mehr zu finden und die Reisenden mußten dasselbe aus Schnee schmelzen, teils in Kochapparaten, teils in Blechflaschen, die man unter den Kleidern auf der Brust trug. Nansen beabsichtigte ursprünglich, nach der Kolonie Christianshaab zu gehen, sah aber bald ein, daß er diesen Punkt nicht zu der Zeit erreichen könne, um dort ein nach Europa gehendes Schiff zu benutzen und entschloß sich darum, die kürzere Richtung nach Godthaab einzuschlagen.

Die Reise ging nur sehr langsam vorwärts, da der Schnee loser wurde und die schwer bepackten Schlitten schwer zu ziehen waren.

Am 27. August befand sich Nansen zehn Meilen von der Küste entfernt bereits in einer Höhe von mehr als 2000 Meter über dem Meere und konnte hier an seinen Schlitten Segel anbringen. Indem man sich so beim Ziehen der Schlitten vom Winde helfen ließ, kam man drei Tage lang schnell vorwärts, bis der Schnee so lose und tief geworden, daß die Reisenden die Schneeschuhe in Gebrauch nehmen mußten. Während der ersten Tage sahen die Reisenden viele aus dem Eise aufragende Felsspitzen, die aber, je weiter man nach Westen vorrückte, unter dem immer höher emporsteigenden Eismantel verschwanden. Zu Anfang September standen die Reisenden auf einem ausgedehnten Plateau von 2800 Meter Höhe, das einem gefrorenen Meere ohne wesentlichen Abfall nach irgend einer Seite glich und sich in beinahe unmerklichen Wellen westwärts wölbte. Nach Norden zu erhob es sich noch mehr und schien dort bedeutend höher zu sein.

Während mehr als zwei Wochen reisten die Eisfahrer über dies Plateau, bevor sie einen merkbaren Abfall nach der Westküste zu wahrnahmen. Leider vermochten die Reisenden die Temperatur nicht genau anzugeben, da dieselbe bedeutend tiefer ging, als mit den Quecksilber- und Spiritusthermometern gemessen werden konnte. Mehrere Nächte hindurch mochte nach Nansens Meinung die Kälte nicht viel weniger als — 50° C. betragen. Als Kuriosum mag erwähnt werden, daß an einem Tage zur Mittagszeit die Wärme in der Sonne 31° betrug, während im Schatten — 11° C. waren.

Am 19. September trat ein ziemlich starker Ostwind ein. Die Segel konnten wieder aufgesetzt werden und ging es nun in so rascher Weise der Westküste zu, daß die Reisenden nicht zu ziehen nötig hatten, sondern sich nur, auf den Schneeschuhen stehend, an den Schlitten festzuhalten brauchten. „Dies war,“ so schreibt Nansen in seinem offiziellen Bericht,*) „die lustigste Schneeschuhfahrt, die ich in meinem Leben gemacht habe.“

---

*) Geografisk Tidskrift 1889. S. 64 flg.

Am 19. September war es, wo die ersten, der Westküste angehörenden Gebirgsspitzen aus dem Treibschnee hervorblickten, bereits am Abend kam man in die gefährliche Region der Gletscherklüfte, und endlich am 24. September stand man am Ziel der Reise, an der Westküste von Grönland, womit das von vielen für unmöglich erklärte Unternehmen als völlig gelungen bezeichnet werden durfte.

Durch die Untersuchungen Nordenskiölds und Nansens wissen wir jetzt, daß Grönland mit einer ungeheuren Eisdecke überlagert ist, die sich regelmäßig von der einen Küste bis zur anderen wölbt. Das Innere Grönlands befindet sich demnach noch gegenwärtig in jenem Zustande vollständigster Vergletscherung, in der sich zur Eiszeit ganz Nordamerika bis etwa zum 39° n. Br. befand. (Vergl. I. Band S. 13.)

Nur im Westen läßt dies Binneneis, dessen Dicke Nansen bis zu 2000 Meter annimmt, einen ganz schmalen Küstensaum übrig, wo sich die dänischen Ansiedlungen befinden.



Ein aus Knochen geschnitztes Messer der Eskimos.



Sir John Roß.
Nach einer Lithographie von L. Zöllner.

Der Kampf um die Nordwestpassage.

Es war im Jahre 1817, als das seit Cooks dritter Reise erlahmte Interesse für Polarfahrten sich aufs neue zu beleben begann. Der von einer Walfischjagd heimkehrende jüngere Scoresby machte die Beobachtung, daß während des außergewöhnlich heißen Sommers von 1817 in den arktischen Gewässern enorme Eismassen gelöst und zum Schmelzen gebracht waren. In einem ausführlichen Briefe an Sir Joseph Banks, den Präsidenten der Königlichen Gesellschaft zu London, setzte Scoresby auseinander, daß infolge dieses günstigen Umstandes der Zeitpunkt gekommen sein möge, die große Frage der Nordwestpassage endlich einmal zu entscheiden.

Scoresbys Mitteilungen bestätigten sich, denn im Herbste des Jahres bedeckte sich er Atlantische Ozean bis zur Höhe von Cuba hinab mit den Trümmern gewaltiger Eisberge und übereinstimmend schilderten die Seeleute das Ereignis als ein in hohem Grade überraschendes.

Der als Sekretär des britischen Admiralitätsamtes fungierende Geograph John Barrow griff Scoresbys Plan auf das lebhafteste auf und wies in flammenden Worten

darauf hin, daß die Schranken gefallen seien, welche die seit Jahrhunderten erstrebte Erforschung der nordwestlichen Durchfahrt bisher verhindert hätten.

Überall fanden Barrows Worte den lebhaftesten Anklang, dem Admiralitätsamte schloß sich die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London an, auch die Regierung ging mit Teilnahme auf die entworfenen Pläne ein und erneuerte durch einen am 18. Juni 1818 erlassenen Gesetzakt einen im Jahre 1743 auf die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt ausgesetzten Preis im Betrage von 20 000 £.

Und nun begann eine Reihe großartiger arktischer See- und Landreisen, die in der Geschichte bisher nicht ihresgleichen gehabt hatten, es begann der Kampf menschlicher Thatkraft und menschlicher Intelligenz gegen die furchtbaren Gewalten und Schrecknisse der arktischen Natur.



William Edward Parry.

Der Pionier unter jenen Helden, die sich danach drängten, diesen Kampf aufzunehmen, war der am 24. Juni 1777 in Schottland geborene Kapitän John Roß, der am 18. April 1818 mit zwei Schiffen die Themse verließ und zu Anfang Juli die Baffins Bai erreichte. Es gelang ihm jedoch nicht, die Entdeckungen Baffins und Bylots zu erweitern, und ließ er sich, als er am 30. August vor dem Lancastersunde stand, unglücklicherweise durch eine in jenen Gegenden nicht seltene Lufterscheinung abhalten, jene Pforte zum arktischen Ozean zu erforschen, obwohl sie völlig eisfrei vor ihm lag. Mit vollen Segeln und unter lautem Hurra der Mannschaft liefen die Fahrzeuge in den Paß ein, sicherlich war es aber ein vorschneller Rückzug, als Roß, der vor sich über dem Nebel eine hohe den Durchgang versperrende Gebirgskette zu sehen glaubte, unter 80° 37′ w. L. die Schiffe wenden ließ.

Brachte die Expedition auch reiche wissenschaftliche Ausbeute mit nach Hause, so mußte ihr eigentlicher Zweck aber völlig verfehlt erscheinen und ist dieser nicht unverschuldete Fehlschlag dem Namen des Kapitäns John Roß in hohem Maße ungünstig geworden.

Als Kommandant des seiner Expedition angehörenden zweiten Schiffes hatte der junge, am 19. Dezember 1790 zu Bath geborene William Edward Parry fungiert, der nur mit Widerstreben im Lancastersunde den Signalen folgte, die das Zeichen zum Rückzug gaben. Mit Freuden acceptierte er im Jahre 1819 den Befehl über eine neue Expedition, welche über die beiden Schiffe „Hecla" und „Griper" verfügte und entdeckte an derselben Stelle, wo Roß eine Bergkette gesehen haben wollte, eine breite Fahrstraße, die zu Ehren Barrows dessen Namen erhielt. Anfänglich in banger Erwartung, bald

aber triumphierend drang Parry unaufhaltsam in dieser Straße vorwärts, bis er am neunten Tage an die unter 110° w. L. gelegene Insel Melville gelangte. Hier konnte er seiner Mannschaft die freudige Mitteilung machen, daß sie einen Preis von 5000 £ errungen habe, der vom englischen Parlament für diejenigen ausgesetzt war, denen es gelinge, nördlich vom 74. Breitengrade den 110° w. L. zu überschreiten. Eismassen verhinderten das weitere Vordringen in den Gewässern des die Südküste von Melville bespülenden, späterhin Parry- oder Melville Sund genannten Beckens, ebenso wenig gelang es, die Melville Insel im Norden zu umkreisen. Überall versperrten gewaltige Eismassen den Weg und gingen die Schiffe am 26. September in einer an der Nordseite der Insel gelegenen tiefen Bai vor Anker, die zur Erinnerung an den Aufenthalt der beiden Schiffe den Namen Hecla- und Griper Bai erhalten hat.

Hier ließ Parry an der abgeflachten Seite eines $3^1/_3$ Meter hohen, 7 Meter langen und $2^1/_2$ Meter dicken Sandsteinblocks eine Inschrift einmeißeln, welche in schlichten Worten den Aufenthalt des „Hecla" und „Griper" anzeigte.



Parrys Gedenktafel an den Aufenthalt der Schiffe „Hecla" und „Griper" auf der Insel Melville.

Zu Füßen dieses Sandsteinblocks legte er ferner einen kurzen Bericht seiner Reise nieder, der dreißig Jahre später von Mac Clintock erhoben wurde.

Zehn Monate lang sah Parry hier seine Schiffe von ungeheuren Eismassen eingeschlossen, die Polarnacht währte volle 84 Tage, das Thermometer fiel bis auf 47° C. und war die Mannschaft beständig auf den Aufenthalt in den engen Schiffsräumen angewiesen. Das größte Übel, mit dem man zu kämpfen hatte, bildete die Feuchtigkeit in den Kajüten, die sich sogar auf die Betten erstreckte, von denen die obere Hälfte völlig gefroren, die untere hingegen durch und durch naß waren. Tagtäglich mußten die Wände von den angesetzten Eismassen gereinigt werden, denn als man dies einmal einige Wochen versäumte, nahmen die Eiskrusten so zu, daß die während der Generalreinigung hinausgeschafften Massen nicht weniger als 3000 Kilogramm betrugen.

Nur den umfassenden und ausgezeichneten Vorkehrungen, die Parry für eine derartige Überwinterung getroffen hatte, verdankte die Mannschaft ihre Erhaltung während

dieser endlosen und traurigen Winternacht, auch sorgte der umsichtige Kommandant dadurch für die Aufrechterhaltung des Humors, daß er ein Theater einrichten ließ, auf dem alle vierzehn Tage kleine Schauspiele zur Aufführung kamen. Ferner erschien wöchentlich eine von dem Kapitän Sabine verfaßte Zeitung „The North Georgia Gazette or Winter Chronicle“, welche allerdings auf die Wiedergabe der „neuesten politischen Nachrichten“ aus aller Herren Länder verzichten mußte, dagegen aber neben „lokalen Mitteilungen“ allerhand Artikel belehrenden und heiteren Inhalts brachte.

Endlich im August 1820 löste sich der starre Eismantel und gab die Schiffe frei, jedoch war die Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten, als daß noch größere wichtige Entdeckungen vollführt werden konnten. Vergeblich versuchte Parry, an der Nordküste von Melville westwärts vorzudringen, hier wie auch an der Südküste, an der man am 15. August bei Kap Dundas den westlichsten Punkt erreichte und auch das südwestlich gelegene Banks Land sichtete, stellten sich ihm undurchdringliche Eisbarrieren entgegen und da Parry seine Mannschaft nicht noch einmal den Gefahren einer Überwinterung aussetzen wollte, so trat er am 23. August den Rückweg nach England an, wo wohlverdiente Ehren der Lohn seiner Leistung wurden, die als die glänzendste aller bis dahin in den amerikanischen Gewässern vollführten arktischen Entdeckungsreisen betrachtet werden mußte.

Sofort nach seiner Rückkehr sah sich Parry mit dem Kommando einer neuen Expedition betraut, deren Aufgabe in der Erforschung der von Hearne und Mackenzie gesehenen Nordküste des Festlandes von Nordamerika bestehen sollte, doch gelang es Parry infolge der überaus schwierigen Eisverhältnisse nicht, mehr als die Ost- und Nordküste der zwischen 81 und 86° w. L. gelegenen Melville Halbinsel aufzunehmen. Nach den beiden Schiffen, welche sich an dieser Aufnahme beteiligten, erhielt die Fury- und Heclastraße ihre Benennung. —

Dieselbe Aufgabe, welche Parry hier nicht zu lösen vermochte, war bereits im Jahre 1819 einem jungen Seeoffizier, dem am 16. April 1786 zu Spilsby geborenen John Franklin gestellt worden, mit dem Unterschiede jedoch, daß dieser die öden, von Weißen noch niemals betretenen Regionen zwischen der Hudsons Bai und dem von Hearne entdeckten Kupferminenflusse erforschen sollte. Die Ausführung jenes Auftrags war mit überaus großen Schwierigkeiten verknüpft und ist die Geschichte dieser Reise eine fortgesetzte Kette von unbeschreiblichen Bedrängnissen und Gefahren aller Art, wie sie ähnlich auch die Vorgänger Franklins, Hearne und Mackenzie zu bestehen gehabt hatten. Franklin ging von dem im Gebiet der damals noch bestehenden Nordwest Compagnie gelegenen Winnipegsee aus den Saskatschewanfluß aufwärts bis Cumberland House (54° n. Br.), von da nach Fort Chipewyan am Athabaskasee und weiter nach Fort Providence am großen Sklavensee, begab sich im August von hier auf bisher noch nicht bekannten Wegen zu dem kleinen Wintersee, wo er mit seinen Begleitern John Richardson, Robert Hood, George Back, John Hepburn, Frederik Wentzel und mehreren kanadischen Voyageurs einige Blockhäuser errichtete, die den Namen Fort Enterprise erhielten. Mit Anhäufung von Vorräten und der Erforschung der Umgegend beschäftigt, verweilten die

Reisenden hier bis zum Juni 1821, fuhren dann in Rindenkanoes bis zur Mündung des Kupferminenflusses und begannen am 21. Juli in denselben gebrechlichen Fahrzeugen jene Kahnfahrt längs der Küsten des nordischen Polarmeeres, durch welche Franklins Name weithin berühmt wurde. Volle 42 Tage dauerte die gefährliche Fahrt durch die treibenden Eismassen, deren scharfe Kanten gar oft die leichten Rindenkähne zu zerschneiden drohten. Innerhalb dieser Zeit erforschte Franklin die ganze zwischen der genannten Flußmündung und dem der Halbinsel Kent angehörenden Kap Turnagain gelegene Küste mit den tiefen Einbuchtungen des Arktik-, Bathurst- und Melville Sundes. Endlich mahnten die Zeichen des hereinbrechenden Winters zur Umkehr, doch entschlossen sich die Reisenden, da nur noch für zwei Tage Lebensmittel vorhanden waren, über Land nach Fort Enterprise zurückzukehren, da sie hofften, unterwegs Wild anzutreffen. Diese Hoffnung verwirklichte sich nicht und wochenlang sah sich Franklin mit seinen Gefährten dem Hunger preisgegeben.

Mit Flechten, die von den Felsen abgekratzt wurden, mit Schuhwerk und alten Fellen suchte man den wütenden Hunger zu stillen, ja einer der Teilnehmer, ein Irokese, ermordete in wilder Verzweiflung einige infolge ihrer Entkräftung Zurückgebliebene, um sich mit ihrem Fleische heimlich zu sättigen. So ging in dem kleinen Häuflein der Mord in seiner gräßlichsten Gestalt umher und es blieb, als der Verdacht gegen den Irokesen sich bestätigte, kein anderer Ausweg, als zur eigenen Sicherung den unheimlichen Kannibalen durch einen Pistolenschuß aus dem Wege zu räumen.

Gänzlich abgezehrt erreichte Franklin mit seinen Gefährten Fort Enterprise, doch lag dasselbe öde und verlassen und schon glaubten sich alle verloren, als am 7. November einige umherstreifende Indianer Lebensmittel herbeibrachten, so daß die Reisenden ihre Wanderung nach Fort Providence fortsetzen konnten, wo sie am 4. Dezember anlangten.

Da die von der Admiralität gestellte Aufgabe nicht als völlig gelöst betrachtet werden konnte und große Küstenstrecken zwischen den von Franklin und Parry festgestellten Punkten sowie zwischen der Mündung des Mackenzieflusses und dem von James Cook entdeckten Icy Kap im Norden Alaskas noch gänzlich unbekannt waren, so schlug Parry vor, die Admiralität möge, um die Erforschung der Nordküste Amerikas zu vollenden, gleichzeitig drei Expeditionen ausschicken, welche in ihren Unternehmungen sich unterstützen und ergänzen sollten. Die erste dieser Expeditionen solle von Osten her den Seeweg, die zweite von der Mündung des Mackenzie aus den Landweg nach Westen hin nehmen, während die dritte von der Beringsstraße aus die Nordküste Alaskas verfolge und sich womöglich mit den beiden ersten Expeditionen vereinige.

Selbstverständlich bedurfte es, nachdem der Plan angenommen worden, längerer Vorbereitungen, und konnte Parry erst im Jahre 1824 als Führer der ersten Expedition mit den beiden Schiffen „Fury“ und „Hecla“ absegeln, während Franklin mit der zweiten und Kapitän Frederik Beechey mit der dritten Expedition im folgenden Jahre England verließen.

Die Schicksale dieser drei Unternehmungen sind mit wenig Worten berichtet. Überaus ungünstige Eisverhältnisse verhinderten Parry, weiter als zu der von der Barrowstraße

in südwestlicher Richtung abbiegenden Prinz Regentstraße zu kommen und mußte er sich mit der Erforschung der Nordwestküste von Cockburnland begnügen. Den zehn Monate andauernden Winter verbrachte er in einer kleinen Bucht an der Ostküste derselben Insel. Noch ungünstiger gestalteten sich die Ergebnisse des nächsten Jahres, als Parry die gegenüberliegende North Somerset Insel aufsuchte. Hier war das Drängen der Eismassen so gewaltig, daß die „Fury“ als ein vollständiges Wrack aufgegeben werden mußte. Die auf dem Schiffe befindlichen Vorräte ließ Parry ans Land schaffen und in einem festen Holzhause unterbringen, wo sie nicht nur der Expedition des John Roß, sondern auch der 33 Jahre späteren letzten Franklin-Expedition zu gute kamen. Nach diesem Mißgeschick segelte Parry heimwärts, um fortan nicht wieder nach den Gewässern des arktischen Nordamerika zurückzukehren.

Noch geringere Erfolge erzielte Kapitän Beechey, der am 5. Juli 1826 die Beringsstraße passierte und sich in den im Jahre 1816 von dem russischen Marineoffizier Otto von Kotzebue entdeckten Kotzebue Sund begab, um auf der als Rendezvousplatze ausersehenen Chamisso Insel die Ankunft der Landexpedition Franklins abzuwarten. Während der Wartezeit erforschte Beechey die Küste Alaskas bis zu dem nördlich von Icy Kap gelegenen Kap Franklin und entsandte von dort ein Boot, welches am 22. August bis zum Point Barrow, einer weit ins Eismeer hineinragenden Sandzunge gelangte, deren Umschiffung aber durch große Eisbänke, die sich dort angesammelt hatten, unmöglich war.

Nachdem die Wartezeit verstrichen, trat Beechy am 6. Oktober 1826 von der Chamisso Insel aus die Heimreise nach Europa an. —

Weitaus wichtigere Resultate erzielte dagegen Franklin, indem er mit seinen getreuen Begleitern Richardson und Back vom großen Sklavensee aus den Mackenzie bis zu seiner Mündung verfolgte, wo sich am 3. Juli die aus etwa 50 Personen bestehende Gesellschaft teilte. Richardson wandte sich mit der einen Abteilung gen Osten und vollführte innerhalb fünf Wochen die Aufnahme der ganzen bisher noch unbekannten Küste zwischen dem Mackenzie und Kupferminenfluß, Franklin hingegen ging gen Westen, erforschte die überaus monotone Küste bis zu dem unter 148° w. L. gelegenen Return Reef, wo er am 18. August umkehrte, da seine Instruktionen ihn verpflichteten, zwischen dem 15. und 20. August den Rückweg anzutreten.

An der arktischen Küste Nordamerikas befanden sich jetzt noch zwei Lücken, von denen die eine zwischen Point Barrow und Return Reef nur noch 260 Kilometer betrug, während die zweite zwischen Kap Turnagain und dem von Parry erreichten westlichsten Punkte an der Melville Halbinsel ungleich größer war.

Diese letztere Lücke zu schließen, erbot sich Kapitän John Roß in der Hoffnung, damit seinen Ruf als Polarfahrer wieder herzustellen, der sich nach der ergebnislosen und mitunter scharf beurteilten ersten Reise umwölkt hatte und durch die Erfolge Parrys und Franklins vollends verdunkelt worden war.

Sein der Admiralität gemachtes Angebot blieb aber ohne Berücksichtigung und wäre sein Plan wohl nie zur Ausführung gekommen, wenn nicht der ihm befreundete reiche

Branntweinbrenner Felix Booth eine Summe von 17 000 £ für das Unternehmen hergegeben hätte. Roß wählte für seine Reise einen Raddampfer, die „Victory", warb eine aus 22 Personen bestehende Mannschaft an und verließ, von seinem Neffen, dem späteren Kapitän James Clark Roß begleitet, wohl ausgerüstet am 22. Mai 1829 die Themse. Leider verwirklichten sich die Erwartungen, welche Roß auf die Verwendung der Dampfkraft in den arktischen Gewässern gesetzt hatte, nicht, denn schon bald nach der Abfahrt zeigte sich die Maschine mangelhaft. Anfang August passierte das Schiff den Lancastersund und bog am 11. August in die Prinz Regentstraße ein. An dem Punkte, wo




Eskimotypen vom Nordrande des nordamerikanischen Kontinents.
Nach Photographien.

Parry die Vorräte seines Schiffes „Fury" im Jahre 1825 geborgen hatte, ging die „Victory" vor Anker, ergänzte ihren Proviant und setzte darauf die Reise fort. Dieselbe führte entlang der North Somerset Insel. Der schmale, hinter mehreren Inseln versteckte Eingang der Bellotstraße blieb unentdeckt und segelte das Schiff an der Ostküste eines unbekannten Landes dahin, dem Roß zu Ehren des Mäcens, dessen Freigebigkeit das Unternehmen ermöglicht hatte, Boothia Felix nannte, während der Golf, in dem man sich befand, den Namen Boothia Golf erhielt.

Die Jahreszeit war jetzt schon weit vorgerückt und bezog Roß am 31. September im Felix Harbour unter 69° 59′ n. Br. und 92° 1′ w. L. das Winterquartier. Hier brachte Roß den lange gefaßten Plan, die kaum noch brauchbare Dampfmaschine der

„Victory“ zu beseitigen und das Fahrzeug in ein Segelschiff umzuwandeln, zur Ausführung.

Elf Monate lag das Schiff in den Eismassen gefesselt, in einer Landschaft, die das denkbar traurigste Bild darbot und einer ungeheuren weißen Fläche glich, in der kein einziger Gegenstand das geringste Interesse erregte.

Am 9. Januar 1830 kamen plötzlich menschliche Wesen in Sicht, Eskimos, die auf einem winterlichen Streifzuge begriffen etwa $2\frac{1}{2}$ englische Meilen vom Schiffe entfernt ein zwölf Schneehütten zählendes Dorf auf einer kleinen Anhöhe an der Küste errichtet hatten.

In ihrer äußeren Erscheinung erinnerten diese Eskimos sehr an diejenigen, welche Roß während seiner früheren Reisen auf Grönland und der Cumberland Insel kennen lernte. Die gutmütigen Gesichter zeigten dasselbe Oval, dieselben braunen oder schwarzen, nahe bei einander stehenden Augen, dieselbe Nase und dicken Lippen, dagegen waren alle mehr oder weniger tätowiert, besonders an der Stirn und zu beiden Seiten des Mundes und des Kinns. Dieser Schmuck bildete keine besonderen Figuren, sondern bestand nur aus Linien und Punkten, die auch die Oberfläche der Hände bedeckten.

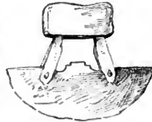
Es gelang, die Freundschaft dieser Eingeborenen zu gewinnen und statteten die Polarfahrer ihnen am folgenden Tage einen Besuch in ihrem Dorfe ab. Die Hütten glichen umgekehrten Kesseln und standen ohne Ordnung umher. Kapitän Roß konnte den Aufbau eines solchen Hauses beobachten und beginnen die Eskimos mit dem Ebnen des Platzes, wohin das Schneehaus zu stehen kommen soll. Aus der durch die Stürme fest zusammengepreßten Schneedecke werden 10 bis 15 Centimeter dicke und etwa 40 Centimeter im Quadrat haltende Platten herausgehauen, mit einem knöchernen Messer glatt beschnitten und in einem 3 bis 5 Meter im Durchmesser haltenden Kreise zu einem Kuppelgewölbe zusammengesetzt. Die Thür wird von innen herausgehauen und führt von ihr ein 50 Centimeter tiefer, aus der Schneefläche ausgehobener schmaler Kanal durch eine gleichfalls kesselförmige Vorhalle bis in die Mitte des Wohnraums. Durch diesen Kanal wird der Eingang unter das Niveau der Schlafstätte verlegt und das Eindringen der kalten, sowie das Entweichen der warmen Luft geschickt vermieden. Sämtliche Fugen der Wandungen werden mit Schnee dicht verstopft. Die niedrige Thür ist nachts durch eine Schneetafel oder ein Stück Eis geschlossen und das Innere der Hütte durch ein in die Dachkuppel eingelassenes Stück Eis erleuchtet.

Die innere Einrichtung eines derartigen Schneehauses besteht aus einem mit Fellen belegten Schneesofa, das zugleich als Schlafstätte dient und vor welchem die Lampen brennen, denen die Bewohner beim Liegen die Füße zukehren.

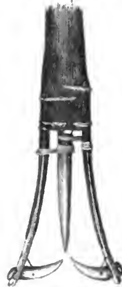
Auch hier sind die beständig brennenden Lampen die einzigen Wärmequellen. An den Längsseiten der aus Speckstein geschnittenen Tröge spielen zahlreiche Flämmchen, deren stete Unterhaltung eine Hauptbeschäftigung der Frauen ausmacht. Über der Lampe schwebt an einem Gerüst von Stäben geklopfter Seehundsspeck, aus welchem ununterbrochen der durch die Wärme ausgetriebene Thran in die Lampe tropft und so den Abgang des verbrannten Öles ersetzt. Die Lampen werden mit einer Gründlichkeit

versorgt, daß in der Regel im Innern der Hütte 18 bis 20 Grad Wärme herrschen, während die Außentemperatur 20 bis 30 Grad unter Null betragen mag.

Dient die Hütte mehr als einer Familie zum Aufenthalt, so werden mitunter zwei bis drei dieser kuppelförmigen Behausungen zusammengeklebt und stehen durch Öffnungen oder schmale Kanäle miteinander in Verbindung. In ähnlicher Weise sind auch Vorratskammern dem Hause angefügt. Während der Sommermonate dienen leichttransportable Zelte als Wohnung.


Halbmondförmiges Messer.

Die Kleidung der in mancherlei Stämme zerfallenden Innuit des Festlandes und der benachbarten Inseln ist im allgemeinen derjenigen der Grönländer ähnlich, bei den Bewohnern von Cumberland zeigt die Jacke an ihrer Rückseite eine bis auf die Fersen reichende schurzartige Verlängerung. Die Zerteilung der für die Kleider ausgewählten Felle geschieht mittels eines halbmondförmigen Messers, dessen Schneide früher aus Schiefer oder einem anderen scharfen Steine bestand. Die einzelnen Stücke der Felle werden so ausgewählt und zusammengenäht, daß die verschiedenfarbige Zeichnung der Felle auf Brust und Rücken symmetrische Figuren bildet. Breite Streifen dunkleren Pelzes bilden den Besatz und erhält dadurch wie auch durch Lederfransen die Kleidung ein gefälliges Aussehen.


Ende eines Fischspeeres der Innuit.

Auch in anderen Dingen herrscht viel Übereinstimmung der Innuit des Festlandes mit ihren grönländischen Stammesgenossen. Der Kayak, das Jagdboot ist allgemein verbreitet, desgleichen das größere Umyak, auch sind die Waffen, Schlitten und sonstigen Gerätschaften mit geringfügigen Abweichungen fast überall dieselben. Interessant erscheinen Wurfspeere, die für den Fang der Wasservögel berechnet sind und außer der scharfen Spitze noch drei in der Mitte des Schaftes auslaufende mit Widerhaken versehene Spitzen besitzen, wodurch die Möglichkeit geboten ist, daß, im Falle die vordere Spitze an dem zu erlegenden Tiere vorbeigeglitten ist, das Tier mit Hals oder Flügel zwischen die letzteren Spitzen geklemmt wird. Um die Wurfkraft zu erhöhen, bedienen sich die Eskimos der Wurfstöcke, eigentümlicher Handhölzer von circa 45 Centimeter Länge, in deren hinteres Ende der Wurfspeer eingesetzt wird, wodurch die Hebelkraft des Armes eine bedeutende Verstärkung erleidet. Die auf Seite 154 des I. Bandes wiedergegebene Illustration veranschaulicht den Gebrauch dieser Wurfhölzer auf das deutlichste. Allgemein verbreitet ist auch der dreizackige Fischspeer, der mit schnellem Stoße größeren Fischen in den Rücken gespießt wird und dessen federnde Zangen den getroffenen Fisch umklammern und ihm das Entweichen unmöglich machen.

Im Verkehr mit den Eskimos erhielt Roß mancherlei interessante Mitteilungen über die Geographie der Boothia Halbinsel und fand die auf seinen Wunsch gefertigten

Kartenzeichnungen in so hohem Grade der Wirklichkeit entsprechend, daß er manche ihrer Angaben im ferneren Verlauf seiner Reise zu benützen vermochte. —

Endlich, am 17. September 1830 gelang es dem Schiffe, aus seiner elfmonatlichen Haft zu entkommen, aber bereits nach wenigen Tagen ward es aufs neue vom Eise eingeschlossen und mußte man wenige Kilometer von dem bisherigen Winterquartier entfernt ein neues aufschlagen. Eine tiefe Entmutigung bemächtigte sich der Mannschaft, die nun zum zweitenmal fast an derselben Stelle sich den Schrecken des endlosen arktischen Winters ausgesetzt sah. Um so viel Vorteil als möglich aus der fatalen Situation zu ziehen, ordnete Roß Schlittenreisen über Land an und wurden auf diese Weise manche wertvolle Entdeckungen ausgeführt. So erforschte eine von Clark Roß geleitete Expedition den sogenannten Boothia Isthmus, eine schmale Landenge der in ihrer Mitte tief eingeschnürten Boothia Halbinsel. Ferner besuchte er die Nordostküste der westlich von der Raestraße gelegenen großen Insel King Williams Land, den Schauplatz, wo eine Reihe von Jahren später so viele Mitglieder der Franklin-Expedition ihr Ende fanden.



James Clark Roß.

Die wichtigste und interessanteste Entdeckung, welche Clark Roß vollführte, war die Auffindung des nördlichen Magnetpols an der Südwestküste von Boothia Felix. Nach den Beobachtungen der früheren Polarfahrer hatte man berechnet, daß dieser mysteriöse Punkt, wo die Nadel von der perpendikulären Linie durchaus nicht abweicht, in der Nähe von 70° n. Br. und 98° 30′ w. L. gelegen sein müsse; als Clark Roß im Mai 1831 eine Schlittenreise zur Aufsuchung der Stelle unternahm, kam er am 1. Juli an den berechneten Platz.

„Das Land," so schreibt der Forscher, „ist an den Küsten sehr niedrig, erhebt sich aber eine Meile einwärts zu Hügeln von fünfzig bis sechzig Fuß. Wir hätten gewünscht, daß ein so wichtiger Platz, welchen die Natur als Mittelpunkt einer ihrer großen und verborgenen Mächte gewählt hat, durch irgend etwas Auffallendes bezeichnet gewesen wäre. Aber wir fanden nur einige verlassene Eskimohütten, in deren Nähe wir lagerten, um unsere Beobachtungen sofort zu beginnen. Der Platz unseres Observatoriums war dem nördlichen Magnetpol so nahe, als meine Beobachtungsmittel es nur immer zu bestimmen möglich machten. Die Abweichung der Magnetnadel zeigte 89° 59′, es fehlte also nur noch eine Minute zur lotrechten Richtung; es wurde ferner die Nähe des Pols, wenn nicht seine wirkliche Gegenwart auf dem Platze, wo wir standen, durch die gänzliche Unthätigkeit der horizontalen Nadeln, welche ich bei mir hatte, bewiesen. Diese waren auf die zarteste Weise verfertigt, aber auch nicht eine einzige zeigte die geringste Neigung, sich aus der Lage zu bewegen, in welcher sie sich befanden; eine Thatsache,



Überwinterung im nördlichen Polarmeere.
Nach einer Tafel in Backs „Narrative of an Expedition in H. M. S. Terror."

welche beweist, daß der Anziehungspunkt in einer sehr geringen, wenn ja in irgend einer horizontalen Entfernung liegt. Sobald ich über diesen Punkt im klaren war, teilte ich meinen Gefährten dies Resultat unserer vereinten Anstrengungen mit, worauf wir die britische Flagge auf dem Orte aufpflanzten und von dem nördlichen Magnetpol im Namen Großbritanniens Besitz nahmen. In den Bruchstücken von Kalkstein, welche den Strand bedeckten, hatten wir Baumaterial genug, um einen Steinhaufen von einiger Höhe zu errichten.

Wir legten darunter eine Blechbüchse, worin sich die Nachricht unserer Entdeckung befand. Wir bedauerten nur, daß wir nicht die Mittel besaßen, eine Pyramide von größerer Dauerhaftigkeit aufzurichten, aber wäre es auch die Pyramide des Cheops gewesen, sie hätte unter den Gefühlen dieses aufregenden Tages unseren Ehrgeiz kaum mehr befriedigen können."

Die Breite dieses Ortes betrug 70° 5′ 17″ und die westliche Länge 96° 46′ 45″.

Am 28. August 1831 gelang es der „Victory" zum zweitenmal, das winterliche Gefängnis zu verlassen, aber wenige Tage später wurde sie von den Eismassen wiederum in eine unter 70° 18′ gelegene Bucht gedrängt und mußte sich Roß zu einer dritten Überwinterung entschließen. Von Tag zu Tag trat die Thatsache immer klarer hervor, daß man zu Schiffe nicht würde zurückkehren können und faßte Roß den verzweifelten Entschluß, das Schiff zu verlassen und zu versuchen, die Mannschaft auf Schlitten und Booten nach Grönland zu retten.

Am 23. April 1832 begann die lange und gefahrvolle Reise. Die notwendigsten Vorräte und die Boote wurden auf Schlitten geladen und diese unter unsäglichen

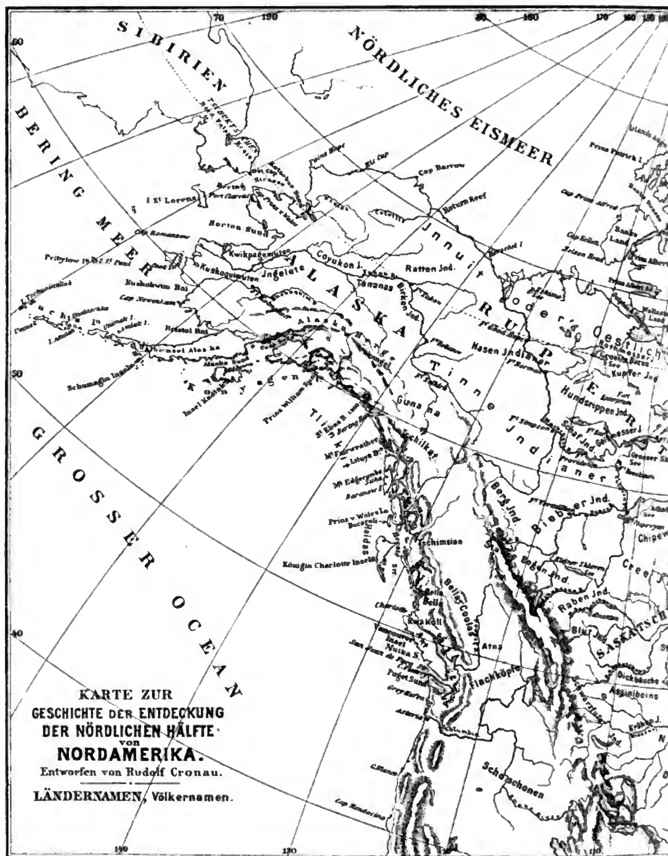
Anstrengungen über das Küsteneis gezogen. Mit der Erzählung der Mühseligkeiten, die zu überstehen waren, könnte man Bände füllen. Endlich am 30. Juni befand man sich an der Westküste der Somerset Insel und zwar an dem Punkte, wo Parrys „Fury“ zu Grunde gegangen und wo er die Vorräte dieses Schiffes geborgen hatte. Hier ließ Roß ein Haus aufführen, das der Mannschaft bis Ende des Monats Juli, dem Anbruch des arktischen Sommers, zur Unterkunft diente. Da es galt, mit den Booten die Baffins Bai zu erreichen, bevor die dort jagenden Walfischfänger heimsegelten, so gingen die Ärmsten am 1. August in See, mußten jedoch nach schweren Kämpfen mit wilden Stürmen, brandenden Wogen und ungeheuren Eismassen unverrichteter Dinge nach ihrem Zufluchtsorte zurückkehren und dort, von den Vorräten der „Fury“ zehrend, zum viertenmal überwintern.

Im Juli 1833 versuchten die Heimkehrenden aufs neue zu entkommen, diesmal mit besserem Glück, denn am 26. August trafen sie im Lancastersunde auf ein Schiff, das einst unter dem Befehle von John Roß gestanden hatte. Mit unbeschreiblichem Jubel wurden die Abenteurer aufgenommen, die England längst zu den Toten gezählt hatte.

Am 20. Oktober 1873 kamen die Totgeglaubten nach vierundeinhalbjähriger Abwesenheit in London wieder an, von wo acht Monate zuvor Kapitän George Back, derselbe, der an Franklins Landexpedition teilgenommen hatte, mit mehreren Begleitern aufgebrochen war, um nach den Spuren der Vermißten zu suchen. Die mitgegebenen Instruktionen stellten ihm die Aufgabe, vom großen Sklavensee aus in nordöstlicher Richtung dem bisher noch unbekannten Laufe des Thlew-en-hoh-desseth oder großen Fischflusses zu folgen und von der Mündung desselben in jene Regionen vorzudringen, in denen man John Roß mit seinen Leuten vermutete.

Am 8. August traf Back in Fort Resolution am großen Sklavensee ein und begann am 19. mit der Erforschung des in den Nordzipfel des großen Sklavensees einfallenden Hoar Frost River, der mit seinen zahllosen Kaskaden und Stromschnellen den Reisenden ganz ungeheure Schwierigkeiten darbot. Der Fluß durchströmte eine wilde, großartige Landschaft. Hohe Felsen ragten gleich kolossalen Türmen über die Wasserfälle empor und zeigten sich bald mit verschiedenfarbigem Moos überzogen, bald von überhängenden Bäumen beschattet. Bald sah man einen ruhigen Teich vor sich, bald ganze Wolken Wasserdampfes, die von einem rauschenden Wasserfall emporstiegen.

Nachdem Back noch den inselreichen Aylmer See und die Quelle des großen Fischflusses entdeckt hatte, kehrte er nach einer am oberen Ende des großen Sklavensees errichteten Hütte zurück, um dort zu überwintern. Der Winter war geradezu entsetzlich und sank das Thermometer im Januar und Februar 1834 mehrmals auf fast 57° C. unter den Gefrierpunkt. Alles trockene Holz bekam Risse, die Haut der Menschen platzte auf und erhielt schmerzhafte Öffnungen, so daß die Kranken sich beständig mit Fett einreiben mußten. Die furchtbare Kälte hatte alle lebenden Wesen weit fortgescheucht, nur einmal kreiste ein Rabe mit heiserem Gekrächz um die Hütte, dann unterbrach nichts als der heulende Wind die schreckliche Stille der öden Wüstenei.



SIBIRIEN
NÖRDLICHES EISMEER
BERING MEER
GROSSER OCEAN
ALASKA
Cap Barrow
Cap Romanzow
Kwikpagemuten
Kuskoquimuten
Ingeleté
Coyukon I.
Ratten Jnd.
Tananas
Kuskokwim Bai
Bristol Bai
Norton Sund
Hasen Indianer
Hundsrippen Jnd.
Tinne Indianer
Gunana
Chilkat
Tschimsian
Königin Charlotte Inseln
Bella Coola
Bella
Kwakoll
Atna
Flachköpfe
Schoschonen
Raben Jnd.
Biber Jnd.
Berg Jnd.
Bogen Jnd.
Blut Jnd.
Kupfer Jnd.
Assiniboins
Dickbäuche
Chipew
Cree
Schumagin Inseln
Prins William Sd.
KARTE ZUR
GESCHICHTE DER ENTDECKUNG
DER NÖRDLICHEN HÄLFTE
von
NORDAMERIKA.
Entworfen von Rudolf Cronau.
LÄNDERNAMEN, Völkernamen.



Graphisches Jnstitut Julius Klinkhardt, Leipzig.

Endlich gegen Ende April trat mildere Witterung ein, zugleich erhielt Back am 25. April durch einen Boten die Kunde von der wunderbaren Rettung des Kapitäns John Roß.

Diese Nachricht machte den eigentlichen Zweck der Expedition hinfällig, doch beschloß Back, die begonnenen Forschungen fortzusetzen und den großen Fischfluß bis zu seiner Mündung zu verfolgen, ließ auf Walzen sein Boot bis zu der im Vorjahre gesehenen Einschiffungsstelle bringen, begann am 7. Juli 1843 die Thalfahrt und führte die Erforschung des mehrere Seen miteinander verbindenden Stromes, der manchmal eine Breite bis zu 2000 Schritt annahm, glücklich aus.*)

Back entdeckte, daß der Fluß unter 67° n. Br. ins Meer falle und zwar in eine südlich von dem durch Clark Roß entdeckten King Williams Land gelegene Bai. Am 29. Juli erreichte Back jenseits eines majestätischen Vorgebirges, welches den Namen Kap Viktoria erhielt, das Eismeer, in welches einzudringen aber bei dem schlechten Zustande des Bootes nicht möglich war. Nach einer Abwesenheit von $3^1/_2$ Monaten langten die Reisenden wieder in Fort Reliance an, setzten die Erforschung der Umgegend fort und kehrten erst im Herbste des Jahres 1835 nach England zurück.

Bereits am 14. Juni des folgenden Jahres stellte sich Back an die Spitze einer neuen Expedition, um von der südlich von der Melville Halbinsel gelegenen Repulse Bai westlich vorzudringen und den weiteren Verlauf der Nordküste festzustellen. Sein Schiff „Terror“ blieb aber kurz vor der Repulse Bai im Eise stecken und mußte Back nach einem elend verbrachten Winter im Jahre 1837 unverrichteter Dinge nach England zurückkehren. —

Die noch vorhandenen Lücken an der Nordküste zu schließen, blieb den beiden im Dienste der Hudsons Bai Compagnie stehenden Beamten Peter Warren Dease und Thomas Simpson vorbehalten, welche im Juli 1837 zunächst den von Franklin unerforscht gelassenen Küstenstrich zwischen Return Reef und Point Barrow bereisten und in den beiden folgenden Jahren die Aufnahme der Nordküste nach der anderen Seite hin vollendeten. Diese letztere in den beiden Booten „Castor“ und „Pollux“ unternommene Reise gehört zu den kühnsten und großartigsten Bootfahrten, die je im arktischen Meere ausgeführt sind und legten die Reisenden im ganzen über 2400 Kilometer zurück. Von Fort Confidence am großen Bärensee schifften die kühnen Männer den Deasefluß hinauf, den unteren Kupferminenfluß hinab und fuhren längs der Küste bis zum Kap Turnagain, von wo aus Simpson zu Fuß bis zum Kap Alexander vordrang, von dessen Spitze er im Osten ein eisfreies Meer, im Norden aber jenseits der sogenannten Deasestraße ein unermeßlich weites Land vor sich sah, dem er den Namen Viktoria Land verlieh.

Nachdem die Entdecker in Fort Confidence am großen Bärensee überwintert hatten, kehrten sie frühzeitig im Jahre 1839 nach dem Punkte zurück, wo sie im vergangenen Herbste ihre Thätigkeit hatten einstellen müssen. Bereits am 20. Juli lag Kap Turnagain

*) George Back, Narrative of the Arctic Land Expedition to the Mouth of the Great Fish River.

hinter ihnen und kamen die Forscher am 10. August in die schmale, zwischen dem Festlande und King Williams Land gelegene Meerenge, welche zu Ehren Simpsons dessen Namen erhielt. Von hier drangen sie bis zu einem am Fuße der Boothia Halbinsel mündenden Flüßchen, das die Forscher nach ihren Booten Castor- und Pollux River tauften.

Auf dem Rückwege nahmen die kühnen Reisenden die Südküsten von King Williams- und Viktoria Land auf und trafen am 24. September wieder in Fort Confidence ein.

Mit diesen Reisen konnte, obwohl noch eine Lücke von circa 60 engl. Meilen zwischen der Boothia- und Melville Halbinsel unbekannt war, die Aufnahme der Nordküste des amerikanischen Kontinents als abgeschlossen betrachtet werden. Sie hatten gleichzeitig zu der Erkenntnis geführt, daß dieser Kontinent sich gen Norden in eine Anzahl von großen Inseln auflöse, zwischen denen die nordwestliche Durchfahrt gesucht werden müsse.

Daß diese Durchfahrt aber, wenn auch wirklich vorhanden, niemals für die Schiffahrt verwendbar sein werde, ergaben die beispiellosen Schwierigkeiten, mit denen Roß und Parry auf Schritt und Tritt kämpfen mußten, bevor sie den Lorbeer der Entdecker ihr eigen nennen durften. Mit der Aussicht auf den praktischen Nutzen schwand aber auch das Interesse an der Frage der Nordwestpassage und nahm die Admiralität Anstand, fernere auf dieses Ziel gerichtete Unternehmungen hervorzurufen oder auch nur zu begünstigen.

Dieser Stillstand in den arktischen Unternehmungen wurde erst wieder durch den hochbetagten Admiralitätssekretär John Barrow gebrochen, der, von der fixen Idee befangen, vor seinem Ende noch die Auffindung der Nordwestpassage erleben zu müssen, den Präsidenten der Admiralität, den Marquis Northampton zu gewinnen wußte, so daß die Gesellschaft endlich die Aussendung einer letzten Expedition beschloß, deren Aufgabe es sein solle, durch den Lancastersund und die Barrowstraße an der Insel Melville vorüber bis zur Beringsstraße zu kommen.

Mit der Führung dieser Expedition betraute die Admiralität John Franklin, der seit 1835 als Gouverneur auf Vandiemensland fungierte, mit Freuden aber das ehrenvolle Angebot ergriff, welches ihn seinem unlieb gewordenen Posten entrückte. Obgleich Franklin fast sechzig Jahre alt war, so erschien er vor allen andern geeignet, dem englischen Volke den Ruhm der so lange erstrebten Entdeckung zu gewinnen. Sein Name galt als eine Nationalgarantie für die Expedition und übte eine fast zauberhafte Wirkung, indem sich, sobald Franklin für das Unternehmen gewonnen war, die Elite der britischen Marine danach drängte, an der Entdeckerfahrt teilzunehmen. Unter den Auserwählten befanden sich Männer, die sich auf vielen Fahrten ausgezeichnet oder bereits mit Parry, Roß, Back und Beechey die arktischen Gewässer besucht hatten.

Die Ausrüstung der Expedition geschah mit ganz besonderer Sorgfalt und wählte die Admiralität für die Fahrt zwei Schiffe, die eben unter James Clark Roß von einer sehr erfolgreichen Reise in das südliche Polarmeer heimkehrten und sich glänzend bewährt hatten. Diese Schiffe hießen „Erebus“ und „Terror“ und erkor Franklin das



erstere als Admiralschiff mit Kapitän James Fitzjames als Commodore, während das zweite unter dem Befehl des Kapitäns Franzis Richard Crozier stand.

Die ganze Expedition bestand aus 137 Personen und „wohl niemals," so schrieb ein Teilnehmer derselben, „hat man eine ähnliche Mannschaft von so beherzten Leuten und so trefflich gewählten Offizieren beisammen gesehen."

Voll freudiger Hoffnung verließen dieselben am 19. Mai 1845 die Themse, um ihrer dunklen Bestimmung entgegen zu gehen. Am 22. Juli wurden die beiden Schiffe in der Melville Bai bei Grönland von dem Walfischfahrer Martin angesprochen, vier Tage später, am 26. Juli abends, sah der Walfischfänger Dannet die Schiffe am Eingange des Lancastersundes. Dies waren die letzten direkten Nachrichten, welche man von der Expedition erhielt. —

Das Jahr 1846 verstrich, ohne daß Befürchtungen bezüglich des Verbleibs der auf drei Jahre mit Proviant versehenen Schiffe laut wurden; als indessen auch die Jahre 1847 und 1848 verstrichen und keine Kunde von Franklin brachten, erwachten allmählich düstere Ahnungen und Besorgnisse und diese steigerten sich, als weder einer der zahlreichen Walfischfahrer, die in der Baffins Bai, in der Davisstraße, im Lancastersunde und in der Hudsons Bai jagten, eine Spur von den Vermißten entdeckte, noch auch eine in den Jahren 1846 und 1847 von der Hudsons Bai Compagnie unter dem Befehl von Dr. John Rae ausgesendete Expedition zur Erforschung des noch unbekannten Küstenteils zwischen den beiden Halbinseln Melville und Boothia etwas über ein Zusammentreffen mit der Franklin-Expedition melden konnte.

Das Verlangen, Nachforschungen nach den Vermißten anzustellen und Maßregeln zu ihrer Rettung zu ergreifen, machte sich nun allgemein geltend und begann eine Reihe von großartigen, die Auffindung der Franklin-Expedition bezweckenden Unternehmungen, die in der Geschichte der arktischen Fahrten einen in sich abgeschlossenen Kreis bilden und in ihrer Gesamtheit, wie Karl Brandes*) treffend hervorhebt, „als ein unvergeßliches Ehrendenkmal der britischen Vaterlandsliebe, Humanität, Thatkraft und Umsicht bis in die fernste Zukunft leuchten werden und deren Geschichte als ein glänzendes und belebendes Beispiel mutvoller Aufopferung zu allen Zeiten das lebendigste Interesse und selbst Bewunderung erwecken muß. Noch höher steigert und belebt sich unsere Teilnahme, indem wir den Blick auf die Ausführung richten: wie da nirgends kleinliches Zagen und Zweifeln aufkommt, sondern überall das Bewußtsein der Pflicht herrlich und siegreich zur That wird; wie alle engherzigen Bedenklichkeiten unter dem edlen Wetteifer der verschiedenen Stände und Klassen verschwinden; wie von allen Seiten Seefahrer jeden Ranges ihre Dienste anbieten und die erforderlichen Mittel freigebig dargereicht werden."

Es würde den uns zugemessenen Raum weitaus überschreiten, wollten wir versuchen, den Verlauf aller dieser großartigen Expeditionen eingehend zu schildern und müssen wir uns darauf beschränken, kurz anzuführen, daß die im Jahre 1848 ins Leben gerufene Expedition von James Clark Roß, der mit den beiden Schiffen „Enterprise" und „Investigator" von Osten her Franklin zu erreichen suchte, ebenso resultatlos blieb, wie die Nachforschungen der Kapitäne Moore und Kellett, die mit den beiden Schiffen „Plover" und „Herald" die Polarsee im Norden der Beringsstraße durchkreuzten. Nicht erfolgreicher verlief eine von Franklins langjährigem Freunde Dr. John Richardson und Dr. Rae geführte Landexpedition, welche die Nordküste Amerikas zwischen dem Mackenzie- und dem Kupferminenfluß absuchte. —

Der Fehlschlag aller dieser ernsten Bemühungen vergrößerte nur die Besorgnisse betreffs der Vermißten, über deren Schicksal der trübe Schleier eines undurchdringlichen Geheimnisses lag. Von allen Messingcylindern, die Franklin jenseits des 65° n. Br. mit Nachrichten versehen über Bord werfen sollte, war kein einziger gefunden; an keiner

*) Sir John Franklin und die Unternehmungen für seine Rettung. Berlin 1854.

Küste, auf keiner Insel hat man eine Flaggenstange oder sonst ein Zeichen entdeckt, welches auf die Verschollenen zurückwies. Niemals war die Ohnmacht der menschlichen Kräfte und die Unzulänglichkeit der weisesten Ratschläge vor dem furchtbaren Walten der Elemente in jenen unerforschten Regionen des Polarmeeres augenscheinlicher geworden.

Wie sehr auch alle Hoffnungen bis jetzt getäuscht waren, so entschloß man sich aber dennoch ohne Aufschub zur Entsendung neuer Expeditionen und setzte die Admiralität, um den Wetteifer noch mehr anzufachen, den in früheren Zeiten ausschließlich britischen Seefahrern für die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt zugesicherten Preis von 20 000 £ jetzt auch denjenigen Angehörigen aller Länder und Völker aus, welchen es gelänge, die Mitglieder der Franklin-Expedition zu retten.

Dies hatte zur Folge, daß im Jahre 1850 nicht weniger als zwölf Schiffe von Osten her in das Inselgewirr der amerikanischen Polarregion einzudringen suchten. Der Walfischjäger William Penny führte die „Lady Franklin" und „Sophia" nach dem Eismeer, Horatio Thomas Austin die „Resolute", Erasmus Ommanney die „Assistance", Sherard Osborn den „Pioneer", Lieutenant Cator den „Intrepid", Saunders den „North Star", Codrington Forsyth und Parker Snow die Yacht „Prince Albert", und der vierundsiebzigjährige unermüdliche Veteran der Polarforschung, John Roß den Schoner „Felix" und die Yacht „Mary". Zu diesen gesellte sich eine von den Amerikanern ausgeschickte Expedition unter dem Befehl von E. J. de Haven und S. P. Griffin, welche die Schiffe „Advance" und „Rescue" befehligten.

Außer diesen genannten Einzelexpeditionen gingen die Schiffe „Enterprise" und „Investigator" unter dem Kommando von Richard Collinson und Robert John le Mesurier M'Clure um Kap Hoorn und durch die Beringsstraße, um von Westen her die nördlich von Alaska gelegenen Teile des Eismeers zu durchsuchen.

Schließlich haben wir noch einer von dem Lieutenant Pullen geführten Expedition zu gedenken, die den Auftrag erhielt, von der Mündung des Mackenzie aus mit Booten nach dem von Parry im Jahre 1820 gesehenen Banks Lande vorzudringen.

Überblicken wir die Resultate dieser zahlreichen Expeditionen, so können wir in Kürze berichten, daß die ersten Spuren der Vermißten, einige verlassene Lagerstätten, am 23. August 1850 durch Ommanney am Kap Riley gefunden wurden, weitere Spuren entdeckte Penny am Ostrande des von der Barrowstraße gen Norden abbiegenden Wellington Kanals, endlich am 27. August fand ein Teil des Pennyschen Geschwaders auf dem östlichen Abhange der am Eingange des Wellington Kanals gelegenen Beechey Insel einen Platz, wo zahlreiche Anzeichen darthaten, daß hierselbst eine große Expedition längere Zeit gelagert habe. Noch sah man zwischen den in allen Richtungen sich kreuzenden Schlittenspuren und Fußwegen die Stelle, wo Holzarbeiter und Schmiede thätig gewesen waren. Ein kleines mit Moos eingefaßtes Gärtchen von sieben Fuß Länge enthielt noch einige antiskorbutische Kräuter, auch erkannte man aufs deutlichste die Stellen, wo Magazine und Zelte gestanden hatten. Die erschütterndsten Denkmale des Aufenthalts

der Franklin-Expedition bildeten aber drei Gräber, die, von rauhen Händen aber mit bewegten Herzen bereitet, sich unfern des Gestades nebeneinander erhoben und in ihrer Einfachheit an die Grabmale der alten englischen Dorfkirchhöfe erinnerten.



Die drei Matrosengräber auf der Beechey Insel.

Die Inschriften der am Kopfe der Gräber angebrachten Holztafeln lauteten folgendermaßen:

Sacred TO THE MEMORY OF W. BRAINE, R. M. H. M. S. EREBUS, Died April 3, 1846, Aged 32 years. „Choose ye this day whom ye will serve.“ — Joshua, c. 24. Part of 15. V.	Sacred TO THE MEMORY OF JOHN HARTNELL A. B. H. M. S. EREBUS, Died Jan. 4th, 1846, Aged 25 years. Haggai, c.	Sacred TO THE MEMORY OF JOHN TORRINGTON, WHO DEPARTED THIS LIFE JANUARY 1st A. D. 1846, ON BOARD OF H. M. S. TERROR, AGED 20 YEARS.

Aus den Daten dieser Grabschriften ergab sich, daß die Franklin-Expedition den Winter 1845 bis 1846 an der Beechey Insel verbrachte, aber nirgendwo fanden sich die geringsten Anzeichen, aus denen hervorgegangen wäre, in welcher Richtung die Expedition weitergezogen sei.

Der hereinbrechende Winter machte den Nachforschungen für das Jahr 1850 ein Ende und bezog eine Anzahl der Schiffe an der Südküste von Cornwallis-Land die Winterquartiere, während die beiden amerikanischen Fahrzeuge die Heimreise antraten, wohin auch Forsyth bereits abgesegelt war.

Während des Winters ließen es die Rettungsexpeditionen nicht an Versuchen fehlen, den etwa noch Überlebenden der Schiffe „Erebus" und „Terror" Nachricht von der Anwesenheit der Hilfsexpeditionen zu geben, man ließ Ballons emporsteigen, um durch sie bedruckte Papierstreifen in weiter Ferne auszustreuen, auch fingen die Matrosen eine Menge der sehr weit wandernden Eisfüchse, welche erst dann die Freiheit wieder erhielten, nachdem sie mit zinnernen Halsbändern versehen waren, die im Innern gedruckte Mitteilungen enthielten. Im Frühjahr 1851 begannen verschiedene Schlittenexpeditionen, welche zwar die Kenntnis der Umgebung wesentlich bereicherten, über die Vermißten aber keine Kunde brachten.

Die wichtigsten dieser Schlittenpartien sind die des Kapitän Ommanney, der mit zweiundfünfzig Mann das südwestlich gelegene Prince of Wales Land erforschte und die ganze Nord- und Nordwestküste dieses Landes aufnahm, während sein Lieutenant Browne den Verlauf der Ostküste feststellte und den Peel Sund untersuchte. Ommanneys Entdeckungen betrugen der Länge der aufgenommenen Küsten nach über 950 Kilometer und ist eine tiefe Bai an der Nordwestküste von Prince of Wales Land mit seinem Namen belegt worden.

Zur selben Zeit kam Lieutenant Aldrich mit zwei Schlitten und sechzehn Mann zur Byam Martin Insel und dem noch unbekannten gleichnamigen Kanal, während der Lieutenant Mac Clintock in Gemeinschaft mit Lieutenant Bradford und sechsunddreißig Mann sogar über 1400 Kilometer weit bis zum Kap Dundas auf der Insel Melville vordrang und, während sein Begleiter die Nordseite inspizierte, die Südküste durchsuchte, ohne aber andere Spuren daselbst vorzufinden als solche, die sich mit Sicherheit auf Parrys Besuch im Jahre 1820 zurückführen ließen. Ähnliche Schlittenreisen vollführte Penny am Wellington Kanal, den er bis zur Breite von $76^1/_2{}^\circ$ verfolgte, von wo er im Norden eine bisher noch nie gesehene offene Wasserstraße erblickte, die heute den Namen Pennystraße trägt. Hierher kamen kurz zuvor auch die von de Haven geführten amerikanischen Schiffe, die, bereits auf der Heimfahrt begriffen, unterwegs eingefroren und mit den Schollen den Wellington Kanal hinauf getrieben waren. Am 22. September hatte de Haven im nördlichen Verlaufe des Kanals ein großes, ödes Land entdeckt, das er zu Ehren des New Yorker Kaufherrn Grinnell, der die Schiffe und die Ausrüstung der Expedition hergegeben hatte, Grinnell Land nannte. Ende November setzten sich die Eismassen in umgekehrter Richtung in Bewegung und trieben die Schiffe nach der Barrowstraße zurück und durch den Lancastersund in die Baffins Bai, wo der Sommer des Jahres 1851 sie aus den eisigen Fesseln befreite.*)

*) Diese sogenannte „Grinnell-Expedition" gehört, obwohl sie nur geringe Resultate erzielte, zu den schrecklichsten und gefahrvollsten, die je in den arktischen Regionen ausgeführt sind. An ihr nahm der später berühmte Polarforscher Elisa Kent Kane teil.

Der Sommer des Jahres 1851 verstrich, ohne daß es gelungen wäre, weitere Spuren der Franklin-Expedition zu finden, und kehrten sämtliche Schiffe, die von Osten her Franklin zu erreichen gesucht hatten, nach England zurück, da man die Matrosen nicht den Gefahren einer nochmaligen Überwinterung aussetzen mochte. —

Wenden wir uns nun den übrigen im Jahre 1850 ausgeschickten Expeditionen zu, so können wir kurz berichten, daß der Versuch des Lieutenant Pullen, von der Mündung des Mackenzie aus Banks Land zu erreichen, gänzlich scheiterte, da ungeheure Eismassen, welche die Nordküste des amerikanischen Kontinents umlagerten, jedes Vordringen unmöglich machten.



Robert Le Mesurier M'Clure.

Es stand demnach zu Schluß des Sommers 1851 nur noch der Bericht jener Expedition aus, welche unter dem Befehl der Kapitäne Collinson und M'Clure den weiten Weg um das Kap Hoorn und durch die Beringsstraße genommen hatte.

Der von letzterem geführte „Investigator" überholte im Großen Ozean die von Collinson kommandierte „Enterprise", indem sie von Honolulu aus, anstatt die damals übliche Segelroute via Kamtschatka nach der Beringsstraße einzuschlagen, sofort in schnurgerader Richtung gen Norden steuerte, zwischen den Aleuten hindurchfuhr und in das nördliche Eismeer drang.

Am 5. August 1850 umschiffte der „Investigator" die Nordspitze von Alaska, Point Barrow, und kam in dem eisfreien Küstenwasser über das Delta des Mackenzie hinaus bis zu dem südlich von Banks Land gelegenen Kap Parry. Von diesem Punkte aus erblickte M'Clure in nordöstlicher Richtung eine hohe Küste, von welcher er am 7. September im Namen Englands Besitz ergriff. Es war die Südspitze des von Parry gesehenen Banks Landes; M'Clure aber, in dem Glauben, ein völlig unbekanntes Land vor sich zu haben, nannte die Insel zu Ehren des Sir Francis Baring, damaliger Präsident der Admiralität, Baring Island.

Wider Erwarten zeigte sich an den über 300 Meter hohen Klippen ein verhältnismäßig reiches Tierleben. Außer zahlreichen Spuren von Hasen und Renntieren

gewahrte man zahllose wilde Gänse und Enten, die sich anschickten, in langen Zügen dem milderen Süden zuzueilen. Als M'Clure von dem südlichsten Punkte, Nelson Head, die Küste in nordöstlicher Richtung verfolgte, entdeckte er am 9. September einen an dreißig englische Meilen breiten Kanal, welcher Baringsland von einer Küste schied, deren schneebedeckte Gebirge sich weit gen Osten zogen, wo sie in blauer Ferne in leichtem Nebel verschwammen. M'Clure taufte diese völlig unbekannten Gestade Prinz Albert Land und drang voller Erwartung in die vor ihm liegende Fahrstraße ein, der er den Namen Prinz von Wales Straße verlieh. „Ich vermag," so schrieb M'Clure in diesen Stunden in sein Tagebuch, „meine Erregung kaum zu beschreiben. Sollte es möglich sein, daß dieser Kanal, welchen ich jetzt befahre, mit der Barrowstraße zusammenhängt, sollte er die so lange gesuchte Nordwestpassage sein? Wäre es denkbar, daß es einem so unbedeutenden Geschöpfe wie mir beschieden sei, zu vollenden, was die Weisesten und Begabtesten unserer Nation seit Jahrhunderten vergebens erstrebten?" —

Fragen solcher Art bestürmten den Entdecker, der sich aber noch mehrere Wochen bescheiden mußte, bevor diese Fragen Beantwortung erhielten. Mehr und mehr sammelten sich Eismassen in der Fahrstraße an, das Thermometer fiel auf $-7,5^{\circ}$ C. und am 17. September war das Schiff in $73^{\circ} 10'$ n. Br. und $117^{\circ} 10'$ w. L. von gewaltigen Massen Packeises umschlossen, nur noch 30 englische Meilen von jener Kette von Gewässern entfernt, die unter den Namen Banksstraße, Parry- oder Melvillesund, Barrowstraße und Lancastersund die eigentliche Nordwestpassage bilden.

Die Möglichkeit, in diesem Winter mit dem Schiffe noch weiter vorzudringen, war dahin und stand M'Clure vor der Frage, ob es ratsamer sei, den Rückzug anzutreten oder aber, was bisher noch niemals versucht worden, mitten im Packeise zu überwintern. Letzteres war ein überaus gewagter Entschluß, hatten doch alle mit der arktischen Natur vertrauten Autoritäten behauptet, ein derartiger Versuch komme sichrer Vernichtung gleich. Um die einmal gewonnene Position nicht zu verlieren, entschloß sich M'Clure zu dem unerhörten Wagstück und ließ sein Schiff inmitten des Packeises festfrieren.

Am 28. September gerieten die Massen nochmals in Bewegung und trieben der Barrowstraße zu, kamen aber am 30. September wieder zum Stillstand. Gar manchmal lief während dieser Periode das Schiff Gefahr, von dem furchtbaren Druck der Eismassen zermalmt zu werden, und mehr als einmal mußten die kühnen Seeleute alles bereit halten, um im äußersten Notfall das Leben zu retten. Endlich am 10. Oktober war die Gefahr vorüber und blieben die ineinander geschobenen Eisberge ruhig.

M'Clure traf jetzt alle Vorbereitungen zu einer Schlittenexkursion, um den Ausgang der Prinz von Wales Straße zu erreichen, brach, von sechs Matrosen begleitet, am 21. Oktober auf und kam nach furchtbaren Mühseligkeiten am Abend des 25. Oktober am Fuße eines weit gen Nordosten ragenden Vorgebirges an.

Der Morgen des 26. Oktober 1850 war wunderbar schön und der Himmel wolkenlos, als M'Clure mit hochklopfendem Herzen das 200 Meter hohe Vorgebirge erkletterte. Eben stieg fern im Osten die Sonne empor und allmählich fiel der Schleier von dem gewaltigen Panorama, welches zu Füßen des Entdeckers lag. Der erste Blick ließ

erkennen, daß die Küste von Banks- oder Baring Land sich noch zwölf Meilen weit gen Nordosten fortsetzte, dann aber sich scharf gen Nordwesten wendete und jene Küste bildete, die Parry dreißig Jahre zuvor von der Insel Melville aus erblickt hatte. Südöstlich von dem Standpunkte M'Clures und von demselben durch die von Eismassen verschlossene Prinz von Wales Straße getrennt lagen die Gestade des Prinz Albert Landes, gen Noden, Nordosten und Osten dehnten sich aber die zu blauschillerndem Eise erstarrten Gewässer des Melville Sundes.

Keine dazwischen gelegene Insel, kein Fleckchen Landes hinderte den Blick, bis in unermeßliche Ferne zu schweifen, wo die Insel Melville gelegen sein mußte und so durfte M'Clure in freudigster Bewegung aufjubeln, daß durch ihn die Nordwestpassage entdeckt sei, durch ihn das mit einer fast schwärmerischen Sehnsucht umworbene Ziel vieler Völker und Jahrhunderte seine Erfüllung gefunden habe.



Ein Blick auf die Nordwestpassage.
Gesehen von Banks Land in der Richtung nach der Insel Melville.
Nach einer Zeichnung des Lieutenant S. Cresswell.

Mochte der grimme Sturm auch blasen, so schieden M'Clure und seine Begleiter nicht eher, als bis sie auf dem Gipfel des Mount Observation (so nannten sie ihren in der Nähe des Kap Russel gelegenen Beobachtungsposten) einen mächtigen Steinhaufen aufgeschichtet und unter demselben einen kurzen Bericht ihrer Entdeckung niedergelegt hatten.*)

Unbekümmert um die Eismassen, die ihr Schiff gefangen hielten, verbrachten die glücklichen Forscher den Winter, benutzten den Frühling des Jahres 1851 zu Schlittenexkursionen, um nach Spuren der Franklin-Expedition zu forschen, doch blieben alle Bemühungen vergebens. Von den Führern dieser Abteilungen bereiste Lieutenant

*) In unserer Darstellung folgen wir dem nach M'Clures Tagebüchern und Journalen bearbeiteten Werke des Kommander Sherard Osborn, „The Discovery of the North West Passage." London 1856.

Samuel Creßwell die Nordküste von Banks Land und stellte den Inselcharakter desselben fest, Lieutenant Wm. H. Haswell besuchte Prinz Albert Land und entdeckte hier den tief einschneidenden Prinz Albert Sund, in dessen Nähe er Eskimos traf, die zum erstenmal Europäer sahen und von der Franklin-Expedition nicht das geringste wußten. Eine dritte Abteilung unter der Führung des Maten Robert Wynniatt kam ebenso erfolglos von einem gen Nordosten gerichteten Streifzuge zurück.

Mittlerweile brach der Sommer herein und brachte einen Teil der Eisbänke, die das Schiff einschlossen, zum Schmelzen. Langsam bewegten sich die Massen mit dem Schiff weiter gen Nordosten, dem Melville Sunde zu, bis nur noch eine Entfernung von 25 englischen Meilen den „Investigator“ von den Wassern des Melville Sundes trennte. Aber schon begann sich neues Eis zu bilden und damit schwand jede Möglichkeit, daß die ungeheuren Eismassen, welche den Ausgang der Prinz von Wales Straße gleich einer viele Meilen dicken Mauer verschlossen, jemals durchbrochen werden könnten.

Kaum hatte M'Clure diese Thatsache erkannt, als er schnell entschlossen den Bug des Schiffes wenden ließ, um zu sehen, ob ihn das Glück mehr begünstige, wenn er Banks Land umkreise und auf dessen Nordseite gegen den Melville Sund vordringe. Die Fahrt dorthin war überaus gefährlich. Längs der Küste öffnete sich nur ein schmaler Kanal, der, anfänglich 10 Kilometer breit, sich allmählich bis auf 275 Meter verengte. Steil fiel die Küste ins Meer hinab, umschäumt von den hochaufspritzenden Wogen der Uferbrandung, die jede Annäherung an die Küste unmöglich machte. So schwebte das Schiff beständig in Gefahr, von den Eisbergen erdrückt oder an die Klippen geschleudert zu werden, wo jede Rettung unmöglich gewesen wäre. Wider Erwarten gelang die grausige Fahrt, doch geriet das Fahrzeug am Eingang der Banks Straße, welche Banks Land von der Insel Melville scheidet, zwischen so mächtige Eisberge, daß das Schicksal des „Investigator“ entschieden schien. Von allen Seiten bedrängt und gepreßt, krachte das Schiff in allen Fugen, und so drohend hingen die turmhohen Zacken der schwimmenden Eispaläste über dem Schiff, daß mehr wie einmal die Besatzung ihr letztes Stündlein gekommen wähnte. In der Mitte der Straße schlossen die Eisgebirge sich fest zusammen und bildeten hier jene viele Meilen starke Wand, die dreißig Jahre zuvor dem kühnen Parry ein „Bis hierher und nicht weiter!“ geboten hatte, als er von Osten her ins offene Meer zu gelangen suchte.

Zum Glück ward das Schiff am 23. September in eine wohlgeschützte tiefe Bai an der Nordküste von Banks Land gedrängt, in welcher die schiebenden Eismassen still standen. Zum Dank für die wunderbare Rettung aus höchster Gefahr taufte M'Clure diesen Zufluchtsort Bai of Mercy. Der „Investigator“ sollte diese Bai niemals wieder verlassen. —

Der Winter des Jahres 1852 verstrich und vollführte M'Clure mit sechs Mann im April eine Schlittenreise über das unbeschreiblich zerklüftete Packeis nach der Insel Melville, wo er am 28. April Parrys Winterhafen erreichte, dort aber anstatt eines Schiffes vom Geschwader der Franklinsucher nur die Nachrichten vorfand, welche Lieutenant Mac Clintock am Fuße des von Parry mit einer Denkschrift versehenen Sandstein-

blocks am 6. Juni 1851 niedergelegt hatte. An derselben Stelle deponierte M'Clure Nachrichten über den Verlauf seiner Expedition und die gegenwärtige Lage des „Investigators“ und kehrte dann enttäuscht nach seinem Schiffe zurück, wo inzwischen der Skorbut so heftig ausgebrochen war, daß sechzehn Personen an dieser schrecklichen Krankheit danieder lagen. Glücklicherweise stellten sich mit Einbruch der milden Witterung zahlreiche Jagdtiere ein und erlegten die ausgeschickten Jäger so viele Hirsche und Hasen, daß dreimal wöchentlich die Mannschaft mit frischem Fleisch gespeist werden konnte.

Der Sommer des Jahres 1852 brach an, doch hofften die Eingeschlossenen vergebens, daß das Eis sie frei geben werde. Wohl zeigten sich in der zweiten Hälfte des Monats August einige offene Wasserstellen, aber dieselben waren nicht groß genug, als daß der „Investigator“ seinen Ausweg durch die Eiswüste hätte erzwingen können, die sich, so weit als nur das Auge reichte, erstreckte. Bereits am 24. August waren die offenen Stellen wieder zugefroren. M'Clure erkannte, daß ein Entkommen unmöglich sei und begann sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, im nächsten Frühling das Schiff zu verlassen und den Versuch zu wagen, seine Mannschaft in zwei Abteilungen über Land und Eis nach Süden und Osten zu retten. Alle Vorbereitungen für den verzweifelten Entschluß wurden während des Winters von 1852 bis 1853 getroffen, und schon standen im Monat April 1853 die Schlitten zur Abfahrt bereit, als am 6. April die Ankunft eines seltsamen Fremdlings die ganze Expedition in die höchste Erregung versetzte. „Ich ging,“ so schrieb M'Clure in sein Tagebuch, „mit dem ersten Lieutenant neben dem Schiffe spazieren, um zu erwägen, in welcher Weise wir einem gestern gestorbenen Manne in dem hart gefrorenen Boden ein Grab bereiten könnten, als wir plötzlich in der Ferne eine seltsame Gestalt wahrnahmen, die in eiligem Laufe auf uns zukam. Wir vermuteten anfangs, einer der Unsrigen werde von einem Bären verfolgt, doch als die Gestalt sich bis auf einige hundert Schritte genähert hatte, hob sie die Arme empor und machte Zeichen wie die Eskimos, zugleich stieß sie mit höchster Anstrengung Laute hervor, die im Winde wie wildes Angstgeschrei klangen, so daß unsere Füße am Boden wurzelten. Der Fremde näherte sich jetzt ruhig, doch als wir sahen, daß sein Gesicht völlig schwarz wie Ebenholz aussah, fragten wir uns erstaunt, ob wir einen Bewohner dieser oder einer anderen Welt vor uns hätten.*) Ein Paar Bocksfüße und ein Schwanzende würden uns in die Flucht gejagt haben, so aber behaupteten wir unseren Platz, doch wenn der Himmel eingestürzt wäre, so hätten wir nicht betroffener sein können, als wir aus dem Munde des schwarzen Gesellen die Worte vernahmen:

„Ich bin Lieutenant Pim, früher auf dem „Herald“, jetzt auf der „Resolute“ Kapitän Kellett befindet sich mit ihr bei Daily Island!“

Auf die Gestalt losstürzen und sie bei den Händen ergreifen, war das Werk eines Augenblicks, die Mannschaft brach in lauten Jubel aus, die Kranken sprangen von ihrem

*) Um sich gegen die Wirkung der Kälte zu schützen, pflegten manche der von Osten her vordringenden Schlittenreisenden ihre Gesichter mit dunklen Farben zu bemalen, ein Verfahren, das M'Clure noch unbekannt war.

Lager und alle eilten herbei, um die kaum glaubliche Nachricht zu vernehmen, daß Hülfe wirklich nahe sei. —

Woher diese unerwartete Hülfe kam, wollen wir schildern, nachdem wir in Kürze über das Geschick Collinsons berichtet haben werden.

Vergeblich hatte sich dieser, nachdem er dreizehn Tage später als M'Clure die Beringsstraße passierte, bemüht, Alaska zu umschiffen. Es gelang ihm nicht, über die Barrowspitze hinauszukommen. Verdrossen kehrte er durch die Beringsstraße zurück, um in Hongkong den Winter von 1850 bis 1851 zu verbringen. Im Frühling 1851 passierte Collinson abermals die Beringsstraße und kam in die Prinz von Wales Straße, die M'Clure bereits wieder verlassen hatte. Da es auch Collinson nicht glückte, das Ende dieser Straße zu erreichen, so kehrte er nach dem Eingange zurück, um nun ausgedehnte Fahrten an der Westküste von Wollaston-, Prinz Albert- und Banks Land zu vollführen. An der Westküste von Banks Land fand Collinson Nachrichten, daß M'Clure mit dem „Investigator“ in die Banksstraße eingelaufen sei. Das schwere Packeis derselben aber vereitelte jeden Versuch, M'Clure zu folgen und zwang ihn, in der südöstlich vom Eingange der Prinz von Wales Straße gelegenen Walker Bai zu überwintern. Von hier sandte Collinson mehrere Schlittenexpeditionen aus, deren eine den auf der Insel Melville gelegenen Winterhafen nur zwanzig Tage später erreichte, nachdem M'Clure dort gewesen war.

Darauf fuhr die „Enterprise“ durch die Dolphin- und Unionstraße bis in die Deasestraße, verbrachte den Winter 1852 bis 1853 in der Cambridge Bai, sah sich aber durch große Eismassen an weiterem Vordringen verhindert. Während mehrerer Schlittenreisen, die von der letzten Winterstation ausgeführt wurden, fanden die Mannschaften einige Überbleibsel, welche auf die Franklin-Expedition hinwiesen, doch gelang es Collinson nicht, den Schauplatz der Franklin-Tragödie zu erreichen und kehrte er, nachdem der Winter 1853 bis 1854 ihn zu nochmaliger Überwinterung in der westlich vom Mackenzie gelegenen Camdenbucht gezwungen hatte, nach Europa zurück.

In England hatte man mit ungewöhnlicher Spannung die Rückkehr der beiden Schiffe „Investigator“ und „Enterprise“ erwartet, aber Jahr auf Jahr verstrich und weder die Schiffe, noch Nachrichten von denselben trafen ein. Zu der Sorge um die Franklin-Expedition trat nun die Sorge um das Geschick, welches Collinson und M'Clure betroffen haben möge und erschien die Aussendung einer Rettungsexpedition als dringend geboten.

Abermals gingen im Jahre 1852 fünf Schiffe in See. Den Oberbefehl über dieselben erhielt Sir Edward Belcher, und waren seinem Kommando die von Kellett, Osborn, Mac Clintock und Pullen geführten Schiffe „Assistance“, „Resolute“, „Pioneer“, „Intrepid“ und „North Star“ untergeben. Außerdem beteiligte sich der von der unermüdlichen Lady Franklin ausgerüstete Schraubendampfer „Isabel“ unter Edward A. Inglefield an den der Aufsuchung Franklins gewidmeten Polarfahrten.

Mancherlei Entdeckungen wurden durch diese Expeditionen vollführt, Inglefield z. B. drang in dem Smith Sund bis fast zum 79° n. Br. vor und glaubte hier ein offenes Meer zu sehen, auch fand er den Jones Sund frei von Eis und konnte in

demselben bis zum 84° w. L. vordringen. Belcher fand den Wellington Kanal gleichfalls offen und kam nach dem von de Haven entdeckten Grinnell Lande, wo er überwinterte. Sein Geschwader hatte sich vorher geteilt. Pullen blieb mit dem „North Star“ an der Beechey Insel zurück, während Kellett und Mac Clintock mit zwei Schiffen sich nach dem Melville Sunde begaben und bei der südlich von der Insel Melville gelegenen Dealy Insel überwinterten. Während der für Schlittenexkursionen geeigneten Zeit gingen von beiden Winterstationen zahlreiche Schlittenpartien aus, von denen die Belchers bis zur Insel Nord Cornwall und von dort gen Osten bis in den Jones Sund kam. Auf der Rückreise wurde auch der kleine Viktoria Archipel gefunden. Die Kapitäne Osborn und Richards entdeckten auf einem gen Westen gerichteten Ausfluge die Finlay- und Paterson Insel und bereisten einen großen Teil der Insel Melville. Dorthin kamen auch Mac Clintock und de Bray, zogen über die Insel hinweg und entdeckten die Prinz Patrick Insel, während Mecham die kleine Insel Eglinton erforschte. Mecham gehörte den von Kellett und Mac Clintock befehligten Schiffen „Resolute“ und „Intrepid“ an und war er von dem erstgenannten Befehlshaber ausgeschickt worden, um Mac Clintock Lebensmittel zuzuführen. Als er dabei Parrys Winterhafen auf der Insel Melville besuchte, fand er am Fuße des berühmten Sandsteinblocks nicht nur Nachrichten, welche Mac Clintock dort niedergelegt, sondern zu seiner Überraschung auch diejenigen, welche M'Clure beigefügt hatte. In diesen Mitteilungen gab M'Clure Bericht über die Auffindung der Nordwestpassage und die Lage seines Schiffes. Unverzüglich stellte Mecham diese wichtige Botschaft seinem Kommandanten zu, der nun jenen Lieutenant Pim abordnete, mit welchem M'Clure am 6. April 1853 ein so überraschendes Zusammentreffen hatte.

Zum erstenmal reichten sich in den Einöden der amerikanischen Polarregionen zwei Männer die Hand, von denen der eine von Westen, der andere von Osten gekommen war. Diese merkwürdige Begegnung bewirkte selbstverständlich eine Änderung in den Plänen M'Clures, der „Investigator“ wurde, nachdem die an Bord befindlichen Vorräte sorgfältig am Lande deponiert waren, am 3. Juni 1853 aufgegeben und die Mannschaft, welche sich über das Packeis bis nach der Delay Insel arbeitete, auf die Schiffe „Resolute“ und „Intrepid“ verteilt.

Im Juli setzten sich die Schiffe Belchers und Kelletts in Bewegung, um nach England zurückzukehren.

Nirgendwo hatten sich weitere Spuren der Franklin-Expedition gezeigt und mahnte der immer schlechter werdende Gesundheitszustand der Mannschaften zur Heimkehr. Ein böses Mißgeschick fügte es, daß sämtliche Schiffe nochmals vom arktischen Winter überrascht und vom Eise eingeschlossen wurden. Belchers Schiffe froren im Wellington Kanal, Kelletts Schiffe am westlichen Ende der Barrowstraße ein.

Der Sommer des Jahres 1854 brachte keine Befreiung aus der verhängnisvollen Lage, im Gegenteil sahen sich Belcher wie Kellett, als dichte Packeismassen sich immer höher um die Schiffe lagerten, zu dem betrübenden Entschlusse genötigt, sämtliche vier Schiffe zu verlassen und mußten sich glücklich preisen, als sie endlich nach furchtbar mühsamen Schlittenreisen die Beechey Insel erreichten, wo das letzte Schiff der Expedition,



Im Kampfe mit dem Polareise.
Nach einer Tafel in Backs „Narrative of an expedition in H. M. S. Terror."

der zum Transport von Vorräten bestimmte Dampfer „North Star" seine Station hatte. Dies kleine Fahrzeug mußte jetzt nicht bloß die gesamte Besatzung von Belchers und Kelletts Schiffen, sondern auch die Mannschaft des „Investigator" aufnehmen und war infolgedessen furchtbar überfüllt. Glücklicherweise trafen die Heimkehrenden noch im Lancastersunde den Dampfer „Phönix" mit Kapitän Inglefield, der im Auftrag der Admiralität zu Belcher stoßen sollte, um Nachrichten über den Fortgang der Unternehmungen einzuholen. Ein Teil der Leute ward nun auf den „Phönix" überführt und langten beide Schiffe im Oktober 1854 wohlbehalten in England an.

Aus dem Jahre 1851 haben wir noch eine die Auffindung Franklins bezweckende Expedition zu erwähnen, welche unter dem Befehl des Irländers William Kennedy von Lady Franklin ausgeschickt wurde.

Kennedys Nachforschungen mit dem Schiffe „Prinz Albert" erstreckten sich hauptsächlich auf die Nord Somerset Insel und entdeckte man die dieses Land von der Halbinsel Boothia Felix trennende schmale Straße, welche John Roß übersehen hatte. Nach dem Lieutenant Joseph René Bellot, welcher diesen Kanal zum erstenmal befuhr, erhielt dieselbe den Namen Bellotstraße. Die Nachforschungen an den Küsten von Nord Somerset blieben ohne Ergebnis und überschritt man den Peel Sund und untersuchte das gegenüberliegende Prinz Wales Land, nirgends aber zeigten sich Spuren der Vermißten und kehrte Kennedy am 9. Oktober 1852 nach England zurück.

So waren die Ergebnisse der bisherigen Nachforschungen, soweit sie Franklin betrafen, tief entmutigende. Neun Jahre waren seit der Abreise desselben verflossen und

trotz der ungeheuersten Anstrengungen und Opfer war es nicht gelungen, das dunkle Geheimnis zu lösen, welches über ihrem Schicksal ruhte.

Menschlichem Ermessen nach konnte nicht angenommen werden, daß noch ein Mitglied der Franklin-Expedition in den Einöden des Nordens das Leben friste, und so entschloß sich die Admiralität dazu, alle weiteren Nachforschungen einzustellen, die Vermißten als im Dienste des Vaterlandes gestorben zu betrachten und ihre Namen aus den Schiffslisten zu streichen. —

Gar manchem schien auch die Auffindung der Nordwestpassage einer bitteren Enttäuschung gleich, denn so sehr man dem Heldenmute M'Clures die lebhafteste Bewunderung zollte,*) so ließ sich die trübe Erkenntnis nicht beseitigen, daß die nach 400 Jahre langem Kämpfen endlich gefundene Nordwestpassage voraussichtlich niemals für den praktischen Verkehr verwendbar sein werde, indem die in starrer Geschlossenheit jahraus jahrein die Fahrstraße versperrenden ungeheuren Eismassen Schranken bilden, die anscheinend für alle Ewigkeit gebaut sind. Immer aber mag es das Herz der Menschen mit Hochgefühl schwellen, daß es auch hier, in diesen schauerlichen Regionen des Todes menschlicher Thatkraft gelang, der Natur ein Geheimnis abzuringen, das sie sich bemühte, für alle Zeit festzuhalten. —

Es erübrigt uns noch, der Resultate einiger späteren Unternehmungen zur weiteren Aufhellung des Schicksals der Franklin-Expedition zu erwähnen.

Zur selben Zeit, als die englische Regierung den Beschluß faßte, von allen weiteren Versuchen dieser Art Abstand zu nehmen, beauftragte die Hudsons Bai Gesellschaft den Reisenden Dr. John Rae, die noch unbekannte Westküste der von John Roß entdeckten Halbinsel Boothia Felix aufzunehmen und traf derselbe während dieser Arbeiten am 31. März 1854 bei der Pelly Bai mit wandernden Eskimos zusammen, die in den ersten Monaten des Jahres 1850 auf dem westlich gelegenen King Williams Land gegen vierzig weiße Männer gesehen hatten, die durch Zeichen zu verstehen gaben, daß ihr Schiff im Eise zerdrückt worden sei. Diese Männer hätten den Weg nach Süden eingeschlagen, seien aber anscheinend sämtlich Hungers gestorben, da die Eskimos mehrere Wochen später auf einer kleinen benachbarten Insel fünf und bald darauf auf dem Festlande dreißig Leichen weißer Männer gefunden hätten.

Diese Erzählung erhielt dadurch eine gewisse Begründung, daß die Eskimos zahlreiche Gegenstände besaßen, die jenen Männern einst angehörten. Es gelang Dr. Rae, einige dieser Gegenstände einzutauschen und befanden sich darunter zwei Dutzend silberne Löffel und Gabeln, die mit den Wappen und Namen von Offizieren der Franklin-Expedition bezeichnet waren. Ferner erwarb Rae Teile eines Teleskops, vier Messer, eine kleine Silberplatte, die als Knopf eines Spazierstocks gedient hatte und einen Namen

*) In Anerkennung seiner hohen Verdienste wurde M'Clure zum Ritter geschlagen und erhielt die großen goldenen Medaillen der Geographischen Gesellschaften zu London und Paris. Der für die Auffindung der Nordwestpassage ausgesetzte Preis von 20 000 £ erschien aber dem Parlamente zu hoch für die Entdeckung einer Passage, die man nicht passieren konnte und mußte sich M'Clure mit der Hälfte der ausgesetzten Belohnung begnügen.

trug, ferner eine kleine goldene Uhrkette, einen hannöverschen Guelphenorden, der, wie eine mit den Anfangsbuchstaben John Franklins gezeichnete Flanellweste von dem Kommandeur getragen worden war.

Die Gegenstände ließen über den Untergang wenigstens einer Abteilung der Franklin-Expedition keinen Zweifel übrig. Eine von der Hudsons Bai Gesellschaft am 7. Februar 1855 ausgeschickte Abteilung unter Green Stewart und James Anderson brachte zahlreiche weitere Reliquien der Franklin-Expedition heim, darunter ein Paar Schneeschuhe mit dem Namen des Chirurgen Dr. Stanley, ferner ein Holzstück, auf dem der Name des Schiffes „Terror“ eingeschnitten stand. Auch fanden die Forscher zahlreiche menschliche Gebeine im Flugsande der Küste, vermochten aber des hohen Eisgangs halber nicht bis zu dem Hauptschauplatz der Katastrophe, King Williams Land vorzudringen.



F. Leopold Mac Clintock.

Da die englische Admiralität aus diesen Zeichen mit Sicherheit schließen zu können meinte, daß keine Mitglieder der Franklin-Expedition mehr am Leben seien und die Nachforschungen doch bereits ungeheure Opfer gekostet hatten, so lehnte sie die Gesuche zur Aussendung einer neuen Expedition ab, dagegen aber brachte die Gemahlin Franklins mit dem Reste ihres Vermögens den kleinen Schraubenschoner „Fox“ käuflich an sich, um die Suche fortzusetzen. Zum Führer des Schiffes wählte sie Kapitän F. Leopold Mac Clintock, der sich an den arktischen Expeditionen von James Clark Roß, Austin und Belcher in glänzender Weise beteiligt hatte.

Am 1. Juli des Jahres 1857 ging das Schiff von Aberdeen aus in See, mußte aber bereits den ersten Winter an der Westküste Grönlands zubringen und konnte erst im Jahre 1858 in den Lancastersund eindringen.

Unter fortwährenden schweren Kämpfen mit den Eismassen durchfuhr Mac Clintock

die Prinz Regentenstraße, die Brentfort Bai und die Bellotstraße, in welch letzterer er das zweite Winterquartier bezog. Im Februar des Jahres 1859 konnte Mac Clintock endlich mit den eigentlichen Nachforschungen beginnen und stieß mit seinen Leuten im März auf Eskimos, die zu erzählen wußten, daß vor einer Reihe von Jahren in der Nähe von King Williams Land ein großes Schiff vom Eise zerdrückt worden sei, daß die Mannschaft sich ans Land gerettet und den Weg nach Süden eingeschlagen habe, auf dem Festlande aber umgekommen sei. Am Kap Viktoria erzählten andere Eskimos von einem zweiten Schiffe, das ebenfalls bei King Williams Land Schiffbruch litt und dessen Wrack viele Jahre hindurch von den Eskimos ausgebeutet wurde. Diese Fingerzeige benutzend, rüstete Mac Clintock mehrere Schlittenexpeditionen aus, durchforschte die Ostküste von King Williams Land und fand am 25. Mai 16 Kilometer östlich von Kap Herschel ein von der Witterung gebleichtes Skelett. Die Überreste der Kleidung ließen erkennen, daß der Mann ein Stewart der Franklin-Expedition gewesen und augenscheinlich durch Hunger zu Grunde gegangen war.

Die traurigen Spuren mehrten sich. An der Nordspitze von King Williams Land, beim Kap Felix, entdeckte Lieutenant Hobson drei große Zelte voller Kleidungsstücke sowie Überreste von Instrumenten und Jagdgerätschaften, und schließlich am 6. Mai bei Point Victory einen künstlich aufgeschichteten Steinhaufen, unter dem in einer Zinnbüchse verborgen ein Zettel lag, der endlich über den traurigen Ausgang der Franklin-Expedition Kunde gab. Diese denkwürdige Urkunde bestand aus einem jener in verschiedenen Sprachen abgefaßten Formulare, wie sie englische Expeditionsschiffe mit sich führen, um sie nach Ausfüllung der am Kopfe des Formulars stehenden Rubriken in Flaschen einzuschließen und über Bord zu werfen. Augenscheinlich war das Formular, von dem wir nebenstehend eine um die Hälfte verkleinerte Nachbildung geben, von zwei verschiedenen Personen ausgefüllt und lautete die erste Eintragung folgendermaßen:

H. M. Ships Erebus and Terror
28. Mai 1847. Wintered in the Ice in
Lat. 70° 5′ N. Long. 98° 23′ W.

Having wintered in 1846—47 at Beechey Island in Lat. 74° 43′ 28″ N., Long. 91° 39′ 15″ W. after having ascended Wellington Channel to Lat. 77° and returned by the West side of Cornwallis Island.

Sir John Franklin commanding the Expedition.

All well.

Am Fuße des Schriftstückes stand von derselben Hand der Vermerk eingetragen:

Party consisting of 2 Officers and 6 Men left the ships on Monday 24th May 1847.

Gm. Gore, Lieut.

Chas. J. Des Voeux, Mate.

H. M. S.hips Erebus and Terror

Wintered in the Ice in

28 of May 1847 Lat. 70° 5' N Long. 98° 23' W

Having wintered in 1846–7 at Beechey Island in Lat 74° 43' 28" N Long 91° 39' 15" W After having ascended Wellington Channel to Lat 77° and returned by the West side of Cornwallis Island

Commander.

Sir John Franklin commanding the Expedition.

All well

WHOEVER finds this paper is requested to forward it to the Secretary of the Admiralty, London, *with a note of the time and place at which it was found:* or, if more convenient, to deliver it for that purpose to the British Consul at the nearest Port.

QUINCONQUE trouvera ce papier est prié d'y marquer le tems et lieu ou il l'aura trouvé, et de le faire parvenir au plutot au Secretaire de l'Amirauté Britannique à Londres.

CUALQUIERA que hallare este Papel, se le suplica de enviarlo al Secretario del Almirantazgo, en Londrés, con una nota del tiempo y del lugar en donde se halló.

EEN ieder die dit Papier mogt vinden, wordt hiermede verzogt, om hetzelve, ten spoedigste, te willen zenden aan den Heer Minister van de Marine der Nederlanden in 's Gravenhage, of wel aan den Secretaris der Britsche Admiraliteit, te London, en daar by te voegen eene Nota, inhoudende de tyd en de plaats alwaar dit Papier is gevonden geworden.

FINDEREN af dette Papiir ombedes, naar Leilighed gives, at sende samme til Admiralitets Secretairen i London, eller nærmeste Embedsmand i Danmark, Norge, eller Sverrig. Tiden og Stædit hvor dette er fundet önskes venskabeligt paategnet.

WER diesen Zettel findet, wird hier-durch ersucht denselben an den Secretair des Admiralitets in London einzusenden, mit gefälliger angabe an welchen ort und zu welcher zeit er gefundet worden ist.

Party consisting of 2 Officers and 6 Men left the Ships on Monday 24th May 1847

Gm. Gore Lieut.

Chas. F. Des Voeux Mate

Um die Hälfte verkleinerte Nachbildung des letzten Dokumentes der Franklin-Expedition.

In Übersetzung lauten diese Worte wie folgt:

„28. Mai 1847. Ihrer Majestät Schiffe „Erebus" und „Terror" überwinterten von 1846 bis 1847*) im Eise unter 70° 5′ n. Br. und 98° 23′ w. L., nachdem sie im Wellington Kanal bis 77° vordrangen und entlang der Westseite der Insel Cornwallis zurückkehrten. Sir John Franklin befehligt die Expedition. Alles wohl. Eine aus zwei Offizieren und sechs Mann bestehende Abteilung verließ die Schiffe am Montag den 24. Mai 1847.

Gm. Gore, Lieutenant,
Chas. J. Des Voeux, Mate."

Gab dieser schlichte Bericht ein Bild von dem Verlauf der Expedition bis zum 28. Mai 1847, so erzählten einige von anderer Hand auf den Rand des Formulars eingetragene Zeilen den Verlauf bis zum Jahre 1848.

Dieser Nachtrag lautet:

.... 1848. H. M. Ships Terror and Erebus were deserted on the 22nd April, 5 leagues NNW. of this place, having been beset since 12th Sept. 1846. The officers and crews consisting of 105 souls under the command of Captain J. R. M. Crozier landed here in Lat. 69° 37′ 42″ Long. 98° 41′. This paper was found by Lt. Irving under the Cairn supposed to have been built by Sir James Ross in 1831 — 4 miles to the Northward — where it had been deposited by the late Commander Gore in June 1847. Sir James Ross' pillar has not however been found, and the paper has been transferred to this position which is that in which Sir John Ross' pillar was erected. — Sir John Franklin died on the 11th June 1847 and the total loss by deaths in the Expedition has been to this date 9 officers and 15 men.

J. R. M. Crozier,
Captain & Senior offr.
and start on to morrow 26th
for Backs Fish River.

James Fitzjames, Captain
H. M. S. Erebus.

In Übertragung lauten diese inhaltsschweren Worte:

„........ 1848. Ihrer Majestät Schiffe „Terror" und Erebus" wurden am 22. April verlassen, 5 Leguas N.N.W. von dieser Stelle, nachdem sie seit dem 12. September 1846 vom Eise umschlossen waren. Die Offiziere und Mannschaften, bestehend aus 105 Seelen, unter dem Befehl des Kapitäns J. R. M. Crozier, landeten hier unter 69° 37′ 42″ n. Br. und 98° 41′ w. L. Dies Schriftstück wurde von Lieutenant Irving unter einem Steinhügel aufgefunden, von dem man voraussetzt, daß er durch Sir James Roß im Jahre 1831 errichtet wurde — 4 Meilen gen Norden — und unter welchem der verstorbene Kommandeur Gore es (das Formular) im Juni 1847 deponierte. An der von Sir James Roß angegebenen Stelle konnte der Steinhügel nicht gefunden werden und wurde dies Papier zu dieser Stelle übertragen, welche derjenigen entspricht, wo der Steinhügel des Sir J. Roß errichtet sein sollte. — Sir John Franklin starb am 11. Juni 1847 und beträgt der Gesamtverlust der Expedition durch den Tod bis heute 9 Offiziere und 15 Mann.

J. R. M. Crozier,
Kapitän und ältester Offizier
bricht morgen am 26. auf,
um nach Backs Fischfluß zu gehen.

James Fitzjames, Kapitän
J. M. S. „Erebus".

*) Auffallend ist hier der in dem Dokument enthaltene Schreibfehler, welcher die Überwinterung auf Beechey Island in die Zeit 1846—1847 setzt, während sie in Wirklichkeit ein Jahr früher statthatte.

Erzählten diese traurigen Zeilen die Geschichte der Expedition bis zum April des Jahres 1848, so berichteten die zahlreichen Überreste, die allenthalben gefunden wurden, das traurige Ende derselben. In den eisigen Einöden war die stolze Expedition auf das elendeste untergegangen, ihre Mitglieder nach schauderhaften Leiden zum Teil erfroren, zum Teil infolge Entkräftung und Hungers gestorben. Wandernde Eskimos, welche die Schiffbrüchigen aus der Ferne beobachteten, erzählten, manche der weißen Männer seien während des Gehens plötzlich umgefallen und verschieden. Ein Eskimoweib, das etwa vierzig Mann nach der Insel Montreal ziehen sah, fand, als es bald darauf an dieselbe Stelle kam, nur noch einen dieser Männer am Leben. „Er saß," so berichtete sie, „am Strande; er war groß und stark; den Kopf auf die Hände und die Ellbogen auf die Kniee gestützt starb er, als er den Kopf zu erheben versuchte, um mit mir zu reden." —

Wann die letzten Mitglieder der Franklin-Expedition ihr Leben aushauchten, ist unbekannt, dunkle, aber kaum glaubliche, von wandernden Eskimos gegebene Nachrichten besagten, Kapitän Crozier sei mit einem Begleiter erst um das Jahr 1864 bei der Insel Southampton gestorben. Da ferner das Gerücht umlief, die Eskimos besäßen noch schriftliche Aufzeichnungen der Franklin-Expedition, so unternahmen die Amerikaner Charles Francis Hall im Jahre 1868 und Lieutenant Frederik Schwatka im Jahre 1878 Rekognoscierungsreisen, die sich bis nach King Williams Land, dem

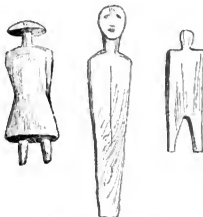


Gräber von Mitgliedern der Franklin-Expedition auf King Williams Land.
Nach einer im Jahrgang 1881 der „London News" wiedergegebenen Naturaufnahme von H. W. Klutschak.

Schauplatz der Katastrophe erstreckten. Wenn auch der Zweck dieser Expeditionen als verfehlt erscheinen muß, so brachte die Reise aber wichtige Ergebnisse, indem Schwatka die Marschlinie feststellte, welche die Schiffbrüchigen im Jahre 1858 eingeschlagen hatten. Anzeichen ergaben, daß dieselben täglich nur zwei bis vier englische Meilen weit gekommen waren und markierte sich fast jede Lagerstätte durch die Gräber der daselbst Verschiedenen.

Deutlich sprach der zunehmende Kräfteverfall der Unglücklichen aus der immer geringer werdenden Sorgfalt, mit der sie die Gräber ihrer Toten angelegt hatten. Kennzeichneten sich die ersten dieser Gräber durch Haufen großer übereinander geschichteter Steine, so waren die letzten nur noch mit einigen Häuflein kleiner Kiesel bedeckt. Spuren, die an dem von den Unglücklichen erreichten äußersten Punkte, einer kleinen Bucht der Adelaide Halbinsel, gefunden wurden: zerschnittene und zersägte menschliche Gebeine ließen sogar erraten, daß der quälende Hunger die Unglücklichen zum Kannibalismus getrieben hatte! —

Schwatka gelang es auch, festzustellen, daß die Eskimos an derselben Stätte vor vielen Jahren ein Boot gefunden hatten, welches außer menschlichen Skeletten eine verschlossene Zinnkiste mit Büchern und Schriftstücken enthielt. Leider aber hatten die Eingeborenen die für sie gänzlich wertlosen Gegenstände, zweifellos die Tagebücher der Franklin-Expedition, ihren Kindern eingehändigt und waren die wichtigen Papiere längst verschwunden. Teile des Bootes, ein Schlitten, auf welchem dasselbe über das Eis gezogen worden war, sowie das zugehörige Tau wurden als Reliquien nach New York gebracht. —



Amulette der Eskimos.



E. K. Kane.

Durch den Smithsund zum Nordpol.

Nach der erfolgten Entdeckung der praktisch nicht benutzbaren Nordwestpassage und nach Feststellung des unglücklichen Ausgangs der Franklin-Expedition verirrte sich nur selten mehr ein Walfischfänger im Jagdeifer in die Labyrinthe des nordamerikanischen Polararchipels, die Stätte so vieler Enttäuschung, so vielen Jammers und Elends.

Die wissenschaftliche Polarforschung wendete sich anderen Fragen zu und „Auf zum Nordpol!“ lautete die Parole.

Es ist hier nicht der Platz, alle die Expeditionen zu skizzieren, welche dieses Ziel zu erreichen strebten, und müssen wir uns darauf beschränken, in Kürze jener großartigen Reisen zu gedenken, die zur Lösung dieser Aufgabe in den Amerika zunächst gelegenen Polarregionen vollführt wurden. Die Anregung zu der ersten dieser Reisen gab Dr. Elisha Kent Kane, der sich bereits an der ersten, der Aufsuchung Franklins gewidmeten Grinnell-Expedition beteiligte. Ihm stellte Grinnell abermals die bewährte Segelbrigg „Advance“ zur Verfügung und verließ Kane am 30. Mai 1853, von den Gelehrten

Dr. Isaak Hayes und August Sonntag begleitet, den Hafen von New York. Am 27. Juli segelte die „Advance“ in die Melville Bai an der Westküste von Grönland und drang am 7. August in den Smithsund ein.

Mit Stürmen, Strömung und Eis hatte die „Advance“ hier fürchterlich zu kämpfen und schwebte häufig in Gefahr, zwischen den treibenden Eisschollen zermalmt zu werden. Einmal wurde sie von mächtigen Schollen auf die Höhe eines Eishügels emporgeworfen, glitt aber auf der anderen Seite wieder hinab. Kurz vorher hatte ein gewaltiger Stoß den glühenden Ofen umgeworfen, so daß in der Kajüte Feuer ausbrach, das sich bis in die Nähe der Stelle verbreitete, wo die Pulvervorräte lagen. Endlich, am 28. August konnte das Schiff nicht weiter und lief in die unter 78° 37′ gelegene Rensselaer Bucht ein, wo es bald einfror, um nicht wieder frei zu werden.

Noch niemals zuvor hatte ein Schiff in so hohen Breiten überwintert und waren die hierbei gewonnenen meteorologischen und magnetischen Beobachtungen für die Wissenschaft besonders wertvoll. Bereits am 10. Oktober verschwand die Sonne unter dem Horizont und 120 Tage vergingen, bevor ihr blutroter Rand wieder emportauchte. Die Kälte während dieser langen Polarnacht war grauenerregend und betrug im Februar 1854 — 51° C. Nur sechs von den mitgebrachten 95 Eskimohunden und 9 Neufundländern überlebten den schrecklichen Winter, während die anderen an Gehirnerkrankungen, die in vollständigen Irrsinn ausarteten, zu Grunde gingen. Am 26. April 1854 brach Kane mit einer Schlittenpartie gen Norden auf und entdeckte am 4. Mai den gewaltigsten Gletscher Grönlands, den berühmten Humboldtgletscher.

Man denke sich dieses größte Naturwunder des Nordens als eine 100 Meter hohe Eismasse, dessen lotrecht ins Meer abfallende Wand volle 170 Kilometer weit von Süden nach Norden läuft. Streng genommen ist der Humboldtgletscher ein Teil des grönländischen Inlandeises, das an diesem Teil der Küste direkt bis ans Meer reicht und tagaus tagein zahllose jener mächtigen Eisberge liefert, die ihren Weg weiter nach dem Smithsunde und zur Baffins Bai nehmen.

Ein Versuch, diesen Riesengletscher zu ersteigen, mißlang, dagegen vermochten der Matrose William Morton und der Eskimo Hans Hendrick auf einer zweiten Expedition an dem Gletscher vorüber bis zum Kap Independence unter 80° 40′ n. Br. vorzudringen, von wo aus sie weiter gen Norden offenes Wasser erblickten.

Nach der Rückkehr der beiden hoffte die Expedition, die nur auf $1^1/_2$ Jahr mit Lebensmitteln ausgerüstet war, die Heimreise antreten zu können, aber der Sommer verstrich, ohne daß das Eis, in welchem die „Advance“ gefangen saß, sich löste. Ein Versuch Kanes, nach der Beechey Insel zu kommen und das dort stationierte Proviantschiff der Franklin-Sucher um Beistand zu bitten, mißglückte und so mußten die Eingeschlossenen einen zweiten Winter verleben. Endlich, am 17. Mai 1855, nachdem die Not bereits aufs höchste gestiegen war und keine Aussicht sich zeigte, daß das Schiff frei werde, entschlossen sich die Amerikaner, das Schiff zu verlassen und kamen, ihre Boote mit sich schleppend, am 17. Juni in offenes Fahrwasser, mit dessen Benutzung sie am dreiundachtzigsten Tage ihrer gefährlichen Fahrt die grönländische Kolonie Upernavik



Dr. Kane. Dr. Hayes. Morton.

Elisha Kent Kane in seinem Winterquartier.

erreichten, von wo sie später in die Heimat zurückgelangten. Die Mühseligkeiten dieser furchtbaren Reise hatten die Gesundheit Kanes gebrochen und so schied derselbe am 16. Februar 1857 zu Havanna, wo er vergeblich Genesung zu finden hoffte, aus dem Leben.

Sein Begleiter, Dr. Isaak Israel Hayes führte im Juli 1860 eine neue Expedition nach dem Smithsunde, um die von dem Matrosen Morton und dem Eskimo Hans Hendrick gesehene offene See aufzusuchen, auf welcher der kühne Reisende bis zum Nordpol vordringen zu können hoffte. Sein Schiff, der Schoner „United States", vermochte aber nur bis $78^1/_2$° n. Br. zu gelangen und mußte hier überwintern. Noch im Oktober desselben Jahres führte Hayes zu Fuß einen Marsch auf das Inlandeis Grönlands aus und will auf demselben 134 Kilometer weit gen Osten gelangt sein. Im April und Mai 1861 vollbrachte er eine Reise längs der Küste des Kennedy Kanals und erblickte unter 81° 35′ n. Br. in der Ferne ein vorspringendes Felsengebirge, dem er den Namen Kap Union verlieh. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß dort eine offene Wasserfläche vorhanden sei, doch vermochte Hayes nicht bis dorthin vorzudringen.

Sein Plan, die Entdeckungen im nächsten Jahre mit einem Dampfer fortzusetzen, scheiterte infolge des Ausbruchs des amerikanischen Bürgerkrieges. —

Ein volles Jahrzehnt ruhten nun die arktischen Unternehmungen der Amerikaner, die erst wieder im Jahre 1871 durch die berühmte Expedition des Schiffes „Polaris"

unter Charles Francis Hall aufs neue vorgenommen wurden. Hall hatte eine überaus merkwürdige Laufbahn hinter sich. Ursprünglich Journalist, stellte er sich die Erforschung des Schicksals Franklins zur Lebensaufgabe und unternahm im Jahre 1860 seine erste Reise nach den nordischen Gewässern, kam aber anstatt nach dem Schauplatz jener Katastrophe nur bis zur Frobisher Bai, wo er zwanzig Monate lang im engsten Verkehr mit den Eskimos lebte und tiefer in das Leben und die Sitten dieser Polarmenschen eindrang, als irgend ein Weißer zuvor. 1864 bis 1869 untersuchte er in Begleitung zweier Eskimos die Repulse Bai, gewöhnte sich während dieser Zeit auch an die Lebensweise der Eskimos, drang auf der Melville Halbinsel bis zur Fury- und Heclastraße und später sogar bis King Williams Land, wo er mancherlei Überreste der Franklin-Expedition auffand.


Isaak Israel Hayes.

Die erste Epoche der Polaris-Expedition, an welcher als wissenschaftlicher Begleiter der deutsche Naturforscher Emil Bessels teilnahm, bildete einen raschen Siegeslauf, indem es Hall gelang, das Schiff durch den Smithsund und den Kennedy Kanal in völlig unbekannte Gebiete zu führen. Als die Polaris die letztgenannte Straße hinter sich hatte, gewahrte man gen Nordosten ein neues Land, das später als Halls Land bezeichnet wurde. Dasselbe bildet mit seinen tief einschneidenden Fjorden die nördlichste Fortsetzung von Grönland, wenn es nicht etwa eine selbständige Insel bildet, die nur durch das ganz Grönland überlagernde Inlandeis mit Grönland verbunden ist. Hier gewann die „Polaris“ am 4. September die zuvor noch nie erreichte Polhöhe von 82° 26′ und lief am folgenden Tage in die Polaris Bai ein, um daselbst zu überwintern. Heftige Winde zerbrachen aber das Eis und trieben das in die Massen eingeschlossene Schiff hülflos gen Süden. „Vom Sturm umbraust bildete das Schiff mit seinem eisigen Panzer den Resonator für des Unwetters grausige Töne. Es stöhnten und ächzten die Masten, dazwischen mischte sich das Kreischen der Raaen, das Klappern des Tauwerks und das Klirren der Ketten des Rauchfangs. Es rasselten die Blöcke und gleich äolischen Harfen tönten die Wanten. Der Schiffsleib zitterte und bebte, vom Eise her scholl es wie Wimmern und Klagen, dann wie dumpfes Geheul — eine Fuge von maßloser Wildheit.“ Endlich nach vielen Gefahren gelang es, an Halls Land Anker



zu werfen und ergriff der Führer der Expedition im Namen Gottes und des Präsidenten der Vereinigten Staaten von der unbekannten Küste Besitz. Einige Schlittenpartien wurden ausgeführt, da, am 8. November, erlitt das Unternehmen einen schweren Schlag. Hall, der Befehlshaber, starb und fand am Ufer des von ihm entdeckten Landes ein einfaches Grab, über welchem auf einem hölzernen Denkmal sein Name und seine Thaten verzeichnet stehen. Nachdem die vier Monate andauernde Polarnacht vorüber und die Sonne wieder erschienen war, wurden die Schlittenfahrten und wissenschaftlichen Arbeiten eine kurze Zeit fortgesetzt, dann aber dachte man lediglich an die Rückkehr. Als endlich die „Polaris“ am 12. August 1873 frei wurde und gen Süden dampfte, folgte ein Mißgeschick dem andern. Das Schiff geriet in treibende Eismassen und bekam ein Leck, so daß die Pumpen beständig in Bewegung bleiben mußten. Da, in der stockdunklen Nacht des 15. Oktober trat eine schreckliche Katastrophe ein. Mächtige Eisschollen hoben das Schiff

in die Höhe und warfen es auf die Seite, so daß es begann, sich mit Wasser zu füllen. Eine unendliche Verwirrung folgte, in Eile wurden alle vorsichtigerweise bereits schon auf Deck geschafften Vorräte auf das Eis geflüchtet, doch während dieser Arbeit erfolgte plötzlich ein Krachen und Splittern, das Eis spaltete sich, die „Polaris" rutschte wieder ins Wasser hinab und verschwand in der Dunkelheit. 16 Personen befanden sich noch an Bord, während 19 Menschen, darunter zwei Eskimofrauen und fünf Kinder auf der Eisscholle in die Nacht hinaus trieben. —

Als der Morgen graute, war von dem Schiffe keine Spur mehr zu erblicken, und sahen die auf dem Eise Dahintreibenden sich von aller Verbindung abgeschnitten. Die Vorräte bestanden aus 11 Säcken Brot, 14 Schinken, 10 Kilogramm Chokolade und 120 Büchsen mit konserviertem Fleisch. Feuerwaffen und Munition waren reichlich vorhanden, dazu Decken, Felle, ein Zelt und zwei Boote. So gut es gehen wollte, richteten sich die Verlassenen auf der fünf englische Meilen im Umfang messenden Scholle ein, bauten Schneehütten und fingen Vögel und Seehunde. Am 1. Dezember verschwand die Sonne und die dunkle arktische Winternacht begann, welche bis zum 19. Januar dauerte. Der Tag unterschied sich nur dadurch von der Nacht, daß sich am südlichen Horizont ein Lichtstreifen zeigte, sonst waren Tag und Nacht gleich dunkel.

Ein Monat verstrich nach dem andern, immer mehr trieb die Scholle gen Süden, aber auch immer größere Stücke brachen die gierigen Wogen ab, so daß sie schließlich nur noch 20 Yards im Durchmesser hielt. Aber auch dies kleine Stück verringerte sich zusehends, am 1. April vermochte es die Menschen nicht mehr zu tragen, die nunmehr die Boote besteigen mußten. Not und Entbehrungen stiegen aufs höchste; glücklicherweise kam am 21. April auf einer treibenden Scholle ein Eisbär in Sicht, der durch einen wohlgezielten Schuß erlegt wurde und den verhungernden Menschen zur Nahrung diente. Bereits befanden sich die Dahintreibenden in der Nähe von Neufundland, als sie endlich am 30. April 1874, am hundertundsechsundneunzigsten Tage der schrecklichen Reise unter 55° w. L. und 53° 35' n. Br. von dem Dampfer „Tigreß" bemerkt und aufgenommen wurden.

Weitaus weniger schrecklich gestalteten sich die Erlebnisse der auf der „Polaris" Zurückgebliebenen, denn das Schiff richtete sich gleich nach seinem Eintauchen ins Wasser wieder empor und gelang es den 16 an Bord Befindlichen, das Schiff bis Tagesanbruch über Wasser zu halten und in der Nähe der Littleton Inseln auf den Strand zu setzen. Hier takelten sie das Schiff ab, erbauten eine Hütte und verbrachten in derselben den zweiten Winter.

Im Laufe des Sommers zerteilte sich das Eis und benutzten die Schiffbrüchigen diese Gelegenheit, in zwei großen, notdürftig gebauten Booten nach den dänischen Niederlassungen zu kommen, von wo sie über England nach Amerika zurückgelangten. —

Die phantastische Hoffnung, daß man den Nordpol zu Schiffe erreichen könne, und daß um den Pol eine offene See gefunden werden möge, begann auch zahlreiche englische Forscher zu beherrschen und gelang es ihren Anregungen, die englische Regierung zur Aussendung einer Expedition zu bewegen, welche versuchen sollte, auf dem von mehreren Gelehrten als den geeignetsten empfohlenen Weg durch den Smithsund das gesteckte

Ziel zu erreichen. Für das Unternehmen wurden die beiden trefflichen Dampfer „Alert“ und „Discovery“ auserſehen und die ganze Expedition dem Kommando des Kapitäns George S. Nares unterſtellt, deſſen glänzende Laufbahn zu der Hoffnung berechtigte, daß auch dieſes Unternehmen einen guten Abſchluß finden werde. Als Befehlshaber der Fahrzeuge fungierten neben Nares die Kapitäne Stephenſon (auf der „Discovery“) und Albert Haſtings Markham (auf der „Alert“).

Am 29. Mai 1875 gingen beide Schiffe von Portsmouth in See und gelang es nach ſchweren Kämpfen mit den Eismaſſen, die Schiffe durch den Smithſund und den Kennedy Kanal bis zu einer Breite empor zu bringen, welche die von Hall erreichte noch übertraf. Am 25. Auguſt lief die „Discovery“ unter 81° 44′ in einen an der



Markhams Expeditionslager unter der von ihm erreichten höchſten nördlichen Breite in 83° 20′.
Nach einem Holzſchnitt in Markham „The great frozen Sea“.

Oſtſeite von Grant Land gelegenen Hafen, während die „Alert“ noch weiter nördlich bis zur Nordoſtküſte desſelben Landes vorging und hier den Saum eines offenbar weiten Polarmeeres erreichte, das aber ſeiner Beſchaffenheit nach wohl niemals für Schiffe oder Schlitten zugänglich ſein wird. Die Enge des von dieſem Polarmeere nach Süden führenden Robeſon Kanals verhindert nämlich den Abzug des alljährlich ſich neu bildenden Eiſes, ſo daß dieſes mit dem Alter auch an Dicke zunimmt und ſich zu Bergen von 40 Meter Höhe zuſammenſchiebt, wovon circa 15 Meter in Geſtalt einer chaotiſchen Wildnis von Blöcken und Schollen jeder Größe und Form über die Waſſerfläche emporragen. Während mehrere Schlittenexpeditionen die Nord- und Oſtküſte von Grant Land ſowie Hall Land und den Peterman Fjord erforſchten, verſuchten Kapitän Markham und Lieutenant Parr mit Hülfe von dreizehn Matroſen über dieſes Meereseis hinweg gen

Norden zu dringen, doch stellten sich diesem Vorhaben unglaubliche Schwierigkeiten entgegen. Mit Spitzhacke, Axt und Pulver mußten die Kühnen jeden Schritt Weges durch die übereinander gehäuften Schollen erzwingen und konnten trotzdem die Schlitten nicht voll belastet, sondern nur teilweise beladen darüber hinweg ziehen, so daß derselbe Weg mehrmals gemacht werden mußte. Auf diese Weise kam man durchschnittlich wenig mehr als $^1/_4$ Meile täglich vorwärts, bis man endlich am 12. Mai die nur 117 Kilometer in gerader Linie von der „Alert“ entfernte Stelle erreichte, wo unter 83° 20′ 26″ n. Br. die Flagge Englands aufgepflanzt wurde.

Einige Untersuchungen, die Markham an diesem Punkte anstellte, lieferten interessante Ergebnisse. Es gelang, das Eis zu durchbrechen und Forschungen über die Meerestiefe anzustellen, die hier 71 Faden betrug. Auch versenkte man einen mit Fleischresten gefüllten Brotbeutel durch das Loch bis auf den Grund des Meeres und staunte nicht wenig, als dieses primitive Netz nach seinem Emporholen von kleinen Krustaceen wimmelte.

All diese Beobachtungen mußten mit unsäglichen Opfern und Beschwerden erkauft werden, trotz aller Vorsichtsmaßregeln brach der gefürchtete Skorbut aus und reduzierte den Gesundheitszustand der Beteiligten in so erschreckender Weise, daß noch während des Rückmarsches schleunigst Hülfe von der „Alert“ herbeigeholt werden mußte. Als diese Hülfe bei den Heimkehrenden eintraf, war bereits einer der Erkrankten gestorben, elf andere mußten auf Schlitten fortgeschafft werden und nur noch drei Personen vermochten zu gehen.

Das Resultat dieser Schlittenpartie ist der Beweis, daß es völlig unmöglich ist, eine größere Strecke über das Polareis vorzudringen und daß der Nordpol, der von dem erreichten Punkte aus noch volle 399$^1/_2$ engl. Meilen entfernt lag, wohl niemals vom Smithsund aus wird erreicht werden.

Nachdem sämtliche Expeditionen zurückgekehrt waren und am 20. Juli eine Bewegung im Eise sich bemerkbar machte, gelang es der „Alert“, am 31. Juli ihr Winterquartier zu verlassen, und als auch die „Discovery“ bald darauf frei wurde, traten beide Schiffe den Heimweg an.

Obwohl der Erfolg dieser überaus kostspieligen Expedition weit hinter den Erwartungen zurückblieb und in England große Verstimmung hervorrief, traten in Amerika mehrere Forscher mit neuen Vorschlägen auf, wie der Nordpol erreicht werden möge. Es ist hier nicht der Platz, auf diese vielfachen, mitunter überaus phantastischen Vorschläge einzugehen, unter denen sich auch der befand, mit — Luftballons das erstrebte Ziel zu erreichen. Beachtenswerter erschien das Projekt des nordamerikanischen Kapitäns H. W. Howgate, welcher die Gründung einer Polarkolonie vorschlug, deren erste etwa bei der unter 81° 40′ n. Br. gelegenen Lady Franklin Bai stationiert werden sollte, wo Nares ein Kohlenlager gefunden hatte.

Obwohl die Regierung der Vereinigten Staaten sich anfänglich ablehnend verhielt, kam Howgates Plan schließlich doch durch die Absendung der auf drei Jahre berechneten Expedition unter Lieutenant A. W. Greeley im Sommer 1881 zur Ausführung. Es gelang der Expedition, ihren Bestimmungsort, den Lady Franklin Sund,

überraschend schnell zu erreichen und legte Greeley am Discovery Hafen seine Station Fort Conger an.

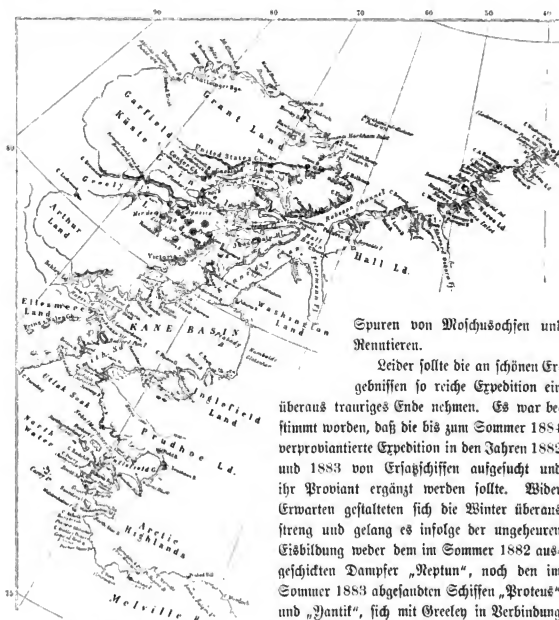
Die Hauptaufgabe bestand in der regelmäßigen Beobachtung der meteorologischen und anderen physikalischen Verhältnisse im Polargebiete und sind in dieser Beziehung wertvolle Aufschlüsse mit heimgebracht worden. In geographischer Hinsicht vermochten die Mitglieder durch während der Jahre 1882 und 1883 ausgeführte Schlittenexkursionen die bisherige Kenntnis jener Gebiete wesentlich zu erweitern. So glückte es z. B. dem Lieutenant Lockwood auf einem im Jahre 1882 unternommenen Ausflug in nordöstlicher Richtung die Nordküste Grönlands um mehr als vierzig Meilen zu verlängern und bis zum 83° 24′ n. Br. und 40° 46′ w. L. zu verfolgen. Die Leistung Markhams im Jahre 1875 wurde hierdurch übertroffen, indem Lockwood um vier bis fünf englische Meilen weiter bis zu dem nördlichsten Punkte vordrang, der von menschlichen Wesen je erreicht worden ist.



Von einer nahezu 700 Meter hohen Erhebung sahen die kühnen Entdecker kein Land gegen Norden oder Nordwesten, gen Nordosten aber erblickte man unter 83° 35′ n. Br. und 38° 82′ w. L. ein hohes Vorgebirge, das den Namen Kap Washington erhielt.

Auch die Küsten des Grönland gegenübergelegenen Grinnell Landes erhielten eine weitere Ausdehnung und entdeckte man südwestlich von demselben ein bisher unbekanntes Gebiet, daß den Namen Arthur Land erhielt. Ein mächtiger Fjord, der sich von Südwesten her zwischen Arthur Land und die Garfield Küste schiebt, wurde zu Ehren des Leiters der Expedition Greeley Fjord getauft.

Greeley selbst veranstaltete im Sommer 1882 einen Ausflug in das Innere von Grinnell Land und entdeckte hierbei den 60 engl. Meilen langen und 10 Meilen breiten Hazen See. Ungeheure Gletscher wurden allenthalben gesehen, in den Thälern traf man eine verhältnismäßig reiche Vegetation, sah Überbleibsel von Eskimohütten und traf auf



Karte des Seewegs
vom Smithsund zum Robeson Kanal.
Nach einer von Richard Kiepert entworfenen
Karte von Grönland.

Spuren von Moschusochsen und Renntieren.

Leider sollte die an schönen Ergebnissen so reiche Expedition ein überaus trauriges Ende nehmen. Es war bestimmt worden, daß die bis zum Sommer 1884 verproviantierte Expedition in den Jahren 1882 und 1883 von Ersatzschiffen aufgesucht und ihr Proviant ergänzt werden sollte. Wider Erwarten gestalteten sich die Winter überaus streng und gelang es infolge der ungeheuren Eisbildung weder dem im Sommer 1882 ausgeschickten Dampfer „Neptun“, noch den im Sommer 1883 abgesandten Schiffen „Proteus“ und „Yantik“, sich mit Greeley in Verbindung zu setzen.

Erfolgreicher gestalteten sich die Anstrengungen des Jahres 1884, wo unter Führung des Kapitäns Schley die beiden amerikanischen Dampfer „Bear“ und „Thetis“ zur Aufsuchung der Abgeschnittenen ausliefen. Ihnen schloß sich von englischer Seite das Polarschiff „Alert“ an.

Inzwischen hatte die schwedische Grönlandexpedition unter Baron Erik Nordenskiöld im Herbste 1883 von Eskimos vernommen, daß die Greeley-Expedition ihre Station Fort Conger verlassen habe und auf einer südlicher gelegenen Insel lagere. Diese Nachricht mußte beachtet werden und begannen die Schiffe, sobald sie den Eingang des Smithsunds erreichten, ihre Nachforschungen. Thatsächlich entdeckte man auf dem Gipfel

der kleinen, an der Ostküste von Ellesmere Land gelegenen Insel Brevoort einen Cairn oder Steinhaufen, unter welchem eine vom Oktober 1883 datierte Nachricht Greeleys lag. Die Mitteilung besagte, daß die Greeley-Expedition im August 1883 in Ermanglung weiterer Nahrung Fort Conger verlassen, am 29. September Baird Inlet an der Ostküste von Ellesmere Land erreicht und am 21. Oktober ein ständiges Lager in der Nähe des Kap Sabine bezogen habe, aber nur noch für 40 Tage Lebensmittel besitze und empfindlich Not leide.

Sofort wurden alle Streifpartien zurückgerufen und fuhr Kapitän Schley mit der Dampflaunch des „Bear“ an die bezeichnete Stelle, während die Schiffe nachfolgten. Welch ein Bild des Jammers bot sich hier den tief erschütterten Seeleuten, als sie das armselige Lager der Unglücklichen erreichten, die hier neun Monate lang auf Hülfe gewartet hatten. Um zu denselben kommen zu können, mußten die Seeleute das Zelttuch durchschneiden und erblickten nun einen Haufen wirr übereinander liegender menschlicher Körper, unter ihnen Lieutenant Greeley, der gerade noch Kraft genug besaß, sich auf Händen und Füßen emporzurichten. Er trug Pelzkleidung und eine rote gestrickte Kappe, welche seine Hagerkeit nur um so schärfer hervortreten ließ. Aller Augen füllten sich mit Thränen beim Anblick seiner langgewachsenen Kopf- und Barthaare, seines verfallenen Gesichtes, seiner tief eingesunkenen Augen, die in eigentümlichem Glanze leuchteten. Seine Stimme war kaum vernehmbar, ließ aber die überwältigenden Gefühle, die das Herz des Armen durchstürmten, klar erkennen.

Zu beiden Seiten Greeleys lagen zwei seiner Gefährten im Verscheiden, Greeley hatte ihnen soeben Sterbegebete vorgelesen. Der eine der beiden, Korporal Ellison, hatte Hände und Füße durch den Frost verloren und vermochte nicht sein Haupt zu erheben, neben ihm lag der Soldat Maurice Cornell dem Hungertode nahe. Vier andere, der Sergeant Brainard, die Soldaten Long und Fredericks sowie der Lazarettgehülfe Beberbeck waren noch im stande, aus dem Zelte hinauszukriechen. Ihre Bitten um Essen klangen herzzerreißend, doch mußte den Unglücklichen feste Nahrung noch verweigert werden und stärkte man sie mit Milchpunsch und Ammoniak, denen später Brühe und warme Milch folgten. Mehrere Tage lang blieb der Zustand der Geretteten ein äußerst kritischer, da der ersten Freude eine tiefe Niedergeschlagenheit folgte. Der Geisteszustand war bei allen schwach, Sprache und Bewegung leise und langsam. Ellison starb am 6. Juli und verlor noch vor seinem Tode den Verstand.

Nur sechs jener 25 Männer, die drei Jahre zuvor mit so frohen Hoffnungen gen Norden zogen, um der Wissenschaft zu dienen, kehrten in ihr Vaterland zurück, die übrigen waren alle durch Frost und Hunger in der Einöde bei Kap Sabine zu Grunde gegangen. —

Unter dem frischen Eindruck dieser Trauernachrichten sprach die Presse der gesamten civilisierten Welt die Hoffnung aus, daß keine weiteren Nordpolexpeditionen mehr unternommen werden möchten; die Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß diese Eindrücke nicht von langer Dauer sind und daß der rastlose Menschengeist nie ermüden wird, bis es ihm gelungen ist, der allgewaltigen Natur auch ihr letztes Geheimnis zu entreißen.

Schon harrt die Welt mit ängstlicher Spannung des Ausgangs einer Forschungsreise, die am 6. Juni 1891 der von vier Mann und — seiner jungen Frau begleitete amerikanische Lieutenant Peary antrat, um vom Humboldtgletscher aus gen Norden vorzudringen und die Aufnahme der Nordküste von Grönland zu vollenden, schon rüstet sich auch der Bezwinger des grönländischen Inlandeises, Dr. Fridtjof Nansen zu dem noch abenteuerlicheren Vorhaben, mit einem kleinen Schiffe von der Beringsstraße aus den Nordpol zu erreichen.



Eine aus Walroßzahn geschnitzte Tierfigur der grönländischen Eskimos.

Die Entdeckungen der Amerikaner in Nordamerika.





Krähen Indianer.

Nach einem Stiche aus dem Werke des Prinzen Maximilian zu Wied „Reisen in das Innere von Nordamerika".

Die Erschließung des fernen Westens und die Erforschung von Alaska.

Es war im Jahre 1776, als das Geläute der Sturmglocken die Bürger Neu Englands zu den Waffen rief, um für das höchste Gut des Menschen, die Freiheit zu kämpfen, welche ihnen durch die Regierung des alten Mutterlandes verkümmert zu werden drohte.

Unter dem Knattern der Büchsen und dem Donnern der Geschütze erklärten die dreizehn englischen Kolonien der Ostküste von Nordamerika am 4. Juli 1776 ihre Unabhängigkeit und erstritten dieselbe durch acht Jahre andauernde blutige Kämpfe. Der am 3. September 1783 geschlossene Friede, in dem die Selbständigkeit der Kolonien feierlich anerkannt wurde, bestimmte auch die Grenzen des jungen Staatswesens und sollten dieselben im Norden die fünf großen Seen, im Westen der Mississippi, im Süden das spanische Florida sein. —

Die vielerlei Unruhen und Wirren, welche jener aufgeregten Zeit folgten, wo der Bund der Vereinigten Staaten von Nordamerika geboren wurde, lenkten den Sinn der englischen Kolonisten gänzlich von dem großen Werke der Entdeckung ab und blieb die Kenntnis bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts auf das zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Mississippi gelegene Gebiet beschränkt.

Zu jener Zeit war Pennsylvanien der westlichste Staat, Pittsburg einer der äußersten Militärposten, von welchem aus alles gen Westen gelegene Land als „die große Wildnis“ bezeichnet wurde. Allmählich aber begannen Einwanderer in diese Wildnis einzusickern, zuerst vereinzelt, dann in Trupps, in Scharen, in Strömen und zuletzt in einer Hochflut, deren Wellen immer mächtiger und mächtiger brandeten.

Das junge Volk der Vereinigten Staaten begann seine Kräfte zu fühlen, seine glorreiche Zukunft zu ahnen und bedachte sich nicht lange, als Napoleon I. den auf dem westlichen Mississippiufer gelegenen noch französischen Teil Louisianas der Union käuflich anbot, diese Gelegenheit zur Erweiterung ihres Gebietes zu benutzen. Dies geschah im Jahre 1803 und machten sich durch diesen Kaufakt die Bürger der Vereinigten Staaten nicht nur zu Herren des ganzen Mississippithales, sondern auch des unermeßlichen Gebietes bis zu den Felsengebirgen. —

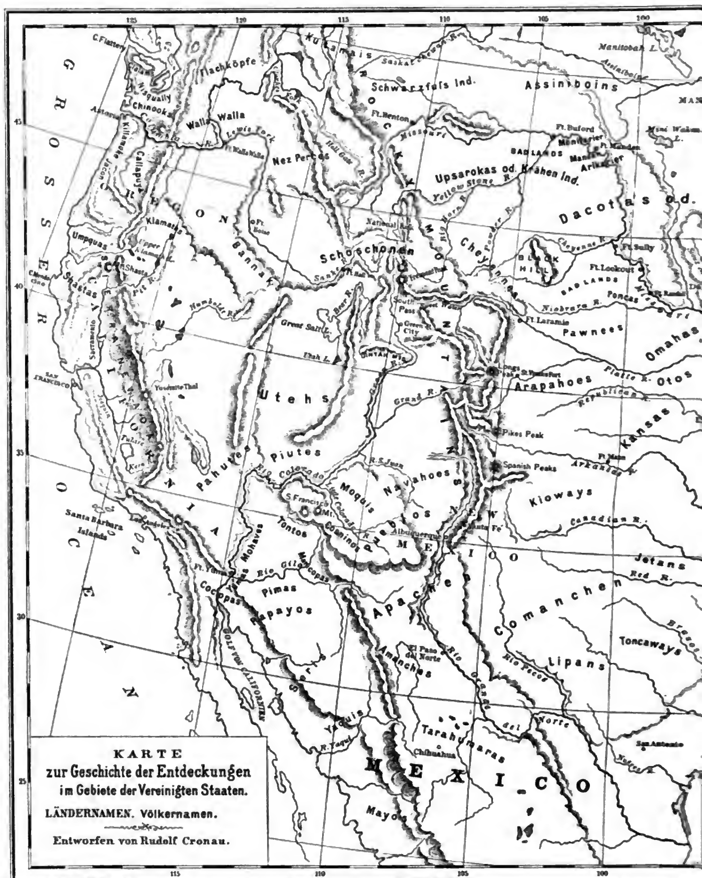
Von welcher Beschaffenheit dieses Gebiet sein möge, wußte allerdings niemand zu sagen, denn noch hatte kein Boot die mächtigen Ströme jenes Westlandes befahren, noch kein Weißer die endlosen Prairien gekreuzt und zeigten die Landkarten jener Zeit zwischen dem Mississippi und Großen Ozean einen gewaltigen weißen Fleck, in dem die lakonischen Worte verzeichnet standen: The great American Desert. Unexplored. „Die große amerikanische Wildnis. Noch unerforscht!“ —

Die ungeheure Energie und Regsamkeit, welche den Bürgern des jungen amerikanischen Staatenbundes innewohnten, duldeten aber nicht lange diesen Zustand und bald nachdem die politischen Verhältnisse des Landes sich einigermaßen befestigt hatten, übertrug die Bundesregierung den Kapitänen Meriwether Lewis und William Clarke den gefahrvollen Auftrag, als Erste in jene Wildnis vorzudringen.

Dies geschah im Jahre 1803 und bezeichnet dasselbe den Anbruch einer glorreichen Epoche geographischer Entdeckungen, wie sie glänzender und segensreicher Amerika bisher nicht erlebte. Erfolgte doch in dieser bis etwa zum Jahre 1870 reichenden Epoche die Erschließung des fernen Westens, jenes Gebietes, das mit seinen endlosen Prairien und Savannen, seinen himmelanragenden Gebirgen, seinen unermeßlichen Reichtümern an Gold, Silber und anderen wertvollen Metallen, seinen einzig dastehenden grandiosen Naturscenerien und nicht zuletzt mit seiner beispiellosen, ans fabelhafte streifenden Entwicklung recht eigentlich das „Wunderland der Neuen Welt“ genannt zu werden verdient. —

Als die Regierung der Vereinigten Staaten die beiden Hauptleute Lewis und Clarke mit ihrer Mission betraute, war ihr es hauptsächlich darum zu thun, einen Weg auszukundschaften, der das Mississippigebiet mit demjenigen des Columbia verbinde, auf welch letzteres die Vereinigten Staaten auf Grund der Entdeckungen des amerikanischen Kapitäns Robert Gray (vergl. II. Band S. 390) ebenfalls Anspruch erhoben, wobei allerdings die Amerikaner in den Engländern und Spaniern Mitbewerber fanden.

Daß eine Verbindung zwischen dem Mississippi und Columbia leicht herbeizuführen sein möge, glaubte man aus Nachrichten schließen zu dürfen, die der Voyageur John Carver, welcher in den Jahren 1766 bis 1768 den oberen Mississippi bereiste, von den Nadouessioux erhalten hatte, denen zufolge die Quellwasser des dem Stromsysteme


KARTE
zur Geschichte der Entdeckungen
im Gebiete der Vereinigten Staaten.
LÄNDERNAMEN. Völkernamen.
Entworfen von Rudolf Cronau.
GROSSER OCEAN
OREGON
CALIFORNIA
NEW MEXICO
MEXICO
Flachköpfe
Schwarzfuſs Ind.
Assiniboins
Walla Walla
Nez Perces
Upsarokas od. Krähen Ind.
Dacota's od.
Schoschonen
Bannak
Cheyennes
Pawnees
Omahas
Otos
Arapahoes
Utehs
Piutes
Pah Utes
Moquis
Navahoes
Pueblos
Kioways
Tontos
Mohaves
Maricopas
Pimas
Papayos
Cocopas
Apachen
Comanchen
Jetans
Toncaways
Lipans
Tarahumaras
Mayos
Yaquis
Seris
Klamaths
Umpquas
Shastas
Callapuya
Chinooks
Nisqually
Great Salt L.
Pikes Peak
Spanish Peaks
Santa Fe
Albuquerque
Santa Barbara Islands
San Francisco
Chihuahua
Ft. Benton
Ft. Buford
Ft. Laramie
Ft. Walla Walla
Manitobah L.
Poncas
Kansas
Arkansas R.
Canadian R.
Red R.
Rio Grande del Norte
Rio Pecos
Rio Gila
Rio Colorado
Grand R.
Platte R.
Niobrara R.
Yellow Stone R.
Missouri
Black Hills
Bad Lands
South Pass
Yosemite Thal
Tulare L.
Astoria


CANADA
Winnipeg L.
Lake of the Woods
Nipigon L.
Chippeways
LAKE SUPERIOR
Montagnais
Gaspesiens
Micmacs
Quebec
Etchemins
MAINE
Nipissings
Messasagues
Ottawas
Atticamegus
Sioux
Sault St. Marie
GEORGIAN BAY
LAKE HURON
Algonkin
Menomonis
L. MICHIGAN
Huronen
L. ONTARIO
Tasagrondis
NEW YORK
Irokesen
L. ERIE
Outagamis
Pottawatomis
Miamis
Ft. Wayne
Ft. Detroit
Ft. Miami
CHICAGO
Jowa ys
Illinois
Missouri
Eries
Andastes
PENNSYLVANIA
WEST VIRGINIA
VIRGINIA
MARYLAND
Boston
Long Island
New Amsterdam
NEW YORK
Ohio
Shawnees
St. Louis
Osagen
Cumberland R.
Nashville
Cherokesen
NORTH CAROLINA
C. Hatteras
Roanoke
C. Charles
Delaware Bai
Chesapeake Bai
Arkansas
Little Rock
Chikasaws
Catabas
SOUTH CAROLINA
Pamlicos
C. Fear
Charleston
Choctas
Cosas
Creeks
Yamassees
Uchees
GEORGIA
Savannah
Quappa
Natches
Mobile
Ft. Toulouse
Appalachen
FLORIDA
St. Augustine
Seminolen
NEW ORLEANS
The Everglades
BAHAMA ISLANDS
Guanahani Watling Island
ATLANTISCHER OCEAN
GOLF VON MEXICO
Matagorda Bai
San Bernard
95
90
85
80
75
70
65
45
40
35
30
25

des Mississippi angehörenden Missouri nicht weit von denjenigen des Columbia entspringen sollten.*)

Außer der Feststellung dieser wichtigen Frage erhielten Lewis und Clarke den Auftrag, mit den wilden Völkerstämmen, deren Länder man berühre, Freundschaftsbündnisse zu stiften und Handelsverbindungen anzuknüpfen.



Am 14. Mai des Jahres 1804 traten Lewis und Clarke mit 43 Personen ihre gefahrvolle Reise an. Sie bedienten sich dreier Boote, von denen das größte bei einem Tiefgange von nur einem Meter durch 22 Ruder und ein großes, viereckiges Segel vorwärts getrieben wurde und zum Zwecke der Verteidigung mit Brustwehren und einigen kleinen Geschützen versehen war. Die beiden anderen Fahrzeuge waren einfache Ruderboote.**)

Die Fahrt ging den nur in seinem unteren Laufe bekannten Missouri hinauf, dessen schlammige Fluten rauschend durch die unermeßliche Wildnis dahinzogen.

Wald wechselte mit majestätischen Prairien, die, je weiter die Forscher auf dem Flusse aufwärts gelangten, immer mehr an Ausdehnung zunahmen, so daß schließlich nur noch entlang des Stromlaufes spärliche Gehölze von Eichen, Cottonwood, Eschen und Hickory zu finden waren. Jenseits dieses schmalen Gürtels dehnte sich bis in ungemessene Ferne ein baumloser, im Winde wogender Grasozean, den

*) John Carvers Reisen durch die inneren Gegenden von Nordamerika (Hamburg 1780). S. 56.

**) History of the expedition under the command of Captains Lewis & Clarke to the source of the Missouri, thence across the Rocky Mountains and down the river Columbia to the Pacific Ocean etc. Prepared for the Press by Paul Allen.

die Reisenden tagelang durchstreifen konnten, ohne Holz, ohne Wasser, ohne eine hervorragende Landmarke zu sehen. Zahlreiche Büffelherden belebten diese weiten, mitunter von tafel- oder wellenförmigen Hügelrücken durchzogenen Ebnen, in den Uferwäldern krachten die Binsen unter den schweren Fußtritten des Elch und Wapiti; oder ein von den Bibern angenagter Baumstamm fiel dröhnend zur Erde nieder. In den Klüften hauste der furchtbare Grißlybär und hoch in den Lüften zog der Kriegsadler seine weiten Kreise.

Mehrmals trafen die Reisenden mit einzelnen französischen Trappern zusammen, die als Pelzhändler unter den verschiedenen indianischen Völkerschaften lebten und sich in der Verwilderung wohl zu befinden schienen. Unter den letzteren waren die Osagen, die Kansas, Otos und Poncas durch häufige Kriege mit den von den Franzosen Nadouessioux oder kurzweg Sioux genannten Dakotas sehr zusammengeschmolzen, welch letztere Völkerschaft das ganze zwischen dem oberen Mississippi und dem mittleren Missouri gelegene Gebiet beherrschte und in stetem Kampfe mit allen Nachbarn lebte. Anfänglich nahmen diese Dakotas auch den Amerikanern gegenüber eine feindliche Stellung ein und machten den Versuch, die Weiterreise der Expedition gewaltsam zu verhindern, gaben aber schließlich die Fahrt frei und ließen sich zu einem großen Friedensfeste herbei.

Diese Dakotas bilden noch heute einen der mächtigsten Indianerstämme des fernen Westens und können noch gegenwärtig als die unverfälschtesten Typen derselben betrachtet werden, zumal sich in ihrer Erscheinung alle wesentlichen Merkmale finden, die mehr oder minder fast allen Stämmen des fernen Westens gemeinsam sind.

Betrachten wir die Indianer des Westens im großen Ganzen, so repräsentieren sie einen äußerst stattlichen, wohlgebildeten Menschenschlag. Durchschnittlich von mittler Größe und kräftigem Bau, finden sich namentlich unter den Dakotas und den verwandten Cheyennen überaus imponierende Männergestalten. Energisch ist der Schnitt der ziemlich breiten Gesichter. Kühn springt die hochrückige Nase hervor; kräftig und breit sind Backenknochen und Kinn angelegt, das schwarze Haar ist straff und lang, die Hautfarbe ein helles Lohbraun und in vielen Fällen ein ausgesprochnes Kupferrot. Die außerordentlich scharfsichtigen Augen sind ziemlich klein und tiefdunkel, das Weiße zeigt einen Stich ins Gelbliche. Der Bartwuchs ist gering und wird wie auch die Augenbrauen durch Ausrupfen beseitigt. Die Muskulatur der Glieder ist kräftig entwickelt, Hände und Füße sind zumeist klein.

Gehoben wurden die körperlichen Vorzüge durch ein malerisches Kostüm, das sich bei den Männern während des Sommers allerdings auf Lendenschurz und Mokassins beschränkte, während der kühleren Jahreszeiten aber früher aus Büffelfellen und Gewändern aus Hirschleder bestand, die mit Fransen und allerlei Stickereien aus Perlen und Stachelschweinborsten geschmückt waren. Besonders die großen, auf den Innenseiten reich bemalten Büffelhäute, die um die Schultern geschlagen wurden, verliehen den ernsten und schweigsamen Gestalten der Krieger ein würdevolles, an altrömische Senatoren erinnerndes Aussehen.

Sonstigem Schmuck zeigen sich die Indianer keineswegs abhold, sie umwinden das in mannigfacher Weise angeordnete Haar mit Pelzstreifen und bunten Bändern, schmücken es mit buntgefärbten Perlen und Roßhaaren, stets aber ragt aus der sorgfältig gepflegten Skalplocke die mächtige Feder des Kriegsadlers empor. Prächtig gestickte Tabaksbeutel, der unerläßliche Pfeifensack, Halsbänder aus Bärenklauen, Brustschilde aus Büffelknochen vervollständigen die Ausrüstung der Krieger.

Einfacher als die Bekleidung der Männer ist diejenige der Frauen. Sie besteht aus einem langen, hirschledernen Rock mit kurzen, sehr weiten Ärmeln. Die Beine stecken in kurzen, bis zum Knie reichenden Lederstrümpfen, an die sich unmittelbar die Mokassins anschließen. Wie die Männer, so lieben auch die Frauen und Mädchen allerhand Schmuck und verunstalten nicht selten die Ohren durch fußlange Gehänge aus Knochen und Muschelschalen, deren Gewicht die Ohrläppchen oft bis auf die Schultern herunterzieht, so daß sie thatsächlich nur noch dünne Hautriemen darstellen. Abgesehen hiervon wie auch von der bei den Frauen üblichen Bemalung des Gesichts finden sich namentlich unter den jungen Mädchen zwischen zwölf bis zwanzig Jahren viele hübsche und interessante Gesichter und erwiesen sich die tiefschwarzen Haare, die blitzenden dunklen Augen, die stolz gebogene Nase, die blendend weißen Zähne, die üppigen und doch geschmeidigen Formen gar oft als Reize, die manchen Europäer bestrickten.



Type einer Dakota Indianerin.

Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Zur Zeit, als Lewis und Clarke an den Missouri kamen, fanden sie die dortigen Völkerschaften in einem von der Kultur noch völlig unberührten Zustande. Alle Kleidungsstücke waren aus gegerbten Tierfellen bereitet und bildete das Fleisch des erlegten Wildes fast ausschließlich die Nahrung.

Unter diesen Jagdtieren nahm der Bison oder amerikanische Büffel den ersten Rang ein und lieferte in seinem massenhaften Vorkommen nicht nur überreichliche

Nahrung, sondern bot dem Indianer auch Gelegenheit, aus ihm fast sämtliche anderen Bedürfnisse zu bestreiten.

Die dicken Häute dienten als äußere Bekleidung der Zelte und gewährten trefflichen Schutz gegen die strenge Kälte des Winters, ferner fertigte man aus ihnen Schilde, Sättel, Köcher, Kähne, kofferartige Behältnisse, Lassos u. s. w. Die Därme lieferten die Bogensehnen, Stricke und Zwirn, aus den Hufen und Hörnern schuf man allerhand Gegenstände des täglichen Gebrauchs, die Knochen lieferten Leim und der Kot ein vorzügliches Feuerungsmaterial. So war die ganze Lebensweise der Prairie Indianer Nordamerikas in hohem Grade von der Existenz der Büffel abhängig, mit ihnen mußte der Indianer wandern und, indem er den Herden auf fremdes Gebiet folgte, zum Krieger werden, nicht etwa, um Eroberungen zu machen, sondern um das eigene Dasein zu erhalten.

In diesem gefahrvollen Kampfe ums Dasein erkannten die Indianer, daß das von den Spaniern in Amerika eingeführte Pferd, welches sich von den unter spanischer Botmäßigkeit stehenden südlichen Territorien aus gen Norden verbreitete und in verwildertem Zustande herdenweise die Prairien bevölkerte, in vorzüglicher Weise geeignet sei, sie bei ihrem Nomadenleben zu unterstützen, fingen die Tiere in den Prairien ein oder setzten sich durch Raub oder Tausch in ihren Besitz. Gar bald lernten sie den Nutzen der neuen Tierart schätzen und innerhalb kurzer Zeit wurden zahlreiche Stämme zu Reitervölkern. Infolge fortwährender Übung bildeten sich manche Stämme, wie z. B. die Comanchen, zu den geschicktesten Reitern der Welt heran und lebten ausschließlich der Jagd und dem Kriege. Nur wenige Stämme, wie z. B. die Mandanen, Mönitarier,



Ein Dorf und kesselförmige Fellboote der Mandanen.
Nach einer Zeichnung von Ch. Bodmer.



Inneres der Hütte eines Mandan Indianers.

Nach einem Stiche aus dem Werke des Prinzen Maximilian zu Wied „Reise in das Innere von Nordamerika“.

Osagen, die Yanktonais, die Pawnees, die Sac- und Fuchs Indianer bequemten sich zu seßhafterem Leben und betrieben neben der Jagd den Anbau von Mais, Kürbissen und Bohnen. Andere Banden, die sich durch feindliche und an Zahl überlegene Nachbarn in wildarme und unfruchtbare Gebiete gedrängt sahen, verkümmerten dort unter dem langen Druck der elendesten Lebensverhältnisse zu einer Rasse unansehnlicher Menschen, die sich von Wurzeln, Eidechsen, Schlangen, Heuschrecken und dergleichen nähren mußten und mit den verkommensten Zweigen des Menschengeschlechts auf einer Stufe stehen.

Je nach der verschiedenen Lebensweise gestalteten sich auch die Wohnungsverhältnisse. Begnügten sich die nomadisierenden Indianer durchweg mit leicht transportablen Zelten, die aus sechs bis sieben Meter im Durchmesser haltenden und fünf Meter hohen, spitz zulaufenden Gerüsten kreisförmig zusammengestellter Stangen bestanden und eine wetterfeste, vielfach bemalte Umkleidung aus aneinander genähten Büffelhäuten besaßen, so wohnten die seßhaften Mandanen sowie einige andere Stämme hingegen in festen, aus Holz und Erde aufgeführten halbkugelförmigen Behausungen, während die auf der niedrigsten Stufe stehenden Cosninos, Tontos und andere sich mit armseligen Unterschlupfen in Klüften und Schluchten begnügten.

Infolge ihrer zumeist unstäten Lebensweise haben die Indianer für einen umfänglichen Hausrat keine Verwendung und beschränkt sich derselbe zumeist auf einzelne Felle, die als Ruhe- und Schlafstätten dienen, auf einige aus Horn geschnitzte Löffel und einige Töpfe und Behältnisse. Weitaus reicher gestaltet sich das Arsenal an Waffen, unter denen Bogen und Pfeile zuerst genannt sein mögen. Daneben führt man Keulen und Streitkolben aus Holz, Totschläger, die an ihrem oberen Ende runde oder eiförmige Steine besitzen, die mittelst starker Lederriemen mit dem Handgriff der Waffe fest verbunden sind. Ähnliche gefährliche Waffen sind die allbekannten Tomahawks, ursprünglich aus Holz, Stein und Tierknochen gemacht, an deren Stelle später eiserne, im Tauschhandel von den Weißen bezogene Beile traten. Speere und Lanzen wurden von den Reitervölkern mit Vorliebe geführt, zu diesen Waffen gesellten sich noch Skalpiermesser, Lassos und später durch engeren Verkehr mit den Weißen Büchsen und Revolver.

Eine besondere, in die Augen fallende Regierungsform ist den Prairie Indianern unbekannt, im Gegenteil erfreut sich jeder einer vollkommenen Unabhängigkeit. Wohl giebt es Häuptlinge, doch betrifft der Gegenstand ihrer Regierung mehr die äußeren als die inneren Angelegenheiten der Stämme, hauptsächlich aber die Kriegführung. Obwohl die Würde eines solchen Häuptlings erblich ist, so ist sie doch mancherlei Bedingungen unterworfen und erfordert viele persönliche Eigenschaften, namentlich Erprobtheit im Kriege, um eine Gefolgschaft von Anhängern zu sichern. Die Zahl der Krieger, über die ein Häuptling gebietet, ist demnach sehr verschieden: zählt dieser z. B. 800 bis 1000, so hat ein weniger berühmter vielleicht kaum drei bis vier Anhänger. Während eines Krieges steht dem hervorragendsten Häuptling die Oberleitung zu, während die anderen Häuptlinge als Beiräte fungieren.



Type eines älteren Dakota Indianers.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Die Ratsversammlungen, in denen jede Sache von Wichtigkeit zur Verhandlung kommt, finden gewöhnlich in einer eigens zu diesem Zwecke bestimmten Ratshütte statt und lassen sich die Teilnehmer an der Versammlung in einem Kreise auf dem Boden nieder, worauf, nachdem die Friedenspfeife die Runde gemacht, der oberste Häuptling durch eine Rede die Beratung eröffnet. Während derselben kommt in der Regel die eigentümliche indianische Beredsamkeit zur Geltung, die sich nicht nur durch treffende Kürze, sondern auch durch Bilderreichtum auszeichnet.

Zwangsgesetze sind völlig unbekannt, und wenn die Häuptlinge Vorschläge machen, die für das Gemeinwohl vorteilhaft zu sein scheinen, so steht es jedem frei, ob er das Seinige zur Ausführung derselben beitragen will oder nicht. Werden Gewaltthätigkeiten oder Morde verübt, so bleibt das Recht, dieselben zu rächen, der betroffenen Familie überlassen.

Was die Familienverhältnisse anlangt, so herrscht allgemein Vielweiberei und richtet sich die Zahl der Frauen je nach den Vermögensverhältnissen des einzelnen. In der Regel heiraten die Männer ein Weib nach dem andern, mitunter aber auch zwei oder drei auf einmal und bringen es, da der Weiberdiebstahl zu den Passionen der Rothäute gehört, manche Krieger zu einer ansehnlichen Frauenliste. Muß die Frau erkauft werden, geschieht dies vielfach erst nach langwierigem Schachern und erfolgt die Ehe ohne besondere Cermonien.

Infolge oberflächlicher Reiseschilderungen hat man sich an die Anschauung gewöhnt, die Indianerin sei nichts weiter als die Sklavin, das Lasttier ihres Mannes. Dem ist nicht so. Uralten Traditionen zufolge ist es der kriegerischen Würde der Männer nicht entsprechend, niedrige Arbeiten zu verrichten, ihre Aufgabe ist es, die Familie zu

ernähren und zu beschützen. Den Frauen hingegen liegt es ob, die Nahrung zu bereiten, die Kleider und Geräte anzufertigen und die Zelte zu errichten. Diese Arbeiten sind durchaus erträglich und finden alle Frauen sattsam Zeit, nebenher ihre guten Farbensinn bekundenden Stickereien auszuführen.

Ist die Frau Mutter geworden, so bindet sie ihr Kind so, daß die mit Lederriemen und Tuchstreifen umwundenen Glieder eine natürliche Lage einnehmen. Wo immer sie geht, trägt die Mutter das Kind auf dem Rücken, ausgenommen, wenn sie schwere Arbeiten verrichten muß, während welcher der Sprößling in seinem Futterale an einem Baumast oder hervorspringenden Felsblock aufgehangen wird. —

Wenn das Jugendglück in völliger Ungebundenheit und Sorglosigkeit besteht, so verleben die Kinder keines Volkes schönere Jugendjahre, als die Indianerkinder. Sind dieselben alt genug, zu laufen, so wachsen sie, sich selbst überlassen, heran, werden auch in der Ausübung ihres Willens nur selten gehindert und noch seltener bestraft. Schon frühzeitig erhalten die Knaben Waffen und streifen allein durch Wälder und Prairien, um zu jagen; die Mädchen hingegen ergötzen sich an mancherlei Spielen.

Für ihre Familie wie für ihren Stamm zeigen die Indianer große Anhänglichkeit und setzen gern das Leben für die Wohlfahrt derselben ein. Das Alter wird sehr geehrt und hören die Jünglinge auf den Rat der älteren, als wenn es Orakelsprüche wären. Sorglos und mit wenigem zufrieden, sind sie überaus gesellig und gastfrei und helfen dem Mangel ihrer Freunde gerne mit ihrem Überfluß ab. Träge und unthätig, so lange Vorräte vorhanden und keine Gefahren nahe sind, ziehen die Männer aber ebenso unermüdlich wie standhaft zur Jagd oder zum Kriege, sobald die Notwendigkeit dies erfordert.

Während ihrer Kriegszüge vermeiden die Indianer Nordamerikas jede unnötige Bloßstellung, sie suchen ihre Feinde womöglich durch List und plötzlichen Überfall zu überrumpeln. Aber auch der offene Kampf wird nicht gescheut, wie Tiger stürzen sie ihren Feinden entgegen und haben denselben die Schädel eingeschlagen, bevor die Überraschten noch Zeit gefunden, zu den Waffen zu greifen. Dem Erlegten setzt der Sieger den Fuß auf die Brust, windet das Haar um die linke Faust, macht mit dem Skalpiermesser einen Kreisschnitt um die Kopfhaut und reißt mit einem gewaltigen Ruck den ganzen Schopf vom Schädel. Dieser Skalp wird zunächst sorgfältig gegerbt und sodann während des nächtlichen Skalptanzes bei loderndem Feuer feierlich geweiht. Er ist bei dieser Gelegenheit auf einen an einem Stabe befestigten Reifen aufgespannt und mit allerhand Zieraten und Kuriositäten ausstaffiert. (Vergl. Illustr. S. 348.) Die Skalpe gelten als die höchsten Triumphzeichen und sie prangen, in viele einzelne Löckchen zerlegt, als Schmuck an den Säumen der Gewänder oder an den Kriegswaffen; bei besonderen Gelegenheiten erblickt man sie auch wohl nebeneinander gereiht an den langen Skalpstangen, die bisweilen, namentlich bei festlichen Gelegenheiten vor den Wigwams aufgepflanzt werden, um die Thaten und den Ruhm der siegreichen Geschlechter zu verkünden.

Ist dem Indianer gegenwärtig wenig mehr Gelegenheit geboten, seine hervorragenden kriegerischen Eigenschaften zu verwerten, so steht aber doch jetzt noch kriegerische

Tüchtigkeit im höchsten Ansehen. Die ganze Erziehung der Knaben ist auf die Erweckung kriegerischen Ehrgefühls gerichtet. Erfahrene Krieger unterweisen sie in den verschiedenen Arten des Kampfes und lehren ihnen die tausendfältigen Listen und Kniffe, die auf dem Kriegspfade Vorteil bringen können. Vor allem suchen die Jünglinge auch jene Standhaftigkeit zu erringen, die früher als das erste Erfordernis für einen tapferen Krieger galt. Nur durch das geduldige Ertragen furchtbarer Selbsttorturen konnte er den Beweis erbringen, daß er fähig sei, in die Kaste der Krieger einzutreten und galt es als höchster Ruhm des Kriegers, diese Standhaftigkeit als ein Kennzeichen seines Stammes auch am feindlichen Marterpfahle bis zum letzten Atemzuge zu bewahren. Wohl zum großen Teile sind die gräßlichen Qualen, welche die nordamerikanischen Indianer über ihre Gefangenen verhängten, dem wilden Verlangen entsprungen, dem Feinde Schmerzgestöhn zu entlocken, ihn dadurch seiner Kriegerwürde zu entkleiden und auf die Stufe eines Weibes zu degradieren.

Der Genuß berauschender Getränke war vor dem Eindringen der Weißen den Prairie Indianern unbekannt, weit verbreitet hingegen das Tabakrauchen. Die Köpfe der hierbei verwendeten Pfeifen bestehen vielfach aus Stein, so sind die als heilig betrachteten Friedenspfeifen aus einem eigentümlich rot gefärbten Stein geschnitzt, welcher in dem im südwestlichen Minnesota gelegenen Pfeifensteinbruch, dem Heiligtum der roten Rasse gebrochen wird.*)

Die freie Zeit, welche Jagd und Krieg dem Indianer lassen, verbringt er vielfach in geselligen Zusammenkünften, wobei die Erzählung von allerlei Historien, Begebenheiten und vollführten Heldenthaten die Hauptrolle spielen. Außerdem ergötzen sich die Krieger an mannigfachen Spielen und Tänzen. Unter den ersteren war das Ballspiel das vornehmste und ganz besonders bei den am oberen Mississippi wohnenden Stämmen beliebt, wo sich an gewissen Punkten zu bestimmten Zeiten Angehörige aller benachbarter Stämme zusammenfanden, um gemeinschaftlich das Ballspiel zu pflegen. Auch der Tanz ist in den denkbar zahlreichsten und mannigfaltigsten Formen ausgebildet und dient nicht nur dem Zeitvertreib, sondern erscheint auch als wichtiges Beiwerk religiöser und politischer Akte. Die Bewegungen sind bei jedem Tanze verschieden, allein es ist fast nicht möglich, diese Unterschiede genau zu beschreiben, außerdem hat jede Völkerschaft ihre besondere Art, zu tanzen. Sind Frauen an den Tänzen beteiligt, so beginnen sie damit, daß sie erst etliche Schritte zur Rechten, dann wieder zur Linken machen. Dabei halten sie ihre Füße fest aneinander gepreßt und bewegen sich abwechselnd auf Zehen und Fersen vorwärts. Auf diese Weise gleiten sie mit großer Leichtigkeit bis an eine gewisse Stelle und wieder zurück und halten, wenn auch noch so viele mittanzen, so genau Takt, daß der mit allerlei Gesängen begleitete Tanz nie unterbrochen wird.

Wesentlich verschieden ist die Tanzweise der Männer, die abwechselnd die Beine anziehen und heftig auf den Boden setzen und während dieser Bewegungen kurze, gellende Laute ausstoßen. Geradezu schreckenerregenden Eindruck machen die Kriegstänze, die von

*) Vergl. Cronau, Fahrten im Lande der Sioux, S. 53—64. — Derselbe, Im wilden Westen, S. 79—88. — Derselbe, Von Wunderland zu Wunderland, I. Band S. 13, II. Band S. 4.



Aufputz eines Mönnitari Indianers beim Hundetanz.

Nach einem Stiche in dem Werke des Prinzen Maximilian zu Wied „Reise in das Innere von Nordamerika".

den Indianern ausgeführt werden, sobald sie den Kriegspfad beschreiten wollen oder von demselben zurückkehren. Sämtliche Teilnehmer erscheinen dabei fast nackt aber völlig bewaffnet und im Schmuck einer schauerlichen Bemalung.

Der eine ist blutrot, der andere okergelb, der dritte grün gefärbt und in diesen Untergrund sind die seltsamsten Ornamente hineingemalt. Manche sind tiefschwarz und tragen überall weiße Streifen, so daß sie mehr wandelnden Skeletten als lebenden Wesen gleichen. Die Gesichter ähneln schauerlichen Satansfratzen: der eine hat ein Auge ringsum grellblau, das andere hochrot, die Backen mit weißen, schwarzen und grünen Streifen angemalt und alle tragen verschiedene Zeichen zur Schau, aus denen der Kundige sofort zu erkennen vermag, welche Heldenthaten ihr Träger bisher vollführte.



Ein Indianer mit den Zeichen seiner Kriegsthaten geschmückt.

Diese Ehrenzeichen sind bei jedem Stamm verschieden, allgemein üblich ist es, selbst auf den Kleidungsstücken mit Farben die Wunden anzudeuten, die der Träger der Kleidung im Kampfe erhalten hat.*)

Sind alle Tänzer versammelt, so wird derselbe von dem obersten Häuptling begonnen. Nach ihm erhebt sich einer nach dem andern, um während des Tanzes seine eignen Thaten und die Thaten seiner Vorfahren zu besingen, bis endlich alle zusammen tanzen. Jetzt fängt das Schauspiel an, für jeden Fremden fürchterlich zu werden, da alle Teilnehmer die scheußlichsten Stellungen einnehmen und im voraus zeigen, was sie gegen ihre Gegner

*) Vergl. Cronau, Buch der Reklame. Abt. II, S. 41.



Ein Tanz der Mandan Indianer.
Nach einer Zeichnung von Ch. Bodmer.

im Kampfe thun wollen. Sie beugen sich und senken den Blick zur Erde, als suchten sie dort einen zu erschlagenden Feind, sie richten den Blick in die Weite und nach den ziehenden Wolken, als wollten sie auch dort ihre Gegner erspähen. Dabei schwingen die Hände fortwährend die gräßlich gestalteten Waffen, sie drohen einander mit den scharf geschliffenen Messern zu durchstoßen und drücken durch Bewegungen aus, wie sie ihre Feinde töten und ihnen die Haut vom Kopfe ziehen wollen. Der Begriff des Phantastischen hört hier vollständig auf, der des Fratzenhaften, des Satanischen tritt an seine Stelle. Immer wilder und wütender brechen die Tänzer hervor, immer teuflischer erscheinen die scheußlich bemalten Leiber, immer verzerrter die Gesichter, immer dämonischer das Geschrei, unheimliche Blitze sprühen die funkelnden Augen, die Nüstern sind weit geöffnet, fletschend treten die Zähne hervor, die Gestikulationen der Glieder sind unbändigster Raserei, der Tobsucht zu eigen — es ist ein Bild, als hätten tausend Höllen ihre Insassen ausgespieen und schaudernd begreift man, warum manche Weiße im entscheidenden Augenblick sich lieber selbst den Tod geben, als daß sie sich lebendig den Händen solcher bemalter Teufel überantworten.

In früheren Zeiten besaßen die Indianer Tänze, wobei die Teilnehmer in mannigfachen Vermummungen auftraten, so z. B. trugen sie beim Büffeltanz die mächtigen Köpfe dieser Wiederkäuer auf ihren Schultern und ahmten alle charakteristischen Bewegungen der Bisonten nach; das Erscheinen der Jahreszeiten wurde pantomimisch

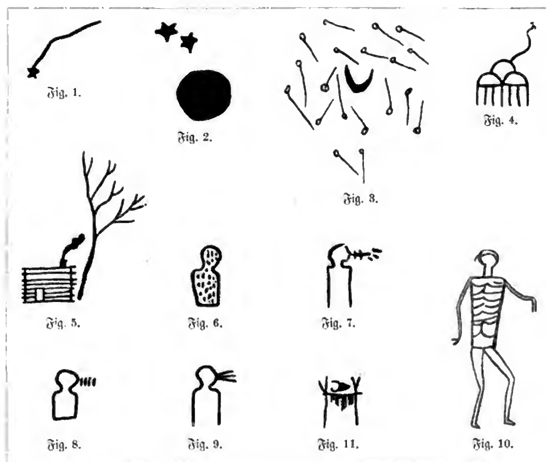


Ein Bisontanz der Mandan-Indianer.

Nach einem Stiche in dem Werke des Prinzen Maximilian zu Wied „Reise in das Innere von Nordamerika".

dargestellt, aber leider sind diese Tänze, von denen der amerikanische Maler George Catlin viele bildlich festgehalten hat, seit längerer Zeit aufgegeben.

So tief die Indianer des fernen Westens hinsichtlich ihrer Kultur gegenüber den ungleich fortgeschritteneren Völkern des alten Mexiko und Peru stehen, so sind sie aber doch nicht ganz ohne jedes schriftliche Verkehrsmittel. Sie verstehen es, sich gegenseitig schriftliche Mitteilungen zu machen, allerdings überwiegend mit Hülfe des uranfänglichen, unbeholfensten Schrifttums, der rein darstellenden Bilderschrift ohne Lautzeichen.



Indianische Bilderschriften.

Je nach der Begabung und dem Ausdrucksverständnis des Schreibers zeigen diese Bilderschriften mehr oder minder leicht verständliche Darstellungen.

Ausgezeichnete Krieger pflegen die denkwürdigen Begebenheiten ihres Lebens auf die Innenseite von Büffelfellen zu malen und vererben sich derartige Fellchroniken als heilige Stammregister von Geschlecht zu Geschlecht. In gleicher Weise werden die wichtigsten Ereignisse jedes Jahres in der Erinnerung festgehalten, so z. B. erinnert die einem derartigen Kalender der Dakotas entnommene Fig. 1 an das Erscheinen eines ungewöhnlich glänzenden Meteors, Fig. 2 an eine Sonnenfinsternis, während welcher

einzelne Sterne am Himmel sichtbar waren, Fig. 3 an einen außerordentlich starken Sternschnuppenfall, Fig. 4 an einen schweren von Donner und Blitz begleiteten Wolkenbruch. Fig. 5 erinnert an das Jahr, wo der erste Weiße im Lande der Rothäute erschien und im Schatten eines Baumes ein Blockhaus erbaute.

An schwere Heimsuchungen erinnern die Figuren 6 bis 9, deren erste die Zeiten ins Gedächtnis zurückruft, wo die Blattern unter den Rothäuten auftraten, während die Figuren 7 bis 9 Perioden darstellen, wo die Indianer von überaus heftigem Husten befallen wurden. Daß dieser Husten sich in stoßweißen Anfällen Luft machte, ist durch die Figuren 6 und 7 in origineller Weise zur Anschauung gebracht. Figur 10, das Bild eines völlig abgezehrten Menschen, deutet auf eine große Hungersnot, Fig. 11 hingegen auf eine Zeit des Überflusses, wo es Büffelfleisch in Menge gab, zeigt die Figur doch einen liegenden Büffelschädel und darunter eins jener Holzgestelle, auf welchen das in schmale Streifen zerlegte Fleisch an der Sonne gedörrt wird.

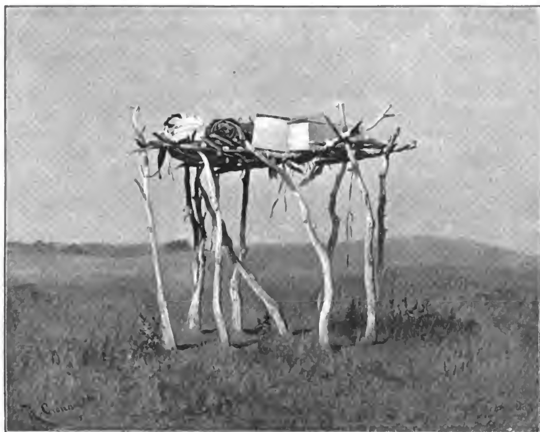
Die Schwierigkeit dieser Ausdrucksweise wächst natürlich, sobald nur sprech- und denkbare, nicht durch ein Bild darzustellende Begriffe mitgeteilt werden sollen. Hier beginnt die Bilderschrift unbeholfen und unsicher zu werden, denn derartige Begriffe muß der Lesende selbst hinzudenken und erraten. Fällt dem Uneingeweihten die Deutung solcher Bilderschriften mitunter überaus schwer, so ist es den hierin geübten Indianern ein Leichtes, die uns rätselhaft dünkenden Zeichnungen in diejenigen Gedanken umzusetzen, welche der Zeichner ausdrücken wollte.

Von dieser reinen Bilderschrift schritten einige Stämme zu höher stehenden Schriftsystemen, die aber meist wie die Stämme selbst dem Untergange verfielen. Dagegen hat sich im direkten Verkehr der einzelnen Stämme bis heute eine ziemlich entwickelte Gebärdensprache erhalten, die über den ganzen Westen verbreitet ist und zwischen verschiedensprachigen Völkerschaften häufig Anwendung findet.

Krankheiten werden dem Einflusse böser Geister zugeschrieben, zu deren Bannung man die „Medizinmänner“ ruft, die in überaus grotesken Vermummungen durch allerlei Hokuspokus die Dämonen zu verscheuchen suchen, welche von dem Körper des Erkrankten Besitz ergriffen. Daneben wenden die Medizinmänner mancherlei ihnen bekannte Mittel an, die sie trefflich zuzubereiten wissen. Vorzüglich verstehen sie sich auf die Behandlung von Wunden, Quetschungen und Knochenbrüchen, nehmen aber immer ihre aus wildem Geheul und wilden Tänzen bestehenden Beschwörungen mit zu Hülfe, ohne welche die abergläubischen Kranken den Mitteln wenig Wirkung zutrauen würden.

Erweisen sich die Bemühungen der Medizinmänner fruchtlos und stirbt der Kranke, so wird die Leiche festlich bekleidet, ihr Gesicht bemalt und die Hände werden mit den Waffen versehen, die der Tote bei Lebzeiten führte. Nach vollzogener Trauerklage wickeln die Hinterbliebenen die Leiche in Decken und Büffelhäute, um sie nun zur letzten Ruhe zu bestatten.

Die Art und Weise, die Toten beizusetzen, ist sehr verschieden, manche Völkerschaften bergen dieselben in Höhlen und Klüfte oder begraben sie, am verbreitetsten hingegen ist der Brauch, die Toten auf hohen Gerüsten oder in den Zweigen großer Bäume aufzubahren, wo die Gebeine vor wilden Tieren geschützt sind.



Eine Begräbnisstätte der Dakota Indianer.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Vielfach werden am Fuße der Grabstätte die Geräte, Schmucksachen und Waffen des Verstorbenen niedergelegt, bisweilen auch seine Lieblingspferde oder einige Sklaven erschossen.

In den religiösen Vorstellungen der Indianer ist der „Herr des Lebens", der Schöpfer aller Dinge das Prinzip des Guten. Sie glauben, daß er zu gut sei, um ihnen irgend welchen Schaden zuzufügen. Dem bösen Geiste hingegen, der beständig darüber sinnt, wie er den Menschen schaden könne, opfern sie, um ihn milde zu stimmen. Sie fürchten ihn, da er ihr Unglück verursacht, den Weibern und Töchtern die Köpfe verdreht, das Wild verjagt und die Pfeile ihrer Feinde leitet. Sie fürchten seine Abgesandten, die Dämonen, die auf allen Wegen sie umschweben. Wasser, Wälder, Felsen, Luft und Gras sind erfüllt von unheimlichen Mächten, Geistern und Göttern, deren Waffen Blitze sind, mit denen sie rings um die Erde schießen können. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist allgemein verbreitet, doch sind die Begriffe über dieselbe sehr unbestimmt. Der Weg nach den glücklichen Jagdgründen des Jenseits ist weit, beschwerlich und mit allerlei Gefahren erfüllt, die nur von wirklich guten Indianern bestanden werden können, denn nur solche finden Eingang in jene reizvollen Länder des Jenseits, wo stets ein heiterer, unumwölkter Himmel, ein immerwährender Frühling

herrschen, wo die Prairien mit unabsehbaren Büffelherden, die Wälder mit Wild, die Seen mit köstlichen Fischen angefüllt sind und wo die Seligen in größtem Überfluß und Vergnügen leben, ohne jemals von Krankheit, Not, Sorge und Alter heimgesucht zu werden. —

Kehren wir nach dieser kurzen Charakteristik der Prairie Indianer zu unseren Reisenden zurück, die den Winter von 1804 bis 1805 im Gebiete der Mandanen verbrachten. Am 7. April verließen Lewis und Clarke ihr Winterquartier und kamen weiter stromaufwärts in das von wunderlich gestalteten Hügelformationen erfüllte Gebiet der Bad Lands, die



Opferring der Mandan Indianer.

wir bereits im ersten Bande unseres Werkes (S. 4 u. 5) eingehend beschrieben haben. Weiter oberhalb traten an Stelle dieser seltsamen Thongebirge ebenso phantastisch geformte Sandsteinklippen, die in ihrer von Regen und Wind geschaffenen wilden Zerklüftung an die Ruinen verfallener Burgen, Festungen und Kathedralen erinnerten.

Am 27. Mai kamen die fernen, mit Schnee bedeckten Gipfel der Felsengebirge in Sicht und im folgenden Monat gelangten die Reisenden an eine Stelle, wo der Fluß durch mehrere schnell aufeinander folgende Wasserfälle weithin unschiffbar war. Der unterste Fall hatte eine Höhe von circa 30 Meter und bot ein überaus majestätisches Bild, kurz darauf folgte ein zweiter Fall von 6, ein dritter von 16 und ein vierter von 9 Meter Höhe. Zwischen diesen Fällen befanden sich unpassierbare Stromschnellen und mußte die ganze, mehrere Meilen ausmachende Strecke, auf welcher der Fluß gegen 120 Meter fiel, durch eine überaus zeitraubende „Portage“ umgangen werden, indem



Scenerie am oberen Missouri.

Nach einer Tafel aus „Reisen in Nordamerika“ von Prinz Maximilian zu Wied.

man die Kähne und Ladungen über Land schleifte. Erst am 15. Juli konnten oberhalb der Fälle die Boote wieder bestiegen werden. Die Ufer des Stromes wurden steiler und höher, schwarze Granitwände engten die wirbelnden Fluten ein und bildeten eine meilenlange, 400 Meter tiefe finstere Schlucht, die den Namen die Gasse der Felsengebirge erhielt.

Mehrere Tagereisen später verzweigte sich der Missouri in drei Arme und ließ man den Namen des Hauptstromes aufhören, um die drei Quellströme mit den Namen der berühmten Amerikaner Jefferson, Madison und Gallatin zu belegen.

Die Reisenden verfolgten den Jefferson Fluß bis zu seiner Quelle, überschritten unter furchtbaren Beschwerden die Felsengebirge und kamen im Oktober an den schiffbaren Kooskooskee, der dem Stromgebiet des Columbia angehört.

Hier traf man ein Volk, dessen Angehörige ihre Köpfe künstlich abzuflachen pflegten, weshalb sie den Namen Flachköpfe erhielten. Bei ihnen fanden die Reisenden bereits europäische Erzeugnisse, die durch Tauschhandel vom Pacifischen Ozean hierher kamen. In dem indianischen Lager verfertigten die Weißen mehrere Kähne, schifften sich auf dem von vielen Strudeln und Wirbeln erfüllten Flusse ein und kamen nach schneller Fahrt am 10. Oktober an die Stelle, wo die südliche Gabel des Columbia Flusses, der Lewis- oder Schlangen Fluß nach langem Laufe durch öde, von dunklen Basaltwänden durchzogene Wüsteneien sich mit seinem von Norden her kommenden Bruder, dem Clarke Flusse, zu dem eigentlichen Columbia verbindet.

Von nun an ging die Reise durch überaus malerische Landschaften, durch schroffe, von düsterem Basalt gebildete Engpässe, durch Schluchten, wo Schwindel den Beschauer erfaßte, wenn er die brodelnden, gischtaufwerfenden Fluten ohne Rast und Halt dahinschießen sah. Allenthalben traf man auf Indianer, die dem Fischfang oblagen und vornehmlich die herrlichen Lachse zu Tausenden spießten, die sich mühsam gegen die Strömung aufwärts drängten. Weiter ragten stolze, mit ewigem Schnee und funkelnden Gletschern gekrönte Bergkegel empor und blickten mit ihren Eispyramiden in strahlender Majestät über die gewaltigen Laub- und Nadelwälder hinweg, welche den unteren Lauf des königlichen Columbia umgürten, der sich unaufhaltsam durch die waldigen Berge der Kaskadenkette einen Weg bahnt. Stellenweise trafen die Reisenden auf höchst eigenartige Scenerien, so z. B. am sogenannten Kap Horn, wo die Brandung der Fluten die senkrechten Basaltwände zu schlanken Pfeilern und zierlichen Nadeln gedrechselt hat. Nicht das Liebliche und Freundliche, sondern das Titanenhafte trat immer mehr in den Vordergrund. Die wolkenumzogenen Schneegipfel, die als einzelne herrliche Marksteine auf den Kämmen der Gebirge standen, nahmen immer stolzere Formen an, der Strom wurde breiter und breiter, so daß er fast das Ansehen eines Landsees gewann, um schließlich, selbst schon ein kleines Meer, in dem Schooß des Großen Ozeans zu versinken.

Es war Mitte des Monats November, als Lewis und Clarke am Ziel ihrer Fahrt, der Mündung des Columbia ankamen, nachdem sie eine Strecke von 4134 engl. Meilen zurückgelegt hatten. Der Zweck ihrer Reise war erfüllt, der Weg vom Mississippi zum pacifischen Weltmeere gefunden und hatten die beiden Forscher jetzt nichts mehr zu thun

als zu überwintern und dann nach St. Louis und den östlichen Staaten zurückzukehren, wo sie am 23. September 1806 wohlbehalten eintrafen. —

Die Schilderungen der Reisenden, die in warmer Begeisterung von den reichen Naturschätzen und Schönheiten Oregons (so wurden die Gebiete am Columbia genannt) sprachen, konnte nicht ohne Wirkung auf die leichtentzündbare Abenteuerlust der Amerikaner bleiben. Pelzhändler und Trapper begannen ihren Weg dorthin zu nehmen und bereits im Jahre 1811 erbaute ein der „American Fur Company" als Mitglied angehörender Deutschamerikaner, Johann Jakob Astor, nahe der Mündung des Columbia die befestigte Handelsstation Astoria. Leider war das kühn gedachte Unternehmen schlecht geplant, denn gar bald setzte sich die Hudsons Bai Compagnie, die ihre Handelsposten bereits bis an die Küste des Großen Ozeans vorgeschoben hatte, gewaltsam in den Besitz von Astoria, errichtete zugleich wenige Meilen oberhalb der Mündung des Wilamette Flusses in den Columbia das Fort Vancouver und wußte sich bis zu dem Zeitpunkte in dem Alleinbesitze von Oregon zu behaupten, wo England im Jahre 1846 seinen Ansprüchen auf das Land zu Gunsten der Vereinigten Staaten entsagte, nachdem Spanien bereits im Jahre 1819 gleichfalls auf seine Rechte zu Gunsten der Amerikaner verzichtet hatte. —



Zur selben Zeit, als Lewis und Clarke ihr kühnes Unternehmen begannen, erhielt auch der Lieutenant Zebulon Montgomery Pike den Befehl, von St. Louis aus eine Forschungsreise bis in das seenreiche Quellgebiet des Mississippi zu vollführen, Erkundigungen über den Handel der „Nordwestgesellschaft" einzuziehen und mit den Indianern Friedensschlüsse anzubahnen. Kaum von dieser Reise zurückgekehrt, sah er sich mit dem Auftrag betraut, den von Westen her in den Mississippi einmündenden Arkansas sowie den Red River zu erforschen und die dort wohnenden Osagen, Kansas und Comanchen zu Freundschaftsbündnissen zu veranlassen. Pike trat diese Reise mit einer aus zwei Lieutenants und einundzwanzig Soldaten bestehenden Bedeckung am 15. Juli 1806 an, fuhr den Osage Fluß aufwärts bis zu dem großen Dorfe der Osage Indianer und durchquerte, dem Laufe des Arkansas folgend, in westlicher Richtung die unermeßlichen Prairien, die gen Westen sanft ansteigend, breit und wellenlos viele hunderte Meilen weit sich bis zum Fuße der Felsengebirge erstrecken.



Blick auf den Pikes Peak.

Die gewaltige Ebene wimmelte von tierischem Leben und fast tagtäglich kamen den Forschern Herden von Büffeln, Antilopen und wilden Pferden zu Gesicht.

Am 15. November erblickte Pike in weiter Ferne das blaue Gezack der Felsengebirge, doch dauerte es noch eine Reihe von Tagen, bevor die Reisenden den Totalanblick jener gewaltigen Hochgebirgskette erlangten, die in starren Massen aus den grünen wallenden Prairien emporstieg und wie eine ungeheure Mauer den ganzen westlichen Horizont verschloß. Mächtige Wolken schmiegten sich an die Brust dieser Gebirgsriesen, von deren Spitzen lange Schneefelder wie flüssiges Silber in die tiefen Klüfte und Schluchten hinabflossen.

Unter diesen Kuppen erregte ein 4312 Meter (Meereshöhe) hoher Gipfel von großartiger Schönheit so sehr die Begeisterung Pikes, daß er glaubte, denselben mit dem

Pik von Teneriffa oder gar mit dem Chimborasso vergleichen zu dürfen.*) Nichtsdestoweniger ist dieser ehrfurchtgebietende Gipfel, der später den Namen Pikes Peak erhielt, die Glorie der Felsengebirge des großen Westens.

Die vorgerückte Jahreszeit machte eine Ersteigung des Berges unmöglich und mußte sich Pike auf die Erforschung des Quellgebietes des Arkansas beschränken. Während seiner Streifzüge geriet er aber auf spanisches Besitztum, wurde am 26. Februar 1807 von einer gegen ihn ausgesandten spanischen Streifpartie aufgehoben und als Gefangener nach der von den Spaniern gegründeten Stadt Santa Fé (vergl. II. Band S. 59) und von dort weiter nach Chihuahua gebracht, von wo er am 27. März nach der Heimat entlassen wurde, ohne allerdings seine zurückbehaltenen Tagebücher wieder zu erlangen. —



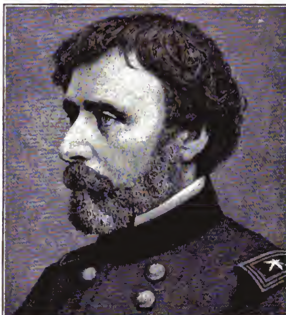
Ein amerikanisches Fort des fernen Westens im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Die gleichen Gegenden, welche Pike durchstreifte, wurden in den Jahren 1819 und 1820 von dem Major S. H. Long wissenschaftlich erforscht, wenige Jahre später bereiste derselbe den oberen Mississippi, der gleichzeitig auch von Henry Rowe Schoolcraft und Constantino Beltrami besucht wurde, welch letzterer die eigentlichen Quellen des Mississippi in der Nähe des Itaska Sees entdeckte.

Der nächste Erforscher des fernen Westens war Kapitän B. L. E. Bonneville, der von 1832 bis 1835 die öden Landstriche des heutigen Wyoming, Idaho und Utah durchstreifte und den großen Salzsee entdeckte. Ein Jahrzehnt später folgte ihm John Charles Fremont, der sogenannte „Pfadfinder des Westens", welcher innerhalb des Zeitraums vom Juni 1842 bis zum Februar 1852 nicht weniger als fünf Expeditionen über das Felsengebirge leitete.

*) Pike berechnete irrtümlicherweise die Höhe des Berges auf 18 581 Fuß Meereshöhe.

Die erste dieser Expeditionen begann am 10. Juni 1842 und wandte sich dem Nebraska- oder Platte Flusse zu, dessen nördliche Gabel man verfolgte, bis am 9. Juli die fernen Spitzen der Felsengebirge in Sicht kamen, deren Erforschung die Hauptaufgabe der Expedition bildete. Daß sich die Pelzhändler, vor allem die „American Fur Company" die Entdeckungen von Lewis und Clarke, Pike, Long und Bonneville zu nutze gemacht, bewiesen verschiedene befestigte Handelsposten, die man am Nebraska traf und von denen Fort Laramie einer der stärksten war. Fünfzehn Meter hohe Wälle, oben mit Pallisaden besetzt, umschlossen einen viereckigen Platz, zu dem zwei Thore Einlaß gewährten. Die Wohngebäude befanden sich im Innern der kleinen Festung, die von einigen festen, mit Schießscharten versehenen Türmen aus leicht verteidigt werden konnte.



Am 8. August überschritt Fremont in dem gegen 2300 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Südpaß die Wasserscheide des nordamerikanischen Kontinents und kam auf der Westseite der Wind River Mountains bis zu dem 4500 Meter hohen Fremont Pik, mit dessen Ersteigung die Expedition ihr Ende fand. Das wichtigste Ergebnis derselben war die Feststellung des großen Südpasses, der späterhin als einer der wichtigsten Wege nach Kalifornien von vielen Tausenden begangen worden ist.

Bereits im Frühling des nächsten Jahres befand sich Fremont zum zweitenmal unterwegs, kreuzte die beiden Gabeln des Kansas Flusses, umbog von dem St. Brains Fort aus in nordwestlicher Richtung die Medicine Bow Mountains und schlug jenen berühmten Pfad ein, auf welchem später die Heersäulen der Emigranten dahinzogen und auf dem heute noch die Dampfrosse der ältesten Pacific Eisenbahn dem Gestade des Großen Ozeans zujagen.

Fremont folgte dem Laufe des Bear Rivers bis zum Einflusse desselben in den Salzsee, wandte sich dann aber dem Snake- und Columbia Flusse zu und kam Anfang November in dem Fort Vancouver an, um von da aus bereits am 25. des gleichen Monats die Rückreise anzutreten. Dieselbe führte in weitem südlichen Bogen durch Oregon, das nördliche Kalifornien und durch die Thäler des Sakramento- und des San Joaquin Rivers bis über den Tulare See hinaus. Dann schlug Fremont eine nordöstliche Richtung ein, überschritt zum erstenmal die imposante Kette der schneebedeckten Sierra Nevada und durchquerte unter furchtbaren Mühseligkeiten und Entbehrungen die überaus öden

Wüsteneien, welche das ganze zwischen der Sierra Nevada und dem westlichen Abhange der Felsengebirge gelegene Hochplateau einnehmen. Als die Mitglieder der Expedition zu Tode erschöpft nach achtmonatlichen Märschen am südlichen Ende des Salzsees anlangten, hatten sie einen mehr als 3500 engl. Meilen betragenden Weg durch schreckliche Wüsten und schneebedeckte Gebirge zurückgelegt.

Auf seiner dritten Reise im Herbst 1845 schlug Fremont mit sechzig Begleitern von dem am oberen Arkansas errichteten Bents Fort abermals den Weg nach den Felsengebirgen ein, überschritt dieselben, drang bis zum Salzsee vor und folgte dann dem Laufe des Humboldt Flusses, teilte am Walkers See seine Mannschaft und überschritt mit fünfzehn Mann die Sierra Nevada, ohne sich aber mit den zurückgebliebenen Leuten an einem verabredeten südlicher gelegenen Punkte vereinigen zu können. In dem damals noch unter mexikanischer Botmäßigkeit stehenden Kalifornien sah sich Fremont durch den mexikanischen Gouverneur gezwungen, sich nach Oregon zurückzuziehen, von wo er aber bald an der Spitze einer Schar von Freiwilligen zurückkehrte, um den lebhaftesten Anteil an den Kämpfen zu nehmen, durch welche Kalifornien sich von dem mexikanischen Joche freimachte, um dem großen Bunde der Vereinigten Staaten beizutreten.

Nach der Eroberung Kaliforniens wurde Fremont vom Volke zum Gouverneur des neuen Gebietes ernannt, infolge seiner Anteilnahme an den Konflikten zwischen den Generalen Kearney und Stockton aber verhaftet, als Gefangener nach Washington gebracht und durch kriegsgerichtlichen Spruch seiner Stelle als Gouverneur entsetzt.

Fremont nahm darauf seinen Abschied aus der Armee und brach im Oktober 1848 mit zweiunddreißig Mann abermals nach dem Westen auf, um seine früheren Forschungen auf eigene Faust fortzusetzen. Während der Überschreitung der San Juan Kette verlor er infolge der grimmigen Kälte sämtliche Maultiere und elf Leute und mußte mit den übrigen nach Neu Mexiko zurückkehren, wo er von allem entblößt ankam.

Nachdem Fremont sich aufs neue ausgerüstet, durchzog er auf einem südlicheren Wege das Land der Apache Indianer und kam nach einer dreihunderttägigen Reise an die Ufer des Sakramento, wo er die Besitzung Mariposa kaufte.

Fremont traf gerade zu einer Zeit in Kalifornien ein, die für die Zukunft dieses Staates entscheidend sein sollte. Bei dem Bau einer von J. A. Sutter neu angelegten Sägemühle am Amerikan River im El Dorado County wurde Gold gefunden und diese Entdeckung veränderte wie mit einem Zauberschlage die bisherigen Verhältnisse des ganzen amerikanischen Westens, zumal als zu Beginn des Jahres 1849 die ersten ausführlicheren Nachrichten nach den Oststaaten drangen und dort eine fieberhafte Erregung hervorriefen. Niemals hat die Welt eine ähnliche Massenauswanderung erlebt, als diejenige, welche im Frühling des Jahres 1849 anhub und sich nach den Goldfeldern Kaliforniens wandte. Nicht nur von Osten her, nein, auch aus Europa, Asien und Australien strömten die Menschen in Karawanen dem Goldlande zu, wo sie hofften, mit geringer Mühe reich zu werden. So brachen z. B. im Mai des genannten Jahres an 20 000 junge, unternehmende Männer vom mittleren Missouri auf, um sich mit den Waffen in der Hand durch die Jagdgründe der ihrem Durchzuge sich feindlich entgegenstellenden Indianer einen

Weg zum Großen Ozean zu bahnen. Die Beschwerden, welche diese Auswanderer und die sie begleitenden Lasttiere in den dürren Prairien und Wüsten, in den Schluchten und Pässen der Gebirge zu erdulden hatten, grenzen ans Unglaubliche und lange Zeit nachher vermochte man die Straße, welche diese Riesenkarawane dahingezogen war, an den gebleichten Gebeinen der umgekommenen Menschen und Tiere zu erkennen, hatten doch von den ersteren über viertausend, von den letzteren der größte Teil durch Hunger und Durst ihr Leben verloren.

Weitaus glücklicher waren die, welche die monatelange Fahrt um Südamerika und das sturmumtobte Kap Hoorn nicht scheuten, um nach dem von einer Wunderglorie umleuchteten Kalifornien zu kommen, dessen Goldfelder thatsächlich hielten, was sie auf den ersten Anschein versprochen hatten, konnte man doch mit dem Messer, mit den Fingernägeln selbst zuweilen aus Steinritzen oder aus den trocken gelegten Betten der Bäche in kurzer Zeit Goldkörner herausnehmen, deren Wert ein kleines Vermögen betrug. Wo mehrere Goldwäscher in Gemeinschaft arbeiteten, war es nicht selten, daß sie am Schlusse der Woche die Ausbeute mittels ihrer Trinkbecher sich zumaßen.

Die Thatsache, daß in Kalifornien viele in kurzer Zeit unermeßliche Vermögen erwarben, erhöhte den Ruf und die Bedeutung des jungen Staates ungeheuer und hatte eine rapide Zunahme der Bevölkerung zur Folge. Mit dieser Zunahme wuchs aber auch das Verlangen nach einer regelmäßigen, öfteren Verbindung zwischen dem Osten und Westen, und kaum war die Notwendigkeit einer solchen erkannt, als alle Vorbereitungen getroffen wurden, die Gestade des Atlantischen und des Großen Ozeans durch eine Eisenbahn zu verknüpfen.

Zunächst galt es freilich, den geeignetsten Weg für diese Bahn ausfindig zu machen, mußte dieselbe doch über zwei Gebirge hinweggeführt werden, deren Rauheit und Höhe fast unüberwindliche Schwierigkeiten verhießen.

An der Ausfindigmachung dieses Weges beteiligte sich neben den Kapitänen Stansbury (1850), Stevens, Gunnison und Whipple (1853) auch Fremont in hohem Maße, indem er im August 1853 seine fünfte und letzte Forschungsreise durch den fernen Westen antrat. Er überschritt im Cochetopa Paß zunächst die Felsengebirge und drang unter furchtbaren Mühseligkeiten abermals bis nach Kalifornien vor, wobei er zumeist sich zwischen dem 38 und 39° n. B. hielt.

Schlug die am 10. Mai 1869 eröffnete Pacific Bahn auch eine nördlichere Richtung ein, so folgte sie aber vielfach den Wegen, die der „Pfadfinder des fernen Westens“ während seiner früheren Reisen erschlossen hatte. —

Wie J. D. Whitney in seinem Werke „United States“ (S. 437) treffend bemerkt, endete mit Fremonts letzter Reise die Epoche der geographischen Entdeckungen im fernen Westen und es begann nun das Werk der eigentlichen kartographischen Aufnahme, die seitens der Unionsregierung mit einer erstaunlichen Energie und Geschicklichkeit begonnen und ausgeführt wurde.

An diesen Arbeiten beteiligten sich neben vielen anderen die Offiziere Wilkes (1841—42), Sitgreaves und Boone (1843), Johnston, Smith, Bryan, Michler,

Marcy und McClellan (1849—54), Bartlett (1850—53), Emory (1849—56), Whipple, Stevens, Gunnison, Donelson, Grover, Mullan, Reno, Beckwith (1853—54), Mendell, Abbot, Amory (1855), Sully, Warren, Sumner, Ives, Humphrey, Hayden, Palliser, Sullivan, Blakiston (1856—57), Macomb, Dixon, Simpson, Raynolds, Scholl, Loring (1858—60), Hazen (1866), Williamson und Heuer (1867), Palmer (1867—67), Whitney (1869), Washburne, Powell (1869—73), Ludlow (1874), Wheeler (1869—74), Custer (1874), Morrison (1877) und andere.

Von ganz besonderem Interesse unter diesen zahlreichen Expeditionen sind diejenigen, welche der Erforschung des in den Kalifornischen Meerbusen mündenden Rio Colorado und der Erschließung des weltberühmten Yellowstone Parkes galten.

Obwohl die Spanier den Rio Colorado oder Tizon seit dem Jahre 1540 kannten (vergl. II. Band S. 51), so hatten sie aber nicht vermocht, den Lauf desselben genauer zu erforschen. Die ungeheure Dürre, die beispiellose Zerrissenheit und Öde der ganzen Landschaft, die Unzugänglichkeit der grauenerregenden Steilschluchten setzten allem Vordringen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

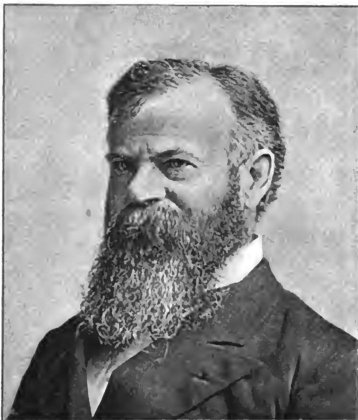
In Wirklichkeit ist der Rio Colorado wohl der interessanteste Strom der Erde. Seine Quellwasser, der Green- und der Grand River, entspringen im Herzen der Felsengebirge in einer Höhe von 4500 Meter, wo den ganzen Winter hindurch unermeßliche Massen von Schnee fallen und Berge und Thäler in einen weißen Mantel hüllen. Bringt der meist urplötzlich eintretende Sommer mit seinen Feuergarben den Schnee zum Schmelzen, so geschieht dies in überraschend schneller Weise und von allen, mit verhältnismäßig geringem Waldwuchs bestandenen Höhen der Felsengebirge stürzen Millionen von Kaskaden in die zwischen den Rocky Mountains und der Sierra Nevada gelegene Hochebene hinab. Dies von Norden nach Süden zu treppenförmig abfallende Hochplateau ist in seinen oberen Teilen gegen 2500 Meter über dem Spiegel des Kalifornischen Meerbusens gelegen, größtenteils vegetationslos und von einer erschreckenden Öde. Sandstein und vulkanische Bildungen herrschen vor und vermögen infolge ihrer außerordentlichen Nacktheit nicht, die in schäumenden Katarakten von den Gebirgen herniederkommenden Gewässer aufzuhalten. Infolgedessen bilden die Wasserläufe lauter tiefe Risse in die Hochebene, die von Jahr zu Jahr tiefer und immer tiefer werden. Diese Risse mit ihren turmhohen, unersteiglichen Uferwänden heißen Cañons.*)

Ein jeder Bach, ein jedes winzige, durch einen Regenguß gebildete Wässerlein im oberen Stromgebiete des Colorado besitzt sein eigenes Cañon und bildet das Hochplateau zwischen den Felsengebirgen und der Sierra Nevada ein ungeheures Labyrinth tiefer, ineinander mündender Klüfte und Felsschluchten, in denen zur Zeit der Hochfluten furchtbare brausende Ströme dahinschießen, die aber, nachdem der Schnee verschwunden oder die ohnehin sparsamen Regengüsse aufgehört haben, zu ebenso winzigen Rinnsalen zusammenschrumpfen. Die Cañons haben mitunter bei einer Länge von mehreren hundert englischen

*) Cañon (sprich Kanjon) bedeutet eine überaus tiefe und enge Thalschlucht.

Meilen kaum zehn bis zwanzig Meter Breite, dagegen eine Tiefe von hundert bis mehrere tausend Meter. Am großartigsten kommt die Bildung nun in dem Cañon des Hauptstromes zum Ausdruck, der infolge seiner Unzugänglichkeit Jahrhunderte hindurch das große Geheimnis des fernen Westens bildete.

Noch bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren die wunderbarsten Gerüchte über diesen Fluß verbreitet, man glaubte, daß er auf weite Strecken unter den Felsen dahineile und an anderen Stellen so mächtige Wasserstürze bilde, daß ihr Donnergetöse auf den Gipfeln ferner Berge wahrgenommen werden könne. Geschichten waren im Umlauf von verwegenen Abenteurern, die mit ihren Booten in die Engpässe hineinfuhren, dort aber mit grauenhafter Schnelligkeit von furchtbaren Strudeln stromab geführt wurden, bis an den unersteiglichen Klippen die Fahrzeuge zerschellten und ihre Insassen durch die Gewalt der wirbelnden Wasser erdrückt wurden. An den Lagerfeuern der Trapper und Goldgräber erzählte man ferner von einzelnen Unglücklichen, die auf ihren Streifzügen sich in die Wüsteneien des Colorado Plateaus verirrten und wochenlang am Rande der furchtbaren Schlucht von Durst gefoltert sich hinschleppten, ohne einen Abstieg zu dem viele tausend Fuß unter ihnen dahinschießenden Strom finden zu können. Angesichts desselben mußten sie in der sie umgebenden Dürre elend verschmachten und verkommen.



J. W. Powell

Nur einem einzigen Sterblichen war es, freilich gegen seinen Willen, gelungen, im Jahre 1867 das fürchterliche Cañon des Colorado lebend zu passieren, einem unglücklichen Goldgräber, Namens James White, der auf der Flucht vor Indianern mit einem Gefährten durch die Schlucht eines in den Colorado mündenden Gebirgsbaches bis hinab an den Rand des Flusses gelangte.

Da die Verfolgten nicht wagten, auf das Plateau zurückzukehren, so banden sie einige Stämme Treibholz zu einem rohen Floß zusammen und vertrauten sich demselben an, um womöglich die Ansiedlungen der Weißen in Arizona zu erreichen. Bald aber geriet das primitive Fahrzeug in so reißende Strömungen, daß der Gefährte Whites von den Wogen fortgerissen wurde und ertrank, während White mit dem Floß in schneller Fahrt stromabwärts trieb. Unter den absonderlichsten Abenteuern*) und infolge der ausgestandenen Entbehrungen dem Wahnsinn nahe, erreichte der Goldgräber sein Ziel, doch dauerte es geraume Zeit, bis er sich von den Mühseligkeiten seiner schrecklichen Reise erholte.

Daß ein derartiger von Sagen und Geheimnissen umgebener Strom die Männer der Wissenschaft zu genaueren Forschungen herausfordern mußte, war vorauszusehen, doch gelang es weder den einzelnen Personen, welche den Colorado zu erkunden strebten, noch den verschiedenen von der amerikanischen Regierung ausgesendeten Expeditionen, das Geheimnis, welches der Colorado bildete, zu lösen. Fast alle, darunter auch die großartige Expedition des Lieutenant Ives im Jahre 1857, mußten unverrichteter Dinge zurückkehren, ohne die bisherige Kenntnis wesentlich bereichern zu können.

Erst im Jahre 1869 glückte es dem Major J. W. Powell, die Cañons des Colorado in ihrer ganzen Länge zu befahren und bildet die Geschichte der unerhört kühnen Reise dieses Gelehrten eines der glänzendsten Kapitel in der Erforschungsgeschichte des fernen Westens.

Mit Vorräten für mehrere Monate versehen, ging Major Powell mit neun Begleitern auf vier für die gefährliche Fahrt besonders gebauten Ruderbooten am 24. Mai 1869 von dem Örtchen Green River ab und befuhr zunächst den westlichen Quellfluß des Colorado, den in Wyoming entspringenden Green River. Derselbe durchschnitt überaus phantastische Landschaften voll absonderlicher Bildungen, wie wir sie bereits in den Bad Lands kennen lernten. Je weiter man nach Süden kam, desto fremdartiger erschienen die Felsformationen, die stellenweise in einem flammendroten Kolorit prangten.

Bald begannen die Boote, beständig mit gefährlichen Stromschnellen kämpfend, in die wunderbaren Cañons einzutreten. Als erstes eröffnete sich das Cañon von Lodore, wo die Felswände 1000 Meter hoch zu beiden Seiten des Flusses emporragten und der Strom sich immer mehr der Oberfläche der Erde zu entziehen schien. Eine Steilschlucht reihte sich an die andere, es folgten das Whirlpool- und das Yampa Cañon, das Cañon of Desolation, das Gray-, Labyrinth- und Stillwater Cañon. Dann kam man an die Stelle, wo der Green River sich mit dem Grand River in einer engen 700 Meter tiefen Schlucht zu dem eigentlichen Colorado vereinigte.

Immer majestätischer, aber auch immer unheimlicher gestaltete sich die Scenerie. Stellenweise jagten die schmutzigroten Wasser mit der Schnelligkeit eines Eisenbahnzuges durch die engen Felsengassen, die fünfmal so hoch wie der Kölner Dom sich in festungs-

*) Eingehender sind dieselben in R. Cronaus „Im wilden Westen“ S. 291 u. flg. geschildert.

ähnlichen Gebilden trotzig den brandenden Fluten entgegenstemmten und furchtbare Strudel erzeugten. An diese, Cataract Cañon genannte Passage schloß sich das 9 1/2 englische Meilen lange Narrow Cañon, wo die tosenden Wasser 40 englische Meilen in der Stunde zurücklegten. Darauf folgte das 149 Meilen lange Glen Cañon, dem sich später das 65 1/2 Meilen lange Marble Cañon anreihte. Hier bestanden die Wände aus buntem Marmor, dessen rosenrot, weiß, braun, grau und schieferblau gefärbte Flächen wie poliert aussahen und bald in ungeheuren Halbcylindern vorragten, bald in gewaltigen Hohlkehlen zurückwichen.

Nachdem der Strom diese Marmorgasse durchjagt hatte, trat er in das 217 Meilen lange Grand Cañon ein, wo die Klippenmassen 1 1/2 Kilometer (!) hoch in die Lüfte ragten, um sich droben in ein Wirrsal von Riffen, Türmen und Bastionen aufzulösen.

Da und dort öffneten sich in den Wänden tiefe Gelasse, die wie offene Gräber aussahen, als seien sie für diejenigen bestimmt, welche in frevelhaftem Mute wagten, in diese geheimnisvolle Unterwelt einzudringen.

Drunten schien alles schwarz und finster, oben leuchteten die Klippen broncefarbig, rot und orange, aber auch diese Farben nahmen einen bleichen, kalten Ton an, wenn die ziehenden Wolken sich in die Zacken verwickelten oder sich tief in den Riesenspalt hernieder senkten und ihn wie mit einem Dache überwölbten.

Mitunter entluden sich diesen Gewölken furchtbare Gewitterstürme, die grellen Blitze ließen die darauf folgende Nacht noch finsterer und den Donner noch schrecklicher erscheinen, welch letzterer in tausendfachem Widerhall von Wand zu Wand, von Klippe zu Klippe geschleudert, die enge Schlucht mit einem Getöse erfüllte, als krache das ganze Weltall zusammen. Und dabei flutete der Regen in schäumenden Kaskaden von gigantischer Höhe die glatten Felswände hernieder, um sich mit den tosenden Wogen des erregten Stromes zu verbinden. —

Über drei Monate dauerte die Fahrt Powells durch die schrecklichen Abgründe der Cañons des Colorado, und ein Wunder war's, daß er mit seinen Genossen den tausendfachen Gefahren dieser Unterwelt glücklich entrann.

Seitdem ist nur einmal, und zwar im Mai des Jahres 1889, der Versuch gemacht worden, die kühne Fahrt zu wiederholen, aber das Unternehmen mußte aufgegeben werden, nachdem mehrere der Teilnehmer ihren Tod in den reißenden Fluten fanden.

Die überwältigenden Scenerien, welche sich in den Cañons des Colorado enthüllten, sind aber nicht die einzigen, die den fernen Westen auszeichnen: um das Jahr 1851 entdeckte eine auf der Verfolgung feindlicher Indianer begriffene Gesellschaft von Trappern und Goldgräbern das unvergleichliche Yosémitethal in der Sierra Nevada, bald darauf fand man unweit desselben in dem kalifornischen Sierrenwalde die Haine jener Riesenbäume, die mitunter bei einem Umfang von 38 Meter eine Höhe von 150 Meter erreichen, endlich in den Jahren 1869 bis 1871 entdeckten General Washburne und der Geologe Professor F. W. Hayden jenes an einzig dastehenden Naturmerkwürdigkeiten reiche Hochgebirgsland, welches auf den Antrag Haydens von der Regierung der Vereinigten Staaten zum „Nationalpark“ erklärt und für alle



Ein Trapper des fernen Westens.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

Zeiten von jeder Besiedelung und Ausnutzung ausgeschlossen wurde.

Im diesem zwischen dem 44 und 45° n. Br. und dem 110 und 111° w. L. gelegenen Nationalparke drängen sich in schier überschwenglicher Fülle Naturwunder zusammen, die man mit eigenen Augen gesehen haben muß, um an ihre Existenz glauben zu können.

Die ersten Entdecker dieses Wunderlandes bewegten sich von dem Fort Ellis aus den Yellowstone Fluß aufwärts. Mehr und mehr nahm die Gegend einen vulkanischen Charakter an. Gewaltige Massen basaltischer Lava türmten sich zu den seltsamsten Formationen empor oder bildeten hohe Piks, die mit ihren zackigen Gipfeln sich scharf gegen das leuchtende Blau des Himmels abhoben. Durch enge Schluchten gelangten die Forscher an dem Gardiner Flusse vorüber bis an das überwältigend großartige Cañon des Yellowstone, eine 600 Meter tiefe Felsengasse, die einem Stück von Dantes Inferno glich. Keine Sprache, keine Mittel reichen aus, den Eindruck dieser diabolischen Unterwelt zu schildern, in welche die von Entsetzen und Grauen erfaßten Beschauer hinabblickten. Phantastisch geformte Klippen, ungeheuren Ruinen und Cyklopenbauten vergleichbar, verwittert und zerwaschen, bald blendend weiß oder leuchtend gelb, bald wie mit Blut besudelt bildeten die schroffen Wandungen des Schlundes, auf dessen Boden der Yellowstone Fluß gleich einem glitzernden Schaumbande dahineilte. Gerade im Mittelgrunde des Bildes stürzte der Fluß in den Abgrund hinab und das furchtbare Rollen seiner Gewässer, wie aus unendlicher Tiefe heraufschallend, bildete mit dem Rauschen der die Höhen bekleidenden dunklen Nadelwälder das einzige Geräusch in der einsamen majestätischen Wildnis.

Von diesem Cañon aus kamen die Forscher an den in weltentrückter Hochgebirgseinsamkeit gelegenen Yellowstone See und später in Niederungen, wo Tausende von Geysirn ihre siedend heißen Fluten in gewaltigen Säulen zum Himmel emporschleuderten, wo die von Dampfwolken erfüllten Lüfte brausten und sausten, daß es unmöglich war,



Das Cañon und der gro

Nach einer im Jahre 1882 für die „Gartenlaube'



ße Fall des Yellowstone.

gezeichneten Naturaufnahme von Rudolf Cronau.



Der Castle-Geysir im Yellowstone Park.
Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.

das eigene Wort zu hören und wo gewaltige Entladungen, gleich dem Donner der schwersten Geschütze, den Boden erbeben machten und die Forscher daran mahnten, daß sie hier der Laune furchtbarer Elemente anheimgegeben waren, deren Opfer sie in der nächsten Minute sein konnten. —

Bei ihrem weiteren Vordringen in diese Wunderwelt stießen die Amerikaner fast auf Schritt und Tritt auf jene seltsamen trichterförmigen Vertiefungen, die, mit azurblauen Fluten angefüllt, die Ausgangsröhren der Geysir darstellten, von denen einige hohe Sinterkrater aufgebaut hatten, aus denen in gewissen Zwischenräumen kolossale Säulen heftig kochenden Wassers emporfuhren. Auch erblickten die Staunenden ausgedehnte Strecken, wo die Oberfläche der Erde siebartig durchlöchert war und allüberall

weiße, gelblichgraue, rosenrote, blaue und braune Schlammassen beständig wie in einer riesigen Kalkgrube brodelten und kochten. Ferner entdeckte man kolossale Berge schwarzschimmernden Naturglases, Obsidian, dessen im Sonnenschein glitzernde und funkelnde Klippen einen prachtvollen Anblick gewährten.

Noch zauberhafter erschienen einzelne Seen, deren krystallklares Schwefelwasser in den wunderbarsten Tinten spielte, je nachdem die Wasser ihre mineralischen Beimischungen abgesetzt oder Heißwasseralgen ihre absonderlichen Gebilde aufgebaut hatten. Da sahen die Reisenden Farbenvisionen, wie sie noch kein Künstler erträumte und wie sie kein Künstler jemals malen wird, so lange solch wunderbares Smaragdgrün, solch herrliches, dem Rheinwein ähnliches Goldgelb auf den Paletten fehlen. Spielte der Wind in diesen Feenseen, so flossen die Farben zusammen und glitzerten in unsagbarer Pracht; Milliarden von goldgrünen Wellchen woben ihr Spiel und teilten ihr zitterndes Farbenleben selbst den Dampfschleiern mit, die allenthalben den Zaubergewässern entstiegen. —

Erst auf der zweiten Forschungsreise, die in den Yellowstone Park unternommen wurde, entdeckten die Amerikaner die White Mountain- oder Mammoth Hot Springs, einen drei englische Meilen langen und eine halbe Meile breiten phantastischen Wunderbau, der sich aus den kalkigen Niederschlägen des Wassers bildete und einem plötzlich zu Stein gewordenen Wasserfall vergleichbar ist. Tausende von Becken, Schalen und Wannen, wie von der Hand titanischer Künstler gebildet, bauten sich hier terrassenartig übereinander empor, alle von schneeiger Weiße und mit wunderbar blauen Fluten gefüllt, die von dem Plateau des Berges in anmutigen Kaskaden in die tiefergelegenen Wannen rinnen und dort, wo sie fließen, alles in einen wahren Reichtum buntester Tinten hüllen.*)

Mit diesen kurz aufgeführten Merkwürdigkeiten sind die Sehenswürdigkeiten des Yellowstone Parkes keineswegs erschöpft und so kann sich der ferne Westen Amerikas mit Recht des Besitzes unvergleichlicher Naturwunder rühmen, denen die alte Welt kaum etwas Ähnliches zur Seite zu stellen hat. Und daß diese vor kaum zwei Decennien entdeckten Naturwunder heute bereits für jedermann erreichbar sind, ist dem alles wagenden, vor nichts zurückschreckenden Unternehmungsgeiste der Amerikaner zu danken, die es nicht nur verstanden, dem zu Anfang dieses Jahrhunderts kaum bekannten fernen Westen unermeßliche Schätze an Gold, Silber und anderen wertvollen Metallen zu entnehmen, sondern in dieser Region auch einen schier unbegrenzten Tummelplatz für ihre Spekulation fanden. Heute ist die ehemalige „große amerikanische Wüste" vollständig erforscht, zum größten Teil besiedelt und von zahllosen Eisenbahnen durchzogen. Die kriegerischen Indianerstämme, die dem unaufhaltsamen Vormarsch der Civilisation hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, sind zum Teil ausgerottet, zum Teil auf sogenannte Reservationen oder in entlegene Gebiete gedrängt, wo sie nur wenig Schaden anzurichten vermögen, dem allmählichen Aussterben entgegen gehen oder von den Weißen im Laufe der

*) Ausführlichere Schilderungen dieser Naturwunder sind in dem Werke „Im wilden Westen" von Rudolf Cronau zu finden.



Die Mammoth Hot Spri

Nach einer im Jahre 1882 für die „Gartenlaube“



ngs im Yellowstone Park.

gezeichneten Naturaufnahme von Rudolf Cronau.

Zeit aufgesogen werden. Wo dereinst gewaltige Büffelherden grasten, da weiden gegenwärtig unabsehbare Herden von Schafen und Rindern, an anderen Teilen der endlosen Prairien wogen goldene Korn- und Weizenfelder und wo vor einem oder zwei Decennien noch die rauchgebräunten Wigwams der Urbewohner standen, da erheben sich jetzt blühende Dörfer und Städte, deren Bewohner sich aller Neuerungen der Civilisation erfreuen. Will man irgendwo den modernen amerikanischen Aufschwung und die Großthaten desselben kennen lernen, so kann man dazu keinen geeigneteren Boden finden, als den fernen Westen, die ehemalige große amerikanische Wüste.

* * *

Mit demselben Eifer, den die Amerikaner bei der Erschließung des fernen Westens bezeigten, schritten sie auch zur Erforschung von Alaska, desjenigen Gebietes, welches sie im Jahre 1867 von Rußland käuflich erwarben (vergl. II. Band, Seite 392) und das in seinem Innern größtenteils noch unbekannt war.

Schon kurz vor der Übertragung Alaskas hatten noch einige wichtige Expeditionen stattgefunden. Das Innere, namentlich der Lauf des Yukon, war von den Russen Malakoff (1838), Derabin (1839) und Zagoskin (1843) besucht worden, Bassarguine nahm 1863 den überaus malerischen, durch großartige Cañons eilenden Stikinfluß auf. 1865 begannen die Unternehmungen der „Western Union Telegraph Company", welche beabsichtigte, durch eine Telegraphenverbindung via Britisch Amerika, Alaska, Berings Straße und Sibirien, die neue und die alte Welt zu verbinden. Der Urheber dieses großartigen Plans war der Amerikaner Collins, der seine Bemühungen mehrere Jahre fortsetzte, bis er von der britischen und russischen Regierung die erforderlichen Concessionen erhielt. Unter der Leitung des Obersten Bulkley wurde mit den Arbeiten zur Auffindung der geeignetsten Linie begonnen und durchforschte im Jahre 1865 Major Pope Britisch Columbia, Major Kennicott den Yukon. An der Expedition des letzteren nahmen William Healey Dall als Naturforscher und Frederick Whymper als Künstler teil, doch wurde das Unternehmen, für welches bereits 3 Millionen Dollar verwendet waren, aufgegeben, als die Legung des transatlantischen Kabels glückte und so die Ausführung jenes Projektes unnötig machte.



Steinernes Instrument aus Alaska zum Zermalmen der Beeren.

Dall, der von 1865 bis 1868 in Alaska verweilte, besuchte während der Jahre 1871 bis 1874 sowie 1880 den Schauplatz seiner früheren Thätigkeit aufs neue; sehr verdienstvolle Forschungen führte auch Lieutenant Frederick Schwatka aus, der den an Wassermasse den Mississippi noch übertreffenden Yukonfluß zum größten Teil befuhr.

In neuerer Zeit gingen auch mehrere Expeditionen nach Alaska, die sich die Erforschung der geologischen Verhältnisse zum Ziele setzten. Diese Arbeiten lagen besonders in den Händen der Armeeoffiziere Abercrombie (1884), Ray, Allen, Stoney (1885



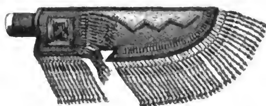
Geräte aus Alaska.

Nach Originalen im Museum of Natural History in New York gezeichnet von Rudolf Cronau.

Fig. 1. Steinhammer. Fig. 2. Steinernes Streitbeil. Fig. 3. Dolch. Fig. 4 und 5. Pflöcke aus Stein zum Einsetzen in die Unterlippe. Fig. 6. Steinerner Stößel zum Zermalmen von Beeren und Früchten. Fig. 7. Pfeife. Fig. 8 und 9. Kämme aus Knochen. Fig. 10. Kamm aus Stein. Fig. 11. Holzkeule zum Töten größerer Fische.

und 1886), Dawson (1887) und anderer. Besonders wertvoll erwiesen sich die Forschungen des Gelehrten Muir, der die Gletscher Alaskas studierte, ferner diejenigen des Professors J. C. Russel im Jahre 1891, der sich der Aufnahme des Mount St. Elias zuwandte und die Höhe dieses Gebirgskolosses auf circa 4550 Meter berechnete.

Die Arbeiten dieser Pioniere der Wissenschaft lenkten die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf Alaska, und als an verschiedenen Punkten desselben Gold gefunden wurde, begannen auch Einwanderer nach diesen weltfernen Regionen zu ziehen. Mit Sicherheit steht zu erwarten, daß Alaska, dessen Ankauf in der ersten Zeit selbst von manchen Amerikanern scharfer Kritik unterworfen und stark bespöttelt wurde, sich als ein sehr wertvoller Zuwachs der Vereinigten Staaten erweisen wird, je mehr es dem amerikanischen Unternehmungsgeiste gelingt, die reichen Naturschätze des Landes auszubeuten.



Indianisches Skalpiermesser.



Alexander von Humboldt.

Die Amerikareisenden der Neuzeit.

Es erübrigt uns noch einer Gruppe von Männern zu gedenken, die sich weniger auf dem Gebiet eigentlicher geographischer Entdeckung als durch genauere Erforschung des in allgemeinen Umrissen schon Bekannten in Amerika Verdienste erwarben. Wir meinen diejenigen Reisenden, die als Naturforscher, Ethnologen und Archäologen den amerikanischen Kontinent durchstreiften und durch die vielfach in großartigen Werken niedergelegten Resultate ihrer Beobachtungen unsere Kenntnis der neuen Welt wesentlich vertieften.

Beginnen wir mit den Reisenden, die in neuerer Zeit Alaska und die Aleuten durchstreiften, so hätten wir zunächst den französischen Naturforscher Alphonse Pinart zu erwähnen, der um das Jahr 1871 hier längere Zeit thätig war. Der Amerikaner L. M. Turner machte sich durch Forschungen bekannt, die in klimatologischer und tiergeographischer Hinsicht von hoher Wichtigkeit sind und sich über den Zeitaum von 1874 bis 1881 erstrecken. Als Bevollmächtigter des Museums für Völkerkunde zu Berlin legte der Norweger Adrian Jacobsen während des Zeitraumes von 1881 bis 1883 ausgedehnte Reisen zurück, deren Resultat in einer überaus wertvollen ethnographischen Sammlung bestand, die eine Hauptzierde des genannten Museums bildet.

Außer den Amerikanern James Swan, Sheldon Jackson und anderen verweilten auch die Gebrüder Arthur und Aurel Krause an der Nordwestküste und verdanken wir dem letzteren eine Monographie über „die Tlinkit Indianer“ (1885).

In Britisch Nordamerika erwarb sich der Kanadier William Bogan in den Jahren 1840—1871 durch die Erforschung der geologischen Verhältnisse seines Heimatlandes große Verdienste. Seine Hauptwerke sind eine „Geologie of Canada" (1862) und die „Reports of progress of the geological survey of Canada" (1866).

Rob. Brown und sein Begleiter Leech besorgten während der Jahre 1863—1868 eine treffliche Aufnahme der Insel Vancouver.

Mit bestem Erfolge bereiste auch der Kanadier Robert Bell als Naturforscher sein Heimatland. So besuchte er 1869 und 1871 den Nipigonsee, um im Jahre 1873 seine Forschungen mit A. R. C. Selwyn bis an den Saskatschewan und 1874 bis zum Winnipegsee und Assiniboine auszudehnen. Bells Arbeiten wurden nach dieser Richtung hin später von Austin und Russell fortgesetzt, während er selbst im Jahre 1877 die Ostküste der Hudsons Bai genau aufnahm. Große Aufschlüsse über die westlichen Gebiete brachten die Untersuchungen, welche von 1875—1877 im Interesse der Kanadischen Pacific Eisenbahn vollführt wurden und an denen sich der Ingenieur Sandford Fleming und der Geologe Dawson in hervorragender Weise beteiligten. Letzterer erforschte auch den Archipel der Königin Charlotte Inseln genauer.

1862 bereiste Milton das Red River Gebiet und wandte sich dann in Gemeinschaft mit Cheadle nach Britisch Columbia, um einen Verbindungsweg dorthin zu suchen, wobei manche bisher noch ganz unbekannte Striche zum erstenmal durchzogen wurden.

Britisch Columbia und namentlich das Gebiet des Fraser Flusses wurden 1857—1860 und 1867 von Richard Charles Mayne erforscht, ebendorthin begaben sich 1888 im Auftrage der Londoner Geographischen Gesellschaft die Geologen W. S. Green und H. Swanzy zur Erforschung der Selkirk Gebirge, während Lord Hugh Cecil Lonsdale im Jahre 1888 die Gegenden am Mackenzie, Banks Land, sowie den Porkupine- und Yukon Fluß bereiste. Ebenfalls im äußersten Nordosten des britischen Kolonialreiches war im Jahre 1890 Seton Karr thätig.

In hervorragender Weise ist seit 1862 der französische Missionar E. Petitot im Stromgebiete des Mackenzie thätig und sind seine Arbeiten, die sich nicht nur auf ethnographischem und kartographischem Gebiete bewegen, sondern auch die Geologie, die Flora, Fauna und die klimatischen Verhältnisse jener wenig besuchten Länder berücksichtigen, von hohem Werte.

Mehr feuilletonistisch geschrieben sind die Werke des vielgewanderten Major W. F. Butler, der die westlichen Teile von Britisch Nordamerika wiederholt durchstreifte und in in seinem „The wild north Land" und „The great lone land" tiefempfundene Schilderungen desselben gab.

Viel gelesen wurde seiner Zeit auch das anziehend geschriebene Reisewerk des Malers Paul Kane, der von 1845—1848 das ganze britische Kolonialreich bis nach der Insel Vancouver bereiste, um Bilder indianischer Häuptlinge und bis dahin unbekannter Landschaften aufzunehmen.

Über einen bisher noch wenig bekannten Teil der Halbinsel Labrador erteilt das

Werk des Geologen Henry Youle Hind „Explorations in the Interior of the Labrador Peninsula“ (1864) Aufschluß.

Zwei Mitgliedern der Labrador Expedition des Professors Leslie Lee gelang es im Jahre 1891 die großartigen Wasserfälle des Grand River in Labrador unter 53° n. Br. zu entdecken.

Neufundland ist durch die Aufnahmen der Geologen W. Logan und Murray im Jahre 1871 bekannter geworden, die nördlich von Labrador gelegenen großen Inseln hingegen durch die ausgedehnten Reisen von Franz Boas, die hauptsächlich dem Studium der dortigen Eskimos galten.

Unter den neueren Reisenden, die das Gebiet der Vereinigten Staaten durchstreiften, ragt der Ornitholog John James Audubon hervor, ferner machte sich der amerikanische Maler George Catlin durch seine überaus zahlreichen, während des Zeitraumes 1830 bis 1840 aufgenommenen Scenen indianischen Lebens und seine in verschiedene Sprachen übersetzten „Letters and notes“ bekannt. 1832 bereiste Charles J. La Trobe in Gemeinschaft mit Washington Irving die westlichen Prairien und gab ersterer „The rambler in North America“ (1835) und „The rambler in Mexiko“ (1836) heraus, während letzterer seine reizenden „Scetches from the Prairie“ veröffentlichte.

Von hoher Bedeutung war ferner die Reise des Prinzen Maximilian zu Wied, der in Begleitung des tüchtigen Malers Ch. Bodmer während der Jahre 1832—1834 den Missouri bereiste und später seine von uns öfter angeführte „Reise durch Nordamerika“ (1838—1843) veröffentlichte. Nicht minder wichtig gestaltete sich die Reise des berühmten englischen Geologen Charles Lyell, der 1841 und 1845 die Vereinigten Staaten und Kanada besuchte und die gewonnenen Beobachtungen in seinen „Travels in North America“ (1845) und „A second visit to the United States“ (1846) niederlegte.

Erwähnt zu werden verdienen die geographisch-statistischen Arbeiten des Freiherrn Ferdinand von Richthofen über Kalifornien, die verschiedenen Werke des Reisenden Robert von Schlagintweit, Friedrich Ratzel, des Ungarn Johann von Xantus, der Reiseschriftsteller Balduin Möllhausen, Friedrich Gerstäcker, Theodor Kirchhoff, Ernst von Hesse-Wartegg, Rudolf Cronau, Emil Deckert u. a.

Als bahnbrechende Forscher auf archäologischem und ethnologischem Gebiete sind Ephraim Squier, Lumholtz, Bandelier, Cushing, William Holmes, W. J. Hoffman, Putnam zu erwähnen.

Daß Mexiko, Guatemala, Nicaragua, Honduras, San Salvador und Costa Rica durch ihre malerischen Landschaften, ihre alten Ruinenstädte und ihre glanzvolle historische Vergangenheit einen ganz besonderen Reiz auf die Forscherwelt ausüben mußten, ist selbstverständlich.

Als Geologen verweilten hier Alexander von Humboldt (1803), Hermann Joseph Burkart (1825—1834), Karl Hermann Berendt (1851—1878), der Franzose Auguste Dollfus (1864—1866), Karl von Seebach (1864—1865), Berthold Seemann (1866—1871), Habel (1864), William M. Gabb (1873—1876), Felix, Lenk und andere, als Botaniker Gustav Bernoulli (1870—1877).

Unter den Archäologen haben wir in erster Linie neben Alexander von Humboldt den Maler Johann Friedrich Maximilian Waldeck zu nennen, der sich 1821 in Centralamerika mit archäologischen Studien beschäftigte, wo er auch später noch acht Jahre lang, hauptsächlich in Yucatan malte und forschte. Ein Teil seiner Zeichnungen erschien 1838 in dem kostbaren Werke „Voyage pittoresque et archéologique de la province d'Yucatan".

Ihm folgten später die Amerikaner Stephens und Catherwood, B. M. Norman („Rambles in Yucatan"), Ephraim Georg Squier („Scetches and travels in Nicaragua 1851", sowie „Nicaragua, its people, scenery and monuments 1852") und Maudsley, die Franzosen Plongeon und Charles Etienne Brasseur de Bourbourg, welch letzterer fast sein ganzes Leben der Erforschung der alten Kulturwelt Amerikas widmete. Von 1854—1860 bereiste er Centralamerika, 1864 Mexiko, Honduras und Yucatan und gab 1866 seine berühmten „Monuments anciens du Mexique" heraus, denen später andere Werke über die altindianischen Denkmäler der neuen Welt folgten.

Seinem Landsmann Désire Charnay gelang es, fast noch bedeutendere Resultate zu erzielen, indem er zunächst 1858—1861, dann 1880 und 1881 Mexiko und Yukatan bereiste und eine großartige Ausbeute nach Frankreich brachte. Er veröffentlichte unter anderm „Le Mexique" und „Cités et ruines américaines" (1863).

Unter den deutschen Archäologen, die Mexiko und Centralamerika zum Felde ihrer Thätigkeit machten, haben sich Adolf Bastian („Die Kulturländer des alten Amerika" 1878), Karl von Scherzer, Meye und Schmidt, Hermann Strebel, Seeler und andere ausgezeichnet. Von sonstigen Reisenden verdienen Truquie, Brautz Meyer, Brenchley und Remy, Julius Fröbel, Uhde, von Sievers, von Müller, Kohl, Fr. Ratzel, von Thielmann und Stoll erwähnt zu werden.

Der Erforschung Westindiens wandten sich in neuerer Zeit Mac Kinner, Ober, Gabb, Ch. B. Brown, Samuel Hazard und Anthony Trollope zu.

Die Landenge von Panama und die anstoßenden Gebiete wurden von den amerikanischen Lieutenants Isaac C. Strain (1854) und Selfridge (1870 und 1873), sowie 1876 und 1877 von dem Franzosen Lucien Napoleon Bonaparte Wyse erforscht, welch letzterer auch hydrographische Arbeiten in der Magalhãesstraße ausführte und Südamerika von Valparaiso bis Montevideo kreuzte.

Die Reihe der Forscher, die in Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke Südamerika in neuester Zeit bereisten, ist eine überraschend große.

Von den Gelehrten, welche ausgedehnte Reisen in verschiedenen Teilen dieses Kontinents vollführten, ist in erster Linie der unvergleichliche Altmeister der Wissenschaft, Alexander von Humboldt zu nennen, der in Gemeinschaft mit dem französischen Botaniker Aimé Bonpland am 16. Juli 1799 in Cumana landete und von hier aus zunächst Venezuela durchstreifte. Nach Durchquerung der Llanos befuhr er den Orinoko bis zum Cassiquiare, besuchte dann Cuba, das Plateau von Bogota und Quito, wo er am 23. Juni 1802 eine freilich nicht ganz geglückte Ersteigung des Chimborazo

versuchte. Auf der Rückreise nach Europa verweilte Humboldt etwa ein Jahr in Mexiko und kam mit seinem Reisegefährten am 3. August 1804 nach Europa zurück. Die Frucht dieser Forscherreise, die wie kaum eine andere für die Naturwissenschaft epochemachend war, bildete die in zwanzig Folio- und zehn Quartbänden erschienene „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent“ (1810—1826) mit ihren kostbaren Atlanten und Kupfertafeln, womit die Wissenschaft eins der wertvollsten Werke aller Zeiten erhielt.

1862 bereiste der deutsche Naturforscher Eduard Friedrich Pöppig Südamerika, insbesondere Chile, Peru und Brasilien und kehrte im Jahre 1832 nach der Heimat zurück, um 1835 seine vortrefflich geschriebene „Reise in Chile, Peru ꝛc.“ zu veröffentlichen.

Gleichfalls als Naturforscher that sich der Irländer Joseph Barclay Pentland hervor, dessen in dem Zeitraum von 1826—1838 angestellte astronomische Ortsbestimmungen in Peru, Chile und Bolivia zu den klassischen Arbeiten jener Zeit gehören.

Im Jahre 1850 begab sich Hermann Burmeister nach den brasilianischen Provinzen Rio de Janeiro und Minas Geraes, 1856 besuchte er Uruguay, das nördliche Argentinien und Chile, um 1860 über Panama und Cuba nach Europa zurückzukehren. Bereits im folgenden Jahre verlegte er dauernd seinen Wohnsitz nach der argentinischen Universität Cordova. Zahlreiche Schriften, unter denen „Eine Reise nach Brasilien“ (1853), „Landschaftliche Bilder Brasiliens“ (1853), „Systematische Übersicht der Tiere Brasiliens“ (1854—1856), „Reise durch die La Plata Staaten“ (1861) hervorragen, sprechen für die außerordentliche Fruchtbarkeit dieses unermüdlichen Gelehrten.

Größere Reisen legte auch der Amerikaner James Orton zurück, der als Naturforscher seit 1867 drei Expeditionen durch Ecuador, Brasilien, Bolivia und Peru führte. Er fand im Jahre 1877 seinen Tod am Titicacasee. Von ihm stammt das Werk „The Andes and the Amazon, or across the continent of South America“ (1876).

Von hoher Bedeutung für die Naturwissenschaft waren ferner die Wanderungen des Botanikers Gustav Wallis, der viele Jahre in Brasilien, Peru, Bolivia, Ecuador, Columbia, Venezuela, Panama und Costarica verbrachte und am 20. Juni 1878 zu Cuenca in Ecuador starb. Ihm verdankt die Gärtnerei die Einführung zahlreicher herrlicher Pflanzen der Tropenwelt.

Ausgedehnte Forschungen stellte auch der Naturforscher Johann Jakob von Tschudi an, der in den Jahren 1838—1842 Peru, 1857—1858 Brasilien, die La Plata Staaten, Chile, Bolivia und Peru und 1859 Südbrasilien besuchte und unter anderen „Peruanische Reiseskizzen“ (1846), „Fauna peruana“ (1844—1847), „Reisen durch Südamerika“ (1866—1868) verfaßte.

Von hohem Werte sind ferner die Ergebnisse der Geologen Wilhelm Reiß und Alfons Stübel, die von 1868—1876 gemeinschaftlich sehr erfolgreiche Reisen, namentlich in den Regionen der Anden von Columbia und Ecuador vollführten. Nach der

Heimkehr seines Gefährten setzte Stübel die Reisen in Chile und Bolivia fort und brachte auch durch seine archäologischen Forschungen in Peru der Wissenschaft große Bereicherung.

Einer der erfolgreichsten und ausdauerndsten Amerikareisenden war der französische Arzt Jules Nicolas Crevaux, der im Jahre 1877 von Cayenne aus seine erste, 1878 seine zweite Expedition antrat und bis 1879 große Teile von Guyana und Nord Brasilien zum erstenmal erforschte. 1880 brach er zum Magdalenenstrom und Orinoko auf, wurde aber im Jahre 1882 auf einer vierten Expedition durch Bolivia am Rio Pilcomayo von den Toba Indianern erschlagen.

Columbia, Ecuador und Peru wurden in neuerer Zeit von den Reisenden Holton (1852), Moritz Wagner (1857—1859), Eduard André (1875—1876), Charles Wiener (1875—1877), Alfred Hettner sowie von P. Magalli (1887) besucht.



Robert Hermann Schomburgk.

In Venezuela sind von neueren Reisenden Anton Goering, Karl Sachs, Sievers, M. J. Chaffanjon und der italienische Graf E. Stradelli (1887—1888) zu nennen, in Guyana war Robert Hermann Schomburgk der Bahnbrecher, dem im Jahre 1834 die Londoner Geographische Gesellschaft die Mittel zu einer wissenschaftlichen Expedition nach Britisch Guyana gewährte. Diese Reise dehnte sich mit geringer Unterbrechung bis zum Jahre 1844 aus und ergab so bedeutende Resultate, daß die Londoner Geographische Gesellschaft dem Reisenden die goldene Medaille verlieh, während die Königin ihm die Ritterwürde erteilte. Schomburgks Hauptwerke sind die „Description of British Guyana“ (1840) und „Views in the interior of Guyana“ (1840). Seine Reiseberichte erschienen 1841 unter dem Titel „Reisen in Guyana und am Orinoko“.

Als Botaniker nahm an diesen Wanderungen der Bruder Schomburgks, Richard Schomburgk teil. Gleichfalls mit großem Erfolge war der Naturforscher Karl Ferdinand Appun während der Jahre 1849—1868 in Venezuela, Guyana und Nordbrasilien thätig. Leider starb dieser verdienstvolle Gelehrte, dem wir das reizvoll geschriebene Werk „Unter den Tropen“ (1871) verdanken, auf einer zweiten, im Jahre 1871 unternommenen Reise ins Innere von Guyana. Um die weitere Erforschung Guyanas erwarben sich in neuerer Zeit August Kappler, Ch. B. Brown (1869), J. von Thurn, G. Brousseau, Henri Coudreau (1888—1890), Wilhelm Joest (1890).

In Ecuador und Peru, wo bereits 1712—1714 der Ingenieur Frezier in der Aufnahme des Landes sich auszeichnete, stellten 1736—1744 La Condamine, Bouguer, Couplet, Godin, Jussieu und Ulloa wichtige Ortsbestimmungen und Gradmessungen an, nach deren Beendigung Bouguer 1743 den Magdalenenstrom, La Condamine den Amazonas hinabfuhr.

Aus neuerer Zeit sind die Reisen Werthemans und Marcel Monniers (1886—1887) erwähnenswert.

1834—1836 erforschten die Engländer Smyth und Lowe den Ucayale und oberen Marañon.

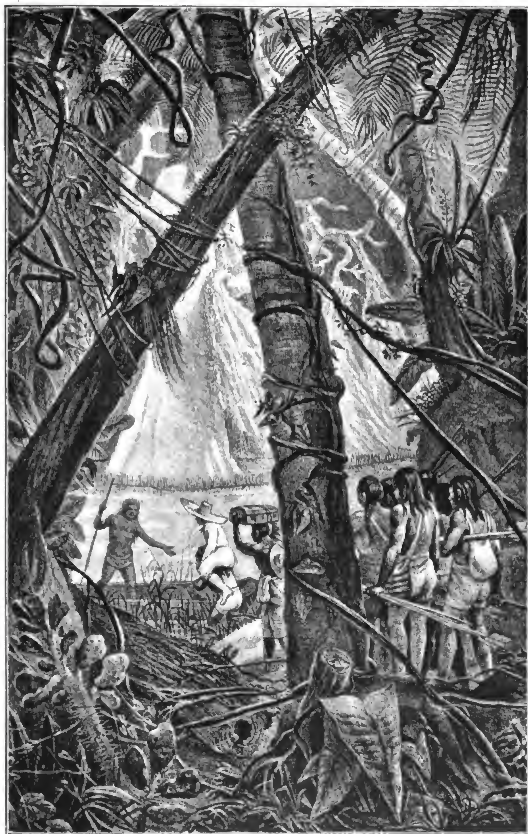
Unter den Archäologen, die sich die Aufhellung der Kulturverhältnisse der alten Inkavölker angelegen sein ließen, ragen der Peruaner Eduardo de Rivero („Antiguedades Peruanes"), der Italiener Antonio Raimondi („El Peru" 1874—1880), die Franzosen Alcide d'Orbigny, Francis de Castelnau („Expédition dans les parties centrales de l'Amérique de Sud, exécutée 1843 à 1847"), Charles Wiener („Pérou et Bolivia" 1879), der Engländer Clemens R. Markham („Travels in Peru and India" 1862), der Amerikaner Ephraim George Squier („Incidents of travel in the land of the Incas" 1877), die Deutschen Johann Jakob von Tschudi („Peruanische Reiseskizzen" 1846), („Antiguedades peruanes" 1851), Adolf Bastian („Die Kulturländer des alten Amerika" 1878) und die Forscher Wilhelm Reiß und Alphons Stübel („Das Totenfeld zu Ancon" 1880—1887) hervor.



La Condamine.

✓

Das Tropenland par excellence, Brasilien, übte eine ganz besondere Anziehungskraft auf die gelehrte Welt aus. Im Sommer des Jahres 1744 schiffte der französische Mathematiker Charles Marie de la Condamine als erster wissenschaftlich gebildeter Reisender den Amazonenstrom hinab, von dem er die erste, auf astronomische Bestimmungen begründete Karte entwarf. Sein „Journal du voyage fait par ordre du roi à l'équateur (1751 und 1752) legt Zeugnis von der hohen Bedeutung dieser Reise ab. In demselben Jahre befuhr der Jesuit Manuel Ramon den Rio Negro und drang von diesem Flusse auf dem Cassiquiare zum Orinoko. Hohe Verdienste um die Erschließung Brasiliens erwarb sich ferner der deutsche Mineraloge Wilhelm Ludwig von Eschwege in den Jahren 1810—1821, der als Generaldirektor sämtlicher Goldbergwerke verschiedene Provinzen Brasiliens bereiste und seine Beobachtungen in dem Werke „Journal von Brasilien" (1818), „Brasilien, die neue Welt in topographischer, geognostischer &c. Hinsicht" (1830), „Pluto Brasiliensis" (1833) niederlegte. Sein Lands-



Auf Flußreisen im brasilianischen Urwalde mit Goyanas Indianern.

Aus J. B. Debret, »Voyage pittoresque au Brésil«.

mann Prinz Maximilian zu Wied besuchte um dieselbe Zeit und zwar von 1815—1817 die Küstengebiete Brasiliens und veröffentlichte außer anderen Werken seine „Reise nach Brasilien" (1819—1822), unmittelbar darauf (1817—1820) durchforschten im Auftrage der bairischen Regierung die beiden Gelehrten Johann Baptist von Spix und Karl Friedrich Philipp von Martius das Stromgebiet des Amazonas und Rio Negro und boten als Resultat ihrer ausgedehnten Reise die Werke „Reise nach Brasilien" (1840), „Flora Brasiliensis" (1824—1831), „Historia naturalis palmarum" (1823—1853), „Die Pflanzen und Tiere des tropischen Amerika" (1831) und andere. Der französische Naturforscher Augustin Francois Saint-Hilaire veröffentlichte die Resultate seiner während der Jahre 1816—1822 gemachten Forschungsreisen in den großen Werken „Histoire des plantes les plus remarquables du Brésil et du Paraguay" (1824), „Plantes usuelles des Brésiliens" (1824—1828), „Florae Brasiliae meridionalis" (1825—1833), „Voyage dans les provinces de Rio de Janeiro et de Minas Geraës" (1830), „Voyage dans le district des diamants etc." (1833), „Voyage aux sources du Rio de San Francisco etc." (1847—1848) und „Voyages dans les provinces de Saint Paul et de Sainte Catherine" (1851). Der französische Kontreadmiral Tardy de Montravel beschäftigte sich seit 1842 viele Jahre lang mit Aufnahmen an der brasilianischen Küste, am Amazonas, Orinoko und La Plata, großartige Resultate erzielte ferner sein Landsmann Francis de Castelnau, der in den Jahren 1843—1847 im Auftrage seiner Regierung eine Expedition durch Brasilien vollführte, die in dem Werke „Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud etc." (1851) beschrieben wurde.

Fr. Ph. de Martius

Namenszug des Friedrich Philipp von Martius.

Von Wichtigkeit sind auch die Reisen der beiden Naturforscher Alfred Russell Wallace und Henry Walter Bates, die im Jahre 1848 nach den weniger bekannten Gegenden am Amazonenstrom reisten. Ersterer verlebte vier Jahre im Thale dieses großen Flusses sowie am Rio Negro; letzterer durchforschte, hauptsächlich mit zoologischen Studien beschäftigt, elf Jahre lang auch noch andere Zuflüsse des Amazonas. Wallace schrieb „Travels on the Amazon and Rio Negro" (1853) und „Palm trees of the Amazon" (1853), Bates hingegen sein hochinteressantes Werk „The naturalist on the River Amazonas" (1863, deutsch 1866) sowie verschiedene fachwissenschaftliche Werke.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts besuchte Hermann Burmeister die Provinzen Rio de Janeiro und Minas Geraes und lieferte „Landschaftliche Bilder Brasiliens" (1853), „Reise nach Brasilien" (1853), „Systematische Übersicht der Tiere Brasiliens" (1854—1856) und andere.

Der nordamerikanische Marineoffizier W. Lewis Herndon untersuchte 1850 bis 1852 den oberen Ucayala und Amazonas und veröffentlichte im Jahre 1854 sein Werk „Exploration of the Amazon". Von 1855 ab war in Brasilien neben dem Obersten Church auch der Ingenieur Franz Keller-Leuzinger mit Aufnahmen am Amazonenstrom und Madeira thätig und gab 1873 das schöne Werk „Vom Amazonas

und Madeira" heraus. Große Reisen vollführte ferner der Deutsche Robert Christian Avé-Lallement in den Jahren 1858—1859 und beschrieb dieselben in den Werken „Reisen durch Südbrasilien" (1859), „Reisen durch Nordbrasilien" (1860) und „Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen" (1880).

In dieselbe Zeit fallen die Reisen der Forscher Heusser, Claray, Waldemar Schulz, Silva Coutinho und Chandleß, welch letzterer seit 1862 eine Reihe von wichtigen Forschungen im Stromgebiet des Amazonas ausführte und sich namentlich durch seine Aufnahmen am Purus, Jurua, Madeira, Tapajos, Beni u. a. verdient machte. Eine wichtige Epoche bezeichnet auch die Reise des berühmten Naturforschers Ludwig Johann Agassiz, der im Jahre 1865 eine großartige Expedition nach Südamerika, speziell an den Amazonenstrom vollführte, die er in den Werken „A journey in Brazil" (1866) und „Life and explorations in Brazil" (1868) schilderte. Agassiz' Begleiter, Chr. Fr. Hartt, setzte das Werk seines Meisters fort, stellte 1867 an der Ostküste Brasiliens, 1870—1871 am Tocantins, Amazonas und Tapajos, 1874 in Südbrasilien Aufnahmen an und lieferte eine „Geology and physical geography of Brazil" (1870). Der englische Geologe Barrington Brown befuhr 1873 mit dem Botaniker W. H. Trail den Amazonenstrom sowie zahlreiche seiner Nebenflüsse und schrieb „Fifteen thousand miles on the Amazon and its tribitaries" (1878).



Karl von den Steinen

In neuester Zeit machte sich der deutsche Arzt Karl von den Steinen durch die im Jahre 1884 erfolgte und 1887 und 1888 mit Paul Ehrenreich fortgesetzte Erforschung des Xingu bekannt und ist das schöne Werk „Durch Central Brasilien" (1886) die Frucht dieser Reisen.

Erwähnung verdienen ferner die Schöpfungen der Maler J. B. Debret und Moritz Rugendas. Ersterer veröffentlichte eine „Voyage pittoresque au Brésil", letzterer „Malerische Reisen in Brasilien" (1827—1835).

Die südliche Hälfte von Südamerika wurde gleichfalls von zahlreichen Gelehrten durchstreift, so durchforschten in den Jahren 1781—1788 die spanischen Botaniker Ruiz, Pavon und Dombey Chile, während Don Felix de Azara von 1781—1801 die Pampas bereiste, die er zuerst schilderte.

Als Früchte seiner während der Jahre 1826—1833 durch Paraguay, Nordpatagonien, Chile und Peru unternommenen Reisen ließ der französische Naturforscher Alcide Dessalines d'Orbigny seine Werke „Voyage dans l'Amérique meridionale“ (1835—1849), „L'homme américain“ (1840) und „Descripcion geographica historica y statistica di Bolivia“ (1846) erscheinen.

Ziemlich zur gleichen Zeit durchforschten die Engländer Parker King, Robert Fitzroy und Charles Darwin verschiedene Teile Patagoniens, welches in den Jahren 1825 und 1833 auch von Nikolaus Descalzi besucht wurde, der am Vermejo und Rio Negro Forschungsreisen anstellte. 1853 bereiste Day, 1853—1856 Thomas Page und Mouchez, 1854—1859 Jean Antoine de Moussy Argentinien und Paraguay und gab letzterer die Werke „Description géographique de la confédération Argentine“ (1860—1864) und „De l'industrie indienne dans le bassin de la Plata etc.“ (1866) heraus. Rudolf Philippi machte sich 1853—1854 um die Untersuchung der Anden von Chile und der Wüste Atacama verdient und bereiste während der Jahre 1857—1862 das südliche Chile.

Dieselben Gebiete, sowie die zerklüfteten Chonos Inseln wurden 1870—1871 und 1877 von den chilenischen Marineoffizieren Simpson und Pissis aufgenommen. Der englische Marineoffizier George Chaworth Musters durchquerte 1869 und 1870 Patagonien seiner ganzen Länge nach von Süden nach Norden und verfaßte darüber sein vielgelesenes „At home with the Patagonians“ (1870, deutsch 1876), ferner befuhr der Oberst Guerrico 1873 und 1878 den Rio Negro und dessen Quellflüsse Limay und Neuquen. 1874 wurde Patagonien von Berg und Franzisko Moreno, 1876 von Ellis, 1877 von Rogers und Ibar, 1878 von Ramon Lista, 1886 von dem chilenischen Kommandanten Serrano besucht. An der weiteren Erforschung Argentiniens beteiligten sich außer Moreno, der General Uriburu (1870), die Oberstlieutenants Fontana, Sola, Ybazeta (1875—1882), Host, Latorre, Octavio Pico, Antonio Zeballo, der französische Ingenieur Thouar (1883) und die Generale Roca und Victorica.

Roca erschloß im Jahre 1879 die Wildniß am Rio Negro Victorica im Jahre 1884 diejenigen des Gran Chaco der Besiedelung.

Die deutschen Forscher Steinemann und Paul Güßfeldt wandten sich 1882 der Erforschung der Anden von Chile zu, während die Professoren Kurtz und Bodenbender die Argentinien zugelegene Seite der Anden, A. P. Bell und C. V. Burmeister 1887 die Quellgegenden des Chuput Flusses untersuchten.

Bolivia wurde in neuester Zeit von dem Oberst Labre (1887—1888), dem Amerikaner E. R. Heath (1881) und dem Engländer John Page besucht, welch letzterer auf seiner im Jahre 1890 unternommenen Expedition zur Erforschung des Stromgebietes des Pilcomayo seinen Tod fand.

Feuerland und die Südamerika zunächst gelegenen antarktischen Gebiete wurden 1881 und 1882 von Lieutenant Bove, 1886 und 1887 von Ramon Lista, 1890 und 1891 von den Franzosen Rousson und Willems bereist.

Trotz dieser sich über alle Teile der neuen Welt erstreckenden emsigen Forscherarbeit ist die Erschließung des ungeheuren amerikanischen Kontinents heute noch nicht völlig gelöst, denn sowohl Nord- wie Südamerika besitzen gegenwärtig noch ausgedehnte nach Oppels Berechnung zusammen 4,143 Millionen Quadratkilometer ausmachende Gebiete, wohin bisher weiße Forscher nicht gekommen sind.

Bei dem ungeheuren Eifer, den die Forscher des 19. Jahrhunderts bei ihrem Vordringen allenthalben bekundeten, darf aber mit Sicherheit erwartet werden, daß die Erschließung dieser gegenwärtig noch unbekannten Gebiete innerhalb der nächsten Jahrzehnte erfolgen wird.

* *
*

Wir haben in unserem Werke gezeigt, wie die seit uralten Zeiten jenseits der Säulen des Herkules geahnte Welt gefunden und durch die rastlose Arbeit unzähliger Entdecker, Eroberer, Forscher und Gelehrten für die Menschheit errungen wurde. Zuerst zu Anfang unseres Jahrtausends bekannt und drei Jahrhunderte später wieder vergessen, dann aufs neue aufgefunden, erhob sich die westliche Weltinsel aus den blauen Fluten des Ozeans weitaus großartiger und schöner, als wie jenes Zauberland Atlantis, von dem die Dichter des Altertums träumten.

Eine neue Menschenrasse trat den Bewohnern der Abendländer entgegen; bisher unbekannte Tiere und Vögel, mit den kostbarsten Fellen und den buntesten Federn geschmückt, fremde Baumarten, nie gesehene Pflanzen und Blumen in der wunderbarsten Farbenpracht erweckten allenthalben das Interesse der Europäer oder riefen ihre Bewunderung hervor.

Und welche Reichtümer bot diese neue Welt!

Dem schimmernden Sande der Flüsse, den hochragenden Gebirgen wurden unglaubliche Mengen von köstlichen Edelsteinen, von Gold, Silber und anderen wertvollen Metallen entnommen; aus den Meeren fischte man Perlen, wie sie der Orient nicht schöner bot; den Palästen der indianischen Herrscher wurden erstaunlichere Schätze und Kunstgegenstände entnommen, als wie sie die Märchenerzähler des Morgenlandes anzudeuten verstanden. Die alte Welt wurde mit Reichtümern überschwemmt, so unermeßlich dieselben aber auch waren, so gestalteten sich dennoch diejenigen, welche die Pflanzenwelt Amerikas bot, für die Menschheit ungleich segenbringender.

Von weitaus größerer Wichtigkeit, als alle Schätze der Goldminen von Peru, Mexiko und Kalifornien zusammengenommen, war die Einführung der in Amerika heimischen Kartoffel nach der alten Welt. In hohem Grade gegen klimatische Einflüsse widerstandsfähig, dabei überaus fruchtbar, nahrhaft und wohlschmeckend, verbreitete sich dieselbe über ganz Europa und das nördliche Asien.

Teurung und Hungersnot, welche bis dahin die Völker gar häufig heimgesucht hatten, wurden seltener und verloren ein gut Teil ihres Schreckens.

Eine zweite Nährpflanze von nicht geringerer Wichtigkeit war der Mais, dessen Heimat wahrscheinlich Peru oder Mexiko ist, wo er bereits zur Zeit der spanischen Eroberung stark angepflanzt wurde und hochentwickelt war. Von Amerika aus verbreitete er sich über ganz Südeuropa und ist in dem wirtschaftlichen Leben dortiger Nationen ein ebenso wichtiger Faktor geworden, wie die Kartoffel in demjenigen nordischer Völker.

Eine dritte wertvolle Pflanze, die wir der neuen Welt verdanken, ist der Tabak, dessen Anbau und Verarbeitung Millionen von Menschen beschäftigt, ferner erhielten wir aus Amerika den Kakao, den Paraguaythee, die Koka und die Ananas, an Gewürzen die kostbare Vanille und den sogenannten spanischen Pfeffer (Capsicum annuum), an medicinischen Pflanzen die unschätzbare Chinarinde, den Kopaivabaum, das Ipecacuanha, Quassia, Sassafras, Sassaparilla und andere. Für industrielle Zwecke sind der Kautschuk und die der Tierwelt entstammende Cochenille von hohem Werte.

Neben diesen Bereicherungen erfuhr das ganze Leben des Abendlandes durch die Entdeckung Amerikas eine vollständige Umwälzung. Alle Verhältnisse änderten sich in überraschender Weise, dem Handel wurden neue Bahnen eröffnet, den Wissenschaften erschloß sich ein unermeßliches Feld zu neuen Beobachtungen, und die Anregungen, welche die denkenden Geister dadurch erhielten, gaben den Anstoß zu zahllosen neuen Erfindungen. Ganz besonders auf dem Gebiete des Weltverkehrs vollzogen sich die großartigsten Umwälzungen. An Stelle der kleinen Fahrzeuge, über welche das 14. und 15. Jahrhundert verfügte und die sich kaum auf den Ozean hinauswagten, traten stolze Dreimaster, an Stelle der armseligen Pfade, über welche die Güter mit Packpferden und Maultieren mühsam befördert wurden, schuf man breite Heerwege, die in ihrer Anlage verrieten, daß die Kunststraßen der mexikanischen und der Inkavölker zum Vorbild gedient hatten.

Das Anwachsen des immer mächtiger werdenden Handelsverkehres zwischen der alten und neuen Welt zwang die Menschen, neue Verbesserungen zu ersinnen, es wurden Kanäle ins Inland gebaut, die Häfen erweitert und verbessert, regelmäßige Postverbindungen eingeleitet und Zeitungen geschaffen. Ohne die Entdeckung Amerikas wären Dampfer, Eisenbahnen, Telegraph und Telephon wohl noch heute unbekannte Dinge, ohne die Vorbilder, welche die spanischen Eroberer an den Höfen des alten Tenochtitlan und des Inkareiches Tahuantinsuyu erblickten, besäßen wir vielleicht heute noch keine botanischen und zoologischen Gärten, noch keine naturwissenschaftlichen und Kunstmuseen, in denen auch der Unbemittelte sein Wissen zu bereichern und sich Stunden hohen Genusses zu verschaffen vermag.

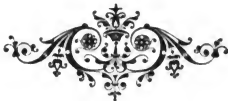
Aber auch in anderen Beziehungen war die Entdeckung Amerikas für die Menschheit von höchster Bedeutung. Die alte Welt vermochte den Überschuß ihrer Bevölkerung dorthin abzugeben und dieser Überschuß, ohne dessen Ableitung Europa heute in erschreckender Weise übervölkert sein würde, fand jenseits des Ozeans ein weites Feld für die Verwendung seiner Kräfte und Fähigkeiten. Von keinen Rassen- und Standesunterschieden beengt, durch keine mittelalterlichen Vorurteile und Überlieferungen

behindert, von keinem konfessionellen Hader gestört, vermochten die Auswanderer ein neues Reich zu errichten, in dem menschlicher Unternehmungsgeist und menschliche Thatkraft die höchsten Triumphe feierten, in dem Industrie, Handel, Landwirtschaft und Verkehr einen Aufschwung und eine Ausdehnung annahmen, die alles bisher Geleistete weit hinter sich lassen.

Auch auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete beginnt es sich allenthalben zu regen und sind bereits eine Menge der großartigsten Erfindungen von Amerika aus in die Welt gegangen. In vielen Dingen vermag der junge Kontinent mit Europa erfolgreich zu konkurrieren, in mancher Hinsicht hat es das letztere bereits überflügelt. Dieser Wettstreit geht unaufhaltsam fort und fort und wird unzweifelhaft mehr wie jedes andere Ereignis dazu beitragen, die Menschheit der höchsten Stufe ihrer Entwickelung entgegenzuführen. —

Eine solche Epoche angebahnt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst des Christoph Columbus, mit dessen kühner Ozeanreise alle Fesseln gesprengt wurden, die bisher der freien Entfaltung des menschlichen Geistes und menschlicher Thatkraft hinderlich waren. Dies Verdienst wird unterschiedslos von den Gebildeten aller Nationen anerkannt, und gälte es, dem Wiederentdecker Amerikas ein von der ganzen Menschheit gestiftetes Denkmal zu errichten, so könnte dasselbe keine passendere Widmung tragen als:

„Dem Christoph Columbus die dankbare Welt!“



Namen- und Sachregister.

(Die römischen Zahlen bezeichnen den Band, die arabischen die Seiten.)



Anmerkungen.

Zu Band I. Seite 23. Wichtige Funde menschlicher Überreste aus der Vorwelt wurden auch am Peñon bei Mexiko gemacht und befinden sich dieselben gegenwärtig im Museum der Stadt Mexiko Ein Teil, darunter die Hälfte eines wohlerhaltenen Schädels, gelangte durch Vermittlung des Konsul José Dorrenberg zu Puebla in den Besitz des Museums für Völkerkunde zu Leipzig.

Zu Band I. Seite 70. Ein sehr gut erhaltenes Mayamanuskript wurde neuerdings von Herrn José Dorrenberg aufgefunden und befindet sich diese in den Gelehrtenkreisen unter dem Namen Codex Dorrenbergianus bekannte Handschrift gegenwärtig im Besitz des Nationalmuseums der Stadt Mexiko.

Zu Band II. Seite 462. Lieutenant Peary kehrte wohlbehalten im Herbst des Jahres 1892 nach den Vereinigten Staaten zurück. Das wichtigste Ergebnis seiner Expedition war eine ausgedehnte Reise auf dem grönländischen Inlandeise, die ihn von der M'Cormick Bai bis zu 81° 37′ nördl. Br. und 84° öst. L. führte und während welcher 1300 engl. Meilen zurückgelegt wurden.



